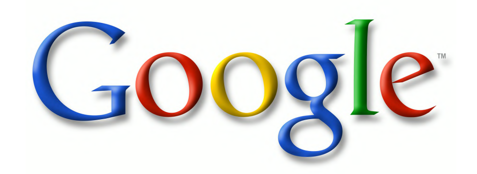
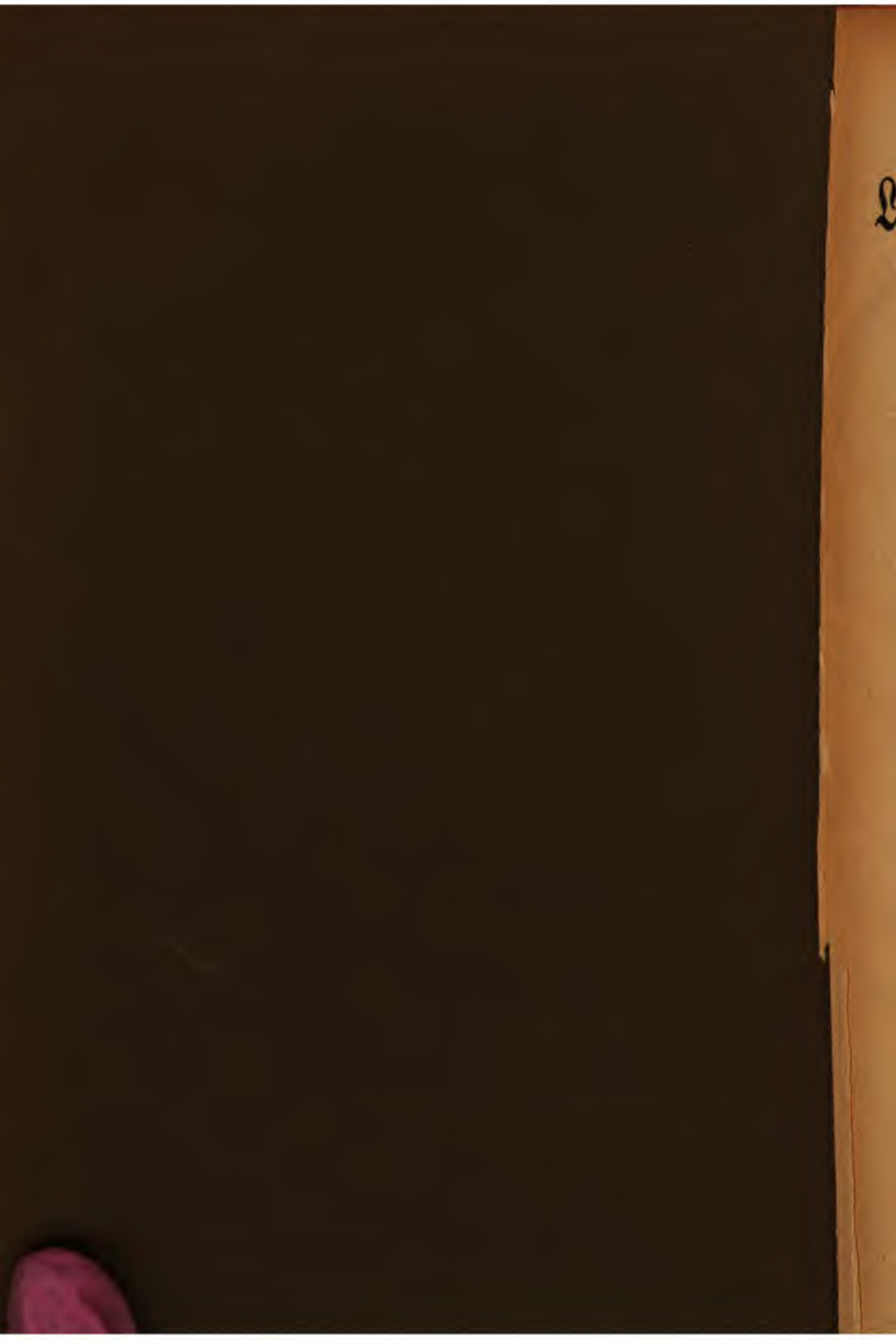

Google


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Ludwig van Beethovens Leben

Von

Alexander Wheelock Thayer

Auf Grund der hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien

weitergeführt von

Hermann Deiters

Vierter Band

Mit Vorwort, Register, Berichtigungen und Ergänzungen

von

Hugo Riemann



Leipzig
Breitkopf & Härtel
1907

Vorwort.

Nicht ohne ein Gefühl schwerer Verantwortung habe ich die ehrenvolle Aufgabe übernommen, Thayers Werk über Beethoven in der deutschen Bearbeitung von Hermann Deiters zu Ende zu führen, zunächst die Drucklegung der letzten beiden Bände zu überwachen, weiterhin aber auch die für die Neuauflage des 2. und 3. Bandes notwendigen Ergänzungen und Berichtigungen einzufügen, und damit das ganze Werk einheitlich durchzuarbeiten und mit den Resultaten der zahlreichen neueren Spezialforschungen über Beethoven in Einklang zu bringen. Leider ist ja derjenige, welcher das umfangreiche, grundlegende Material zusammengebracht und darin seine Lebensaufgabe gefunden hat, Alexander Wheelock Thayer bereits vor zehn Jahren aus dem Leben geschieden, und auch sein würdiger Genosse, der Verfasser der deutschen Bearbeitung Hermann Deiters, hat die Arbeit nicht zu Ende führen können, sondern ist am 11. Mai 1907 zu Koblenz gestorben. So war es denn unabweislich geworden, daß noch ein dritter Name auf dem Titelblatte erschien und auch an der Gestaltung des Textes eine dritte Hand sich beteiligte.

Der 1901 in zweiter Auflage ausgegebene erste Band hat bereits im Vorworte Rechenschaft abgelegt über einige nicht belanglose Änderungen, welche die Anlage des ganzen Werks teils schon erfahren hat, teils noch weiter erfahren soll. Hermann Deiters hat die in den ersten drei Bänden durchgeführte (nicht von Thayer, sondern von ihm herrührende) Einteilung in „Bücher“ bereits in der Neuauflage des ersten Bandes fallen lassen und daher auch in dem vorliegenden vierten Bande von ihr abgesehen; es geschah das wohl hauptsächlich darum, weil die letzten Lebensjahre Beethovens, über welche am meisten zu sagen ist, nur sehr schwer einer solchen Teilung sich fügen wollen. Es wird daher das ganze Werk nunmehr nur noch die von Thayer zugrunde gelegte chronologische Ordnung nach Einzeljahren, von 1800 ab im allgemeinen für jedes Jahr ein besonderes Kapitel aufweisen. Diese Ordnung
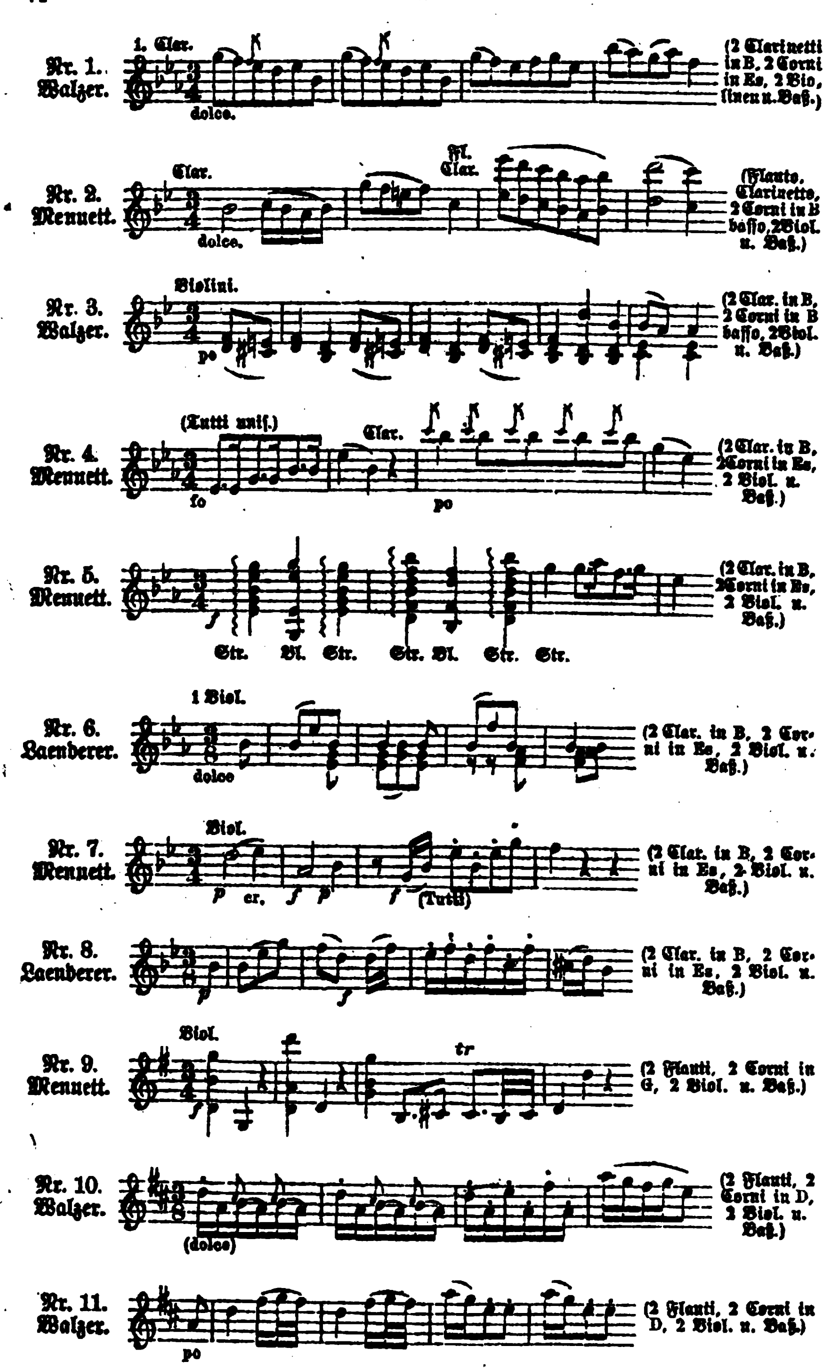
hat den Vorzug großer Übersichtlichkeit und leichter Auffindbarkeit von Details für den, der das Buch nicht nur lesen sondern benutzen will. Freilich gibt sie aber anderseits Anlaß, inhaltlich eng zusammengehöriges unter Umständen weit auseinander zu rücken, bringt auch die Gefahr an sich entbehrlicher Wiederholungen.

Eine zweite noch einschneidendere Änderung des ursprünglichen Plans hat ebenfalls die Vorrede der 2. Auflage des ersten Bandes angezeigt: Deiters gab dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche nach, der Zusammentragung der biographischen Tatsachen „etwas mehr Musik hinzuzutun“ (S. VIII). Schon die 2. Auflage des ersten Bandes hat dadurch ein stark verändertes Aussehen bekommen, freilich nicht dadurch allein, sondern in weit höherem Grade durch Einreihung der seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1866) gewonnenen neuen Erkenntnisse. Deiters' Darstellung emanzipiert sich somit seit Thayers Tode stärker von dessen ursprünglichem Plane der Arbeit und gibt sich als eine Neubearbeitung des Ganzen, mit dem ausdrücklichen Hinweise, daß Thayer selbst sich dem Gedanken nicht würde verschlossen haben, „daß die Entwicklung des Komponisten von der des Menschen nicht völlig getrennt werden könne“. Obgleich nicht Berufsmusiker, war doch Deiters auf musikalischem Gebiete derart zu Hause, daß er wohl wagen durfte, in ähnlicher Weise wie sein Lehrer Otto Jahn in der Biographie Mozarts und wie Spitta in der Biographie Bachs auf die musikalische Bedeutung der Werke einzugehen, deren Entstehungsgeschichte er nachzuweisen hatte, und er hat das mit Erfolg getan.

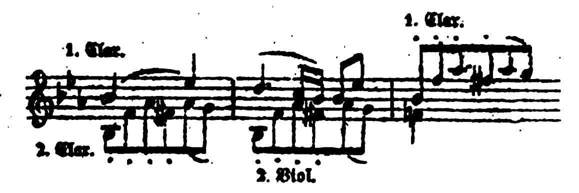
Hermann Deiters hat in den letzten Jahren seines arbeitsreichen Lebens in rastlosem Mühen gegen Krankheit und Alter angekämpft, um den Abschluß des Werkes zu vollenden und ihm, soweit seine Kräfte reichten, Inhalt und Form den früheren Bänden entsprechend zu geben. Der hier zum ersten Male erscheinende vierte Band lag bereits bis zum letzten Bogen ausgedruckt vor, als meine Tätigkeit einzusetzen hatte. Meine Aufgabe beschränkte sich daher darauf, demselben ein Vorwort zu geben und eventuell Druckfehler und andere Richtigstellungen anzumerken. Ich bekenne mit Freuden, daß der Inhalt dieses Bandes ein Stück ernster und gewissenhafter Arbeit bedeutet, eine würdige Fortsetzung der früheren Bände. In weit höherem Grade als in der Neuauflage des ersten Bandes war eine Fülle neuen, Thayer selbst seiner Zeit noch nicht bekannten Materials zu

verarbeiten, eine Aufgabe, welche Deiters, ich darf wohl sagen, restlos gelöst hat. Ein Blick auf das am Schluß von mir angehängte alphabetische Register zeigt schon, in welchem Umfange die Arbeiten Nottebohms, Nohls, Kalischers, Frimmels verwertet worden sind. Das gleiche gilt aber auch von verstreuten Einzelarbeiten anderer, von denen wohl kaum eine für die Jahre 1817—1823 in Betracht kommende unbeachtet gebieben ist. Durch die Beifügung eines Registers zu diesem Bande habe ich mich ein wenig in Widerspruch gesetzt mit Deiters' am Schluß des Vorworts zur 2. Auflage des ersten Bandes ausgesprochener Verheißung eines Generalregisters nach Fertigstellung des ganzen Werkes, glaubte aber das darum tun zu müssen, weil doch zweifellos in vielen Händen sich Exemplare ansammeln werden, welche die Bände I—III der ersten Auflage durch die neuen Bände IV—V ergänzen; ein Generalregister würde immer ein unvollständiges Ding bleiben, da voraussichtlich durch Neuauflagen auch der Schlußbände der Begriff Fertigstellung des ganzen Werkes ein zerfließender werden muß. Ich verheiße darum lieber Spezialregister zu jedem fernerhin erscheinenden Bande, die auf alle Fälle bessere Dienste leisten werden. Das gänzliche Fehlen von Registern bei den früher erschienenen Bänden ist ein Übelstand, den sehr viele gleich mir empfunden haben werden; für den vorliegenden erwies sich ein Register als schlechterdings unentbehrlich wegen der sehr zahlreichen Bezugnahmen auf schon erwähntes oder weiterhin zu erwähnendes ohne bestimmt orientierende Seitenzahlen.

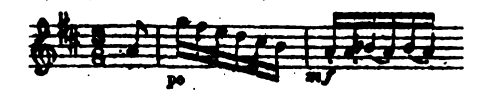
Meine persönliche Beisteuer zum Inhalte dieses Bandes konnte nur eine außerordentlich beschränkte sein; das versteht sich ja nach dem oben gesagten von selbst. Ich freue mich aber, doch wenigstens einiges wenige positive beisteuern zu können. Erstens glaube ich die S. 175 noch als verloren betrauerten Mödlinger „Walzer" Beethovens vom Sommer 1819 (vgl. auch den ausführlicheren Bericht III. 43) gefunden zu haben und zwar in anonymen Stimmheften im Archiv der homasschule zu Leipzig. Es sind 4 Walzer, 5 Menuette und 2 Laenerer für sieben Instrumente (nur Nr. 2 hat als achtes Instrument ein agott), Tänze von auffallender Schönheit und meisterlicher Instrumenrung. Obgleich dieselben inzwischen in Partitur und Stimmen im rlage von Breitkopf und Härtel erschienen sind, notiere ich doch hier e thematischen Anfänge:


Nr. 1. Walzer.
1. Clar.
dolce.
(2 Clarinetti in B, 2 Corni in Es, 2 Violinen u. Baß.)
Nr. 2. Menuett.
Clar.
dolce.
Fl. Clar.
(Flauto, Clarinetto, 2 Corni in B basso, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 3. Walzer.
Violini.
po
(2 Clar. in B, 2 Corni in B basso, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 4. Menuett.
(Tutti unis.)
fo
Clar.
po
(2 Clar. in B, 2 Corni in Es, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 5. Menuett.
f
Str. Bl. Str. Str. Bl. Str. Str.
(2 Clar. in B, 2 Corni in Es, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 6. Laenderer.
1 Viol.
dolce
(2 Clar. in B, 2 Corni in Es, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 7. Menuett.
Viol.
p cr. f p f (Tutti)
(2 Clar. in B, 2 Corni in Es, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 8. Laenderer.
p f
(2 Clar. in B, 2 Corni in Es, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 9. Menuett.
Viol.
f
tr
(2 Flauti, 2 Corni in G, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 10. Walzer.
(dolce)
(2 Flauti, 2 Corni in D, 2 Viol. u. Baß.)
Nr. 11. Walzer.
po
(2 Flauti, 2 Corni in D, 2 Viol. u. Baß.)

Daß über Nr. 5 in der ersten Violinstimme ein auffälliges ‚d. B.‘ eingezeichnet ist, daß dieses Menuett Takt 9—11 mit dem Hauptmotiv der Bagatelle Op. 119 Nr. VII gearbeitet ist:



daß Nr. 10 Takt 17—18 sogar in der Tonlage mit Takt 25—26 der Bagatelle Op. 119 Nr. III übereinstimmt:



und daß der Anfang des Trio von Nr. 2 dem des Seitenthemas des Larghetto der D dur-Sinfonie entspricht:



fällt weniger ins Gewicht, die Autorschaft Beethovens zu beweisen, als die Gesammtfaktur der Tänze, der fortgesetzte Rollenwechsel der Instrumente, die frappanten Kontrastierungen des Ausdrucks, barsche Baßmotive (Nr. 6, 11), exquisite Hornwirkungen usw., vor allem aber das Überlaufen des Melodiefadens aus einem Instrument ins andere mit meisterlicher kontrapunktischen Führung. Da die Stimmen zweifellos ungefähr aus der Zeit um 1820 stammen, so müßte man die Tänze Beethoven zuschreiben, auch wenn uns nicht der Verlust eines derartigen Beethovenschen Werkes gerade für sieben Instrumente verbürgt wäre. Anfechtungen meiner Beweisführung werden gewiß nicht ausbleiben; gelingt es aber nicht, dieselbe zu entkräften, oder findet sich vielleicht gar noch ein bestimmterer Beweis für die Autorschaft Beethovens, so bedeutet dieser Fund nicht nur eine wertvolle Bereicherung unseres Besitzstandes an klassischen Elitetänzen (das ist er auf alle Fälle), sondern vielleicht den glücklichsten Beethovenfund seit langer Zeit. Ich habe in einem kleinen Aufsatze in der Zeitschrift der Internationalen Musik-

gesellschaft (November 1907) das Resultat einer Vergleichung dieser Tänze mit den 1872 von R. v. Perger im Archiv des Künstler-Pensions-Instituts zu Wien aufgefundenen und von J. Chantavoine bei Heughel in Paris herausgegebenen 12 Menuetten Beethovens vom Jahre 1799 mitgeteilt, auf das ich verweisen darf. Die Zahl der bestimmt als beethovenisch erweislichen Wendungen wächst durch dasselbe sehr stark, zugleich tritt aber auch ein gewaltiger Fortschritt in der Faktur hervor.

Ein zweiter positiver Beitrag zum Inhalte des Bandes ist mir durch das Entgegenkommen des Herrn Hans Simrock möglich geworden, welcher mir auf meine dringliche Bitte eine Einsichtnahme der bisher gänzlich unzugänglichen Briefe Beethovens an die Firma Nikolaus Simrock gestattete. Da die Briefe demnächst in extenso veröffentlicht werden sollen, so wird auch ihr Wortlaut, den ich wiederzugeben nicht in der Lage bin, bald meine Mitteilungen weiter ergänzen. Ich teile den Inhalt, soweit er den Text des gegenwärtigen Bandes angeht, hier folgend S. XI—XIII unter Hinweis auf die bezüglichen Seiten mit. Herrn Hans Simrock aber sage ich für seine Freundlichkeit auch hier noch besonders Dank.

Für die mancherlei Schwierigkeiten, denen mich die Überarbeitung der andern Bände zweifellos noch gegenüber stellen wird, erbitte ich schon zum voraus um freundlichen Beistand aller derjenigen, welche mir dabei nützen können. Möge es mir vergönnt sein, das mir entgegengebrachte Vertrauen zu rechtfertigen und mich der Mitarbeiterschaft an dem biographischen Denkmal des großen Meisters würdig zu erweisen.

Leipzig, im November 1907.

Hugo Riemann.

Druckfehler, Berichtigungen und Ergänzungen:

Seite 16 Anm. Zeile 1 lies 1816.

„ 27 Als Wohnung Beethovens in Heiligenstadt 1817 stellte J. Böck-Gnadenau in der „Musik“ II. 6 (1908) fest das Haus Pfarrplatz Nr. 2 bei Schlägl.

„ 55 Zeile 3 von unten Potter starb 26. Sept. 1871.

„ 79—80 vgl. dazu Seite 56 die Warnung an Potter. Czernys Aussage ist hier wohl allzuviel Gewicht beigelegt.

„ 89 die Namen der Begutachter des englischen Flügels (nicht wie Frimmel [Beethoven-St. II. 225] meint, Geschenkgeber; „Beethoven“ Seite 82 nennt er als solchen richtig Broadwood selbst) sind zu lesen: Fr. Kalkbrenner, Ferd. Ries, G. G. Ferrari, J. B. Cramer, C. Knyvett.

„ 96 Hier wäre wohl darauf hinzuweisen, daß im Sommer 1818 Beethoven selbst einige Zeit den Neffen im Klavierspiel unterrichtete „täglich durch drittehalb Stunden“ (Grenzboten 1875 III. 22), daß er in dieser Zeit ernstlich mit der Idee umging, auch eine Klavierschule zu schreiben und zwar eine von allen existierenden stark abweichende (vgl. Wegelers Nachträge zu den „Biogr. Notizen“ S. 23) und daß aus Schindlers Nachlasse die beiden ersten Hefte der Cramerschen Etüden mit hochinteressanten Anmerkungen Beethovens (freilich nur in Abschrift Schindlers) in den Besitz der Berliner Bibliothek gelangt sind, welche 1893 J. S. Shedlock unter dem Titel ‚The Beethoven-Cramer-Studies‘ herausgegeben hat. Schindler bezeugt ausdrücklich (Beethoven 1860, II. S. 183) daß Beethoven diese 20 (oder 21) Nummern so für den Unterricht Karls vorbereitet habe. Durch diesen persönlichen Unterricht seitens des Oheims fand wohl die Tätigkeit Karl Czernys als Klavierlehrer des Neffen (seit 1816) ihr Ende, und es erfolgte weiterhin die Betrauung Joseph Czernys mit Karls Weiterbildung (vgl. Schindler das. 182). Über Beethovens Klavierspiel und seine Anforderungen an den Vortrag vgl. auch Frimmel, Beethovenstudien II. 201—272.

„ 102 3. Absatz Zeile 4 fehlt: konzerten.

„ 116 Zeile 6 von unten lies: Anhang (IV.)

„ 137 Anm. 2 lies: Vgl. Anhang III (S. 555).

„ 157 Zeile 2 von unten lies: P. D. A. Atterbom.

„ 177 Zeile 2 von oben lies: Anhang (IV).

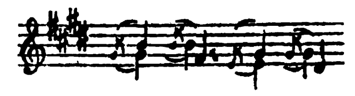
„ 188 Zeile 1 u. 2 von unten lies: Kreißle statt Kreißler.

„ 196 Zeile 2 von oben lies: „ihnen unterdeß“ statt „Ihnen indeß“ (ebenso S. 426 Anm. 1 Zeile 3).

„ 231 Zeile 9 von unten lies: Demnach statt Dennoch.

„ 233 Zeile 13 von unten lies: „gearbeitet als“ statt „gearbeitet, wie“.

Seite 234 Anm. 1: Die Schreibweise des Anfangs von Op. 109 soll nicht eine einfachere Melodiegrundlage herausheben, sondern andeuten, daß der Vorschlagston liegen bleibt, also s. v. w.:



" 236 Anm. Nicht auf Frimmel sondern auf Hans von Bülow ist zu verweisen bezüglich der vermeintlichen „Bebungen" in Op. 69, Op. 110 und vor allen auch Op. 106. Vgl. aber meine Erklärung derselben in meiner Ausgabe Bd. III. Seite 145.

" 240 Zeile 5 von unten wohl zu lesen: „würdigend die hohen Verdienste".

" 263 Anm. 1 Zeile 3 lies „maxima".

" 275 letzte Zeile lies „Bruder."

" 276 Anm. 4. Der Zweifel, daß die beiden Besucherinnen Carlotta Unger und Henriette Sontag gewesen, behebt sich durch Seite 436, wo (im Juni 1823!) dieselben Beethoven zu einem Spaziergange einladen.

" 282ff. Zu den Besuchern Beethovens i. J. 1822 zählte auch der Geiger Alexandre Boucher (29. April 1822), der mit einer Empfehlung Goethes kam und deshalb sehr warm aufgenommen wurde, auch ein paar Zeilen mit Noten von Beethovens Hand erhielt (Gust. Vallat, Al. Boucher et son temps 1890). Der Bericht wird bestätigt durch einen Brief Mendelssohns an Goethe vom 22. Mai 1822, aus dem hervorgeht, daß Boucher beim Wiener Publikum abfiel. Vgl. Frimmel, Beethovenstudien II. 73ff.

" 285 Zeile 15 von unten lies „Goethe, nicht".

" 363 Nach Mitteilung von Ad. Schmidt i. d. „Musik" III. 12 (1904) verfügte der Großherzog von Baden bereits am 26. Febr. 1823 die Subskription auf die Missa solemnis. Daselbst auch ein Dankesbrief Beethovens vom 24. März 1823, sowie ein Entschuldigungsbrief an Schleiermacher vom 2. Aug. 1823, daß die Kopie noch nicht abgesandt.

" 366 Zeile 1 lies „Christiane" (Vulpius) statt „Christian".

" 410 Zeile 4 von unten lies Blahetka.

" 414 Aus den Mitteilungen W. Altmanns i. d. „Musik" III. 12 (1904) ergibt sich, daß sogar noch im Frühjahr 1826 Beethoven durch Schlesinger dem Berliner Intendanten Grafen Brühl die Oper Melusine antragen ließ. Die Ablehnung war übrigens keine kategorische.

" 423 Die Rückkehr Schuppanzighs nach Wien scheint um den 20. April 1823 erfolgt zu sein, da ihm unterm 26. April Beethoven einen Brief in Kanonform (5stimmig) sandte: „Falstaferl, laß dich sehen!" (nach dem im Besitz eines Herrn cand. med. Felix Hoch befindlichen Autographen von Alfred Kalischer mitgeteilt in der „Musik" II. 13 (1903).

" 452 2. Absatz Zeile 16 „Da ich eben etwas d. g. schreibe" bezieht sich wohl auf noch andauernde Versuche, die Musik der „Ruinen von Athen" mit neuem Text zu verwerten (Sporschil, Grillparzer).

" 458 Zeile 1 von unten lies: Stich von Höfel nach Letronne.

" 465 Zeile 7 lies: Léon de Saint Lubin.

" 514 Zeile 3 von unten lies: „Ewer u. Cie."

Ergänzungen aus Beethovens Briefen an Nikolaus Simrock.

Zu Seite 13 und 77.

Der mir durch Herrn Hans Simrock vorgelegte Zessionsschein über die beiden Cellosonaten [op. 102] (unterzeichnet von Beethoven und Peter Joseph Simrock für seinen Vater) ist datiert vom 28. September 1816. Die Sonaten sind aber frühestens Ende Februar oder Anfang März erschienen, da Beethoven in einem Briefe vom 15. Februar 1817 an Simrock die Opus-Zahl 101 (!) für den Titel anmeldet. Danach scheint also erst noch die A dur-Klaviersonate als Op. 101 herausgekommen zu sein sodaß für die Cellosonaten die Zahl 102 notwendig wurde. Das Empfangsdatum [20. Januar 1817], das Zmeskall auf den Brief geschrieben, in welchem Beethoven sich die gedruckten Sonaten von ihm leihweise erbittet, wird dadurch zweifelhaft (der Brief selbst ist ja undatiert). —

Beethovens Brief klagt übrigens über die Unzuverlässigkeit der Post, da ihm Simrocks Brief vom 23. Oktober [1816] nicht zugegangen sei.

Zu Seite 193 f., S. 195. Anm. und S. 426.

Der Brief Beethovens an Simrock vom 10. Februar 1820 liegt mir durch die Güte des Herrn Hans Simrock vor. Derselbe offeriert die schottischen Lieder (Op. 108) für 60 # in Gold, 8 Variationenwerke (Op. 107) für 70 #, die Diabelli-Variationen (Op. 120) noch ohne Normierung des Honorars [1]) und die große Messe für 125 (!) Louisdor. Von speziellem Interesse ist noch die Mitteilung Beethovens

---

[1] Die Chronologie der Diabelli-Variationen (Op. 120) ist durchaus noch nicht völlig geklärt. Czernys Mitteilung an Otto Jahn, daß die Aufforderung Diabellis „um 1820“ ergangen sei, ist doch wahrscheinlich richtig; da Schuberts Beitrag vom März 1821 datiert ist, so ist doch schließlich kein stichhaltiger Grund erweislich, daß nicht Beethoven schon im Februar 1820 die Idee einer längeren Variationenreihe über den Walzer Diabellis gefaßt hätte — bis zur Verwirklichung war ja ein weiter Weg. Der Wortlaut der bezüglichen Stelle in Beethovens Brief vom 10. Februar 1820 (das Original wurde von Fritz Simrock an Brahms geschenkt — jetzt im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde — der dafür eine eigenhändige Kopie desselben zu den Beethovenbriefen der Firma legte) ist: „Große Veränderungen über einen bekannten Deutschen — welchen ich ihnen unterdeß nicht zusagen kann, noch vor der Hand, und wovon ich ihnen, wenn Sie solches wünschen, das Honorar alsdann anzeigen werde.“ Die vielen Hinweise auf die Zukunft (unterdes, noch vor der Hand, alsdann) beweisen bei Beethovens sanguinischer Art, angefangene Werke als so gut wie fertige zu offerieren, daß er noch keinen Federstrich daran getan, sondern nur ganz von weitem die Idee ins Auge gefaßt hatte. Die von Deiters ja auch nur zweifelnd geäußerten Bedenken dagegen, daß wirklich die Diabelli-Variationen gemeint seien, können deshalb nicht als genügend begründet gelten.

daß es ihm nicht gelungen sei, Karl (den Neffen) nach Landshut bringen zu dürfen (vgl. S. 140, Anm. 2) geschweige nach Bonn (!). Anscheinend war also dieser letztere Plan in nicht erhaltenen Briefen zur Sprache gekommen. Am Schluß des Briefes klagt B. über schlechte Bezahlung seitens des Erzherzog Rudolph. Über eine eventuelle Gesamtausgabe seiner Werke bittet er Simrock um nähere Vorschläge.

Vor dem Seite 193 f. abgedruckten Briefe Beethovens vom 18. März 1820 (von dem die Firma keine Kopie bewahrt hat) schrieb Beethoven noch zweimal an Simrock, zunächst am 9. März 1820; er erwähnt einen Brief Simrocks, welcher von der Gesamtausgabe gesprochen und um einige kleinere Werke gebeten habe, und bietet an: 8 Variationenwerke über schottische, tirolische und russische Themata für 70 # in Gold, die schottischen Lieder für 50 (!) # und die Messe für 125 Louisdor. Ein weiterer Brief vom 14. März 1820 bedingt, daß die acht Variationenwerke (Op. 107) Simrocks Eigentum werden können für den ganzen Kontinent, aber nicht für Schottland und England, und daß sie nicht vor der englischen Ausgabe erscheinen sollen. Er gibt für die Herausgabe eine Frist von 5 bis 6 Monaten an. Unterm 23. April 1820 teilt er sodann Simrock mit, daß er am 22. April die Variationen (Op. 107) an Brentano geschickt habe und erwartet dafür das Honorar von 70 # in Gold. Es wären 10 statt 8 Variationensätze und zwar ohne Erhöhung des Honorars. Er stellt Simrock frei, eins oder das andere Variationenwerk, das ihm weniger gefalle, wegzulassen oder auch alle 10 zu drucken. Das Post-Rezepisse über die Sendung habe er ebenfalls an Brentano geschickt. Noch beklagt er sich über die schlechten Kopisten, die ihm viel Extraarbeit mit Nachkorrekturen machten. Ein Brief vom 24. Mai 1820 weist auf den Inhalt des letztgenannten hin (10 statt 8 Variationenwerke ohne Erhöhung der Honorarforderung); das Honorar sei aber noch nicht eingegangen. Die Lieder (wohl die schottischen Op. 108) habe er schon anderweitig „verschachert". Der nächste Brief an Simrock vom 23. Juli 1820 bestätigt dann den Eingang des Honorars für die Variationen (durch Brentano), mit Klagen über durch die Währungsverhältnisse entstehende Verluste. Die Messe verspricht er für den nächsten Monat, nunmehr für 100 Louisdor.

Ein Brief vom 5. August 1820 an Simrock bestimmt, daß die Opuszahl für die Variationen bleiben soll. Dagegen seien in den Liedern (?) Verschiebungen eingetreten. Den Kontrakt über die Messe wolle er mit der Messe selbst schicken. Bezüglich der „Gesamtausgabe" sei angeregt worden, jeder Gattung von Werken ein neues Werk hinzuzufügen. Zum Schluß spricht er die Hoffnung aus, „den hochholländischen Boden zu betreten und die Gräber seiner Ahnen zu sehen".

Zu Seite 215.

Die mir von Herrn Hans Simrock freundlichst zur Einsichtnahme vorgelegten Briefe Beethovens an N. Simrock ermöglichen mir hier wieder einige Ergänzungen.

Unter dem 30. August 1820 antwortet Beethoven auf einen Brief Simrocks vom 12. August und normiert den Preis der Messe auf 900 Gulden im Zwanzigerfuß. Er bemerkt, daß Simrocks Bedenken wegen einer allgemeinen Brauchbarkeit der Messe unbegründet seien. Die bei Breitkopf und Härtel erschienene (C dur) Messe werde auch in protestantischen Ländern aufgeführt. Wegen der Gesamtausgabe werde er demnächst mehr schreiben.

Am 28. November 1820 (wohl in Beantwortung des Briefes Simrocks vom 12. November 1820) schreibt Beethoven, er verliere bei Bezahlung der 100 Louisdor mit 200 ∦ hundert Gulden und bemerkt dann, die Handlung, welche die Messe hätte bekommen sollen, habe ihm einen anderen großen Auftrag gegeben. Er verspricht die Messe an Brentano zu senden. Die Übersendung würde ihn etwa 50 Gulden kosten, die er Simrock zuzulegen bittet. Übrigens schreibe er lieber 10000 Noten als einen Buchstaben. Er hofft auf das Zustandekommen der Gesamtausgabe. Dieselbe würde ihm Gelegenheit geben, einen längeren Urlaub ins Ausland zu nehmen.

Zu Seite 242f.

Die letzten der mir durch die Güte des Herrn Hans Simrock zugänglich gemachten Briefe Beethovens an Simrock bringen nur mehr wenig positives. Der von Simrock angezogene Brief Beethovens vom 19. März 1821 verheißt die Zusendung der Messe für Mitte, höchstens Ende April 1821, entschuldigt die Verzögerung mit Überbürdung des Übersetzers[1]) (für den deutschen Text) und spricht wiederum die Hoffnung aus, im Sommer Bonn zu sehen. Der Brief vom 13. November 1822 erhöht den Preis der Messe auf 1000 Gulden im Zwanzigerfuß, und der letzte vom 10. März 1823 offeriert zwar außer einer Ouverture (Op. 124, für 50 ∦), Bagatellen und Liedern auch noch die Messe, aber zum ersten Male mit dem Hinweis, daß er noch schwanke, welche Messe er Simrock geben werde (vgl. Seite 395 dem ähnlichen Brief an Peters vom 20. März 1823). Vier Monate später beginnt die Subskription auf geschriebene Kopien der Missa solemnis und die Verlagsfrage schläft vorläufig ganz ein.

[1]) Bei dem „Übersetzer" möchte man an Scholz, den Musikdirektor der Gräfin Schaffgotsch in Warmbrunn denken, wenn nicht die Chronologie Bedenken veranlaßte Immerhin sei auf Schindlers Bericht (Beethoven 1840, S. 136) hingewiesen.

Inhaltsverzeichnis des vierten Bandes.

Anhang:

1817—1823.

Beethovens Leben.

IV.

Erstes Kapitel.

Das Jahr 1817.

Persönliches. Die Familie Giannatasio. Heiligenstadt — Nußdorf.

Die verdrießlichen Bemerkungen, welche Beethoven Fremden gegenüber in seinen letzten Jahren über Musik, Musiker und Publikum in Wien zu machen liebte, haben die Entstehung von weit verbreiteten, aber vollständig falschen Vorstellungen über diesen Gegenstand veranlaßt. So hat W. H. Fry, ein namhafter amerikanischer Schriftsteller über Musik während der letzten Generation, nur einer allgemeinen Meinung Ausdruck gegeben, wenn er über Beethoven Folgendes schreibt: „Dieser Komponist arbeitete ausdauernd dreißig Jahre lang; bei seinem Tode, als die Schale seines Ruhmes schon übergeflossen war und der Klang seines Namens durch die ganze Christenheit widerhallte, hinterließ er alles in allem die armselige Summe von zwei oder drei Tausend Dollars, nachdem er, wie ein jeder, der seine Laufbahn kennt, weiß, ein dürftiges Leben geführt hatte, entsprechend seiner Armuth und seiner untergeordneten Stellung als Komponist in Wien." Der Mangel an Würdigung seiner Verdienste im Kreise der Bevölkerung, heißt es weiter, „verurtheilte Beethoven zu einer Dachstube, in welcher ein Irischer Auswanderer hätte wohnen können." Es ist vollkommen überflüssig, gegen solche Behauptungen zu streiten; der ganze Verlauf nserer Erzählung widerlegt sie; aber die öffentliche Presse Wiens verdient t Schutz genommen zu werden, und das Erscheinen einer neuen „Allgeeinen Musik-Zeitung" am 2. Januar bietet eine passende Gelegenheit für e wenigen Bemerkungen, welche über diesen Gegenstand gemacht werden üssen.

Diese Zeitung, welche „mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen aiserstaat" geleitet wurde und bei Steiner und Co. erschien, trug wäh-

rend der ersten beiden Jahre keinen Namen eines verantwortlichen Herausgebers; die Bände von 1819 und 1820 lassen Ignaz von Seyfried in dieser Stellung erscheinen; die anderen von 1820 bis 1824 tragen den Namen von Friedrich August Kanne. Ein Hauptschriftsteller in den früheren Bänden war Hofrath Ignaz von Mosel (geboren 1772), welcher durch seine Aufsätze über musikalische Gegenstände in den „Vaterländischen Blättern" und anderen Zeitschriften schon eine gewisse lokale Berühmtheit besaß, und welcher fortgesetzt bis zum Ende seines Lebens (1844) reichliche Beiträge für musikalische Zeitungen spendete. Beethoven schätzte ihn als Schriftsteller; aber Mosel hatte die Kühnheit, gleich Mozart den Versuch zu machen, Händel zu verbessern und zu modernisiren. Von den acht Verstümmelungen der Werke dieses großen Mannes wurden zwei — Samson und Belsazar — gedruckt und etwa 50 Jahre lang in Oesterreich und Deutschland den Aufführungen zu Grunde gelegt, ein bemerkenswerther Beweis für die allgemeine Unkenntniß, welche hinsichtlich der Werke des größten Oratorienkomponisten herrschte; denn es dürften wohl kaum noch zwei weitere Denkmäler solcher Anmaßung, solcher Unfähigkeit, den Meister zu verstehen, und eines so falschen und verirrten Geschmackes existiren, abgesehen vielleicht von den übrigen sechs, welche nicht gedruckt wurden. Eine von Beethovens sarkastischen Bemerkungen, welche Karl Czerny berichtet, scheint seine Meinung über Mosels Dilettantismus anzudeuten. Als er einst bei Artaria eine Zeitung las, fand er, daß Mosel „besonders wegen seiner Verdienste um die Musik in den Adelstand erhoben war".[1]) „Die Mosel fließt trüb in den Rhein," sagte er lachend.

Kanne, 1778 in Sachsen geboren, war eins jener unglücklichen Genies, welche unter der Einwirkung ihrer natürlichen Anlagen sich auf verschiedenen Gebieten hervorthun, aber in Folge des Mangels einer stetigen ausdauernden Anstrengung nach irgend einer Richtung hin in keiner einzigen Hervorragendes leisten. In seiner Jugend studirte er Theologie und Medizin, verließ jedoch diese Studien und wandte sich der Litteratur und Musik zu, und als er 1807 durch widrige Umstände gezwungen wurde, Leipzig zu verlassen, kam er auf den Gedanken, in Wien sein Glück zu versuchen. Dort nahm ihn ein oder zwei Jahre lang Lobkowitz unter seinen Schutz; aber seine ungeduldige Auflehnung gegen jeden Zwang und seine Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke — in Folge wovon er 1834 im Elend starb — brachte ihn um die Achtung und die Gunst des Fürsten. Von da

[1]) Das Diplom war vom 16. Juli 1818.

an führte er ein halb vagabundirendes Leben. Er schrieb Opern, Text und Musik, von welchen einige eine gewisse örtliche und vorübergehende Volksthümlichkeit erlangten, nicht geringer als die, welche die Arbeiten der Kapellmeister Weigl, Gyrowetz und Seyfried erreichten, ausgenommen sehr wenige der besten Werke dieser Männer. In der Wissenschaft und Theorie der Musik war er gründlich unterrichtet und wurde in dieser Hinsicht von Beethoven vorzüglich geschätzt, der ihn mit Förster und Weigl in eine Linie stellte. Sein Name steht an erster Stelle in einem Verzeichnisse von Verfassern von Operntexten von Beethovens Hand: „Kanne (Matthias), Collin, Werner (besonders für geistliche), Weißenbach, auch wohl Pichler.“ [1]) Wir wollen hier einfügen, daß Caroline Pichler einen Operntext geschrieben hatte, der sich auf Mad. Cottins „Mathilde ou les Croisades“ gründete, und ihn sauber abgeschrieben an Erzherzog Rudolf geschickt hatte, wo ihn Beethoven las. Sie hörte davon und dachte, wie sie erzählt: „Wenn dieser Genius sich entschlösse, meine Oper zu komponiren! Aber es blieb bei der Hoffnung.“

Kanne gehörte zu den besten musikalischen Journalisten seiner Zeit und stand unter denen in Wien an erster Stelle; daß er „als Kritiker bedeutend gewirkt hat, namentlich durch seine begeisterte Verehrung für Beethoven“, um Hanslicks Worte zu gebrauchen,[2]) ist sicher.

In den Jahren 1821—1822, um einen mittleren Zeitpunkt zu wählen, waren die tonangebenden politischen und litterarischen Journale in Wien folgende:

die Wiener Zeitung . . . Herausgeber Joseph Carl Bernard;
der Wanderer . . . . . „ Ignatz von Seyfried;
der Beobachter . . . . . „ Joseph Pilat;
der Sammler . . . . . „ Portenschlag und Ledermeyer;
die Wiener Zeitschrift (Modenzeitung) . . . „ Johann Schickh;
die Theater-Zeitung . . . „ Adolph Bäuerle.

Die meisten dieser Herausgeber waren persönliche Freunde Beethovens; nd wer immer den ermüdenden Versuch macht, die Tausende der von ihnen

[1]) Noch 1826 erscheint Kanne unter denjenigen, die für Beethoven Texte eiben sollten. Nach dem Konv.-Buche dachte Beethoven an Goethes Claudine und ıchte Kanne, sie abzuändern. Kanne ließ ihm sagen, er getraue sich nicht, an :thes Werk Hand zu legen.

[2]) Hanslick, Concertwesen in Wien S. 168.

gefüllten Blätter durchzusehen, wird finden, daß sie alle seine Bewunderer waren und keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließen, ohne seinen Lorbeeren ein Blatt hinzuzufügen. Freilich folgt einer solchen Prüfung zugleich eine Enttäuschung über die vergleichsweise geringe Zahl der auf ihn bezüglichen Beiträge. Die Ursache hiervon lag aber in ihm selbst, in der kleinen Zahl neuer Kompositionen von höherer Bedeutung und der Seltenheit seines Erscheinens vor dem Publikum.

Freilich gab es auch Zeitungen, und zwar in verschiedenen Sprachen, welche von Beethoven und seinen Werken keine Notiz nahmen, weil Musik und Musiker nicht in ihrem Gesichtskreise lagen; aber keine einzige derselben war ihm feindlich. Kurz, mag man die periodische Presse als die Vertreterin oder als die Führerin der öffentlichen Meinung betrachten, in jedem Falle ist ihr Ton in Wien während der zehn Jahre, welche unsere beiden letzten Bände umfassen, eine glänzende Widerlegung der so oft behaupteten Mißachtung und geringschätzigen Vernachlässigung ihres großen Komponisten von Seiten der Wiener. —

Die Korrespondenz Beethovens ist in diesen und den zwei oder drei folgenden Jahren eine sehr umfangreiche. Schindler sagt darüber vollständig zutreffend:[1]) „Anstatt wie gewohnt viele Noten zu schreiben, hat unser Tondichter während dieser Jahre viele Briefe geschrieben, die theils seine häusliche Einrichtung, theils den Proceß, theils die Erziehungsangelegenheiten seines Neffen zum Inhalt haben, und im Allgemeinen zu den unerquicklichsten und beklagenswerthesten Zeugnissen innerer Erregtheit und leidenschaftlichen Verfolgens dieser Dinge zu zählen sind. Jene seiner Freunde und näheren Bekannten, die sich nach diesen drei Richtungen hin in Mitthätigkeit ziehen ließen, wurden mit Zuschriften und Aufträgen überhäuft, so daß sie die Stunde segneten, in welcher dem Processe ein Ende gemacht wurde.“

Von den meisten Menschen würde man ein ganz falsches, nach gewissen Richtungen übertriebenes Bild erhalten, wollte man ihre Aeußerungen, welche sie in langen Zwischenräumen und in ganz verschiedenen Lagen und Stimmungen ihres Gemüthes gesprochen oder geschrieben haben, zusammenstellen. So sagt auch Thomas Carlyle: „Die Hälfte, oder mehr als die Hälfte der dicht gehäuften Verdrehungen, welche das Bild Cromwells verzerren, würde verschwinden, wenn wir es nur ehrlich versuchen wollten, sie in der Folge darzustellen, wie sie wirklich erfolgt sind; nicht in der Beleuchtung, welche sie, getrennt und auseinandergerissen, erhalten.“ Deshalb

[1]) Schindler Bd. I S. 263—264.

darf man die chronologische Folge nicht leichthin verlassen; niemals, wenn eine Verzerrung des Bildes dadurch herbeigeführt wird. Nun sind aber auch Reihen von Briefen Beethovens vorhanden, welche sich über vergleichsweise kurze Perioden seines Lebens erstrecken, und welche man ohne die Gefahr ungünstiger Folgerungen gesondert zusammenstellen und mittheilen kann. Dahin gehört die Reihe der Briefe an Steiner und Co.; dahin ferner auch die an die Familie Streicher und an Zmeskall. Sie sind zu unwichtig, um im Texte Platz zu finden, und sollten doch dem Leser nicht unbekannt bleiben. Ein Auszug aus ihnen oder Mittheilung des Inhalts im Text würde dem Zwecke nicht entsprechen; wir theilen daher eine Auswahl derselben im Anhang mit. Sicherlich sind sie ermüdend und alltäglich, aber man sollte sie doch lesen; denn sie zeigen besser, als es irgend eine Beschreibung vermöchte, die Hülflosigkeit ihres Schreibers in allen Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens, und sie gewähren stillschweigend eine recht ungünstige Aussicht auf irgend ein gutes Ergebniß des Unternehmens, das er sich zur Lebensaufgabe gemacht,[1]) einen Knaben zu beaufsichtigen und zu erziehen, der mit mehr wie gewöhnlichen persönlich anziehenden Eigenschaften und geistigen Fähigkeiten ausgestattet war, dessen Charakter aber durch die unüberlegt wechselnde Nachsicht und Strenge seines kränklichen und leidenschaftlichen Vaters und seiner eigensinnigen und gemeinen Mutter schon eine falsche Richtung erhalten hatte.

Dazu kam Folgendes: Jenes Unternehmen machte eine plötzliche und sehr eingreifende Veränderung in den häuslichen Gewohnheiten eines Mannes von nahezu 50 Jahren nöthig, welcher zwanzig Jahre vorher nicht einmal im Stande gewesen war, als er in der Familie seines Mäcenas Lichnowsky wohnte, die Beschränkungen auf sich zu nehmen, welche gewöhnliche Höflichkeit und Anstand ihm auferlegten. Offenbar konnte mit dem Knaben nur ein Weg eingeschlagen werden, von welchem man vernünftiger Weise ein gutes Ergebniß erwarten konnte; und dieser war, ihn sofort in ein Institut zu bringen, weit genug von Wien entfernt, um ihn — die Ferien ausgenommen — gänzlich von Mutter und Onkel zu trennen, ihn dort einer strengen Zucht zu unterwerfen und ihm den Antrieb des Wetteifers mit Knaben seines eigenen Alters zu verschaffen. Als es zu spät war, wurde, wie wir sehen werden, dieser Gedanke gefaßt, aber von den bürger-

[1]) Im Tagebuche steht: „K. betrachtest du als dein eigenes Kind, alle Schwätzereien alle Kleinigkeiten achte nicht über diesen heiligen Zweck.

Hart ist der Zustand jetzt für dich, doch der droben, o er ist, ohne ihn ist nichts."

lichen Autoritäten nicht gestattet. Daß ein solcher Weg mit dem Knaben zu einem guten Ergebnisse geführt haben würde, daran lassen die späteren Ereignisse keinen Zweifel. Wir übergehen hier die Frage, inwieweit die herben Urtheile, welche über 50 Jahre über ihn gefällt worden sind, von jedem neuen Schriftsteller bitterer wie von dem letzten, durch Thatsachen gerechtfertigt sind —; das wissen wir, daß nach dem Tode seines Onkels, obgleich die schlimme Richtung seines Charakters durch den Mangel eines wirksamen, gleichmäßigen, festen und entschiedenen Zwanges in den Jahren von 1815 bis 1827 verstärkt und gesteigert worden war, dennoch wenige Jahre straffer militärischer Zucht aus ihm einen guten friedlichen Bürger, einen liebevollen und zärtlichen Gatten und Vater gemacht haben. Wäre Beethovens Einsicht und kluge Ueberlegung ebenso groß gewesen, wie seine unbegrenzte Liebe zu seinem Neffen, dann würde manche traurige Seite in dieser Darstellung keine Stelle haben; manche würde man, wenn es die Wahrheit und die Gerechtigkeit gegen Todte und Lebende gestattete, gern unterdrücken. Aber man darf nicht vergessen, daß Beethoven auf seinem Sterbebette, nach Schindlers Zeugnisse,[1]) seinem aufrichtigen Wunsche Ausdruck gab, „daß, was man einstens über ihn sage, nach allen Beziehungen hin strenge der Wahrheit getreu gesagt werde, gleichviel, ob Dieser oder Jener sich dadurch getroffen fühle, oder es selbst seine eigene Person betreffe“. So sagt auch der sterbende Othello:

„Wenn Ihr von all dem Unheil hier berichtet,
Sprecht von mir, wie ich bin, beschönigt nichts
Und stellt nichts boshaft dar; dann müßt Ihr sprechen
Von einem, der nicht klug, doch zu sehr liebte.“ —

Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf.

Wir haben uns Beethoven noch in dem Hause Sailerstätte 1055/56 wohnend zu denken, hoch und schmal, wenn man es von der Straße betritt; aber seine besseren Zimmer lagen an der Rückseite und gewährten die Aussicht auf den alten Stadtwall und Graben, und weiter über das Glacis und den kleinen Wienfluß hinweg zu der Vorstadt Landstraße, an welcher mit der Vorderseite gegen das Glacis das Institut Giannatasios stand. Keine Nachricht, auch keine Andeutung in den Skizzenbüchern weist darauf hin, daß sein Geist während der ersten Hälfte dieses Jahres mit irgend einer musikalischen Komposition von einiger Bedeutung beschäftigt gewesen

---

[1]) Schindler, Einleitung I S. XVII.

wäre;[1]) im Gegentheil waren seine Ziele und seine Gedanken durch die Angelegenheiten seines Neffen, durch die beabsichtigte neue Einrichtung seines Haushalts und die Mißhelligkeiten mit seinen Dienstboten in Anspruch genommen, wie die vielen Billets und Briefe an Streichers und Zmeskall bis zum Ueberdrusse zeigen. Ein eigenthümlich interessantes Bild von Beethovens Thun und Denken in jener Zeit gewinnen wir nicht nur durch die Mittheilungen aus seiner Korrespondenz,[2]) sondern auch aus den Erzählungen der Fanny Giannatasio und anderen Aufzeichnungen von ihr in der chronologischen Form eines Tagebuchs. Wie bereits in dem vorigen Bande (S. 372 fg.) mitgetheilt worden ist, befand sich Beethovens Neffe seit dem Februar 1816 in dem Institute von Giannatasio del Rio, und in Folge dessen war Beethoven ein häufiger Gast in dessen Familie; über den Verkehr mit ihm geben die Aufzeichnungen der Tochter Fanny höchst interessante Nachrichten. Wenn auch manches aus denselben in unserem Texte seinen Platz finden muß, theils wegen äußerer Ereignisse, theils weil uns die Persönlichkeit Beethovens in der durch die große Zuneigung der Hausgenossen belebten Schilderung so recht anschaulich vor Augen tritt, so haben wir doch das Wichtigste aus den Verhältnissen der Schreiberin und ihren Aufzeichnungen im Anhange geben müssen.[3]) Wir theilen dort auch die Briefe mit, welche die Nichte Fannys, Frau Pessiak, an den Verfasser schrieb, weil ihr Inhalt überhaupt von Interesse ist, und weil wir daraus entnehmen, wie auch Beethovens produktive Thätigkeit dort eine kleine Anregung erhielt. Ein Lied „Ruf vom Berge" schrieb er in diesem Kreise nieder, ein kleiner Gratulationskanon entstand dort, den wir ebenfalls mittheilen werden; eine Hochzeitskantate, auch für diesen Kreis bestimmt, wird bei 1819 zur Sprache kommen.

Vom Beginn des Jahres an finden wir Beethoven weiter in dem freundschaftlichen Verkehr mit der Familie Giannatasio. Er wünschte in der Nähe des Institutes zu wohnen, Giannatasio bot ihm eine Wohnung in seinem Gartenhause an, Beethoven lehnte das aber ab; „wenn ich

---

[1]) Beethoven schreibt dies der Krankheit zu, an der er seit dem 15. Okt. 1816 litt, s. die weiter folgenden Briefe.

[2]) Eine Auswahl aus Beethovens Briefen an Frau von Streicher geben wir in Anhang I. Sie erläutern sich größtentheils selbst oder gewinnen ihre Erläuterung durch Heranziehung der bezüglichen Stelle unseres Textes. Der Text kann mit ihm so wenig wie mit allen Zuschriften an Zmeskall belastet werden, so charakteristisch sie an sich sind. Die wichtigeren Briefchen an Zmeskall werden an ihrer Stelle mitgetheilt.

[3]) Vgl. Anh. 2.

auch gern Gebrauch machen wollte von ihren gütigen Anerbietungen bei ihnen im Gartenhaus zu wohnen, so kann es doch verschiedener Umstände wegen nicht sein.“ Im April bezog er die Wohnung in der Gärtnerstraße, nicht weit vom Institute. Es traten auch Verstimmungen ein, wie aus den folgenden Aufzeichnungen aus Fannys Tagebuch zu entnehmen ist.

Am 1. März schreibt sie:

„Daß Beethoven auf uns böse ist, ist etwas was mich die Zeit her recht sehr betrübte, obwohl die Art wie er es zeigte, das traurige Gefühl mehr in ein bitteres umschuf. Es ist wahr, daß der Vater nicht artig gegen ihn gehandelt hat, aber Menschen die ihm ihre Achtung und Liebe jederzeit so bewiesen haben wie wir, sollte er nicht mit beißendem Spott zurückweisen wollen. Er hat jenen Brief wohl in einer seiner menschenfeindlichen Launen geschrieben und ich verzeihe es gern. Wir sahen ihn nun seit jenem Abend nicht mehr, als ich und Nanni krank zu Bett lagen.“

Es findet sich in den dem Verfasser bekannt gewordenen Briefen Beethovens keiner, der die obige Bemerkung veranlassen konnte. Der Brief, welcher Anstoß erregte, ist vielleicht vernichtet oder dem Schreiber zurückgegeben worden.

Wieder schreibt sie am 6. März:

— — „Uebrigens fühle ich mich durch Beethovens Betragen gegen uns wahrhaft gekränkt, mein bitteres Gefühl gegen ihn verlöscht ganz gegen ihn und ich fühle nur den ängstlichen Wunsch, bald die dumme Geschichte aufgeklärt und wenn ich ihn auch nicht oft sehe, doch zu wissen, daß er mit freundschaftlichem liebevollem Herzen an uns denkt; das weiß ich nun nicht und es beunruhigt mich und Nanni selbst in unseren Träumen. Der böse Mensch! wenn er wüßte wie viel trübe Augenblicke er uns schon gemacht hat und es einsehen könnte, wie wir Beide es doch so gar nicht um ihn verdient haben und ihn immer so lieb haben, — er müßte vermöge seines gefühlvollen Herzens — auf der Stelle kommen und ganz gut mit uns sein!“

Am 15. März:

„Ich überlese diese letzten Zeilen mit einem überaus angenehmen Gefühle; denn er kam — und alles ist wieder gut. Wie wehe thut es mir bemerken zu müssen, daß Carl sehr viele Schuld an diesem Mißverständniß hatte und wie viel weher, noch überhaupt neue Züge seines Leichtsinns an seinem braven Onkel ausgeübt zu sehen, welche ihm neu waren und ihn desto mehr kränkten. —

Als Nanni Beethoven fragte: ob er noch bös wäre, so antwortete er: Ich lege viel zu wenig Werth auf mich, um es zu sein. Dennoch thaute er erst nach unseren wechselseitigen Erklärungen auf, wo es sich denn fand, daß nur Mißverständniß die Ursache dieser kleinen Spannung war. Das Undelicate

der Handlungsweise des Vaters wegen dem Abholen Karls, der Mahnung wegen des Geldes, was ihm Karl vor dem Klaviermeister ausgerichtet hatte, nebst der Lüge des letzteren, man habe ihn abgewiesen sich auf dem Klavier zu üben, alles dies zusammengenommen wirkte auf sein ohnedies bedrängtes Gemüth, so daß er uneingedenk des Vertrauens, das er uns schuldig ist, sich nicht liebevoll an seine Freunde wandte, sondern dem Schein traute. Doch er kam — er schien ja verlegen, sein Brief thut ihm vielleicht jetzt leid und ich lebe wieder in der beruhigenden Ueberzeugung, daß er uns so gut ist, wie er es sonst war. Ueberhaupt war ich in meinen Erwartungen nie so genügsam als jetzt; wenn mein erfüllter Wunsch, Beethoven möchte es einsehen, daß wir es gut mit ihm meinen und er uns dafür lieb haben, wenn dieser Wunsch noch eine Ausdehnung erleiden darf, so wäre es: in seiner Nähe zu leben und ihm, wenn es in unserer Macht stände, manche trübe Stunde seines Lebens zu erheitern."

Man ergänze diese Mittheilungen durch die mehr für die Schreiberin wichtigen, welche wir im Anhange geben; in den biographischen Zusammenhang gehören nur noch einige wenige. Wir lassen sie weiter unten folgen.

In den Mittheilungen der Familie, besonders Fannys, tritt auch die Persönlichkeit Beethovens so recht anschaulich hervor, seine Offenheit und Gradheit, seine männliche feste Gesinnung, auch seine Neigung zu Scherz und wieder zu herzlichem Mitempfinden; wir sehen, wie tiefen Eindruck er bei guter Stimmung, wenn unangenehme Eindrücke zurückgetreten waren, auf weibliche Gemüther machte. Daß dann später auch Launen und Mißtrauen die Verhältnisse trüben konnten, verstehen wir leider nur zu wohl.

Wir haben nunmehr die weiteren Ereignisse aus dem Jahre 1817 zu verfolgen, und sehen uns auch hier in großem Maße auf Mittheilung von Briefen angewiesen. Den Anfang machen wir mit einem Briefe an Peters, den Erzieher im Hause des Fürsten Lobkowitz.

„am 8ten Jenner 1816. [1817.][1])

Euer Wohlgeboren!

Ich höre erst gestern von Herrn v. Bernard, welcher mir begegnete, daß Sie hier sind, u. sende daher diese 2. Exemplare, die leider erst fertig geworden zu eben der Zeit, da man schon von unseres lieben verstorbenen Fürsten Lobkowitz Tode sprach.

Haben Sie die Gefälligkeit sie Sr. Durchlaucht dem erstgebohrenen Fürsten Lobkowitz zu übergeben, sammt diesem Schreiben, eben heute wollte

---

[1]) Das Datum 1816 war unrichtig, da Fürst Lobkowitz am 15. Dezember 1816 gestorben war. Der Brief ist abgedruckt bei Nohl N. Br. S. 154.

ich den Hrn. Kassier darum aufsuchen, die Uebernahme davon nach Böhmen zu übernehmen, indem ich Sie wirklich alle nicht hier geglaubt =

ich, wenn ich von meinem wenigen ich etwas reden darf, befinde mich bald wieder in einem ziemlich gesunden Zustande u. wünsche ihnen desgleichen — ich darf Sie nicht bitten zu mir zu kommen denn ich müßte ihnen sagen warum, das kann ich mir unterdessen nicht anmaßen, eben so wenig als warum sie nicht kommen oder kommen wollen —. ich bitte Sie die Überschrift an den Fürsten auf den Brief zu schreiben, da ich seinen Vornamen nicht weiß — das 3te Exemplar behalten Sie gefälligst für ihre Frau. —

Leben Sie wohl

Ihr Freund u. Diener

L. v. Beethoven."

Die in diesem Briefe erwähnte Komposition sind die „Lieder an die ferne Geliebte", welche dem Fürsten Lobkowitz gewidmet und im Dezember 1816 erschienen waren.

Nicht lange nachher richtete er folgende Zeilen an Thomson in Edinburg, mit welchem er, wie wir wissen, schon längst wegen der schottischen u. s. w. Lieder in Verbindung stand.[1]

Adresse: A Monsieur George Thomson a Edinbourg (en Ecosse).

„Vienne 18. janvier 1817.

Mon cher ami!

Tous les chansons, que vous m'avez prie au moi de 8 juillet 1816 de composer pour vous, étaient dejà finis a la Fin du mois Septembre, mais comme je me fus proposé moi même de les porter chez Mess. Friess, la chose se prolongeait, surtout que j'avais une grande Maladie, et dans ce moment, je ne me trouve pas encore tout à fait sain, c'est aussi la cause pourquoi je les envoie a Messr les Fries — quant à chansons de divers Nations, vous n'avez que prendre des paroles en prose, mais non pas en vers, enfin si vous prendrès des paroles en Prose, vous y reussirès parfaitement. —

Quant a vos autres propositions, j'aurai l'honneur de vous repondre le plus prochain, je vous presenterai mes idees de ce project, et j'espère, que vous les applaudires, et alors j'expedirai tout ce, que vous demandes de moi, ainsi vite qu'exactement. —

j'ai l'honneur d'être mon très cher Thomson, votre ami et

Serviteur

L. v. Beethoven."

---

[1]) In der Orthographie 2c. folgen wir der uns vorliegenden Abschrift. Der Brief war von Beethoven eigenhändig geschrieben und ohne Correctur.

Auf die Rückseite hatte Thomson geschrieben:

„18th Janr 1817.

L. van Beethoven, Vienne,

Has composed Symphs a. Accompts for the Melodies sent by me in July last.“

In derselben Zeit waren auch Zuschriften an den alten bewährten Freund Zmeskall ziemlich zahlreich; doch betreffen sie meist Gegenstände von geringerer Bedeutung; wir können sie hier nicht alle mittheilen. Schon früh im Jahre schrieb er ihm einen Zettel, auf welchem der Empfänger das Datum des 6. Jan. 1817 verzeichnet hat.[1])

„An Hrn. v. Zmeskall.

Lassen Sie mich heute wissen lieber Z., wann ich morgen mit ihnen sprechen kann, Nachmittags wär's mir am liebsten. —
ich erwarte eine gefällige Antwort

an ihren Freund

Beethoven.“

Einige Zeit später erhielt er von Beethoven einen Brief, auf welchen er das Datum des 20. Januar 1817 geschrieben, welcher hier mitgetheilt werden muß, da er ein Werk Beethovens erwähnt.

„Für Seine Wohlgeboren
H. v. Zmeskall.

Lieber Zmeskall, ich bitte sehr mir das Exemplar der bei Simrock 2 gestochenen Violonschell Sonaten mir auf heute zu leihen, da ich noch keins zu Gesicht bekommen indem aus was für einer Ursache ich weiß nicht mir Simrock keines geschickt hat.
Ich besuche sie bald, in Eil

Ihr Freund

Beethoven.“

Daraus geht hervor, daß die beiden Violoncellosonaten Op. 102 von Simrock bereits veröffentlicht waren.

Auch die folgenden Zeilen an Zmeskall sind durch ein Werk Beethovens veranlaßt; der Empfänger schrieb das Datum des 30. Januar darauf.

An S. Wohlgeboren
Herrn v. Zmeskall. (30. Jan. 1817.)

Lieber Z.

Sie haben mich zu einem Schuppanzigh etc. gesellen wollen und haben mein reines aufrichtiges Wort [Werk in Thayers Abschrift] entstellt. Sie

[1]) Derselbe befindet sich in Wien auf der K. K. Hofbibliothek.

sind nicht mein Schuldner, sondern ich der ihrige, und jetzt haben sie mich nur noch mehr dazu gemacht, ich kann nicht schreiben wie weh mir dies Geschenk thut, u. so aufrichtig als ich bin, muß ich noch dazu setzen, daß ich ihnen keinen freundlichen Blick dafür gönnen kann, obschon sie nur ausübender Künstler, so bedienten sie sich doch mehrmals der Einbildungskraft und mir scheint daß ihnen diese doch zuweilen unnöthige Grillen eingibt, wenigstens hat mir dieses aus ihrem Briefe nach meiner Dedication geschienen — so gut ich bin und alles gute an ihnen schätze, so bin ich doch böse, böse, böß

ihr
neuer Schuldner
der sich aber zu rächen wissen wird
Beethoven."

Die „Dedication" war die des Quartetts Op. 95, welches im Monate vorher (Dez. 1816) mit der Widmung an Zmeskall herausgegeben worden war. Zmeskall scheint ihm dafür irgend ein Geschenk geschickt zu haben; anders lassen sich die einleitenden Worte nicht verstehen.

Und gleich am folgenden Tage (31. Januar) schrieb er wieder an Zmeskall:

(31. Januar 1817 nach Zm.'s Datirung.)

„Lieber Z. von D—z! etc. etc. etc.
sammt Burgunder Reben —

Ich schicke hier das Trio sammt dem Violonschell Schlüssel dazu und bitte Sie es zu behalten — außerdem würde es mir sehr lieb sein wenn Sie ihren Bedienten übermorgen früh schicken wollen u. doch wenn's möglich gegen 11 oder halb 12 Uhr, bis 12 bin ich sicher zu Hause. —

Tragen Sie ihm zugleich gefälligst auf, wenn er Jemand für meine Dienste findet, es mir anzuzeigen, ich habe anderwärts auch schon deßwegen mich umgesehn, denn es ist zu arg mit diesen Menschen. ich könnte wirklich einmal in sehr große Verlegenheiten gerathen, beyde sind einander werth u. nur Mitleiden, was sie keineswegs verdienen u. eigentlich auch nicht bedürfen hat mich so lange Geduld haben machen, Leben Sie wohl Herr u. Zwingherr aller Ofner und Burgunder

dero
L. v. Beethoven."

Das Trio war wohl das in B Op. 97, welches kurz vorher erschienen (so richtig Nohl N. Br. S. 87, der nur das Datum nicht ganz richtig angiebt).

Noch eine kurze Zuschrift an Zmeskall, wenige Tage nachher (4. Februar) geschrieben, möge hier folgen:

(4. Febr. 1817.)

„Ich werde mein lieber Zwingherr gegen zwölf Uhr precise bei ihnen sein. Danke, Dank viel Dank.

Gratias agimus tibi, Domine

Ihr
L. v. Beethoven."

Von den übrigen Briefen an Zmeskall aus diesem Jahre, welche größtentheils schon anderweit gedruckt sind, können wir hier nur eine ganz beschränkte Auswahl geben; sie greifen in Beethovens Leben nicht tiefer ein, eröffnen aber den Einblick in die alten ungetrübten Beziehungen zu dem bewährten stets hülfsbereiten Freunde und erfreuen durch den immer hervorbrechenden Humor, wenngleich auch öfter, wo er von seinen Krankheiten spricht, eine gewisse Muthlosigkeit sich einschleicht. Meist beziehen sie sich auf Fragen des Haushalts und andere Bedürfnisse; die Bedientenfrage spielt eine besondere Rolle. Einen kleinen Brief, in welchem er einen jungen Künstler empfiehlt, vielleicht aus dem März 1817, fügen wir hier noch ein:[1])

„Lieber Z.

Ich empfehle ihnen den Überbringer dieses den jungen Boklet, welcher ein sehr geschickter Violinspieler ist, wo sie durch ihre Bekanntschaften ihm nützen können, thun sie es um so mehr, als er mir von Prag aus sehr warm empfohlen ist. —

Wie immer ihr
wahrer Freund
Beethoven."

Boklet, damals ein Knabe von 15 Jahren, wird uns im Jahre 1825 als Klavierspieler wieder begegnen. Er war, wie er Nohl erzählte, 1817 zum ersten Male nach Wien gekommen, blieb dort sechs Wochen und gab am 8. April ein Konzert.[2]) Der empfehlende Freund in Prag war Dr. Berger. Beethoven empfahl den jungen Boklet zugleich, in seiner gewohnten kategorischen Weise, der Firma Steiner:[3])

„Das G—ll—t Amt hat diesen jungen Künstler Bocklet aus Prag allen Vorschub zu leisten. Es ist der Ueberbringer dieses Virtuose auf der Violine, und hoffen daß unser Schreiben geachtet wird, um so mehr, da wir mit der rasendsten Zuneigung uns nennen Dero G—s."

Weitere Zuschriften an die Steinersche Firma aus dieser Zeit beziehen sich zum Theil auf die Klaviersonate in A Op. 101, welche bereits geschrieben war und jetzt im Februar 1817 bei Steiner erschien;[4]) sie wurde

---

[1]) Es befindet sich auf der Wiener Hofbibliothek. Gedruckt ist er bei Nohl Br. B. Nr. 175.

[2]) Anzeige in der Theaterzeitung 1817 5. April.

[3]) Der kleine Brief steht in Seyfrieds Studien, Anh. S. 35; danach bei Nohl Br. B. 176. G—s ist Generalissimus, d. i. Beethoven; G—ll—t (= Generallieutenant) ist Steiner, sein Adjutant Haslinger.

[4]) Auf dem Autograph der Sonate steht (nach Nottebohm 2. Beeth. S. 344)

der **Baronin von Ertmann** gewidmet. Beethoven war von den Anregungen, die italienischen Bezeichnungen in Musikstücken durch deutsche zu ersetzen, sehr befriedigt und hatte sich entschlossen, fortan statt Pianoforte „Hammerklavier" zu setzen. Darauf beziehen sich die nachfolgenden Mittheilungen an **Steiner**.

„An den Wohlgebornen G—ll—t Steiner zu eigenen Händen.

Publicandum.

Wir haben nach eigener Prüfung und nach Anhörung unsers Conseils beschlossen und beschließen, daß hinführo auf allen unsern Werken, wozu der Titel deutsch, statt Pianoforte Hammerclavier gesetzt werde, wonach sich unser bester G—ll—t sammt Adjutanten wie aller andern, die es betrifft, sogleich zu richten, und solches ins Werk zu bringen haben.

Statt Pianoforte Hammerclavier —
womit es sein Abkommen einmahl für allemahl hiermit hat.
Gegeben etc. etc.

vom
am 23. Jänner 1817. G—s.
— — m. p."

Dieser Befehl fand gleich in der A dur-Sonate Op. 101 Anwendung; auch der Zeit nach gehört folgende Zuschrift hierher:

„Der Zufall macht, daß ich auf folgende Dedication gerathen:

Sonate für das Pianoforte
oder — — Hämmerklavier[1])
verfaßt und
der Frau Baronin Dorothea Ertmann
geborene Graumann
gewidmet von
Ludwig van Beethoven.

Bey der neuen Sonate; sollte der Titel schon fertig seyn, so habe ich folgende 2 Vorschläge, nähmlich entweder ich bezahle den neuen Titel, d. h. auf meine Unkosten, oder man hebt ihn auf für eine andere

---

„1818 im Monath November". Die Zeit des Erscheinens geht aus der Anzeige in Kanne's Musikzeitung hervor (23. Jan. 1817), s. Thayers chron. Verz. Nr. 199. — Ist Beethovens Datirung richtig und ebenso die der Anzeige, dann kann die Sonate wohl nicht schon im Februar 1816 öffentlich gespielt worden sein, wie Schindler (I. S. 240) angiebt; Nottebohm bestreitet dies. Kalischer (Deutsche Musikerzeit. 1904 S. 366) hielt Beethovens Datum nicht für richtig und verlegte die Sonate in das Jahr 1815. Wir hoffen darauf noch zurückzukommen.

[1]) Beethoven war im Zweifel, ob es Hammer- oder Hämmerklavier (oder Hämmerflügel) heißen müsse, vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 344.

neue Sonate von mir, wozu sich nur die Bergwerke des G—ll—ts, insonderlich pleno titulo G—ll—t und ersten Staatsrathes zu öffnen haben, um solche ans Tageslicht der Welt zu bringen. — —

Der Titel ist zuvor einem Sprachverständigen zu zeigen. Hammerklavier ist sicher deutsch, ohnehin ist die Erfindung auch deutsch; gebt Ehre dem Ehre gebührt. — Wie ist es denn, mir fehlen die Berichte von den ohne Zweifel erfolgten Executionen? — Wie immer dero bester

„Wegen der Dedication bitte ich das größte Stillschweigen zu beobachten, da ich eine Überraschung damit machen will." ¹)

Amicus
ad amicum
de amico."

tremolo

Und so möge auch der folgende Brief an Haslinger noch folgen, der aus dem Februar stammt.²)

„Des Adjutanten Unschuldigkeit und nichts weiter! Wir bitten gefälligst uns 2 Partitur-Exemplare zu senden von der Symphonie in F.³) — Außerdem wünschten wir zu wissen, wann wir ein Exemplar von der Sonate für die Baronin von Ertmann haben könnten? Denn sie geht vielleicht schon längstens übermorgen von hier.

Nr. 3 nähmlich beigefügter Zettel ist von einem Musikfreund aus Schlesien, jedoch eben nicht reich, dem ich ebenfalls schon Partituren von mir habe schreiben lassen, er wünscht diese Werke von Mozart in seiner Bibliothek zu haben, da aber mein Bedienter das Glück von Gott hat, einer der ersten Esel des Kaiserstaats⁴) (welches viel gesagt ist) zu sein, so kann ich ihn hiezu schon nicht brauchen, seyd also so gut und schickt zu Hrn. Träg (mit einem Kleinkrämer kann sich der G—s ebenfalls nicht einlassen) und laßt euch aufschreiben wie viel jedes kostet und schickt mir dieses sammt meinen 2 Partituren in F, und Antwort auf meine Frage wegen der Ertmann noch heute baldigst (presto prestissimo) zu; — wohl gemerkt, im Sturmmarsch am Ende; — übrigens wird die beste Aufführung empfohlen, — damit meiner Gesundheit weiter kein Hinderniß gelegt werde. —

L. van Beethoven m. p.
der Beste G—s für die Guten
— Teufel selbst — Bösen.⁵)

---

¹) Daraus geht wie mir scheint hervor, daß Frau von Ertmann ein gedrucktes, nicht ein geschriebenes Exemplar erhalten sollte.

²) Der Brief folgt hier nach O. Jahns Abschrift, welche stellenweise von dem Druck bei Seyfried abweicht.

³) Seyfried: Symphonie in A.

⁴) „Der Welt" druckt Seyfried und nach ihm Nohl.

⁵) So nach Seyfried die Unterschrift; Jahns Abschrift hat nur „L. v. Bthn."

Das Exemplar der Sonate Op. 101, welches an Frau von Ertmann geschickt wurde, begleitete Beethoven mit folgendem Briefe:

„Meine liebe, werthe Dorothea-Cäcilia!

Oft haben Sie mich verkennen müssen, indem ich Ihnen zuwider erscheinen mußte, vieles lag in den Umständen, besonders in den früheren Zeiten, wo meine Weise weniger als jetzt anerkannt wurde. — Sie wissen die Deutungen der unberufenen Apostel, die sich mit ganz anderen Mitteln als mit dem heil'gen Evangelium forthelfen, hierunter habe ich nicht gerechnet wollen seyn. — Empfangen Sie nun, was Ihnen öfters zugedacht war, und was Ihnen ein [so in Thayers Abschrift] Beweis meiner Anhänglichkeit an Ihr Kunsttalent, wie an Ihre Person, abgeben möge. — Daß ich neulich Sie nicht bei Czerny spielen hören konnte, ist meiner Kränklichkeit zuzuschreiben, die endlich scheint vor meiner Gesundheitskraft zurück fliehen zu wollen.

Ich hoffe bald von Ihnen zu hören, wie es in St. Pölten mit den — steht, und ob Sie etwas halten auf Ihren

Verehrer u. Freund
L. v. Beethoven, m. p.

Alles Schöne an Ihren werthen Mann und Gemal von mir.

Wien am 23. Februar 1816." [1817][1])

In S. Pölten lag eine Abteilung des Infanterieregiments, dessen Oberst Herr von Ertmann war. Über Frau von Ertmanns Spiel, über welches bereits in Bd. II S. 334 das Urteil Reichardts angeführt wurde, schalten wir hier die wichtigen Mitteilungen Schindlers ein:

„Diese Künstlerin im eigentlichsten Wortsinn excellirte ganz besonders im Ausdrucke des Anmuthigen, Zarten und Naiven, aber auch im Tiefen und Sentimentalen, demnach sämmtliche Werke vom Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und ein Theil der Beethoven'schen ihr Repertoire gebildet haben. Was sie hierin geleistet, war schlechterdings unnachahmlich. Selbst die verborgensten Intentionen in Beethovens Werken errieth sie mit solcher Sicherheit, als ständen selbe geschrieben vor ihren Augen. Im Gleichen

[1]) Den Brief hat Beethoven irrtümlich vom 23. Febr. 1816 datiert; nach den bestimmten Nachrichten über das Erscheinen der Sonate mußte es 1817 heißen. Thayer hatte ihn daher bereits bei 1816 (Bd. III der 1. Auflage S. 384) mitgeteilt und deutete die Sendung auf ein handschriftliches Exemplar, was, wie aus Obigem hervorgeht, nicht wohl angeht. Unter den 1816 erschienenen Sachen führt Thayer die Sonate nicht an. Auch Schindler (I S. 243) hatte sich an das unrichtige Datum gehalten. Nohl (Br. B. 174) setzt das Datum richtig an. Vgl. auch Kalischer, Deutsche Musikerzeitung 1904 S. 443, der die Möglichkeit nicht ausschließt, daß ein geschriebenes Exemplar übersandt wurde.

that es diese Hochsinnige mit der Nüancirung des Zeitmaßes, das bekanntlich in vielen Fällen sich mit Worten nicht bezeichnen läßt. Sie verstand es, dem Geiste jeglicher Phrase die angemessene Bewegung zu geben und eine mit der andern künstlerisch zu vermitteln, darum alles motivirt erschien. Damit ist es ihr oft gelungen, unsern Großmeister zu hoher Bewunderung zu bringen. Der richtige Begriff von Taktfreiheit im Vortrage schien ihr angeboren zu sein. Aber auch mit der Colorirung schaltete sie nach eigenem Gefühle und umging bisweilen die Vorschrift. Der Selbstdichterin war diesfalls manches nach eigenem Ermessen zu thun gestattet. Sie brachte in verschiedenen von Andern verkannten Sätzen kaum geahnte Wirkungen hervor; jeder Satz wurde zum Bilde. Vergaß der Zuhörer das Athmen beim Vortrage des mysteriösen Largo im Trio D dur Op. 70, so versetzte sie ihn wieder im 2. Satze der Sonate in E, Op. 90, in Liebeswonne. Das oft wiederkehrende Hauptmotiv dieses Satzes nüancirte sie jedesmal anders, wodurch es bald einen schmeichelnden und liebkosenden, bald wieder einen melancholischen Charakter erhielt. In solcher Weise vermochte diese Künstlerin mit ihrem Auditorium zu spielen. Allein diese Kundgebungen seltener Genialität waren keineswegs Resultate eigenwilliger Subjektivität, fußten vielmehr ganz auf Beethovens Art und Weise im Selbstvortrage seiner Werke, überhaupt auf seiner Lehre inhalthabende Compositionen zu behandeln, die Niemand in damaliger Zeit sich mehr angeeignet hatte, als diese Dame. Jahre hindurch — bis Oberst von Ertmann 1818 als General nach Mailand versetzt worden — versammelte sie entweder in ihrer Wohnung oder an andern Orten, auch bei Karl Czerny, einen Kreis von ächten Musikfreunden um sich, hatte überhaupt um Erhaltung und Fortbildung des reinsten Geschmackes in der Elite der Gesellschaft große Verdienste. Sie allein war ein Conservatorium. Ohne Frau von Ertmann wäre Beethovens Klaviermusik in Wien noch früher vom Repertoire verschwunden, allein die zugleich schöne Frau von hoher Gestalt und feinen Lebensformen beherrschte in edelster Absicht die Gesinnung der Bessern und stemmte sich gegen das Herandrängen der neuen Richtung in Composition und Spiel durch Hummel und seine Epigonen. Beethoven hatte darum doppelten Grund, sie wie eine Priesterin der Tonkunst zu verehren und sie seine „Dorothea-Caecilia" zu nennen. Ein anderer Schlüssel, das künstlerische Vermögen in der Reproduktion zu so hohem Grade zu steigern, findet sich bei Frau von Ertmann noch in der charakteristischen Eigenheit, alles, was ihrer Individualität nicht entsprach, nicht auf ihr Pult zu legen."

1820 schreibt Schindler im K. B.: „wenn es sich bestätigt, daß das

Regiment Deutschmeister ebenfalls nach Italien gehen muß, so verlieren wir auch die Oberstin Erdmann, was unsere Matinées bei Czerny sehr fühlen werden."

Über Frau von Ertmann verweisen wir auch auf den sorgfältigen und lehrreichen Aufsatz Kalischers in der „Deutschen Musikerzeitung" (Fortsetzung von „Aus Beethovens Frauenkreis", 1904 Nr. 23, 25, 30, 33, 34. Da sind auch Mendelssohns Mitteilungen verwertet). —

Die vorstehenden Mitteilungen mit Einschluß der im Anhang gegebenen genügen für unseren Zweck; doch wird das Bild gewinnen, wenn wir uns die folgenden Auszüge aus dem sogenannten „Tagebuche" in dem Fischhoffschen Manuskript über die vorigen Seiten zerstreut denken. Daten sind nirgendwo angegeben; da aber Notizen über Briefe an Brentano in Frankfurt folgen, welche in den April fallen, so müssen die Einzeichnungen in die vorhergegangenen Monate gehören.

„Nie mit einem Bedienten mehr allein zu leben; es ist und bleibt das Mißliche, setzen wir nur den Fall, der Herr wird krank und der Diener vielleicht auch."

„Wer Thränen ärndten will muß Liebe säen."

„Barmherzige Brüder im Tell schließen einen Halbkreis um den Todten und singen im tiefen Ton:

Rasch tritt der Tod den Menschen an
Es ist ihm keine Frist gegeben
Es stürzt ihn mitten in der Bahn
Es reißt ihn fort vom vollem Leben
Bereitet oder nicht zu gehn!
Er muß vor seinen Richter stehen!"

„Vidi malum et accepi. (Plinius.)"

„Tametsi quid homini potest dari maius quam gloria et laus et aeternitas. (Plinius.)"

„Wiewohl was kann man einem Menschen größeres geben als Ruhm und Lob und Unsterblichkeit?"

„Audi multa loquere pauca."

„Etwas muß geschehen — entweder eine Reise und zu dieser die nöthigen Werke schreiben oder eine Oper — solltest du den künftigen Sommer noch hier bleiben, so wäre eine Oper vorzuziehen im Falle nur leidlicher Bedingnisse — ist der Sommeraufenthalt hier, so muß jetzt schon beschlossen werden, wie, wo?"

„Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehn, erhöre mein Flehen, doch für die Zukunft nur, mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends sich jetzt eine Möglichkeit

dafür zeigt o hartes Geschick, o grausames Verhängniß, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie."

„Dies eine fühl ich und erkenn' es klar, das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld."

„Dich zu retten ist kein anderes Mittel als von hier, nur dadurch kannst du wieder so zu den Höhen deiner Kunst entschweben, wo du hier in Gemeinheit versinkst, und eine Sinfonie — — — — und dann fort — fort — fort — derweilen die Gehalte aufgenommen, welches selbst auf Jahre geschehen kann. —"

„Ueber den Sommer arbeiten zum Reisen, dadurch nur kannst du das große Werk für deinen armen Neffen vollführen, später Italien Sizilien durchwandern mit einigen Künstlern — mache Plane und sei getrost für C." [1]) —

„Meines Erachtens zuerst die Salzwasserbäder wie Wiesbaden etc. alsdann die Schwefelbäder wie Aachen waren unendlich kalt. Abends und Mittags in Gesellschaft sein es erhebt und ermüdet nicht so daher ein anderes Leben [nach?] diesem im Hause zu führen."

„Sinnlicher Genuß ohne Vereinigung der Seelen ist und bleibt viehisch, nach selben hat man keine Spur einer edlen Empfindung vielmehr Reue."

Für die folgende Zeit des Jahres wird aus den vorstehenden Aufzeichnungen festzuhalten sein, daß der Gedanke zu reisen Beethoven fortgesetzt beschäftigte.

Aus dem zu Ende gehenden Vierteljahr und mutmaßlich aus der letzten Zeit des Monats März stammt der folgende undatierte Brief an Kanka, da die Kinskysche Gehaltsrate Anfang April fällig war.

„Mein lieber werther liebevoller K.!

Eben erhalte ich von dem Syndicus Bajer in R. [Retz] gute Nachrichten, welche Sie selber in Betreff des J. H. [2]) mitgetheilt haben, was das übrige anbelangt, so werden Sie vollkommen befriedigt werden. —

Ich nehme mir die Freiheit Sie weiter zu bitten mir das meinige vom fürstlich K—schen Hause zu besorgen und füge hierbei die dazu nöthige Quittung. Vielleicht läßt sich noch ein anderer Weg ausfinden, da mir unterdessen jetzt zu spät einfällt, wie ich vermittels dessen ihnen künftighin hierin nicht mehr beschwerlich fallen darf! — Schon seit 15. Oktober überfiel mich ein Entzündungskatarrh an dessen Folgen ich noch leide, doch ist zu hoffen, daß er nach und nach besser wird, u. ich wenigstens in meinem kleinen Reich der Töne mich wieder reich zeigen kann. Bin ich doch in allem übrigen arm — durch die Zeiten? durch die Armuth des Geistes u. wo????? — Leben Sie wohl. — Uebrigens macht einen alles um uns nahe her ganz ver-

---

[1]) So nach Jahn, andere lasen L.

[2]) Johann Hamatsch.

stummen! Dies soll aber zwischen unserem geknüpften Freundschafts- und Seelenband nicht stattfinden.

Laut nenne ich mich wie immer

Ihr
Sie verehrender
und liebender
Freund
L. v. Beethoven m. p.

Frage?

Wie wird es denn gehen, wenn ich mich entferne und zwar aus den österreichischen Ländern mit dem Lebenszeichen, wird das etwa von einem nicht österreichischen Orte unterzeichnete Lebenszeichen gelten?"

Die Absicht zu reisen, und zeitweise Wien zu verlassen, klingt auch aus diesem Briefe. Von Mißmut erfüllt, vielleicht unter dem Einflusse der noch fortdauernden Krankheit, ist der nicht lange nachher geschriebene Brief an Neate in London,[1]) den wir hier folgen lassen:

„Wien, am 19ten April 1817.

Mein lieber Neate!

Seit 15ten Oktober befiel mich eine große Krankheit, an deren Folgen ich noch leide und nicht geheilt bin, Sie wissen, daß ich nur von meinen Compositionen leben muß, Seit meiner Krankheit habe ich nur äußerst wenig componiren können, also auch beinahe nichts verdienen können, um so mehr würde es mir sehr willkommen gewesen seyn, wenn Sie etwas für mich gethan hätten — unterdessen vermuthe ich, daß das Resultat von allem — nichts ist. —

Sie haben sogar noch anklagend gegen mich an Hering geschrieben, welches meine Redlichkeit gegen Sie keineswegs verdient — unterdessen muß ich mich hierüber rechtfertigen, nemlich: die Oper Fidelio war vor mehreren Jahren schon geschrieben, allein das Buch und der Text sehr mangelhaft; das Buch mußte ganz umgeändert werden, dadurch mußten mehrere Musik Stücke vermehrt, andere verkürzt, wieder andere ganz neu dazu komponirt werden. So z. B. ist die Ouvertüre ganz neu, wie verschiedene andere Stücke, allein es ist möglich, daß in London, vielleicht die Oper sich findet, wie sie zum erstenmal war, so ist sie denn auch gestohlen worden, wie daß beim Theater kaum möglich ist zu vermeiden. — Was die Symphonie in A betrifft, da sie mir gar keine Antwort geschrieben hierüber, welche befriedigend war, so mußte ich sie wohl herausgeben, eben so gern hätte ich 3 Jahre warten wollen, wenn Sie mir geschrieben hätten daß sie die philharmonische Gesellschaft genommen hätte — allein überall Nichts — Nichts. — Nun was die Klavier-Sonaten mit Violonschell betrift, ich gebe ihnen hiezu

[1]) Das Original besitzt Herr Charles Neate in Brighton in England. Der Brief ist nach der Abschrift aus Jahns Nachlaß jetzt gedruckt bei Kalischer N. B. B. S. 51.

einen Monath Zeit, habe ich alsdann hierüber keine Antwort von ihnen, so gebe ich sie in Deutschland heraus, da ich aber so wenig hierüber von ihnen gehört, als von den andern werken, so habe ich selbe einem deutschen Verleger gegeben, der mich darum dringend gebeten, jedoch habe ich mir schriftlich ausbedungen (Hering hat diese Schrift gelesen), daß er die Sonaten nicht eher herausgibt bis Sie selbe in London verkauft haben, ich dächte, sie sollten diese 2 Sonaten wenigstens für 70 oder 80 Ducaten in Gold anbringen können, der Englische Verleger kann den Tag bestimmen, wann sie in London erscheinen sollen, an selbem Tage erscheinen sie alsdann auch in Deutschland,[1]) auf die Art hat Birchall auch das große Trio und die Klaviersonate mit Violin von mir gekauft und erhalten. Ich bitte sie also um die letzte Gefälligkeit mir so geschwinde als möglich der Sonaten wegen eine Antwort zu geben. Die Frau v. Jenny[2]) schwört darauf, was Sie alles für mich gethan haben, ich auch, das heißt, ich schwöre darauf, daß Sie nichts für mich gethan haben, nichts thun für mich und wieder, nichts für mich thun werden — summa summarum, Nichts! Nichts! Nichts!!!

Ich versichere sie der vollkommensten Hochachtung, und hoffe wenigstens als letzte Gefälligkeit eine baldige Antwort. —

ihr ergebenster
Diener
und Freund
L. v. Beethoven."

Wir sehen hier wieder den Meister unter dem Einflusse trüber Erfahrungen und dürfen die unmutigen Äußerungen gegen den Freund Neate nicht auf die Goldwage legen.

Beethoven hatte inzwischen wegen einer neuen Wohnung Entschluß gefaßt und bezog dieselbe zu Georgi (24. April) 1817; sie lag in der Vorstadt Landstraße, nicht weit von Streicher und Giannatasio.[3]) Am 13. Mai spricht Fanny im Tagebuche ihre Freude darüber aus, daß Beethoven jetzt in ihrer Nähe atme und schaffe; damals also wohnte er dort.

---

[1]) Nahm Beethoven wirklich im April an, daß der drei Monate vorher erfolgte Druck der Sonaten bei Simrock in Bonn in London noch unbekannt war?

[2]) Nach Kalischer Gräfin v. Genney, welche in den Konversationsheften von 1822/23 vorkommt (Heft vom April 22, Bl. 26. 32).

[3]) Thayer sagt schon hier: Gärtnerstraße, zum grünen Baum, Nr. 26 (später 47), erste Stiege zweiter Stock. Das war aber wohl die zweite Wohnung, die er im Jahre bezog. Frimmel (Beethovens Wohnungen, N. Fr. Pr. 1899, 11. August, Nr. 12560) gibt an Landstraße 268, und diese Nummer nennt auch ein Zettel Beethovens an Dr. Pachler, der mutmaßlich aus dem September 1817 stammt.

Es muß ihm aber doch nicht alles behaglich gewesen sein und das Mieten scheint nur ein vorläufiges gewesen zu sein; denn noch im Juli schreibt er an Frau von Streicher: „wegen der Wohnung wär es auch Zeit, in der Gärtnergasse gibt es auch auf der gegenüberstehenden Seite Wohnungen“, und ähnlich noch einmal; noch am 25. September schreibt er: „die Wohnung in der Gärtnergasse könnte ich noch auffagen.“ Beethoven machte eben in diesem Sommer wenig Gebrauch von der neuen Wohnung, da er meist auf dem Lande lebte. Aber gewechselt hat er die Wohnung bald nachher wieder (s. u.).

In diese Zeit fällt der schnelle und unerwartete Tod eines alten Genossen Beethovens, des Violinspielers Wenzel Krumpholz, welcher am 2. Mai 1817[1]) bei einem Spaziergange auf dem Glacis vom Schlage getroffen wurde und starb. Beethoven hatte, wie wir wissen, ehemals seine Studien im Violinspiel bei Krumpholz wieder aufgenommen und war auch später zu ihm in Beziehung geblieben.[2]) Dieser plötzliche Todesfall gab Beethoven Veranlassung zu einer kleinen Komposition; er setzte die Worte aus Schillers Tell „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ für drei Männerstimmen a capella, in einfacher, ernster, dem Texte entsprechender Weise und schrieb am Schlusse die Worte: „zur Erinnerung an den schnellen und unverhofften Tod unseres Krumpholz.“ Das Autograph befand sich bei Aloys Fuchs, nach dessen Angabe Beethoven die Komposition in dessen Album schrieb.[3]) Aloys Fuchs war jener Sopransolist, den Beethoven 1811 in Troppau Gelegenheit hatte kennen zu lernen (vgl. Bd. III S. 181); er zählte jetzt annähernd 18 Jahre und war einige Monate vorher nach Wien gekommen, um die Universität zu besuchen; hinsichtlich seines Unterhalts war er vorzugsweise auf seine Talente und seine Kenntnisse in der Musik angewiesen. Vielleicht erhielt er von Krumpholz Unterricht im Violinspiel. Ob nun Beethoven sich des ehemaligen Solisten in seiner Messe erinnerte, oder ob Krumpholz der Vermittler war, jedenfalls scheint ihm

[1]) Wiener Zeitung vom 2. Juni 1817.

[2]) Czerny erzählte O. Jahn: „Krumpholz war zweiter Violinist am Orchester, ein Enthusiast für B., der sein Evangelium predigte, täglich bei ihm, und von ihm mißhandelt, daß er sich 1816 doch zuerst zurückzog, Bruder des Harfenbauers.“

[3]) A. Fuchs in der Wiener Musikzeitung vom 31. März 1846, wo er aber als Todestag unrichtig den 3. Mai angibt. Ein Datum der Komposition gibt er überhaupt nicht an. Das Stück erschien zuerst in der Zulage zur Leipziger N. Ztschr. für Musik, H. 6, vom Juni 1839. In der neuen Ausgabe von Br. und H. steht es Serie 28 Nr. 255. Vgl. Thayers chronol. Verz. 209, wo ich Nottebohms handschr. Bemerkungen zu Rate ziehen konnte.

Beethoven einen Beitrag für sein Album versprochen zu haben; denn wir sehen keinen Grund, Fuchs' Angabe zu bezweifeln (wie es Nottebohm tut), daß Beethoven jenen Gesang in Fuchs' Album geschrieben habe. —

Vor einer Reihe von Jahren hat Frimmel[1]) Erinnerungen des alten C. Fr. Hirsch in Oberdöbling bei Wien veröffentlicht, welche zwar die Verwirrung des Gedächtnisses zeigen, wie sie bei bejahrten Personen nicht selten ist, aber namentlich dadurch von Interesse sind, daß sie zeigen, daß es in Beethovens Erinnerung noch eine zarte Stelle für seinen alten Lehrer Albrechtsberger gab; denn der damals etwa 16jährige Knabe war ein Enkel des großen Theoretikers. Im Herbst und Winter 1816/17 speiste Beethoven häufig in dem Gasthause „zum Römischen Kaiser" in der Renngasse, und traf dort mit dem jungen Hirsch und seinem Vater, welche in der Nähe wohnten, zusammen. Durch den Vater erfuhr er von dem ausgesprochenen musikalischen Talente des Sohnes und war sogleich bereit, ihm musikalische Unterweisung „und zwar im Generalbasse" zu erteilen. „Der Unterricht, zwei bis dreimal wöchentlich gegeben, umfaßte ungefähr das, was wir heute Harmonielehre nennen." Der Schüler erinnerte sich noch in späteren Jahren namentlich der Besprechung der verminderten Septimenakkorde und ihrer Auflösungen. Dieser Unterricht dauerte nach Hirschs Erinnerung vom November 1816 bis zum April 1817 (vielleicht noch etwas länger). Daß die Lektionen damals aufhörten, erklärt sich leicht aus dem Umzuge des Komponisten aufs Land, und aus dem Umstande, daß eine neue Angelegenheit zwischen ihm und der Witwe van Beethoven seine Gedanken in Anspruch nahm. Mit Recht macht Frimmel auf den menschlich schönen Zug bei Beethoven aufmerksam, daß er einem begabten jungen Menschen in uneigennütziger Weise behülflich zu sein ohne weiteres bereit war. —

Es handelte sich bei jener Angelegenheit um den Beitrag, welchen die Witwe zu den Kosten der Erziehung ihres Sohnes zu leisten hatte. Diese Frage war offenbar in jener Zeit aufs Tapet gebracht worden und fand ihren Abschluß durch einen von beiden Parteien am 10. Mai 1817 unterzeichneten Vertrag, durch welchen sie sich verbindlich machte, „zu seiner besseren Erziehung und Unterhalt — — — alsogleich einen Betrag von Fl. 2000 W. W. zu Gerichtshänden zu erlegen", und daß in Zukunft die vierteljährliche Zahlung für den gleichen Zweck „wenigstens die eine Hälfte der von der Frau Wittwe Johanna v. Beethoven ab Aerario zu erhaltenden

[1]) Neue Beethoveniana S. 154 fg.

Pension sammt Zuschüssen oder anderen zu selbe jemals gegeben werdenden, wie immer Namen habenden Beiträgen, betragen muß." [1]) Auf diese Verhältnisse beziehen sich die folgenden Eintragungen, welche wir im Januar (oder Februar) des nächsten Jahres in dem Fischhoffschen „Tagebuche" lesen:

„Die Mutter Karls suchte selbst den Vergleich, allein die Basis davon war, daß das Haus [2]) verkauft werden sollte, wo man rechnen konnte, daß alle Schulden bezahlt würden, und nebst der Hälfte Wittwengehalt nebst dem übrig bleibenden Theil vom verkauften Hause nebst der Mitgenießung als von Karls Wünschen sie müßte alle [so! wahrsch. „nicht allein"] anständig sondern sehr wohl leben könnte, da aber das Haus nicht verkauft wird! welches die Hauptbedingung war, worauf der Vergleich geschlossen wurde, da man vorgab, daß schon die Execution hierauf lastete, so müssen meine Skrupel nun aufhören und ich kann wohl denken, daß sich die Wittwe nicht schlecht bedacht, welches ich ihr von Herzen wünsche. Das meinige, o Herr, habe ich erfüllt." — —

„Es sei möglich gewesen ohne Kränkung der Wittwe, es war aber nicht an dem, und du Allmächtiger siehst in mein Herz, weißt, daß ich mein eigenes Beste um meines theuren Karl willen zurückgesetzt habe, segne mein Werk, segne die Wittwe, warum kann ich nicht ganz meinem Herzen folgen und sie die Wittwe fürder —"

„Gott Gott mein Hort mein Fels o mein Alles du siehst mein Inneres und weißt wie wehe es mir thut Jemanden leiden machen müssen bei meinen guten Werken für meinen theuren Karl!!! o höre stets Unaussprechlicher, höre mich — deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen — — —"

Das war das dürftige Ergebnis von Verhandlungen, welche Beethoven — gleich irgend einem seiner wichtigeren Werke — die erste Hälfte des Jahres gekostet und den unterhaltenden und friedlichen Verkehr mit der Familie Giannatasio unterbrochen hatten. Die Teilnahme für ihn spricht aus folgenden Einzeichnungen im Tagebuche der Fanny Giannatasio. Am 2. Mai schreibt sie:

— — „Unsern theuern Beethoven sehe ich sehr selten, es thut mir sehr wehe, daß ich ihn wegen den Knaben bedauern muß, viel Kummer wird er ihm noch machen, und wie sehr wünschte ich jede trübe Wolke von seiner Stirn zu bannen. Mit seinem neuen Lied: ‚Nord oder Süd' hat er uns wieder so viel Freude gemacht."

Dieses Lied, auf welches wir später noch zurückkommen, war als Beilage der Wiener Moden-Zeitung vom 15. Febr. 1817 erschienen.

Am 13. Mai:

— — „Beethoven sah ich gestern wieder nach langer Zeit bei uns. Er athmet in unserer Nähe, sein schöpferischer Geist erschafft vielleicht in

[1]) Den Wortlaut des Vertrages findet man in Anhang III.

[2]) Vgl. Anh. XI zu Bd. III.

unserer Nähe 'Werke die Jahrhunderte noch bewundert werden. Wenn er sich doch ganz ungehindert dem Drange seines immer weiterstrebenden Geistes überlassen könnte! Doch oft mag seine Gesundheit darunter leiden, daß ihn kalte gemeine Begebenheiten der gedrückten Menschheit im gewöhnlichen Leben quälen, ihn, der so sehr verdiente, von nichts und niemand gequält zu werden!"

Sie klagt dann weiter (1. Juni), daß sie ihn selten sehe und überläßt sich (15. Juni) ihren Betrachtungen über seine Gesinnung übers Heiraten, worüber er mit der Schwester ein interessantes Gespräch gehabt. Man findet die hierauf bezüglichen Äußerungen im Anhang, wohin sie nach dem Zusammenhang gehören, da sie wesentlich die Gemütsverfassung der Schreiberin kennzeichnen. —

Im Mai bezog Beethoven eine Wohnung in Heiligenstadt, um dort die Bäder gegen seinen hartnäckigen Katarrh zu benutzen; von dort gab er gleich der stets hülfsbereiten Frau Streicher Nachricht in zwei offenbar zusammengehörigen, auf Wäsche bezüglichen Brieschen, von denen das eine aus Heiligenstadt vom 16. Mai datiert ist.[1]) Ausführlicher spricht er über seine Krankheit in einem Briefe aus denselben Tagen an die Gräfin Erdödy, welcher hier nicht fehlen darf.[2])

„Meine verehrte leidende Freundin!
wertheste Gräfin.

Zu viel bin ich die Zeit herumgeworfen, zu sehr mit Sorgen überhäuft und seit dem 6. Oktober 1816 schon immer kränklich, seit 15. Oktober überfiel mich ein starker Entzündungs-Chathar, wobei ich lange im Bett zubringen mußte, und es mehrere Monathe währte, bis ich nur spärlich ausgehen durfte, die Folgen davon waren bisher noch unvertilgbar, ich wechselte mit den Ärzten, da der Meinige ein pfiffiger Italiener so starke Nebenabsichten auf mich hatte und ihm sowohl Redlichkeit als Einsicht fehlte; dies geschah im April 1817.[3]) ich mußte nun den 15. April bis 4. Mai alle Tage 6 Pulver gebrauchen, 6 Schalen Thee; dies dauerte bis 4. Mai; von dieser Zeit erhielt ich wieder eine Art Pulver wovon ich wieder 6 des Tages nehmen mußte, und mich 3 mal mit einer volatilen Salbe einreiben mußte, dabei reißte ich hierher, wo ich die Bäder gebrauche. Seit gestern erhielt ich nun wieder eine

---

[1]) Wir geben dieselben im Anhang I. Gedruckt findet man sie jetzt bei Kalischer Neue Beethovenbriefe S. 29/30.

[2]) Wir geben ihn hier nach A. Schöne Briefe von Beethoven an M. Gräfin Erdödy u. s. w. S. 16, wo er nach O. Jahns Mitteilung abgedruckt ist. Die Abschrift in Thayers Nachlaß zeigt einige Abweichungen.

[3]) Nohl deutet das auf Malfatti (N. Br. S. 130). Es kann ebensowohl Bertolini gemeint sein.

Medizin, nemlich 1 Tinktur, wovon ich des Tages wieder 12 Löffel nehmen mußte. Alle Tage hoffe ich das Ende dieses betrübten Zustandes, obschon es sich etwas gebessert hat, so scheint es doch noch lange zu währen bis ich gänzlich genesen werde.

Wie sehr dies alles auf mein Dasein wirken muß, können Sie denken! mein Gehörs-Zustand hat sich verschlimmert, und schon ehmals nicht fähig für mich und meine Bedürfnisse zu sorgen, jetzt als noch . . . . . und meine Sorgen sind noch vergrößert durch meines Bruders Kind. Hier habe ich noch nicht einmal eine ordentliche Wohnung, da es mir schwer wird, für mich selbst zu sorgen, so wende ich mich bald an Diesen bald an Jenen, und bin ich überall übel belassen, und die Beute elender Menschen. Tausendmal habe ich an Sie, liebe verehrte Freundin gedacht und auch jetzt, allein der eigene Jammer hat mich niedergedrückt. S. hat mir Linkes Brief übergeben, er ist bei Schwab, ich habe ihm kürzlich geschrieben, um mich zu erkundigen, was wohl die Reise zu Ihnen kosten würde? habe aber keine Antwort erhalten; da mein Neffe Vacanzen hat vom letzten August bis Ende October, so könnte ich alsdann, wenn ich vielleicht hergestellt bin, zu Ihnen kommen, freilich dürfte es uns an Zimmern zum studiren, und einem bequemen Dahin[1]) nicht fehlen, und wäre ich eine Zeit lang einmal unter alten Freunden[2]), welche sich ungeachtet diesen oder jenen Teufels-Menschen-Zeug noch immer um mich herum erhalten haben, so würde vielleicht Gesundheits Zustand und Freude wiederkehren. Linke mußte mir schreiben auf welche Art ich die Reise am wenigsten kostspielig machen kann, denn leider sind meine Ausgaben so groß und durch mein Kranksein, da ich wenig schreiben kann, meine Einnahme klein und dieses kleine Capital, woran mein verstorbener Bruder Schuld ist, daß ich es habe, darf ich nicht angreifen, da mein Gehalt immer weniger und beinahe nichts ist, so muß ich dieses bewahren. Offen schreibe ich ihnen theuerste Gräfin allein eben deßwegen werden sie selbe nicht mißverstehen wollen, ich bedarf dessen ungeachtet nichts und würde gewiß nichts von ihnen annehmen; es handelt sich nur um die größt möglichste sparsamste Weise, um zu ihnen zu kommen; alles ohne Unterschied ist jetzt in der Lage hierauf zu denken, daher sei meine Freundin hierüber nicht betroffen.

Ich hoffe ihre Gesundheit in immer erwünschteren Zustande, als ich früher annehmen mußte. Der Himmel möge doch ihren Kindern die vortrefflichste Mutter erhalten, ja schon bloß deswegen verdienten Sie der ihrigen wegen, die höchste Fülle der Gesundheit. leben Sie wohl! beste verehrteste Gräfin, lassen sie mich bald von ihnen hören,

Heiligenstadt 19. Juni 1817.

ihren wahren Freund

Beethoven."

---

1) „Dasein" in einer zweiten Abschrift Thayers.

2) „unter guten alten Freunden" bei Thayer. „Unter allen Freunden" bei Schöne.

In diesem Sommer war auch Christoph Kuffner[1]) in Heiligenstadt, und ging, wie er später dem Musikdirektor Kren in Wien erzählte, oft mit Beethoven nach Nußdorf, um dort im Gasthaus „zur Rose" Fische zum Abendbrot zu essen. Eines Abends, als der Komponist bei guter Laune war, begann Kuffner: „Sagen Sie mir aufrichtig, welche ist Ihnen die Beliebteste unter Ihren Symphonieen?" Ganz vergnügt antwortete Beethoven: „Eh, eh, die Eroica." „Ich hätte gedacht die C moll," sagte Kuffner. „Nein, die Eroica," entgegnete Beethoven. Noch im Jahre 1826, als Kuffner mit Beethoven wegen eines Oratorientextes verhandelte, erinnerte er sich dieser Nußdorfer Tage; er schreibt im Konversationsbuche: „Erinnern Sie sich noch an das Fischerhaus bei Nußdorf, wo wir Nachts bis gegen 12 Uhr im Vollmond auf dem Altan saßen, vor uns das Brausen der Auen und der hochgeschwollenen Donau? Da war ich auch Ihr Gast." [2])

Beethoven konnte nicht lange nachher seine Fische mit weniger Umständen verzehren; er zog nach Nußdorf, vielleicht noch im Juni, er war dort jedenfalls im Juli und blieb dort, unter Beibehaltung seiner Stadtwohnung, längere Zeit, wie es scheint jedenfalls bis in den Oktober.[3]) Eine Reihe der Briefe an Frau von Streicher sind aus Nußdorf geschrieben; wir entnehmen denselben, daß er dort einen Bedienten hatte, mit dem er nicht sonderlich zufrieden war.

---

[1]) Kuffner, geboren den 28. Juni 1780, in seinen späteren Jahren K. K. Hofsekretär, einst in Wien als fruchtbarer und nicht unpopulärer Dichter wohl bekannt, jetzt vergessen, war im Singen und im Violinspiel ein Schüler Wranitzkys und erfreute sich bei seinen musikalischen Studien auch der Aufmunterung Haydns, trat aber früh in den öffentlichen Dienst als Beamter im Kriegsdepartement und übte seitdem die Kunst nur noch als Liebhaber. Sein wichtigstes litterarisches Werk vor 1808 war die Übersetzung des Plautus, welche 1805 erschien. Die bestimmte Versicherung Czernys (s. o. Bd. III S. 59), daß Kuffner dem Texte zur Chorphantasie Op. 80 die metrische Form gegeben habe, wird von Nottebohm (s. II Beeth. S. 504) aus dem Grunde in Zweifel gezogen, weil dieser Text sich in Kuffners gesammelten Werken nicht findet. Sicherlich ist aber die Versifikation der Gedanken eines andern nicht in dem Grade eine originale Schöpfung, daß wenige solcher Strophen in eines Dichters „Werke" Aufnahme finden konnten. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhange, daß Beethoven den Triumphmarsch aus Kuffners Tarpeia komponierte, der am 26. Mai 1813 aufgeführt wurde. [Vorstehendes nach einer Bemerkung in Thayers Entwurf.]

[2]) Die Stelle führt auch Nohl an, Bd. III S. 671.

[3]) Das Haus, in welchem er dort wohnte, findet man abgebildet bei Frimmel Beethoven S. 57.

Hier erhielt er einen wichtigen Brief von Ferdinand Ries aus London, der die Reisepläne wieder in Anregung brachte. Derselbe folgt hier nach O. Jahns Abschrift.[1])

[London den 9. Juni 1817.]

„Mein liebster Beethoven.

Sehr lange bin ich wieder ganz von Ihnen vergessen, obwohl ich mir kaum eine andere Ursache denken kann, als Ihre zu häufige Beschäftigungen, und wie ich durch andere Leute leider hören muß, eine bedeutende Krankheit sogar. Wahrlich lieber B. die Dankbarkeit die ich Ihnen schuldig bin, ewig schuldig bleiben muß — und ich glaube mit offenem Herzen sagen zu können, nie aus meinen Augen gelassen habe, obschon ich manchmal bei Ihnen durch meine Feinde als undankbar und neidisch dargestellt wurde — ist unveränderlich, und so hatte ich immer den heißesten Wunsch, Ihnen mehr als durch Worte Beweise zu geben. Dieser sehnliche Wunsch ist nun endlich (so hoffe ich) in Erfüllung gekommen, und ich hoffe in meinem alten Lehrer auch meinen alten liebevollen Freund wiederzufinden. Die Philharmonische Gesellschaft wo nun unser Freund Neate auch ein Direktor ist, und wo man Ihre Compositionen allen andern vorzieht, wünscht Ihnen einen Beweis der großen Achtung und Erkenntlichkeit zu geben, für die so vielen schönen Augenblicke, die wir durch Ihre außerordentliche genialischen Werke so oft genossen haben — und ich fühle es wirklich durch das schmeichelhafteste Compliment für mich selbst mit Neate beauftragt zu sein, an Sie zuerst deswegen zu schreiben. Kurz lieber B. wir möchten Sie gerne nächsten Winter unter uns hier in London haben. Freunde werden Sie mit offenen Armen empfangen, und Ihnen wenigstens einen Beweis davon zu geben, habe ich den Auftrag Ihnen im Namen der Direktion der Philharmonischen Gesellschaft, 300 Guinees unter folgenden Bedingungen anzutragen:

1tens Sollen Sie nächstkommenden Winter hier in London sein.

2t. Sollen Sie für die philharmonische Gesellschaft zwei große Symphonieen schreiben, die das Eigenthum derselben bleiben sollen.

3t. Müssen Sie sich verbindlich machen keine Compositionen für großes Orchester, für irgend ein Concert in London herzugeben, noch selbst zu dirigiren, bevor oder während unsere acht Concerte, welche Ende Februar anfangen, und in der Hälfte des Monats Juny aufhören, vorüber sind (ohne die Erlaubniß der philharm. Gesellschaft) die gewiß nicht schwer sein soll.

Verstehen Sie nicht, daß wir Ihnen die Hände binden wollen, nur im Falle der Noth, wenn vielleicht ein Oppositions Concert, das wir schon einmal niedergeschlagen haben wieder aufstehen sollte, da diese Herren den Plan machen könnten, Sie gegen uns statt für uns zu besitzen, und zugleich könnte es Ihnen eine große Menge Feinde machen, etwas persönlich zu verneinen, wo auf diese Art alles auf uns Direktoren fallen würde, und wir haben uns daran nicht zu kehren. Wir alle sind Ihnen herzlich zugethan, und ich glaube

---

[1]) Er befindet sich außerdem im sog. Fischhoffschen Manuskript.

jede Gelegenheit Ihnen in ihren Planen nützlich zu sein, würde uns eher Vergnügen machen, als Sie im mindesten einschränken zu wollen.

4t. Sollen Sie in keinem Concert öffentlich im Orchester erscheinen, bevor unsere zwei ersten Concerte vorüber sind, außer im Falle Sie selbst ein Concert geben wollen, deren Sie überhaupt so viele geben können, als Sie dienlich finden werden.

5ten Sollten Sie vor dem 8. Jänner 1818 hier sein, und wenn die Concerte vorüber sind unter gar keiner Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft stehen, außer uns für die Zukunft im Falle wir die nämlichen Bedingnisse wie andere Ihnen anbiethen können den Vorzug zu lassen.

6ten Können Sie im Falle Sie das Engagement annehmen, und vielleicht Geld zur Reise haben müssen, 100 Guinees voraus haben. Dies ist mein Auftrag an Sie von der Gesellschaft.

Nun stehen Ihnen alle Speculationen mit den Verlegern frei auch mit Sir G. Smart, der Ihnen 100 Guinees für ein Oratorium in einem Acte angebothen hat, und mir besonders aufträgt, Sie an eine Antwort zu erinnern indem er solches für den nächsten Winter haben möchte. Der Intendant der großen italienischen Oper G. Ayrton ist ein besonderer Freund von uns. Er will zwar nicht bestimmt sich engagieren, allein gab er das Versprechen, Ihnen den Auftrag zu einer Oper geben zu wollen.

Ihr eigenes Concert, oder vielleicht Ihre Concerte können Ihnen eine schöne Summe Geldes einbringen, so wie auch andere Engagements im Lande. Neate und ich freuen uns wie Kinder Sie hier zu sehen, und ich darf wohl nicht sagen, daß ich alles mögliche aufbiethen werde Ihnen Ihren Aufenthalt nützlich und angenehm zu machen, auch kenne ich England und zweifle keinen Augenblick an guten Erfolg.

Auch brauchen wir hier einen, der alles wieder einmal in Bewegung setzt und die Herren im Orchester in der Corda hält.

Gestern Abends war unser letztes Conzert und Ihre schöne Sinfonie in A♯ wurde mit außerordentlichem Beifall gegeben. Es macht einem furchtsam uns Sinfonieschreibern nur zu denken, wenn man solch Werk sieht u. hört. Schreiben Sie mir nun und recht bald eine ausführliche Antwort, und machen Sie mir Hoffnung Sie recht bald selbst hier zu sehen.

Ich bleibe ewig

Ihr dankbarer aufrichtiger Freund
Ferd. Ries.

Meinen herzlichen Gruß an Herrn v. Zmeskall, Zizius, Krumpholz u. andere Freunde."

Beethoven zögerte nicht diesen Brief zu beantworten und nahm für Abschrift und Absendung die so oft erprobte Hülfe Zmeskalls in Anspruch in folgendem Billet:

„Nußdorf am 7ten Juli.

Lieber guter Zmeskall

Da Sie schon eine Abschrift der Briefe besorgen wollen, so schicke ich für die Abschrift des einen Briefs einen Bogen Papier mit, Sie sehen daraus

schon was ich für nöthig gefunden, Herings Schrift dürfte leicht erkannt werden, u. das möchte ich nicht, auch fand ich noch nöthig diese beizufügen, ich bitte sie unterdessen zu sorgen, daß der Brief an Ries spätestens am Mittwoche[1]) abgesendet werde, jedoch gegen Recipisse, das ist die sicherste Art auf so weitem Wege, die Adresse an Ries finden Sie in seinem Briefe, ich sehe Sie vielleicht morgen, da ich in die Stadt muß —

in Eil ihr
dankbarer Freund
Beethoven."

Der Brief an Ries war folgender:[2])

„Wien den 9. Julius 1817.

Die in Ihrem werthen Brief vom 9. Junius mir gemachten Anträge sind sehr schmeichelhaft. Aus Gegenwärtigem sollen Sie sehen, wie sehr ich sie würdige, Wäre es nicht in Ansehung meines unglücklichen Gebrechens, wodurch ich viel mehr Wartung und Unkosten bedarf, besonders auf der Reise und in einem fremden Lande, so würde ich den Vorschlag der philharmonischen Gesellschaft unbedingt annehmen.

Setzen Sie sich aber in meine Lage; bedenken Sie, wie viel mehr Hindernisse ich zu bekämpfen habe, als jeder andere Künstler, und urtheilen Sie dann, ob meine Forderungen unbillig sind. Hier sind sie, und ich bitte Sie, selbige den Herren Directoren benannter Gesellschaft mitzutheilen.

1) Ich werde in der ersten Hälfte des Monats Januar 1818 spätestens in London sein.

2) Die zwei großen Symphonien, ganz neu componirt, sollen dann fertig sein, und das Eigenthum der Gesellschaft einzig und allein sein und bleiben.

3) Die Gesellschaft gibt mir dafür 300 Guineen und 100 Guineen für die Reisekosten, die mir aber weit höher kommen werden, da ich unumgänglich einen Begleiter mit mir nehmen muß.

4) Da ich gleich an der Composition dieser großen Symphonieen zu arbeiten anfange, so weiset mir die Gesellschaft (bei Annahme meiner Aeußerung) die Summe von 150 Guineen hier an, damit ich mich mit Wagen und anderen Vorrichtungen zur Reise ohne Aufschub versehen kann.

5) Die Bedingnisse wegen Nichterscheinen in einen anderen Orchester im Oeffentlichen, wegen Nichtdirigiren, wegen des Vorzuges der Gesellschaft bei gleichen Bedingnissen, sind von mir angenommen, und würden bei meiner Ehrliebe auch von sich selbst verstanden gewesen sein.

6) Ich darf auf den Beistand der Gesellschaft in der Einleitung und Beförderung eines oder nach Umständen mehrerer Benefice-Concerte hoffen. Sowohl die besondere Freundschaft einiger Directoren Ihrer schätzbaren Reunion, als überhaupt die gütige Theilnahme aller Künstler für meine Werke bürget mir dafür, welches mich um so mehr beeifert, den Erwartungen derselben zu entsprechen.

---

[1]) Mittwoch war der 9. Juli.

[2]) Ries teilte ihn in den Notizen S. 143 mit.

7) Noch bitte ich, die Bewilligung oder Bestätigung des Obigen in englischer Sprache von drei Directoren unterzeichnet im Namen der Gesellschaft ausgefertigt zu erhalten.

Daß ich mich herzlich freue, den braven Sir George Smart kennen zu lernen, und Sie und Mr. Neate wiederzusehen, das können Sie sich wohl vorstellen. Möchte ich doch statt dieses Briefes selbst hinfliegen können!

Ihr aufrichtiger Verehrer und Freund
L. v. Beethoven."

Dem Briefe ließ er noch eine eigenhändige Nachschrift folgen:

„Lieber Ries! Ich umarme Sie von Herzen; ich habe mit Fleiß eine andere Hand zu dem Obigen dieses Briefes genommen, damit Sie alles besser lesen und der Gesellschaft vortragen können. Von Ihren guten Gesinnungen gegen mich bin ich überzeugt, und hoffe, daß die p. G. meinen Vorschlag genehmigen werde, und Sie können überzeugt sein, daß ich alle Kräfte anwenden werde, mich des ehrenvollen Auftrages einer so auserlesenen Künstlergesellschaft auf die würdigste Art zu entledigen. — Wie stark ist Ihr Orchester? wie viel Violinen u. s. w. u. s. w. mit einer oder zwei Harmonien? Ist der Saal groß, klangreich?"

Die hier mitgeteilten Briefe an und von Ferd. Ries, wie auch die noch folgenden, lassen uns das Verhältnis zwischen Beethoven und Ries als ein ungetrübt herzliches erscheinen; liebevolle Zuneigung von Beethovens, diensteifrige Beflissenheit von Ries' Seite. Die Briefe, welche noch folgen, dienen lediglich zur weiteren Bestätigung dieser Wahrnehmung. Nach Schindler (II. S. 252, vgl. auch sein Vorwort) war in den letzten Zeiten eine Verstimmung zwischen beiden eingetreten. Ries, selbst Komponist und mehr auf brillante Technik gerichtet, verlor (so sagt Schindler) allmählich das volle Verständnis für Beethovens Werke, tadelte einzelne kühne Wendungen und erlaubte sich in der Darstellung derselben Willkürlichkeiten, tat auch nicht viel für Beethovens Werk in London, was Beethoven durch englische Freunde erfuhr; seinen Unmut ließ er nicht Ries gegenüber, sondern gegen andere aus, so daß es auch Ries zu Ohren kam und diesen tief verletzte. Ein Groll gegen Beethoven blieb bei Ries bestehen. Das hatte Schindler bei den Verhandlungen über die ersten biographischen Nachrichten über Beethoven wahrgenommen, wobei sie sich nicht einigen konnten. Auch die doppelte Dedikation der Variationen Op. 120 hatte Ries verletzt (Not. S. 123); ferner hatte Beethoven trotz einer Aufforderung keine Dedikation von Ries erhalten, und da er aus neuen Kompositionen von Ries die Überzeugung gewann, daß Ries ganz der modernen Richtung verfallen sei, so wollte er ihm in einer öffentlichen

Erklärung untersagen, sich ferner seinen Schüler zu nennen, was jedoch unterblieb; doch kam die Sache Ries zur Kenntnis. Wir wissen nur noch von einer Äußerung Beethovens über Ries; er sagte einmal zu Czerny: „Er ahmt mich zu sehr nach" (in den Aufzeichnungen von O. Jahn).

Groll und Zerwürfnis treten in Ries' Darstellung nicht hervor, auch bleiben Beethovens Briefe an ihn, soweit wir sie kennen, bis zuletzt freundschaftlich; volle Pietät spricht auch aus Ries' Notizen, und auf seinen Charakter kann nach Wegelers Schilderung kein Makel fallen. War wirklich Veranlassung zum Groll vorhanden, so ehrt es ihn um so mehr, daß davon in den Notizen nichts laut wird. Was Schindler mitteilt, mag immerhin bestimmte Grundlagen haben, jedenfalls steht er, wo er über Ries schreibt, unter dem Einflusse einer gewissen erklärlichen Voreingenommenheit, so daß seine Mitteilungen nur cum grano salis aufzunehmen sind. Doch glaubten wir die Sache nicht ganz übergehen zu sollen. —

Einen Nachklang von Beethovens Stimmungen in dieser Zeit, besonders unter dem Eindrucke der Versuche der Mutter Carls, zu dem Sohne zu kommen, gewähren auch einige weitere Eintragungen der Fanny Giannatasio in ihrem Tagebuche, in deren Erwähnung wir daher fortfahren.

So schreibt sie am 25. Juni:

— „Gestern sah ich den guten Beethoven ganz ergriffen von den traurigen Verhältnissen mit der Mutter des Kindes. Er wurde erheiterter nach Mittheilung und unserem Mitgefühl."

Am 8. Juli: — „An Beethoven habe ich geschrieben, wegen seinen Brief an Karl, doch hat er den Brief noch nicht. Ich kann es nicht aushalten, wenn irgend eine Spannung zwischen uns ist!

Er kann die Wahrheit die er enthält und die Beweise unserer Achtung und Verehrung nicht übel deuten und ich glaube sie könnten ihm angenehm sein. Nur war mir der Gedanke unangenehm, daß wirklich etwas wahres daran ist, daß der Vater öfters seine Handlungsweise für inconsequent gehalten hat, doch wie kann B... glauben, daß er gegen Karl so etwas äußern würde; wenn ich es mir recht in den Kopf gehen ließe, würde es mich wahrscheinlich sehr verdrießen."

Und am 21. Juli: „Im ganzen genommen verlebte ich den gestrigen Tag recht angenehm in Heiligenstadt. Die Tage vorher hatte [ich] einige Gemüthsbewegung, welche mein gewöhnlich ruhiges Leben ein wenig aus dem Geleise brachte. Erstens wegen dem Brief, welcher endlich an die Adresse kam an Beethoven, wo ich seinen scheinbaren Verdacht in Betreff Karls rüge, und unsere Gesinnungen klarer als man es bei ihm im Sprechen kann darthue —[1])

[1]) Der zweite Grund betraf Pacher, s. Anhang. —

— — „Was unsern Beethoven betrifft, so bin ich sehr froh in meinem alten Gedanken, er erkenne unsere Gesinnungen in Rücksicht seiner, fortleben zu können; denn ich kann mir nicht helfen, aber es gehört zu meiner Ruhe, zu wissen, daß er uns nicht verkennt. Nach unserem Spaziergang von Nußdorf,[1]) wo mich der Anblick der Donau mit ihren grünen Ufern überraschte, kehrten wir — — zu Rohmanns Wohnung" u. s. w.

Hieher gehört denn auch der folgende undatierte Brief an den Vater Giannatasio:[2])

„Was die Mutter anbelangte, so hat sie ausdrücklich verlangt Karl bei mir zu sehen, daß Sie mich haben einigemal wanken gesehen, in Sie ein besonderes Vertrauen zu setzen, dieses ist meinem Gefühl wider Unmenschlichkeiten beizumessen, um so mehr, da sie außer stand gesetzt ist, K. schaden zu können, übrigens können Sie leicht denken, wie einem so frei gewohnt zu lebenden Menschen wie mir alle diese ängstlichen Verhältnisse, worin ich durch K. gerathen bin, unerträglich öfter vorkommen, worunter denn auch das mit seiner Mutter gehört, ich bin froh nie etwas davon hören zu müssen, dies die Ursache warum ich überhaupt vermeide von ihr zu reden. — Was Karl betrift so bitte ich Sie ihn zum pünktlichsten Gehorsam anzuhalten u. sogleich wo er ihnen nicht folgt (oder überhaupt denen welchen er zu folgen hat) zu bestrafen, behandeln Sie ihn lieber, wie Sie ihr eigenes Kind behandeln würden u. nicht wie einen Zögling, denn ich habe ihnen schon bemerkt, daß er gewohnt war nur durch Schläge gezwungen bei seines Vaters Lebzeiten zu folgen; dies war nun sehr übel, allein es war nun einmal nicht anders und man darf dieses nicht vergessen. — Übrigens wenn Sie mich nicht viel sehen so schreiben Sie dies nichts anders als überhaupt meinem wenigen Hang zur Gesellschaft zu, manchmal äußert er sich unterdessen etwas mehr hiezu u. auch wieder weniger, dieses könnte man für Veränderung meiner Gesinnungen halten, es ist aber nicht an dem. Das Gute unabgesehen von unangenehmen Ereignissen bleibt mir immer nur gegenwärtig, nur dieser eisernen Zeit schreiben Sie es zu, daß ich ihnen meine Dankbarkeit Karls wegen, nicht thätiger bezeige, doch Gott kann alles ändern u. so können sich auch meine Umstände wieder bessern, wo ich gewiß eilen werde ihnen zu zeigen wie sehr ich bin wie immer mit

Hochachtung ihr

dankbarer

Freund

L. v. Beethoven.

ich bitte sie diesen Brief mit Karl selbst zu lesen."

Die Frage, wie das Zusammenkommen Carls mit der Mutter zu regeln sei, war Gegenstand weiterer Beratungen, bei denen auch Zmeskall

---

[1]) Wo Beethoven damals war.

[2]) S. Grenzboten 1857 S. 57. Die Abschrift Thayers, die mir vorliegt, ist ebenfalls vom Original (vormals bei Ewer in London) genommen.

beteiligt war; man sieht, daß Beethoven die Mutter doch nicht ohne Not kränken wollte. Darauf bezieht sich ein Brief an Zmeskall vom 30. Juli.[1])

„An Seine Wohlgeboren H. v. Zmeskall
Bürgerspital

Lieber Zmeskall! Ich habe es anders überlegt. Es möchte der Mutter Karls doch wehe thun, bei einem Fremden ihr Kind zu sehen, u. Hartes ist ohnedem mehr hierbei als mir lieb, daher lasse ich sie morgen zu mir kommen, ein gewisser Bihler, Hofmeister von Puthon wird sich auch bei mir einfinden. Wenn Sie sich gegen 6 Uhr jedoch nicht später bei mir einfinden wollen, so würde mich dieses ungemein freuen, ja ich bitte Sie sehr darum, indem ich gerne bei den Landrechten anzeige, wer dabei zugegen ist, ein Hofsekretair, Sie wissen schon das wird dort besser aufgenommen als ein Mensch ohne Karakter, jedoch von Karakter — Nun allen Scherz bei Seite, Es ist mir wirklich, ohnedem daß Sie mir lieb sind, auch sehr damit gedient, wenn Sie kommen. — ich erwarte Sie also sicher

Mittwoch
am 30ten
Juli 1817.

Ihr Freund
und Verehrer
L. v. Beethoven.

NB. Ich verbitte mir bei meinem Scherz jede Mißdeutung."

Eine besonders starke Verstimmung zeigt folgende Eintragung der Fanny Giannatasio vom 10. August:

„Von da an [Freitags vorher] häuften sich viele unangenehme Kleinigkeiten bis zur Geschichte mit Beethoven, welche allen die Krone aufsetzte. Daß Nanni durch ihr kluges schnelles Handeln großen Verdruß und Schmerz von uns abgewendet, beweist ihr hellerer richtigerer Blick,[2]) denn ich fürchtete mich so in das Handeln anderer einzugreifen; doch wenn ich die Ursache dieser Mißhelligkeiten gewesen wäre, hätte ich es vielleicht eben so alles aufgebothen, um sie wieder gut zu machen. Am Abend konnte ich und Nanni Pachern kaum erwarten, um diesem sich immer mehr bewährenden Freunde unsere Leiden zu klagen — — —. Als Carl von Czerny zurückkam, bat er mich vom Onkel aus, ich möchte jenen in Wuth und Verblendung geschriebenen Brief desselben dem Vater nicht übergeben. Nun war alles gut. Gestern — — — kehrte ich im Regen nach Hause, als mich Beethovens Brief an den Vater, in welchem er eine so höchst kränkende Meinung von mir zeigt, im Innersten schmerzte, ja empörte. Ich konnte nicht ruhen nicht rasten und schrieb sogleich meine Herzensmeinung nieder.[3]) Noch nie habe ich eine so

[1]) Kohl, Br. B. Nr. 185 nennt 3. Juli. Ich folge der Abschrift Thayers, die zweimal 30. Juli hat.

[2]) So in der Abschrift des Tagebuchs. Sollte vielleicht heißen: „ihren helleren — Blick."

[3]) Ein Entwurf eines Briefes einer der Töchter in der Sammlung der Briefe in London trägt das Datum des 9. August.

kränkende Erfahrung gemacht; und von einem Menschen, welchen ich so sehr hochschätzte, schmerzt sie desto mehr. Wenn Duncker das wüßte! daß Beethoven mich für so niedrig hält, denn ich kann es nicht anders meinen, wenn er von mir glaubt, daß ich gegen Carln meine Mißbilligung gegen seine Reden zu ihm zeigte und überhaupt das Thun und Lassen des Onkels mißbilligte, ihn gegen das Kind verkleinere und was dergleichen meiner unwürdige Dinge mehr sind. Nanni glaubt er müsse dem Inhalt meines Briefes glauben, ich zweifle fast, denn ein Mensch, welcher so sehr von Mißtrauen gegen jemand eingenommen, von dem er mit einiger Menschenkenntniß eine bessere Meinung haben müßte, wird, wenn er auch vielleicht für den Augenblick glaubt, bei ähnlicher Gelegenheit doch wieder zweifeln; nur dann könnte es sein, wenn er Beweise meiner Denk- und Handlungsweise hätte, und die bin ich nicht in der Lage ihm geben zu können. Ich verzeihe ihm ganz! doch kränkt es mich tief und wenn, ich muß sagen was ich fühle, die Freundschaft Pachers nicht so wohl thäte, würde ich mich sehr unglücklich fühlen."

Zur Erläuterung ihrer letzten Bemerkungen mag hier stehen, was ihr Manuskript für die Grenzboten (1857 S. 26 fg.) enthält:

„Einmal kam ich mit Beethoven in sehr unangenehme Conflicte, weil er geglaubt hatte, ich gäbe ihm in seiner Handlungsweise Unrecht gegen seinen Neffen."

Weiter: „Mich hat er einmal sehr gekränkt, da er meinte, eine Nachlässigkeit meiner Schwester, welche auf dem nicht lesen können seiner Schrift beruhte, und wohl einigermaßen entschuldigt werden konnte, sei mir zuzuschreiben." Beethoven hatte besonderes Vertrauen zu der Schwester, und hatte sie z. B. nach den Hoffnungen für Karl um ihre Meinung befragt. „Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein sehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruß habe, er mir kein freundlich Wort gab, sondern nur meiner Schwester mit dem Finger drohte und sagte: ‚nu warten sie, Sie haben was schönes angestellt.' — „Beethoven," sagt sie weiter, „war sehr leicht verstimmbar und so geschah es auch, daß seine Freunde oft glaubten, er habe etwas gegen sie, wenn es nicht der Fall war; aber er war in seinem Benehmen so verschieden und schien zuweilen so unfreundlich und kalt, daß man es glauben mußte und sich scheu zurückzog; — oft aber kam es auch daß er seinen besten Bekannten nicht traute und sie in der That kränkte."

Beethoven wurde denn auch andern Sinnes; schon der Brief vom 14. August schlägt einen andern Ton an. Beethoven schreibt an Giannatasio:

„am 14. August (1817):

„P. P.

Leider erhielt ich ihr Schreiben vorgestern zu spät, denn sie war schon hier gewesen, Nach Verdienst hätte ich ihr sonst die Thüre gewiesen, Ich danke dem Fräulein N. recht herzlich für die Mühe, welche sie sich gegeben, das Geschwätz diese.r Frau aufzuschreiben. Ein Feind sonst alles Gewäsches u. Geplauder ist dieses uns jedoch wichtig, denn ich werde ihr Schreiben sammt einem Briefe von ihr an mich morgen Hr. v. Schmerling übergeben. Es mag mir ein Wort von Unordnung bei dem neulichen Vorfall in Betracht ihrer in ihrer Gegenwart entfallen sein, aber sie geschrieben zu haben kann ich mich nicht im mindesten erinnern, Es war nur ein Versuch von ihr Sie gegen mich zu erbittern um dadurch bei ihnen mehr zu erlangen u. zu gewinnen, so wie sie früher mir auch allerlei von ihnen gegen mich beigebracht, allein ich achte ihr Geschwätz nicht — Diesesmal wollte ich den Versuch machen, ob sie durch ein duldendes gelinderes Betragen vielleicht zu bessern sei, diese meine Absicht theilte ich H. v. Schmerling mit, allein es ist gescheitert, denn schon Sonntags gleich hatte ich den Entschluß gefaßt, es bei der alten nothwendigen Strenge zu lassen, indem sie Karl in der Geschwindigkeit etwas von ihrem Gifte mitgetheilt hatte — kurz u. gut, wir müssen uns schon auf dem Thierkreise halten, u. sie K. nur 12 mal des Jahres sehen lassen, u. sie dann so verpallisadieren, daß sie ihm auch nicht eine Stecknadel heimlich beibringen könne. Ob bei ihnen, bei mir oder noch an einem dritten Orte, das ist alles einerlei, diesmal habe ich geglaubt, wenn ich ihren Wünschen ganz entspreche, daß sie dieses aufmuntern werde, sich zu bessern, u. meine gänzliche Uneigennützigkeit anzuerkennen. — Vieleicht sehe ich Sie morgen. Die Strümpfe könnte die Frau v. G. besorgen, so auch von Schuhen was er braucht, ich schick ihr sodann das Geld dafür ins haus —

Uebrigens bitte ich sogleich was Karl braucht, für ihn zu kaufen u. anzuschaffen, ohne mich zu fragen, mir aber jedesmal, ohne das Ende des Quartals abzuwarten, den Betrag, welchen ich sogleich tilgen werde, bekannt zu machen. Für die künftige Prüfung werde ich Karln einen neuen Frack besorgen. —

Noch eins, sie gibt vor Aus ihrem Hause von einer Person Nachrichten zu erhalten.

Im Falle Sie Karl nicht bis zu dem Hause v. Czerny begleiten können lassen, muß es unterbleiben — trau schau wem! Karl darf keine andere Vorstellung von ihr erhalten als welche ich ihm früher schon gemacht, nemlich sie als Mutter zu ehren, aber ja nichts von ihr nachzuahmen, hiefür muß man ihn sogar warnen

der ihrige

L. v. Beethoven."

Der folgende kleine undatierte Zettel an Giannatasio bedeutet wohl das Ende des unerquicklichen Zwischenfalls.

„Daß ich Karl morgen früh werde abholen lassen, wird ihnen schon ihr Freund gesagt haben. Die Mutter will sich in einen bessern Kredit mit der Nachbarschaft setzen u. so erzeige ich ihr den Gefallen ihren Sohn morgen zu ihr zu führen in Gesellschaft eines dritten. —

Es geschieht alle Monath einmal. —

Ueber alles Geschehene bitte ich nun weder mehr zu sprechen noch zu schreiben, sondern alles, wie ich, zu vergessen." —

Wir fügen noch einen undatierten Brief an Giannatasio bei, der möglicherweise in diese Zeit gehört. Wegen der Bemerkungen über Musikunterricht kann er noch zur Ergänzung der gleich zu machenden Mitteilungen über Czerny herangezogen werden.[1])

„Es ist wenigstens das erstemal, daß ich mich an eine mir liebe Pflicht mahnen muste lassen, sehr dringende Beschäftigungen sowohl mit meiner Kunst als noch manche andere Nebensachen[2]) ließen mich auf die Rechnung gänzlich vergessen; —

Es wird unterdessen nie mehr nöthig sein — Wegen meinem Bedienten Karl Abends nach Hause zu bringen ist die Veranstaltung schon getroffen, ich danke ihnen unterdessen, daß sie gestern noch die Gefälligkeit hatten, ihn durch ihren Bedienten noch abholen zu lassen, da ich gar nichts davon voraus wußte, so hätte es leicht geschehen können, daß K. bei Czerny hätte bleiben müssen. —

Karls Stiefel sind zu enge u. er hat hierüber schon mehrmalen Klage geführt, ja es ist so arg damit, daß er kaum gehen konnte u. wie lange brauchte um die Stiefel zu richten. So etwas verdirbt die Füße, ich ersuche sie diese Stiefel ihn nicht eher anziehen zu lassen, bis sie weiter gemacht sind. —

Was seine Stunden[3]) in dem Klavierüben betrifft, so bitte ich Sie, ihm selbe immer zu halten,[4]) weil sonst der Klaviermeister zu nichts nützt, Gestern hat K. den ganzen Tag nicht spielen können, ich selbst habe es auch schon mehrmalen erfahren, indem ich mich darauf verließ, um mit ihm durchzugehen, daß ich unverrichteter Sache wieder abziehen muste ‚la Musica merita d'esser studiata' die paar Stunden, die ihm jetzt zu seinem Musikstudium gestattet sind, klecken[5]) ohnedem nicht, und ich muß daher, um so mehr darauf dringen, daß sie ihm gehalten werden — Es ist eben nichts ungewöhnliches, daß auf d. g. in einen Institut Rücksicht genommen werde, ein guter Freund von mir hat ebenfalls einen Knaben in einem Institute welcher zur Musik bestimmt ist, u. man leistet ihm hierin allen Vorschub, ja ich war nicht wenig überrascht,

---

[1]) Der Brief steht, wie der vorhergehende, in den Grenzboten 1857 S. 60. 61. — Ich folge Thayers Abschrift.

[2]) So Thayers Abschrift; in den Grenzboten „Ursachen".

[3]) „Studien" Gr.

[4]) In den Gr.: „ihn selber immer anzuhalten".

[5]) „Decken" Gr. Das Wort „klecken" in der Bedeutung von ausreichen, genügend fördern, wendet Beethoven auch sonst an. Nohl (Br. B. 181) druckt ebenfalls richtig „klecken".

als ich den Knaben dort in einem entfernten Zimmer sich ganz allein üben fand, u. weder er gestört wurde noch andere störte! —

Morgen bitte ich Sie, daß Sie erlauben, daß ich Karl kann gegen halb 11 Uhr abholen lassen, da ich mit ihm durchzugehen habe u. auch mit ihm zu einigen Musiken[1]) gehe. —

Mit aller erdenklichen Hochachtung ihr

Freund

L. v. Beethoven."

So kommt es denn zu versöhnlicher Stimmung, welche wir aus Fannys Eintragung vom 29. August erkennen: „Von Beethoven habe ich die beruhigende Gewißheit, daß er erkennt, was man für ihn thut und wenigstens einen Theil unserer Familie seit jener Geschichte lieber hat. Er bewies sich sehr herzlich, gegen den Vater und Nanni. Ich sah ihn neulich nicht, als er vor dem Thor mit ihr sprach. Ich fühle mich in Rücksicht seiner, so zurückgesetzt, so ist mein Gefühl, es ist gegen ihn verschüchtert, denn ich muß was er mir angethan unwillkührlich vergessen und es bleibt mir nur das kränkende Gefühl, daß er mich verkannte. Uebrigens besorgte Nanni, daß er verreisen wird, da er neulich mit Karln so überaus herzlich war. Es bessert sich mit seinem kranken Zustande, doch sein Genius leidet sehr unter dem Druck des Körpers, doch hat er geäußert, er wolle es einbringen." —

In dem obigen Briefe an Zmeskall kommt als Bekannter Beethovens ein Bihler vor, über welchen inzwischen durch Seb. Brunner im „Vaterland" Näheres mitgeteilt worden ist.[2]) Derselbe war, wie dort angegeben wird, ein Landsmann Beethovens, war mehrere Jahre Hofmeister im Hause des Großhändlers Baron Puthon, dann Erzieher bei den Söhnen des Erzherzogs Carl, wo auch Joseph Neugebauer den Unterricht der Prinzen im Zeichnen leitete. Der Maler Professor Neugebauer besaß von seinem Vater her zwei Briefe Beethovens an Biehler, welche dieser dem Vater (wohl eben jenem Zeichenlehrer, was aus der Mitteilung nicht klar hervorgeht) geschenkt hatte.[3]) Diese beiden kurzen Briefe wurden in dem citierten

---

[1]) Musikern Gr.

[2]) Vgl. die Wiener „Presse" vom 2. Dez. 1884 Beilage. Der Name heißt dort Biehler.

[3]) Neugebauer hatte, wie es in der Mitteilung heißt, „Beethoven öfter dirigiren gesehen und kann sich noch lebhaft erinnern, wie der einsilbige Meister bei Concerten, die unter Gebauers Leitung im Landhaussaale abgehalten wurden, mit seiner gewöhnlichen verdrießlich-trotzigen Miene, welche wohl durch seine Taubheit veranlaßt war, den Tönen lauschte und sich zu Zeiten plötzlich bei erregter Stimmung mit allen fünf Fingern durch die Haare gefahren ist."

Artikel zum erstenmal veröffentlicht; da sie nicht datiert sind und ihre Zeit nicht bestimmt festzustellen ist, Biehler aber nur in diesem Jahre und später nicht wieder unter Beethovens Bekannten vorkommt, so haben wir sie hier aufgenommen.[1])

„Lieber Biehler!

Der Doctor Sassafraß, wovon ich Ihnen sagte, kommt heute um 12 Uhr. Ich bitte Sie daher, sich auch bei mir einzufinden. — Damit Sie nicht stolpern, numerire ich Ihnen das Haus, den Stock, so daß Sie alles vor sich sehen, ehe Sie da sind. — 1241 im 3. Stock wohnt dieser arme, verfolgte, verachtete österreichische Musikant.

Beethoven."

Nach Brunner spielte in einer im Josephstädter Theater aufgeführten Posse ein Arzt Dr. Sassafraß die Hauptrolle; davon sei vielleicht einem gemeinschaftlichen Freunde dieser Scherzname beigelegt. Das möge auf sich beruhen. Die Hausnummer 1241 finden wir nicht in den Anführungen Beethovenscher Wohnungen, wohl 1239 nach ehemaliger Bezeichnung auf dem Pasqualatischen Hause, Möller Bastei, wo er nach Frimmels Annahme bis zum Winter 1814/15 gewohnt hat.[2]) Darf man hier eine Verwechslung Beethovens annehmen, dann wäre also hier ein wenn auch unsicherer Fingerzeig für die Zeit des kleinen Briefes gegeben.

Der „arme kränkliche österreichische Musikant" kommt auch in den Briefen an die Frau Streicher aus diesem Jahre vor (s. Anh.).

Der zweite Brief, ohne Unterschrift, lautet so:

„Lieber Biehler!

Ich melde Ihnen nur, daß ich in Baden derweil bin und mich vortrefflich — nicht durch die dortigen Gesellschaften, wohl aber durch die wahrhaft schöne Natur dort — befinde."

Beethoven war in den Sommern von 1813 bis 1816 in Baden.[3]) Die frohe Hinweisung auf sein gutes Befinden, verglichen mit anderen gleichzeitigen Äußerungen, würden am meisten auf die Jahre 1813 und 1814 passen.

Biehler begegnet noch einmal in einem Briefe unseres Jahres 1817, kommt aber später in Beethovens Geschichte unseres Erinnerns nicht mehr vor. Im Dez. 1819 schreibt jemand ins Konv. Buch: „Doctor Bühler bei Puthon denkt oft an Sie." Und im Febr. 1820 „Biller vom B. Puthon ist krank" (Bernard), wohl auf eine Frage. Ferner 1820: „Der Bühler

[1]) Die beiden Briefe stehen jetzt auch bei Frimmel, Neue Beethov. S. 82 fg.

[2]) Frimmel, Beethovens Wohnungen in Wien, Neue Freie Presse 11. August 1899.

[3]) Rollett, Beethoven in Baden, 2. Auflage 1902. S. 6 fg.

liebt sie sehr. Die Frau und der Bühler haben ein Herz der letztere ist aber melancholisch". Unter den Unterzeichnern der Adresse von 1824 steht auch Biehlers Name. —

Aus dieser Nußdorfer Zeit stammt noch ein Brief an Wilhelm Gerhard in Leipzig, wichtig, weil er zeigt, wie klar Beethoven die Grenzen seiner Kunst erkannte. Nach Nohl (N. Br. S. 135) war derselbe Kaufmann in Leipzig und kam öfter in Geschäften nach Wien, wo ihm Beethoven auf dringendes Bitten das Autograph von „Gretels Warnung" (Op. 75, 4) schenkte. Der Brief folgt hier nach Thayers Abschrift:

„Nußdorf, am 16. Juli 1817.

Ew. Wohlgeboren! Sie haben mich einmal beehrt mit einer Bitte an mich, einige Ihrer anakreontischen Lieder in Musik zu setzen; sehr beschäftigt war es mehr Unmöglichkeit als Unhöflichkeit ihnen hierauf nicht zu antworten; zu willfahren ihren Wünschen aber noch schwerer, da diejenigen Hefte, die Sie mir zusendeten, wirklich am wenigsten zum Gesang sich eigneten. Die Beschreibungen eines Bildes gehört zur Mahlerey; auch der Dichter kann sich hierin noch als einen Meister glücklich schätzen, dessen Gebiet hierin nicht so begränzt ist, als das meinige, sowie es sich wieder in anderen Regionen weiter erstreckt und man unser Reich nicht so leicht erreichen kann. — Zum Theil ist meine seit beynahe 4 Jahren immerwährende Kränklichkeit Schuld, wenn ich so manches mir Zukommende nur stillschweigend beantworten kann — seit vorigen Oktober 1816 hat sich meine Kränklichkeit noch vermehrt, ich hatte einen starken Entzündungskatarrh und daher noch Lungenkrankheit, dies alles damit sie mich nicht ungefällig glauben, oder sonst, wie viele andere, mich verkennen. —

Mit Achtung
ihr ergebenster
Ludwig van Beethoven." —

Ungeachtet der Jeremiaden in Beethovens Briefen aus diesem Jahre, und des Verdrusses, welchen ihm seine Schwägerin bereitete, sind doch Anzeichen in Fülle vorhanden, daß er keineswegs vollständig in jenem Zustande der Niedergeschlagenheit war, welchen man geneigt sein könnte anzunehmen. Eins dieser Anzeichen ist ein Werk, welches ihn während dieses Sommers unterhielt, und dessen Geschichte Dehn in die Cäcilia aufnahm.[1]) Ein nicht Genannter brachte Beethoven das Trio in C moll (Op. 1 Nr. 3), welches er als Quintett für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncell arrangiert hatte, zur Ansicht, wahrscheinlich um des Meisters Meinung darüber zu

[1]) S. Caecilia Bd. XXI S. 59.

erfahren. Beethoven muß vieles an der Arbeit auszusetzen gefunden haben; dennoch war ihm das Unternehmen anziehend genug, um es einer eigenen Bearbeitung und manchen Abänderungen zu unterziehen. Dadurch entstand nun eine neue, von der Arbeit des X. ganz verschiedene Partitur, auf deren Umschlag der geniale Meister in seiner guten Laune eigenhändig folgenden Titel schrieb, welchen wir hier nach dem auf der K. Bibl. in Berlin befindlichen Autograph folgen lassen:

„Bearbeitetes Terzett zu einem
3 stimmigen Quintett
von H. Gutwillen
u. aus dem schein von 5 stimmen
zu wirklichen 5 Stimmen ans Tags
licht gebracht, wie auch aus größter Miserabilität
zu einigem Ansehen erhoben
von H. Wohlwollen
1817
am 14. august.

NB. Die ursprünglich 3 stimmige Quintett-partitur ist den Untergöttern als ein feierliches Brandopfer dargebracht worden."

In der zweiten Zeile steht in den Anführungen dieser Überschrift „vierstimmigen Quintett", und tatsächlich hatte Beethoven anfangs „4-stimmigen" geschrieben, dies aber nachträglich mit Bleistift in „3 stimmigen" geändert, wie es nach der Nachschrift heißen mußte. Das in Berlin befindliche Exemplar ist außer der obigen Aufschrift, welche von Beethovens eigener Hand ist, Abschrift, aber von Beethoven durchkorrigiert.

Beethoven hat durch eine bei Artaria befindliche Erklärung die Echtheit der Bearbeitung bestätigt. Das war also Beethovens größte musikalische Arbeit während dieses unfruchtbaren Jahres.[1]) Man wird das Werk als eine Arbeit Beethovens mit großem Interesse und nicht ohne Belehrung näher betrachten dürfen; man wird gewahren, wie er wieder ganz in dem schönen Jugendwerk lebt und dasselbe durch Übertragung für Streichinstrumente, für die er immer so gern schrieb, zu neuer Bedeutung bringt. Der gleichmäßige Vollklang des Saitenquartetts macht treffliche Wirkung, auch die Führung der einzelnen Stimmen ist überall fein erwogen. Es ist alles aus dem Geiste des ursprünglichen Werkes gearbeitet. Wenn

[1]) Das Quintett erschien als Op. 104 im Februar 1819 bei Artaria. In der neuen Gesamtausgabe Br. u. H. Serie 5 Nr. 36b.

die Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung fürs Klavier nicht überall ganz getilgt sein konnte, so weiß er doch das bloß Klaviermäßige mehrfach der Natur der Saiteninstrumente anzupassen und entsprechend abzuändern und ersetzt eigenartige Wirkungen der Klavierpassagen durch entsprechende aus der Natur der Saiteninstrumente genommene Wirkungen, in welcher Hinsicht auf die Rückführung ins Thema im letzten Satze und auf den Schluß desselben aufmerksam gemacht sei. Mehrfach überrascht er durch Hinzufügung neuer, zum Teil durch Nachahmung gewonnene Motive; besonders interessant ist die Vergleichung der anspruchlosen Variationen des Mittelsatzes mit der neuen Bearbeitung im Quintett, in welchem dieser Satz an mehreren Stellen zu neuer und eigenartiger Bedeutung erhoben erscheint. Aber auch sonst wird man Ähnliches genug finden.

Beethoven legte offenbar Wert auf die Arbeit, er erwähnt sie in den Briefen an Frau v. Streicher, an Zmeskall[1]) und mehrfach an Ries (Not. S. 147 fg.); er will es probieren lassen. Am 13. Dezember 1818 wurde es in einer musikalischen Abendunterhaltung der Gesellschaft der Musikfreunde aufgeführt. —

An einen anderen jüngeren Freund erinnert uns ein anderer Brief Beethovens aus diesen Tagen. Xaver Schnyder von Wartensee[2]) hatte am 17. Dezember 1811, wo er als junger Mann behufs seiner weiteren musikalischen Ausbildung in Wien lebte, an Nägeli in Zürich geschrieben:

„Von Beethoven wurde ich äußerst gut empfangen und war schon einigemal bei ihm. „Er ist ein höchst sonderbarer Mann. Große Gedanken schweben in seiner Seele, die er aber nicht anders als durch Noten zu äußern vermag; Worte stehen ihm nicht zu Gebote. Seine ganze Bildung ist vernachlässigt, und seine Kunst ausgenommen ist er roh aber bieder und ohne Falschheit, er sagt geradezu von der Leber weg, was er denkt. In seiner

---

1) S. den Brief an Zmeskall vom 9. Sept. bei Nohl N. Br. Nr. 185. Er möge hier nach Thayers Abschrift folgen; auf Mitteilung aller Briefe an Zmeskall müssen wir verzichten: „Lieber Z. Ich befinde mich schon bei meiner Zustande durch eine Erkältung noch übler, konnte hier keinen Wagen erhalten und zu Fuß, wie gern ich auch sonst gehe, konnte ich eben meiner Umstände wegen nicht, dieser Täge erhalten sie das 5ᵗᵗᵗ wo sie es dann immer bei sich machen können. Ich probire ohne Musik alle Tage den Grabe näher zu komen.

in Eil der Ihrige

L. v. Beethoven.

Diese Täge sehe ich Sie, da ich des Arztes wegen hinein muß."

2) Über ihn vgl. Ph. Spitta, Musikgeschichtliche Aufsätze S. 363 fg.

Jugend und noch jetzt hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; dieses machte ihn launisch, finster. Ueber Wien schimpft er und wünscht fortzugehen. ‚Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer,‘ sagte er, ‚sind alle Wiener nichts werth.‘ Ich fragte ihn, ob er keinen Schüler annehme? Nein, antwortete er, dieses sei eine verdrießliche Arbeit; er habe nur einen, der ihm sehr viel zu schaffen mache und den er sich gern vom Halse schaffen möchte, wenn er könnte. ‚Wer ist denn dieser?‘ — ‚Der Erzherzog Rudolph.‘“[1])

So schrieb Beethoven denn jetzt

„An Seine Wohlgeboren
Herrn
Xaver Schnyder von
Wartenstein [so!]
in
Luzern
[in der Schweiz].“[2])

„Wien am 19. Aug. 1817.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben sich einmal ihres Daseyns in Wien bey mir erinnert, u. mir davon schriftliche Beweise gegeben, d. g. von einer edleren besseren Menschen Natur thut mir wohl — fahren Sie fort sich immer weiter in den Kunsthimmel hinauf zu versetzen, es giebt keine ungestörtere ungemischtere reinere Freude als die von daher entsteht. — Sie wünschen mich einmal begriffen zu sehen in dem Anstaunen der schweizerischen großen Natur, ich mich selbst auch — giebt mir Gott die Gesundheit wieder, die sich seit einigen Jahren verschlimmert hat, so hoffe ich wohl noch dazu zu kommen. —

Der Ueberbringer dieses Hr. v. Bihler, der auf Reisen mit seinem Zögling v. Puthon begriffen ist, dürfte wohl ohne mich auch eine freundliche Aufnahme von Ihnen erwarten. Unterdessen will ich mir einbilden, als wenn Sie großes Gewicht auf meine Empfehlung seiner an Sie legten und Ihnen recht sehr die Bitte ans Herz legen ihn ihrer Gefälligkeit so viel als möglich theilhaftig zu machen.

Ihr Freund und Diener
L. v. Beethoven.“[3])

---

[1]) Diesen Brief hat L. Nohl mitgeteilt, Beethovens Leben II. S. 341. Beethovens Unzufriedenheit mit seinem Dienst beim Erzherzog kommt auch in den Briefen an Frd. Ries einmal zum Ausdruck.

[2]) Der Brief nach O. Jahns Abschrift. Vgl. Nohl N. Br. N. 178.

[3]) Am 12. Okt. 1826 schrieb ihm Schnyder v. W. nochmals einen längeren Brief aus Frankfurt, worin er namentlich Aufklärung erbittet über das Tempo einiger der Variationen in Op. 111, dann über Prometheus usw. Der Brief wurde, wie Schindler dazu bemerkte, nicht beantwortet; „daß aber ein ästhetischer Streit über eine Stelle entstehen kann, die man nicht richtig zu lesen versteht, das machte den Meister stutzig. Auch wußte er sich nicht mehr zu erinnern woher denn die Freundschaft mit Schnyder von Wartensee datirt.“ Der Brief Schnyders befindet sich in Berlin im Schindlerschen Nachlasse.

Die Zeitfolge bringt nachfolgenden Brief an den Erzherzog Rudolph:[1])

Nußdorf, am 1. September 1817.

Immer hoffte ich, mich selbst zu Ihnen nach Baden verfügen zu können; allein mein kränklicher Zustand dauert noch fort, und wenn sich auch einiges davon gebessert hat, so ist das Uebel doch noch nicht ganz geheilet. Was ich gebraucht und noch dawider gebrauche, sind Mittel auf alle Art, in allen Gestalten. Nun muß ich wohl die so oft genährte Hoffnung gänzlich befreit zu werden aufgeben. — Ich höre, daß J. K. H. wundervoll gut aussehen, und wenn man auch aus solchem falsche Schlüsse auf eine vortreffliche Gesundheit machen kann, so höre ich doch sehr von der verbesserten Gesundheit J. K. H. sprechen, woran ich gewiß den lebhaftesten Antheil nehme. Ich hoffe ebenfalls, daß wenn J. K. H. wieder in die Stadt kommen werden, wieder Beistand leisten zu können bei Ihren den Musen gewidmeten Opfern. — Gott wird wohl meine Bitte erhören, und mich noch einmal von so vielem Ungemach befreien, indem ich vertrauensvoll ihm von Kindheit an gedient, und Gutes gethan, wo ich nur gekonnt, so vertraue ich auch ganz allein auf ihn, und hoffe, der Allerhöchste wird mich nicht in allen meinen Drangsalen aller Art zu Grunde gehen lassen. — Ich wünsche J. K. H. alles erdenkliche Schöne und Gute, und werde, sobald Sie Sich wieder in der Stadt befinden, mich sogleich zu J. K. H. verfügen."

Die Erwähnung Czernys in dem Briefe an Giannatasio mag uns Veranlassung geben, eine weitere Auswahl aus dem Teile seiner Erinnerungen zu geben, welcher sich auf die Jahre 1816—1818 bezieht.

Nachdem Beethoven die Verfügung über seinen Neffen erhalten und ihm im Februar 1816 der Schule Giannatasios übergeben hatte, war es natürlich, daß er Maßregeln traf, ihm eine systematische Unterweisung in der Musik zu teil werden zu lassen; zu diesem Zwecke wählte er Karl Czerny als Lehrer.[2])

„Im Jahre 1815" [1816], schreibt Czerny, „begann ich auf seinen Wunsch den Unterricht seines damals von ihm adoptirten Neffen Carl, und von da an sah ich ihn beynahe täglich, da er meistens selber mit dem Kleinen zu mir kam. Auch aus dieser Zeit besitze ich noch viele Briefe von ihm, wovon ich hier einen, als musikalisch merkwürdig, ebenfalls genau nach dem Originale mittheile."
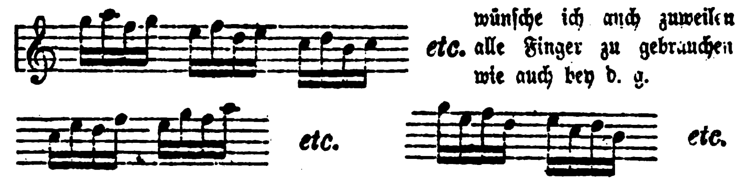
---

[1]) Bei Köchel S. 41.

[2]) Die wichtigsten Beiträge zu Beethovens Lebensbeschreibung aus Czernys Feder sind enthalten in Schmidts „Wiener Allg. Mus. Zeitung" 1845 No. 113, in Cocks Musical Miscellany (London 1852) und in handschriftlichen Bemerkungen aus O. Jahns Nachlaß.

„„Mein lieber Czerny!

Ich bitte Sie, den Karl so viel als möglich mit Geduld zu behandeln, wenn es auch jetzt noch nicht geht, wie Sie und ich es wünschen, er wird sonst noch weniger leisten, denn (ihn darf man das nicht wissen lassen) er ist durch die üble Austheilung der Stunden zu sehr angespannt, leider läßt sich das nicht gleich ändern, daher begegnen Sie ihm so viel als möglich mit Liebe, jedoch ernst, es wird alsdann auch besser gelingen bei diesen wirklich ungünstigen Umständen für K. — In Rücksicht seines Spielens bei Ihnen, bitte ich Sie, ihn, wenn er einmal den gehörigen Fingersatz nimmt, alsdann im Takte richtig, wie auch die Noten ziemlich ohne Fehler spielt, alsdann erst ihn in Rücksicht des Vortrages anzuhalten, und wenn man einmal so weit ist, ihn wegen kleinen Fehlern nicht aufhören zu lassen, und selbe ihm erst beym Ende des Stückes zu bemerken: obschon ich wenig Unterricht gegeben, habe ich doch immer diese Methode befolgt, sie bildet bald Musiker, welches doch am Ende schon einer der ersten Zwecke der Kunst ist, und ermüdet Meister und Schüler weniger, — bei gewissen Passagen wie



wünsche ich auch zuweilen alle Finger zu gebrauchen wie auch bey d. g.

damit man d. g. schleifen könne; freilich klingen d. g. wie man sagt ‚geperlt gespielt‘ (mit weniger Fingern) oder ‚wie eine Perle‘, allein man wünscht auch einmal ein anderes Geschmeide — — Auf ein andermal mehr. — ich wünsche daß Sie alles dieses mit der Liebe aufnehmen, mit welcher ich Ihnen es nur gesagt und gedacht wissen will, ohnehin bin ich und bleibe ich noch immer ihr Schuldner — mögte meine Aufrichtigkeit überhaupt Ihnen zum Unterpfand der künftigen Tilgung derselben, so viel als mir möglich, dienen. —

Ihr wahrer Freund
Beethoven.““

„Merkwürdig ist in diesem interessanten Briefe, die sehr richtige Ansicht, daß man das Talent des Schülers nicht durch allzukleinliche Ängstlichkeit ermüden müsse (wobei freilich viel auf die Eigenschaften des Schülers ankommt) so wie der eigenthümliche Fingersatz und dessen Einfluß auf den Vortrag.“

„Noch weit schätzbarer waren Beethovens mündliche Bemerkungen über musikalische Gegenstände aller Art, über andere Tonsetzer etc., über die er sich stets mit größter Bestimmtheit, treffendem, oft kaustischem Witz, und immer aus dem hohen Standpunkte äußerte, den ihm sein Genie anwies, und von dem er die Kunst übersah. Daher war sein Urtheil, selbst über klassische Namen, meistens streng, und wurde mit dem Gefühl seiner Eben-

fertigkeit ausgesprochen. Bei einer Lection, die ich einst seinem Neffen gab, sagte er mir: „„Sie müssen nicht glauben, daß Sie mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie ihn Sachen von mir spielen lassen. Ich bin nicht so kindisch dergleichen zu wünschen. Geben Sie ihm, was Sie für gut finden.““

„Ich nannte Clementi. „„Ja, ja,““ sagte er, „„Clementi ist recht gut.““ Lachend fügte er hinzu: „„Geben Sie Carl einstweilen das Regelmäßige, bis er später zu dem Unregelmäßigen kommen kann.““

„Nach solchen Einfällen, die er beinahe jeder Rede einzuflechten wußte, pflegte er in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Da ihm in früherer Zeit von der Kritik oft Unregelmäßigkeit vorgeworfen worden, so pflegte er oft mit lustigem Humor darauf anzuspielen. In jener Zeit (um 1816) begann ich in meiner Wohnung für meine sehr zahlreichen Schüler jeden Sonntag musikalische Unterhaltungen vor einem sehr gewählten Zirkel zu veranstalten, welche durch mehrere Jahre fortgesetzt wurden. Beethoven war fast immer zugegen und mehrmal fantasirte er in denselben mit freundlicher Bereitwilligkeit und mit all dem Ideenreichthume, der seine Improvisationen eben so sehr, ja oft noch mehr auszeichnete als seine geschriebenen Werke.[1]) Da in diesen Musiken vorzugsweise seine Werke aufgeführt wurden und er das Tempo angab, so glaube ich in diesem Punkte bei den meisten seiner Werke (selbst seinen Symphonien, welche auf zwei Clavieren arrangirt oft vorgetragen wurden) mit seinem Willen genau bekannt geworden zu sein.“

Folgender kleine Brief an Czerny gehört noch hieher:

„Mein lieber Czerny!

Geben Sie dieses gefälligst ihren Eltern für das neuliche Mittagsessen; ich kann dieses durchaus nicht umsonst annehmen. Auch verlange ich ihre Lectionen nicht umsonst, selbst auch die schon gegebenen sollen verrechnet und Ihnen bezahlt werden, nur bitte ich Sie in diesem Augenblicke Geduld zu haben, indem von der Wittwe noch nichts zu fordern ist, und ich große Ausgaben hatte und habe. — Allein es ist nur geborgt für diesen Augenblick. — Der kleine kommt heute zu Ihnen und ich später auch.

Ihr Freund Beethoven.“

---

[1]) In den Mittheilungen an O. Jahn hatte Czerny gesagt: „Er besuchte die Mus. Gesellschaften bei Czerny 1818 ff. spielte dort einigemal.“ An einer andern Stelle: „Von. 1816—20 alle Sonntag mus. Unterhaltung bei Czerny, bei denen B. regelmäßig erschien, spielte, das Tempo angab.“ Weiter teilte er O. Jahn mit: „Noch in den Jahren 1818 bis 1820 (wo ich in meiner Wohnung für meine Schüler und eine sehr gewählte Gesellschaft jeden Sonntag Musik veranstaltete und Beethoven meistens zugegen war) fantasirte er mehrmal, und jeder fühlte sich auf eine wunderbare Art ergriffen und gerührt.“

Einige Anmerkungen zu diesen beiden Briefen von Ferdinand Luib hatte dieser, wie er sagt, „noch aus Czernys Munde selbst". „Daß die [in dem ersten] ausgesprochene Ansicht Beethovens wegen des Nichtanhaltens während des Vortrags, so richtig sie auch im ganzen sein [mag], praktisch manchen Ausnahmen unterworfen sei, da es dabei sehr auf die Beschaffenheit des zu unterrichtenden Talents ankommt, und daß sie daher auch von Czerny nicht befolgt wurde, versteht sich wohl von selbst." Über den zweiten Brief bemerkt er folgendes: „Er [Czerny] protestirte natürlich gegen jede Bezahlung, und zwar wiederholt, so daß dadurch Beethovens Empfindlichkeit rege gemacht worden sein mag; daher auch die vorkommende kleine Wunderlichkeit, daß derselbe ein Mittagsmahl, daß er mit seinem Neffen bei Czernys Eltern (die damals am Hohenmarkt, beim breiten Stein wohnten) einnahm, vergüten wollte." Wir hören nichts weiteres von Bezahlungen an Czerny.

Folgende allgemeine Bemerkung aus Czernys Erinnerungen bei O. Jahn möge hier noch Platz finden:

„Man hat mehrmal im Auslande gesagt, daß Beethoven in Wien mißachtet und unterdrückt worden sei. Das Wahre ist, daß er schon als Jüngling von unserer hohen Aristokratie alle mögliche Unterstützung und eine Pflege und Achtung genoß, wie sie nur je einem jungen Künstler zu Theil geworden.

Auch später als er durch seine Hypochondrie sich viele entfremdete, wurde seinen oft sehr auffallenden Eigenheiten nie etwas in den Weg gelegt; daher seine Vorliebe für Wien; und man darf bezweifeln, ob er in irgend einem anderen Lande so unangefochten geblieben wäre.

Daß er als Künstler auch mit Kabalen zu kämpfen hatte ist richtig, aber das Publikum war daran unschuldig. Er wurde immer als ein außerordentliches Wesen angestaunt und geachtet, und seine Größe auch von Jenen geahnet, die ihn nicht verstanden. Es lag nur an ihm auch wohlhabend zu sein, aber für häusliche Ordnung war er nicht geschaffen."

Eine andere Erinnerung Czernys zeigt den Humor, mit welchem Beethoven sich zuweilen über seine Taubheit erheben konnte.

„B. unterhielt sich einmal mit Czernys schwerhörigem Vater. Beide deuteten auf das Fenster und sprachen von ganz verschiedenen Dingen; endlich merkt es B., nahm seinen Hut und ging lachend weg, indem er sagte: ‚Haha, zwei Taube wollen einander etwas erzählen!' Noch auf der Treppe hörte man ihn lachen."

Es soll kein Tadel gegen den würdigen Czerny ausgesprochen sein, wenn wir nochmals bemerken, daß sich sowohl in seinen Erinnerungen als in der Sprache, in welcher er sie wiedergibt, stellenweise eine störende Un-

genauigkeit sich findet. In den obigen Citaten darf die Jahreszahl 1815 statt 1816, der unbestimmte Ausdruck „von da an sah ich ihn beinahe täglich, „Beethoven war [bei den sonntäglichen Musikzirkeln] fast immer zugegen", was nur von den ersten Monaten richtig sein kann, und die Angabe, daß er „mehrmals fantasierte", nicht in zu ausgedehntem Sinne verstanden werden. Schindler, welchem O. Jahn die Bemerkungen Czernys und anderes Handschriftliche zur Prüfung und Äußerung übergab, bemerkt über dieses „Fantasieren": „Nur zweimal; das erste Mal, als Frau von Ertmann eine seiner Sonaten spielte; das andere Mal als Hr. Czerny Op. 106 vortrug, das er mit ihm früher wiederholt durchgegangen ist. In den Jahren 1818 u. s. f. phantasierte Beeth. niemals mehr außer seiner Wohnung."

Schindler ist nun aber bezüglich dieses letzteren Punktes jedenfalls im Irrtum; sehr möglich, daß dies auch bei dem anderen der Fall ist. Es ist kein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit in irgendwelcher Hinsicht; aber es bietet uns Gelegenheit, auf Irrtümer in Schindlers Angaben hinzuweisen, welche lange Zeit hindurch eine reichliche Quelle der Verwirrung in diesem Teile von Beethovens Leben gewesen sind, vielleicht es noch sind. Mehr wie ein neuerer Schriftsteller spricht von seinem „intimen Verkehr mit dem Komponisten vom J. 1814 an"; einer hat sogar erfahren, daß er „zehn Jahre in einem Hause mit Beethoven wohnte, diesem alle Zeit widmend über die er disponiren konnte"; und vielfach sehen wir gewisse Umstände auf Schindlers Autorität hin als zweifellose Tatsachen angenommen, von denen er keine persönliche Kenntnis gehabt haben konnte. Der Verfasser[1]) hat seiner Zeit Schindlers Charakter als Biographen ausführlich mit Otto Jahn besprochen; beide hatten ihn persönlich gekannt; ihre Ansichten stimmten vollständig überein. Sie hielten ihn für ehrlich und aufrichtig in seinen Angaben, jedoch behaftet mit einem unzuverlässigen Gedächtnisse und einer Neigung, Eindrücke und später gebildete Überzeugungen als Tatsachen aus früherer persönlicher Kenntnis anzunehmen und sie als solche bekannt zu machen, ohne mit Sorgfalt sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Zu seiner Rechtfertigung müssen wir daran erinnern, daß er zu der Zeit, als er in Frankfurt a. M. sein Buch in die Gestalt brachte, in welcher es 1860 erschien, er hierzu nicht mehr die nötigen Hülfsmittel besaß; denn die Konversationsbücher, welche ihn vor den offenkundigsten Irrtümern bewahrt haben würden, befanden sich seit 1845 in der Königlichen Bibliothek

[1]) Thayer, dessen Entwurf diesem ganzen Abschnitte zu grunde liegt und dem ich im ganzen folge, wo ich nicht von ihm abweichen zu müssen glaube. (D.)

zu Berlin. Deshalb muß jeder, der seine Lebensbeschreibung des Meisters und seine zahlreichen Beiträge für die periodische Presse während der langen Zeit von 30 Jahren durchstudiert — alle reich an biographischen Angaben von großem Werte — dennoch fortgesetzt auf seiner Hut sein. Wenn man in Schindlers Schriften eine genaue Belehrung über Beethovens Leben während der Jahre 1816—20 sucht, so erweisen sich seine Mitteilungen so dürftig und unbestimmt und zeigen gelegentlich solche Widersprüche und Irrtümer, daß der Verdacht erwächst, er spreche, so weit es auf diese Jahre ankommt, nicht überall aus eigener persönlicher Kenntnis, und sein Gedächtnis lasse ihn bedenklich im Stiche. Wären die Konversationsbücher noch in seinem Besitze gewesen, dann hätte er z. B. nicht schreiben können: „Um 1817 verließ auch Oliva die Kaiserstadt für immer" (S. 228), denn er würde aus demselbe ersehen haben, daß Oliva noch 1820 in seinen alten Beziehungen zu Beethoven stand. Ferner schreibt er I S. 231: „Schon 1816 sah er sich in Verhältnisse verwickelt, die ihm viele Schreibereien verursachten. Dr. Bach, in dessen Canzlei ich täglich einige Stunden gearbeitet, empfahl ihm alles mir anzuvertrauen. Ich wurde also Beethovens Geheimsecretär — ohne Gehalt." Später lesen wir im Zusammenhang mit der Frage nach Beethovens Adel und dem Übergange seines Prozesses mit Carls Mutter an den Wiener Magistrat (S. 257): „Dort war für Beethoven nur dann ersprießliches zu erreichen möglich, wenn er seinen Vertreter verabschiedet, und eine ganz andere Persönlichkeit dem Gegner gegenüberstellt. Seine Wahl fiel auf Dr. Johann Baptist Bach, der eben in die Reihe der Hof- und Gerichtsadvokaten getreten."[1]) Und endlich S. 262: „Als Dr. Bach die Leitung in die Hand genommen, erklärte er: sein Client müsse von nun an mit dem Titel als Capellmeister auftreten, weil die Herren Magistratsräthe zumeist Böotier seien, daher ein Compositeur ihnen so viel als nichts gelte" usw.

Diese Citate erzeugen verschiedene Zweifel.

1) Eine Urkunde des Landrechts, datiert vom 29. November 1815, enthält folgende Worte: „Ludwig van Beethoven (K. K. Kapellmeister und Musik-Compositeur)." Dr. Bach mag den Gebrauch dieses Titels fortgesetzt haben, aber wie konnte er ihn eingeführt haben?

2) „Dr. J. B. Bach hat am 21. Jänner 1817 den Eid als Advocat abgelegt." Wie konnte dann aber Schindler 1816 „einige Stunden täglich arbeiten" in einer Kanzlei, die noch gar nicht existierte?

---

[1]) Diese Verhältnisse werden uns beim Jahre 1819 im einzelnen beschäftigen.

3) Das Dekret des Landrechts, welches Beethovens Prozeß an den Magistrat verwies, ist vom 18. Dezember 1818 datiert, und Schindler sieht mit Recht darin die Veranlassung von Dr. Bachs Tätigkeit im Jahre 1819; allein wie konnte er dann auf Bachs Empfehlung des Komponisten „Geheimsekretär“ während der beiden vorhergehenden Jahre sein?

Die unvermeidliche Schlußfolgerung hieraus ist folgende:

Obgleich kein Grund vorliegt zu bezweifeln, daß Schindler mit Beethoven auf vortrefflichem Fuße stand und ihn in den Jahren 1817—18 oft besuchte, kann doch der „intime Verkehr“, wie er oben angegeben war und in dem Sinne, wie er dort verstanden sein sollte, nicht vor 1819 begonnen haben; und auch damals — Oliva war ja noch in Wien — erstreckte er sich nicht über die Hülfeleistung bei der Korrespondenz und ähnliche Verpflichtungen. Das früheste Konversationsbuch unter denen, die Schindler aufbewahrte, ist aus dem April 1819, in welchem sowohl er wie Dr. Bach schrieben, und von dieser Zeit an zeigen diese Bücher, daß der Verkehr ein „intimerer“ wurde; und so werden da ab auch seine Mitteilungen natürlich glaubwürdiger.

Indem wir zu dem nicht gerade sehr wichtigen Gegenstande zurückkehren, welcher diese Abschweifung veranlaßt hat, so dürfen wir wohl die Genauigkeit von Schindlers Behauptung, Beethoven habe nur zweimal in Czernys Sonntagskonzerten fantasiert, in Zweifel ziehen. Czernys Zeugnis ist hier von größerem Gewichte. —

Wir fahren unterdessen in unserem Berichte über die Ereignisse des Jahres 1817 fort. Die Klagen über seinen Gesundheitszustand dauern fort und kommen in den Zuschriften an Zmeskall zu wahrhaft erschütterndem Ausdruck. So schreibt er an ihn im August:[1])

„Lieber bester Z.

Mit Bedauern vernehme ich Ihren kränklichen Zustand — was mich angeht, so bin ich oft in Verzweiflung u. möchte mein Leben endigen, denn es kommt nie zu Ende mit allem diesem Gebrauchen, Gott erbarme sich meiner, ich betrachte mich so gut wie verlohren —

nöthig habe ich mit ihnen auch sonst zu sprechen, dieser Bediente stiehlt, woran ich nicht zweifle, er muß fort, Meine Gesundheit fordert Kost im Hause u. mehr Gemächlichkeit, hierüber möchte ich ihre Meinung wissen —

---

[1]) K. K. Bibl. in Wien. Der Empfänger notierte 21. Aug. Abschr. bei Thayer. Nohl, Br. Nr. 193.

Wenn der Zustand nicht endigt bin ich künftiges Jahr nicht in London aber vielleicht im Grab — Gott sey Dank daß die Rolle bald ausgespielt ist. —[1])

In Eil der Ihrige

L. v. Beethoven."

Dazu nehme man zur Vergleichung den Brief vom 9. Sept., s. o. S. 44. Am 10. September war die Antwort der philharmonischen Gesellschaft eingetroffen, wie er gleich am 11. an Zmeskall meldet:

„Lieber Z.! Die Antwort von London ist gestern eingetroffen allein in englischer Sprache, wissen Sie denn Niemanden, der uns den Brief auch nur mündlich übersetzen könnte?

In Eil

Ihr Beethoven."

Sie lehnte natürlich die neu geforderten Bedingungen ab, wiederholte jedoch die früheren (wie die Aufzeichnungen der Gesellschaft zeigen), welche denn auch jetzt sofort angenommen wurden. Nun, möchte man glauben, setzte sich Beethoven eifrig an die Ausarbeitung einer neunten und zehnten Symphonie? Keineswegs. Seine Gedanken waren bereits durch eine neue Arbeit, eine Klaviersonate, in Anspruch genommen — so daß die Studien zur neunten Symphonie, von welcher einzelnes bereits skizziert war, einstweilen nicht wieder aufgenommen wurde. Jene Sonate war die große in B dur Op. 106, deren Skizzierung in den letzten Monaten von 1817 begann und an der er 1818 weiter arbeitete.[2]) In seinen Erinnerungen bei O. Jahn erzählte Czerny: „Beethoven sagte mir einst auf einem Spaziergang nach Mödling: Jetzt schreibe ich eine Sonate, welche meine größte sein soll," und gibt dabei an, daß sei um 1818 und die Sonate Op. 106 gewesen. Auf diese kommen wir bei ihrer Vollendung zurück.

Jene „Unentschlossenheit in vielen Dingen", welche Breuning etwa ein Dutzend Jahre vorher bei Beethoven erwähnt hatte, konnte im Laufe der Jahre nur gesteigert worden sein; sie war auch diesmal sein Unglück. Es gab in der Tat nichts, was ihn hätte verhindern können, sogleich abzureisen, ausgenommen daß die neuen Symphonien noch geschrieben werden mußten. Wenn sein Neffe in Wien oder in dessen Nähe bleiben mußte, so konnte er nirgendwo so gut aufgehoben sein als in der Schule und Familie des trefflichen Giannatasio, welcher alle gesetzlichen Machtmittel in Händen hatte, den Knaben vor dem übeln Einflusse seiner Mutter zu

[1]) Bei Nohl: „daß die Wolle bald ausgesponnen ist." Eine kurze zum Teil unleserliche Beischrift auf der Außenseite bleibt hier weg.

[2]) Nottebohm II, Beethov. S. 123 fg. S. 135.

schützen. Die Erfolge einer solchen Reise: eines mehrmonatlichen Aufenthalts in England; des Verkehrs mit einem ganz neuen Kreise von gebildeten Menschen, nicht allein Musikern, sondern Musikfreunden aus allen Gesellschaftsklassen bis zu den höchsten; ferner der enthusiastischen Bewunderung, welche ihn dort erwartete, und des großen pekuniären Lohnes für seine Arbeiten, welcher ihm sicher war, alles das konnte nur im höchsten Grade glückverheißend sein für sein leibliches und geistiges Wohlbefinden. Dazu kam gerade damals ein neuer und kräftiger Beweggrund, diese Berufung anzunehmen und ihr zu folgen. Wiewohl die Entwertung der Einlösungsscheine noch nicht völlig den Punkt erreicht hatte, welchen er in dem Briefe an Ries befürchtete, so hatte sie doch einen Wert von 4 zu 1 ergeben, und die Regierung war wiederum gezwungen, ihre Obligationen zum Teil zurückzuweisen. Sie gründete jene Nationalbank — bei welcher Beethoven nicht lange nachher sieben Anteilscheine kaufte — und schloß einen Vertrag mit dem neuen Institute, durch welchen die Bank die Verpflichtung übernahm, die Einlösungsscheine zu dem Betrage von $2^1/_2$ für 1 zurückzukaufen. Sie trat am 15. Juli 1817 in volle Wirksamkeit, und von da an betrug Beethovens Jahrgehalt, statt 3400 Gulden in jenem Papier, nur noch 1360 Gulden in Silber.

Aber diese verhängnisvolle Unentschlossenheit! Hätte er kurz entschlossen eine oder zwei der Symphonien, die er nach Ausweis der Skizzenbücher entworfen hatte, in Angriff genommen und sich ernstlich ihrer Ausarbeitung zugewendet, gewiß er würde nicht geruht haben, bis sie vollendet waren, und würde dann auch ohne Zweifel seine Versprechungen eingelöst haben; er würde sich dann gleich Händel, Haydn und manchen anderen deutschen Musikern von weit geringerem Rufe mit Hülfe eines bewundernden und freigebigen Londoner Publikums ein reichliches Auskommen für die Zukunft haben sicher stellen können. Denn der Geschmack des wirklichen musikalischen Publikums jener Zeit in England, durch Händels, Haydns und Mozarts Werke erzogen, war ein reiner und durchgebildeter und allem Guten und in seiner Weise Vollendeten in gleicher Weise zugewandt. Was wir früher von dem unwiderstehlichen Reize der Musik des jungen Beethoven auf Deutschlands und Österreichs Jugend gesagt haben, galt vielleicht in noch weiterem Umfange auch für England. —

In den früheren Bänden war mehrfach Gelegenheit gewesen, junge englische Beethovenverehrer zu erwähnen; diesen haben wir an dieser Stelle noch einen anderen hinzuzufügen, Cipriani Potter, welcher gerade in jener Zeit nach Wien kam (1817, wie er selbst angab), und Briefe von

Neate, Ries, Rode, Dragonetti und anderen mitbrachte.[1]) Beethoven wohnte damals, nach Potters Mitteilung, in Mödling, wo er auch während des Winters 1817/18 blieb, in einer Reihe von Zimmern, die nicht zur Hälfte möbliert waren.

Hier müssen wir aus biographischen Gründen einen Augenblick Halt machen. Thayer drückte zwar seinen Zweifel aus, daß der Aufenthalt in Mödling den Winter über gedauert habe, was allerdings ausgeschlossen ist, folgerte aber aus Potters Mitteilung, der Mödling noch einmal erwähnt, daß Beethoven nach dem Sommeraufenthalt in Heiligenstadt und Nußdorf noch einen dritten in dem weiter entfernten Mödling aufgesucht habe. Das ist nicht gut denkbar. Beethoven war lange in Nußdorf gewesen, jedenfalls noch Ende September, vielleicht bis in den Oktober, und stand nun unmittelbar vor der Einrichtung der neuen Haushaltung; er war im Begriff, den Neffen zu sich zu nehmen, worüber er im November (12.) in Wien an Giannatasio schreibt; in dieser Zeit, in der er fortgesetzt auch nach Wien mußte, hat er sicherlich nicht noch einen weiteren auswärtigen Aufenthalt genommen. Die Briefe aus dieser Zeit an Frau Streicher u. s. w. erwähnen nichts von einem derartigen Vorhaben.

Im Jahre 1818 war Beethoven tatsächlich in Mödling, und hierauf kann die Verwechslung Potters beruhen. Eine solche Verwechslung konnte bezüglich der Orte in Wiens Umgebung bei einem älteren Manne (Potter machte seine Mitteilungen an Thayer 1861) leicht eintreten. Wollten wir sie nicht annehmen, dann müßten wir den ganzen Besuch Potters ein Jahr später ansetzen. Da aber Beethoven am 5. März 1818 an F. Ries schreibt, daß Potter (er schreibt Botter) ihn einige Male besuchte — (er kam erst im Mai 1818 nach Mödling) — so werden wir beim Jahre 1817 bleiben und für die erste Zeit annehmen, daß Potter Mödling und Nußdorf verwechselt hat.

Wir geben nun das Wesentliche aus Potters Mitteilungen an Thayer. Er hörte so viel von Beethovens Rauheit und mürrischem Wesen und bemerkte so manches Mal, wie die Leute den Kopf schüttelten, daß er unschlüssig war, ob er ihn besuchen solle. So waren zwei Wochen vergangen, als er eines Tages bei Streichers gefragt wurde, ob er Beethoven gesehen habe und ob er Briefe an ihn habe. Er erklärte daher, weshalb er ihn

[1]) Potters Mitteilungen an Thayer finden sich in dessen Materialien; aus ihnen ist das Folgende entnommen.

Cipriani Potter (geb. 1792) starb 28. Sept. 1871 als Direktor der Kön. Musikakademie in London, als Dirigent, Klavierspieler und Komponist geschätzt. [Deutsche Warte Bd. I. H. 11. (1871.)]

noch nicht gesehen. Man sagte ihm, das sei alles törichtes Zeug, Beethoven werde ihn gewiß freundlich aufnehmen. Da rief er: ich werde sogleich hingehen — was er denn auch tat. Er übergab einen oder zwei Briefe, darunter den von Dragonetti. Kaum hatte Beethoven diesen geöffnet, als er auch sein Herz gegen den Gast öffnete, und er bat ihn sofort, ihm einige seiner Kompositionen zu zeigen. Potter zeigte ihm die Partitur einer Ouvertüre. Beethoven überblickte sie mit solcher Geschwindigkeit, daß Potter daraus schloß, daß Beethoven aus Höflichkeit nur einen raschen Blick darein habe werfen wollen, und war höchlichst überrascht, als Beethoven, nachdem er sie ganz durchlaufen hatte, sich umwandte und ihm ein tiefes Fis im Fagott mit dem Bemerken zeigte, daß diese Note nicht angängig sei, und so noch ähnliche Beobachtungen.[1])

Beethoven riet ihm, einen Lehrer zu nehmen, er selbst gebe keinen Unterricht, wolle aber alle seine Sachen durchsehen. Auf die Frage Potters, wen er ihm als Lehrer empfehle, sagte Beethoven: „Ich habe meinen Albrechtsberger verloren und habe kein Vertrauen zu irgend einem anderen.“ Potter wurde jedoch auf Beethovens Empfehlung Schüler Försters, bei welchem er so lange studierte, bis ihm sein Lehrer sagte, er habe nun genug studiert und brauche sich jetzt nur noch praktisch in der Komposition zu üben. Als Potter dies Beethoven erzählte, erwiderte dieser, man könne nie aufhören zu studieren, er [Beethoven] habe nicht genug studiert. „Sagen Sie dem Förster, daß er ein alter Schmeichler ist.“ Potter erzählte das Förster, welcher nur dazu lachte. Beethoven lobte Potter niemals ins Angesicht; er sagte wohl: „recht gut, gut“, aber niemals ein bestimmtes Lob. Bei Streichers jedoch sprach er rühmend über Potter und wunderte sich, daß er ihn nicht öfter in Mödling besuchte.[2]) Einmal gab er ihm den Rat, beim Komponieren nie in einem Zimmer zu sitzen, in welchem ein Klavier stehe, um nicht der Versuchung ausgesetzt zu sein, dasselbe zu Rat zu ziehen. Wenn sein Werk fertig sei, möge er es probieren; denn er könne nicht immer ein Orchester zur Verfügung haben. Beethoven hat Czerny nach dessen Mitteilung gesagt, daß er selbst in früheren Jahren vielfach am Klavier probiert habe.

Noch manche kleine Züge erzählte Potter aus der Zeit seines Zusammenseins mit Beethoven. Er begleitete den Meister zuweilen auf seinen Spaziergängen über die Felder nach Wien. Beethoven blieb oft stehen, blickte umher und gab seine Freude an der Natur zu erkennen. Eines

[1]) Beethoven schrieb an Ries am 5. März 1818: „Potter besuchte mich einigemal, er scheint ein guter Mensch zu sein und hat Talent zu Composition.“

[2]) Das müßte denn nach unserer obigen Bemerkung in den Sommer 1818 fallen.

Tages fragte ihn Potter, wer der größte lebende Komponist sei, ihn selbst ausgenommen. Beethoven schien einen Augenblick nachzusinnen und rief dann aus: „Cherubini." „Und von den toten Meistern?" fragte Potter weiter. Beethoven erwiderte, er habe jederzeit Mozart als solchen betrachtet, seit er aber mit Händel bekannt geworden sei, stelle er diesen an die Spitze.[1])

Potter hielt Fidelio für die erste aller Opern. Als er einst davon sprach, daß er sie in Wien gehört habe, bemerkte Beethoven, er habe sie nicht gehört, und sprach die Ansicht aus, daß die Sänger jener Zeit (1817) ihr nicht gewachsen seien. Eines Tages fragte ihn Potter, ob er nicht eine neue Oper zu schreiben vorhabe. „Ja," antwortete Beethoven, „ich schreibe jetzt Romulus. Aber die Dichter sind alle solche Narren. Ich werde kein thörichtes Zeug [rubbish] komponiren."[2]) Als er ihm einst von dem Eindruck erzählte, welchen seiner Zeit das Septett auf ihn gemacht habe, sagte Beethoven im wesentlichen folgendes: „ich wußte in jenen Tagen nicht zu komponiren. Jetzt, denke ich, weiß ich es." Bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit sagte er: „jetzt schreibe ich etwas Besseres"; und bald nachher erschien die B dur-Sonate Op. 106, das Werk, wie wir bereits wissen, des Jahres 1818.

Einmal fragte ihn Potter um seine Meinung über einen der ersten Pianisten, welche damals in Wien waren; es war Moscheles. „Sprechen Sie nie wieder von lauter Passagenspielern," war die Antwort. Ein anderes Mal erklärte ihm Beethoven, daß ihn John Cramer mehr befriedigt habe als irgendein anderer.

Potter trat einmal in Mödling[3]) in sein Vorzimmer, hörte ihn nahebei phantasieren und wartete natürlich, überrascht und entzückt durch das wundervolle Spiel, zuweilen in unerhörten Harmonien (besser Disharmonien infolge seiner Taubheit), zuweilen übergehend in zarte und schnelle Passagen. Nicht lange nachher öffnete er die Tür ein wenig und sah hinaus; als er Potter erblickte, war er zuerst ungehalten und sagte: ich liebe es nicht, daß irgend jemand mir zuhört.

Selbst die Politik spielte eine Rolle in ihren Gesprächen. Gleich am ersten Tage des Zusammenseins stürzte sich Beethoven darauf und belegte die österreichische Regierung mit allen möglichen Namen. Er war

---

[1]) Diese Bewunderung Händels kommt bei Beethoven noch öfter zum Ausdruck, vgl. den Brief an Erzherzog Rudolph bei Köchel Nr. 44.

[2]) Den Text zu Romulus hatte ihm Treitschke geliefert, s. Bd. III S. 325. Es scheint nicht, daß Beethoven mit dieser Oper angefangen hat.

[3]) Der Verkehr erstreckte sich ja auch über das Jahr 1818.

erfüllt von dem Gedanken, nach England zu kommen. Sein Wunsch wäre, sagte er, das Haus der Gemeinen zu sehen. „Ihr in England habt Köpfe auf euren Schultern."

Von Interesse ist Potters Mitteilung, daß Beethoven fließend italienisch sprach, weniger geläufig französisch. Er muß also durch den Verkehr mit Salieri und anderen italienischen Künstlern den Antrieb erhalten haben, auch in dieser Sprache seine Kenntnis zu fördern, und war ja wiederholt in der Lage gewesen, italienische Texte zu komponieren. In dieser Sprache wurde meist die Unterhaltung geführt. Potter konnte sich ihm verständlich machen, wenn er durch die Höhlung seiner Hand zu seinem Ohre sprach; zuweilen freilich war es klar, daß er nicht gehört hatte; doch genügte es, wenn er das Nötige verstanden hatte.

Potter sah auch oft den Copisten Schlemmer. Als er aus einer Stelle gar nichts machen konnte, sagte Schlemmer: ich muß alles lesen. —

Ein anderer Besucher aus jenen Tagen, vielleicht noch gelegentlich während des folgenden Winters, war der damals 21jährige Heinrich Marschner, welcher im Herbst 1817 von Karlsbad aus auf Einladung des Grafen Thaddée von Amadée nach Wien gekommen war.[1]) „Sein erstes Zusammentreffen mit Beethoven schilderte Marschner späterhin öfter mit Humor und gerechterer Würdigung als diejenige war, mit welcher er es im Augenblicke selbst auffaßte. Der einundzwanzigjährige Jüngling mochte freilich von dem Oberpriester der Tonkunst ein tieferes Eingehen auf die mitgebrachten Manuscripte erwartet haben, und sehnte sich nach Aufschlüssen über die Geheimnisse der Kunst, die er nur hier zu finden hoffte. Allein Beethoven liebte es nicht, viele Worte zu machen. Er nahm den jungen Menschen indeß ganz gut auf, sah die Manuscripte flüchtig durch, gab sie mit einem ‚Hm!', das mehr Zufriedenheit als das Gegentheil ausdrückte, zurück und sagte: ‚Ich hab' nicht viel Zeit — nicht zu oft kommen — aber wieder was mitbringen.' Mochte nun der Eindruck von Beethovens Ton oder die plötzliche Enttäuschung zu hoch gespannter Erwartungen in dem jungen Mann eine augenblickliche Bestürzung und darauf folgende Leidenschaftlichkeit erregt haben, kurz, er kam wie verzweifelnd nach Hause, zerriß die Notenhefte, die er mitgenommen, packte seinen Koffer und wollte nach Leipzig zu dem begonnenen Brodstudium zurück, da er ja doch kein Talent zur Kunst besitze!

Bei diesen Anstalten und in dieser Stimmung trafen ihn der Graf

[1]) Darüber giebt L. Bischoff Bericht in der Niederrhein. Musikzeitung 1857 Nr. 2—3.

Amadée und der Professor Klein aus Preßburg. Der Auftritt bei Beethoven wurde ihnen in großer Aufregung erzählt, machte aber natürlich einen ganz anderen Eindruck auf sie, als auf den jungen Heißsporn; ihre Schilderung Beethovens rief in Marschner die Erinnerung an das Wohlwollen und die Innigkeit, die in dem Blicke des Meisters lagen, als er die wenigen Worte sprach, zurück, und als er nun gar erzählte, daß ihm Beethoven beim Abschiede freundlich die Hand gegeben, so wurde es den Freunden um so leichter, ein ganz anderes und wahreres Bild jener Scène in ihm hervorzurufen, als leidenschaftliche Aufregung ihm vorgespiegelt hatte. Spätere Besuche bei Beethoven zeigten, daß sich die Freunde nicht geirrt hatten; er war immer wohlwollend und ließ auch hier und da ein ermunterndes Wort fallen. Doch trat Marschner nicht in ein näheres Verhältniß zu ihm." —

Eine dritte neue Bekanntschaft, welche Beethoven in diesem Jahre 1817 machte, war für ihn ohne Zweifel viel erfreulicher als irgendeine der anderen, wenn sie auch nicht die Bedeutung für ihn hatte, welche ihr Schindler (I. S. 95) beigelegt hat. Es war die Frau Marie Pachler-Koschak aus Gratz, welche ihn im August oder September 1817 besuchte.[1]) Beethoven hatte schon durch den Historiker Professor Schneller, dessen Schülerin sie lange gewesen war, und durch andere von ihrer ungewöhnlichen Schönheit, ihren Talenten, ihrer geistigen Bildung und ihrem musikalischen Genie gehört und von letzterem schon unbewußt einen besonderen Beweis erhalten. Ihr Schwager, Dr. iuris Anton Pachler in Wien, hatte in ihrem Auftrage eine von ihr komponierte Phantasie dem Meister zur Beurteilung vorgelegt, jedoch ohne ihren Namen zu nennen. „Beethoven," schrieb Pachler am 17. Oktober 1816 an seine Schwägerin (S. 17 der genannten Schrift) „war eben ein paar Tage vorher von Baaden zurückgekommen, das wußte ich, ich lief also spornstreichs zu ihm hin und traf ihn glücklicher Weise zu Hause. Ich hielt Dir Wort und nannte keinen Compositeur, er durchlas das Stück aufmerksam und sagte am Ende, es sei sehr viel für Jemanden, der die Composition nicht studirt habe. Wenn er zugegen wäre, wolle er ihn auf die Mängel aufmerksam machen; aber schriftlich sei das zu weitläufig und nach fleißigem Studium der Composition würde der Compositeur selbst darauf aufmerksam werden."

Marie Leopoldine Koschak war am 2. Oktbr. 1794 in Gratz

[1]) Über dieses Verhältnis gibt ihr Sohn Dr. Faust Pachler näheren Aufschluß in der kleinen Schrift „Beethoven und Marie Pachler-Koschak. Berlin 1866". (Abdruck aus der Neuen Berliner Musikzeitung).

als die Tochter des geistreichen und angesehenen Advokaten Dr. Koschak geboren und erregte schon früh durch ihr Klavierspiel und ihr Kompositionstalent Aufsehen. In einem Konzerte am 22. Dez. 1811 spielte sie Beethovens Chorphantasie und hatte eine Zeitlang die Absicht, sich ganz der Kunst zu widmen; gab dieselbe aber im Interesse ihrer Familie auf (S. 12 der obengenannten Schrift). Am 12. Mai 1816 vermählte sie sich mit dem Advokaten Dr. Carl Pachler in Graz. Ihr Haus wurde Mittelpunkt eines gebildeten Kreises; sie fuhr fort, solange es ihr das Hauswesen gestattete, die Kunst zu pflegen. Anselm Hüttenbrenner schreibt über sie: „Die Tochter des Advokaten Koschak war das schönste Fräulein und späterhin mehrere Jahre lang die schönste Frau in Graz und ward die ‚Himmelstochter' genannt. Sie glühte für Jean Paul, Göthe und Schiller, für Beethoven, Mozart und Schubert."

1817 wurde ihr Wunsch erfüllt, Beethoven persönlich kennen zu lernen; ihr Schwager Anton führte sie im August oder September (nach Angabe des Sohnes) zu ihm; sie stand damals im 24. Jahre ihres Alters und im zweiten ihrer Ehe; sie war nie in Wien gewesen, Beethoven nie in Graz; so konnten sie einander noch nie begegnet sein. Als dies geschah, konnte es nicht wie unter Fremden geschehen; Beethovens Musik war für sie gleichsam eine neue Offenbarung gewesen, und ihre hohen geistigen und körperlichen Vorzüge konnten in ihm wohl ein Gefühl wecken, welches der Verehrung glich. Leider ist über ihren damaligen Verkehr gar nichts bekannt, außer ihre 10 Jahre später getane Äußerung, „wir waren viel zusammen", und dem Umstande, daß er ihr zwei Zettel mit Bleistift schrieb, von denen der eine völlig unlesbar ist, der andere in Ausdrücken abgefaßt ist, welche sie als Darstellerin seiner Klavierwerke sogar noch über Frau von Ertmann stellen. Er schreibt:

> „Ich bin sehr erfreut, daß Sie noch einen Tag zugeben wir wollen noch viel Musik machen die Sonate aus f dur u. c moll spielen Sie mir doch? nicht wahr?
>
> Ich habe noch niemand gefunden der meine Compositionen so gut vorträgt als Sie. Die große Pianonisten [sic] nicht ausgenommen, sie haben nur Mechanik oder Affektation.
>
> Sie sind die wahre Pflegerin meiner Geistes Kinder —" [1])

Einen dritten Zettel schrieb er an Dr. Pachler, der nach Wien gekommen war, um seine Frau abzuholen. Dieser lud ihn nach Graz ein und Beethoven antwortete:

---

[1]) Faksimile in Dr. Pachlers Schrift.

„Mein lieber P.

Nach der Meinung meines Arztes wäre eine mich zerstreuende Reise sehr zweckmäßig, es könnte daher wohl geschehen, daß ich von ihrem Antrage Gebrauch machte, versteht sich, daß ich gerne meinen Theil an Kosten trage und in Gratz nicht nöthig habe irgend jemanden zur Last zu fallen — ich bin morgen und vielleicht übermorgen noch hier, wohne auf der Landstraße Nr. 218 2ten Stock — sie finden mich in der Frühe besonders gegen 8 Uhr immer zu Hause.[1])

Ihr

Freund

Beethoven m/p."

Zu einer solchen Reise ist es weder damals noch später gekommen. Doch geht aus dieser Zuschrift und den übrigen Mitteilungen Pachlers hervor, daß dieser Verkehr mit Pachler in Wien, nicht wie Thayer annahm, in Mödling stattfand.

Die Annahme Schindlers, Marie Pachler sei der Gegenstand von Beethovens „herbstlicher Liebe" gewesen, dürfte durch die Darlegung ihres Sohnes vollständig beseitigt sein; auch Hüttenbrenners Bemerkung, Beethoven solle ihr ein wenig den Hof gemacht haben, ändert daran nichts.[2]) Schindler war damals noch nicht Beethovens „Geheimsekretär ohne Gehalt", sondern in Dr. Bachs Kanzlei mehrere Stunden täglich beschäftigt, und hatte schwerlich von den Ereignissen in Beethovens Umgebung nähere Kenntnis. Seine gewiß ehrlich ausgesprochene Behauptung war vielleicht nur eine Vermutung, welche sich Jahre nachher bei ihm bildete, als er in Beethovens Papieren folgenden Ausbruch des Gefühles fand. „Nur Liebe — ja nur sie vermag dir ein glücklicheres Leben zu geben, — o Gott laß mich sie — jene endlich finden — die mich in Tugend bestärkt — die mir erlaubt mein ist —

Baaden am 27ten Juli[3])

als die M. vorbeifuhr und es schien als blickte sie auf mich —"

---

[1]) Diese Wohnungsangabe scheint den Brief auch in 1817 zu verweisen.

[2]) Am 30. Nov. schreibt Fanny Giannatasio in ihr Tagebuch: „Vorgestern Abend war Beethoven bei uns und ganz der Alte in jeder Rücksicht. Unsere Vermuthung wegen jener interessanten Frau wird immer stärker." Das könnte auf Frau Pachler bezogen werden; weitere Folgerungen sind daraus nicht zu ziehen.

[3]) Nicht 27. September, wie bei Pachler S. 4 steht. Im übrigen s. Schindler I. S. 95, der auch ein Faksimile des Zettels beifügt. Der Buchstabe braucht nicht notwendig ein M zu sein, er geht beim letzten Zug in ein R über und kann in Anbetracht der Schnörkel, die Beethoven gern bei Anfangsbuchstaben beifügte, ganz wohl ein R sein sollen. Pachler (S. 20) wirft noch einmal die Frage auf, ob seine Mutter gemeint sein könne, weist nochmals auf die Widersprüche hin und meint, die Tagebücher und Konversationshefte könnten eine Lösung bringen. Diese aber enthalten darüber nichts.

Dieser Buchstabe, wenn er wirklich ein M sein sollte, kann nach den Darlegungen hinsichtlich der Zeit in Pachlers Schrift nicht auf Marie Pachler bezogen werden, da er sie nie an einem 27. Juli hat vorbeifahren sehen können.

Unverheiratete Männer von empfindsamer Natur haben gewiß manchmal die bittere Erfahrung einer hoffnungslosen Leidenschaft gemacht und dann empfunden, wie doppelt dankenswert in solchen Zeiten der Verkehr mit einem so herrlichen Geschöpfe sein kann, wie es Frau Pachler war, und wie wohltätig, um die Gedanken davor zu bewahren, sich mit Unmöglichem zu beschäftigen, und der Vernunft und dem Gewissen darin beizustehen, daß sie den Sieg über Herz und Phantasie behaupten. Nun trifft es sich hier, daß eine von Beethovens vorübergehenden aber starken Neigungen zu einer verheirateten Frau, welche bekanntermaßen in diese Periode seines Lebens fallen und welche in einem früheren Kapitel erwähnt worden sind,[1]) ihr genau zu bestimmendes Datum durch folgende eigenhändige Bemerkungen in dem sogenannten „Tagebuche“ aus den Jahren 1816 und 1817 erhält.

„Wegen T. ist nichts anders als Gott es anheim zu stellen, nie dort hin zu gehen, wo man Unrecht aus Schwachheit begehen könnte, nur ihm, ihm allein dem allwissenden Gott sei dieses überlassen.“ Und ferner: „Jedoch gegen T. so gut als möglich ihre Anhänglichkeit verdient immer nie vergessen zu werden — Wenn auch leider nie davon vortheilhafte Folgen für dich entstehen könnten.“ Man halte dazu die oben S. 20 fg. mitgeteilte Stelle, in welcher namentlich das Verlangen, weg zu reisen, stark betont wird, und lese nochmals folgende: „Ueber den Sommer arbeiten zum Reisen, dadurch nur kannst du das große Werk für Deinen armen Neffen vollführen, später Italien Sizilien durchwandern mit einigen Künstlern — mache Plane und sei getrost für C . . .“ Der letztere Buchstabe ist ungewiß, andere Abschriften bieten L. Beethoven pflegt den Vornamen seines Neffen nicht mit C zu schreiben. Vielleicht meinte er wieder die T. Charakteristisch ist wieder folgende Stelle: „Die Schwachheiten der Natur sind durch die Natur selbst gegeben und die Herrscherin Vernunft soll sie durch ihre Stärke zu leiten und zu vermindern suchen.“ Letzteres scheint darauf hinzuweisen, daß die Herrscherin Vernunft bereits gesiegt hatte.

---

[1]) Vgl. Bd. II der 1. Aufl. S. 77.

Da der Familienname der im Obigen erwähnten Dame bekannt ist[1]) — ihr Gatte war ein Mann von hoher Stellung und Ansehen, doch nicht von hoher Geburt —, so ist es gewiß, daß die „T" in den obigen Citaten nicht Therese Malfatti, jetzt Baronin Droßdick, war; da aber ihr Taufname nicht hat ermittelt werden können, so kann man nur die Möglichkeit andeuten, daß dieses T und das M (oder R) in dem obigen Zettel dieselbe Person bezeichnete, und daß jener Schmerzensruf ein oder zwei Jahre später geschrieben war, als der Anblick der M. eine halb geheilte Wunde für einen Augenblick wieder aufriß.

Damit werden wir wahrscheinlich Beethoven als Liebhaber zum letztenmal erwähnt haben. —

Noch vor dem Ende des Jahres trat er durch die Angelegenheit von Mälzls Metronom wieder in unmittelbare Beziehung zu musikalischen Bestrebungen. In Nr. 5—8 hatte die Wiener Allg. Mus. Zeitung aus der Feder F. S. Kandlers einen langen Artikel gebracht, welcher historische Notizen über verschiedene Versuche enthielt, für die Zeitmessung in der Musik ein zufriedenstellendes Instrument herzustellen und welcher mit einem aus dem Englischen übersetzten Berichte über Mälzls Metronom schloß. Nr. 25 (vom 19. Juni) brachte einen Beitrag von Gottfried Weber „Ueber eine chronometrische Tempobezeichnung, welche den Mälzlschen Metronomen, sowie jede andere Chronometer-Maschine entbehrlich macht", und wiederholte darin seine schon 1813 in der Leipziger Musikzeitung dargelegte Idee, daß das einfachste und sicherste Chronometer ein einfaches Pendel sei, d. h. bloß irgendein kleines Gewicht, z. B. eine Bleikugel an einem Faden aufgehängt, dessen Schläge dann je nach seiner Länge den Taktteilen entsprechen. Dieser Artikel gefiel Beethoven, und in einer der vielen Variationen über das Thema der Federn schreibt er an Zmeskall:[2])

„Wohlgebohrenster! Clarissime amice!

mein ehemaliger Federschneider betet wahrscheinlich dort oben für mich, daß ich bald ohne Federn schreibe. — Lesen sie dieses über die chronometrische Tempobezeichnung. — Mir scheint es noch das beste hierüber erfundene — nächstens besprechen wir uns darüber — verlieren sie dieses ja nicht. —

In Eil

Ihr

Beethoven."

[1]) In Thayers Aufzeichnungen finde ich keine nähere Angabe, und nach Thayers Tode fehlt mir der Anhalt, Näheres erforschen zu können. Ich muß diese Angaben so geben, wie ich sie bei Thayer finde, und kann nähere Aufklärung nicht geben. Vielleicht kann es ein anderer.

[2]) Der Brief ist undatiert, muß aber dem Inhalt nach in dieses Jahr gehören.

In Nr. 35. 36 (28. August und 4. September) ließ sich dann Zmeskall ausführlich über den Gegenstand aus, und machte zunächst darauf aufmerksam, daß ihm bereits Neate aus London einen in London schon bekannt gewesenen, aber nur kurze Zeit benutzten Taktmesser aufgezeichnet habe, der dem von Weber vorgeschlagenen ganz ähnlich war: „eine kleine Kugel an einen Faden hängend und darunter eine Linie in einige Zolle abgetheilt." Er lobt grundsätzlich Webers Vorschlag, sucht denselben aber dadurch zu verbessern, daß er an die Stelle der Taktteile, welche das Pendel anzeigen soll, die Dauer einer bestimmten Note setzt, und schlägt vor, an dem Faden selbst durch eingeknüpfte Knötchen die Zollweiten zu bestimmen. Beethoven hatte den Artikel Zmeskalls, wie es scheint auch eine Probe seines „Zeitmessers" erhalten; darauf dürfte sich der folgende Brief beziehen, den Zmeskall von ihm am 10. September erhielt:

„Lieber Z.

Lassen Sie es noch mit der Probe bewenden,[1]) ich muß wieder zum Arzt dessen Hudeley ich doch endlich müde werde. —

Dank für ihren Zeitmesser —

Wir wollen sehen, ob sich hinüber damit bis in die Ewigkeit messen läßt, der Leichtigkeit und Begreiflichkeit des Ihrigen dürfte wohl nichts im Wege stehen —

Wir wollen unterdessen darüber eine Zusammenkunft halten obschon natürlich an einem Uhrwerke mehr mathematische Richtigkeit, so habe ich doch schon früher bei Ihren kleinen Versuchen in meiner Gegenwart mir manches mit ihrem Z. erklecklich gefunden, und ich hoffe, wir werden damit gänzlich zu rechte kommen.

bald sehe ich sie

ihr Freund.

Beethoven."

Vielleicht gehört auch folgender kleine mit Bleistift geschriebene Zettel hierher:

„Mein lieber Z.

Es geht mir so ziemlich, da Sie wenn Sie gesund sind, immer hausiren, so kann ich Sie troz meines besten Willens nicht finden, indessen frage ich mich einmal dieser Täge bei ihnen an. —

Wie immer

Ihr

Freund

Beethoven."[2])

---

[1]) Nämlich zu dem neuen Quintett Op. 104.

[2]) Das Briefchen, welches Thayer in diese Zeit setzte, steht bei Kalischer S. 9.

Es war unterdessen schon Musik mit Mälzls Tempobezeichnung im Druck erschienen, und Weber, welcher ihm wie es scheint nicht freundlich gesinnt war, veröffentlichte in der auf Zmeskalls Artikel folgenden Nummer einen weiteren mit der Überschrift „Mälzls Metronome überall umsonst zu haben;“ und gibt eine Tabelle, welche die Pendellängen in Rheinischen Zollen und Französischen Centimetern zeigt, korrespondierend mit allen Zahlen des Metronoms. Schon nach der ersten englischen Ankündigung hatte der Metronom in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten in weiterem Umfange Eingang gefunden, aber noch nicht in Deutschland und Österreich; es war von großer Wichtigkeit für den Verfertiger des Instruments, die Unterstützung und den guten Willen der Komponisten auch in diesen Ländern für sich zu gewinnen. So kehrte Mälzl nach Wien zurück, um die Wirkung persönlicher Bemühungen zu versuchen; er nahm dabei die Gefahr auf sich, daß der noch nicht entschiedene Prozeß zwischen ihm und Beethoven noch ernstliche Folgen nach sich ziehen könne. Das war aber nicht der Fall; die Sache wurde freundschaftlich beigelegt; beide Parteien zahlten die Hälfte der erwachsenen gesetzlichen Kosten. Das würde kaum glaublich sein, wenn Beethoven wesentliche Gründe für seine Klage gehabt hätte; denn seine Gutheißung des Metronoms war von solchem Werte, daß Mälzl bereitwillig vieles zugestanden hätte, um sie zu erhalten; und der ganze Ton von Beethovens Korrespondenz in dieser Periode, soweit sie sich auf seine Geldangelegenheiten bezieht, zeigt, wie wenig wahrscheinlich es war, daß er irgend einen gerechten Anspruch geopfert haben würde.

Beethoven war anfangs für das Instrument nicht sehr eingenommen; trotzdem hatte er sich 1813 mit Salieri und den übrigen Wiener Komponisten zu einer nachdrücklichen Empfehlung des „Chronometers“ verbunden; dieses Zeugnisses bediente man sich in England wegen seines besonderen Gewichtes für den neuen Metronom.

J. J. Mickley schrieb am 21. Mai 1873 aus Philadelphia folgendes an Thayer:

„Herr Mälzl, mit welchem ich wohlbekannt war, erzählte mir, daß er in besonderem Grade darauf begierig gewesen sei, daß Beethoven seine Musik nach seinem Metronom bezeichne und daß er seine Empfehlung erhalte, daß aber Beethoven dies anfangs zurückwies und ganz unwillig wurde, indem er sagte ‚es ist dummes Zeug, man muß die Tempos fühlen‘.[1]) Doch bald nachher gab er den einleuchtenden Betrachtungen zu Gunsten der Erfindung Gehör. Diese wurden dem Publikum zugleich mit den Einwänden gegen die Pendel

[1]) Hier endet vermutlich das Citat, was bei Thayer nicht klar hervortritt. Die folgenden Betrachtungen scheinen mir Thayer zu gehören.

Webers und Zmeskalls in klarer und überzeugender Weise vorgeführt von Mosel in einem Artikel der Steinerschen Musikzeitung (27. Nov.), welcher der Kontroverse über den Gegenstand ein Ende machte." [1])

Inzwischen hatte Beethoven eine Tabelle über die Tempi in seinen acht Symphonien aufgestellt, welche in der Leipziger Allg. Mus. Ztg. 17. Dez. 1817 gedruckt wurde, [2]) und setzte dies fort durch eine metronomische Bezeichnung seiner übrigen Werke oder wenigstens eines großen Teiles derselben. Auf das Autograph seines Liedes „Nord oder Süd" schrieb er: „100 nach Mälzl, doch kann dieß nur von den ersten Täkten gelten, denn die Empfindung hat auch ihren Takt, dieses ist aber doch nicht ganz in diesem Grade (100 nämlich) auszudrücken." [3])

Wenn das Gemälde, welches Schindler und seine Nachschreiber von Mälzl geben, richtig ist, dann konnte auch die christlichste und zum Vergeben geneigteste Gesinnung kaum mehr von Beethoven verlangen, als die öffentliche Anerkennung des Wertes des Metronoms; schon dadurch sammelte er Mälzl „glühende Kohlen" aufs Haupt. Aber Beethoven tat noch mehr durch folgenden, für Mälzl sehr wertvollen, für uns hoch interessanten Brief an Mosel. [4])

„Euer Wohlgeboren!

Herzlich freut mich dieselbe Ansicht, welche Sie mit mir theilen in Ansehung der noch aus der Barbarei der Musik herrührenden Bezeichnungen des Zeitmaaßes, denn nur z. B. was kann widersinniger seyn als Allegro welches ein für allemal lustig heißt, und wie weit entfernt sind wir oft von dem Begriffe dieses Zeitmaaßes, so daß das Stück selbst das Gegentheil der Bezeichnung sagt. — Was diese 4 Hauptbewegungen betrifft, die aber bey weitem die Wahrheit oder Richtigkeit der 4 Hauptwinde nicht haben, so geben wir sie gern hindan; ein Anderes ist es mit den den Karakter des Stückes

[1]) Über die Einzelnheiten der Einrichtung des Mälzlschen Metronoms, welcher ja auch die Gesetze der Pendelschwingung zu Grunde liegen, wird sich jeder selbst zu unterrichten Gelegenheit haben.

[2]) Dieselben sind nach Nottebohm (I Beethov. S. 130) einem kleinen Heft entnommen, welches 1817 bei Steiner erschien, und in welchem auch die metronomische Bezeichnung des Septetts enthalten war. Ein zweites Heft erschien spätestens 1819; aus beiden wurde einiges aufgenommen in das bei Hofmeister in Leipzig erschienene „Thematische Verzeichniß". Über den ganzen Gegenstand sei auf Nottebohms Aufsatz „Metronomische Bezeichnungen" in den ersten Beethoveniana S. 126—137 verwiesen.

[3]) Ich entnehme dies Thayers Entwurf, nach dessen Angabe die Bemerkung so von Fischhoff abgeschrieben ist. S. Fischhoff, Cäcilia Bd. 26 S. 94.

[4]) Der Brief folgt nach Thayers Abschrift; er ist gedruckt bei Schindler II. S. 246 und bei Nohl Br. B. Nr. 165. Das Original, nach Nohls Angabe auf der K. K. Hofbibliothek in Wien, trägt die Jahreszahl 1817 von anderer Hand, welche aber richtig ist.

bezeichnenden Wörtern, solche können wir nicht aufgeben, da der Tact eigentlich mehr der Körper ist, diese aber schon selbst Bezug auf den Geist des Stückes haben — — Was mich angeht, so habe ich schon lange drauf gedacht, diese widersinnigen Benennungen Allegro, Andante, Adagio, Presto aufzugeben; Mälzls Metronom gibt uns hiezu die beste Gelegenheit. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich sie in allen meinen neuen Compositionen nicht mehr gebrauchen werde — eine andere Frage ist es ob wir hiedurch die so nöthige Allgemeinheit des M. bezwecken werden, ich glaube kaum! Daß man uns aber als Zwingherren ausschreien wird, daran zweifle ich nicht, wäre nur der Sache selbst damit gedient, so wäre es noch immer besser als uns des Feudalismus zu beschuldigen — Daher glaube ich, das beste sey besonders für unsere Länder, wo einmal Musik Nationalbedürfniß geworden, und jedem Dorfschulmeister der Gebrauch des Metr. gefördert werden muß, daß Mälzel eine gewisse Anzahl Metronome auf Pränumerazion suche anzubringen zu den höheren Preisen und sobald diese Zahl ihn deckt, so wird er im Stande seyn, die übrigen nöthigen Metron. für das musikalische Nationalbedürfniß so wohlfeil zu geben, daß wir sicher die größte Allgemeinheit und Verbreitung davon erwarten können. — Es versteht sich von selbst, daß sich einige hierbey an die Spitze stellen müssen, um Aneiferung zu erwecken. Was an mir liegt, so können Sie sicher auf mich rechnen, und mit Vergnügen erwarte ich den Posten, welchen Sie mir hiebey anweisen werden. —

Euer Wohlgeboren

mit Hochachtung
ergebenster
Ludwig van Beethoven."

Und er tat noch mehr; er verband sich mit Salieri zu folgender Erklärung.[1])

„Mälzels Metronom

ist da! — Die Nützlichkeit seiner Erfindung wird sich immer mehr bewähren; auch haben alle Autoren Deutschlands, Englands, Frankreichs ihn angenommen; wir haben aber nicht für unnöthig erachtet, ihn zufolge unserer Überzeugung auch allen Anfängern und Schülern, sey es im Gesange, dem Pianoforte oder irgend einem andern Instrument, als nützlich, ja unentbehrlich anzuempfehlen. Sie werden durch den Gebrauch desselben auf die leichteste Weise den Werth der Note einsehen und ausüben lernen, auch in kürzester Zeit dahin gebracht werden, ohne Schwierigkeit mit Begleitung ungestört vorzutragen; denn indem der Schüler bey der gehörigen Vorrichtung und vom Lehrer gegebenen Anleitung auch in Abwesenheit desselben nicht außer dem Zeitmaße nach Willkühr singen oder spielen kann, so wird damit sein Taktgefühl in kurzem so geleitet und berichtiget, daß es für ihn in dieser

[1]) Diese Erklärung stand in der Wiener Allg. Musikal. Zeitung vom 14. Febr. 1818 (Nott. S. 126).

Sache bald keine Schwierigkeit mehr geben wird. — Wir glaubten, diese so gemeinnützige Mälzelsche Erfindung auch von dieser Seite beleuchten zu müssen, da es scheint, daß sie in dieser Hinsicht noch nicht genug beherziget worden ist.

Ludwig van Beethoven. Anton Salieri."

An einem der letzten Tage des Dezember schrieb Beethoven an Frau Streicher: „Vorgestern hatte ich mit Mälzel, der sehr pressirt ist, da er bald von hier abreist, zu thun." Worauf sich diese Unterhandlungen mit Mälzl bezogen, können wir nicht wissen; vielleicht sollten weitere Schritte zur Einführung des Metronoms getan, vielleicht die Presse noch weiter in Anspruch genommen werden. Auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet sich ein Brief Beethovens an einen unbekannten Adressaten, der sich auf die Sache bezieht und an die Leitung irgend einer Zeitung gerichtet ist:[1])

„Euer Wohlgeboren!

Ich ersuche Sie hiermit, von Hrn. Mälzel, was er ihnen angibt, nichts eher einrücken zu lassen, bis ich selbst mit ihm zu ihnen komme — da schon mehreres hervorgekommen in den Blättern, was allen unangenehm ist, die dazu beigetragen, denn bei einer so schönen und heiligen Sache, ist keiner der erste und keiner der letzte, sondern alle sind gleich, ich wünsche daher, daß sie die Gefälligkeit haben, nichts eher einrücken zu lassen, als bis ich mit ihnen die Ehre gehabt zu sprechen, welches zwischen heute und morgen unfehlbar geschehen wird.

Euer Wohlgeboren
ergebener Diener
Ludwig van Beethoven."

Weiter gab die Sache zu folgendem Scherze an Steiner Veranlassung, welcher auch in die letzte Zeit dieses Jahres fallen mag:[2])

„Mein lieber Steiner, Sobald sie mir die Oper, welche ich brauche, warum habe ich ihnen gesagt, schicken, können Sie die stimmen der Sinfonie jeden Augenblick haben — nicht vertragsmäßig — sondern aus Gefälligkeit geschieht dieses — Beleidigungen beantworte ich gar nicht. Alles Uebrige wie und warum ich es habe bin ich jeden Augenblick bereit zu verantworten.

Ihr ergebenster
L. v. Beethoven.

Se. Majest. haben aus a. h. eigenem Antriebe befohlen, daß der Metronom von Mälzl im Finanzministerium eingeführt werde, und nach demselben das Tempo der Finanzen zu bestimmen. Siehe Allg. K. K. österr. Musik Ztg."

---

[1]) Ich gebe ihn nach Thayers Abschrift in seinen Materialien.
[2]) Das Original ist auf der Berliner Bibliothek.

Das Absingen des Kanons „ta ta ta" unter Mälzls Mitwirkung verlegt später Schindler in einer Unterhaltung von 1824 in den Dezember 1817, was zu dem übrigen stimmt; wir verweisen über diesen Punkt auf Bd. III S. 222, wo auch über das Verhältnis dieses Kanons zum Allegretto der 8. Symphonie das Nötige gesagt ist. In seiner Biographie (I S. 237) gibt er wieder einen auffallenden Beweis seiner Gedächtnisschwäche. Er erzählt dort im Anschlusse an den Prozeß:[1]) „Die Gerichtskosten wurden „zu gleichen Teilen" aufgehoben. Maelzel kam niemals wieder nach Wien zurück, suchte aber den hintergangenen Freund späterhin noch brieflich auf, als er dessen Empfehlung für seinen Metronom zu bedürfen glaubte. Dieser Brief vom 19. April 1818 aus Paris befindet sich hier." Er hatte ganz vergessen, daß er selbst noch 1824, als er mehrere Werke Beethovens im Josephstädter Theater zur Aufführung brachte, in einem Gespräche Beethoven den Dezember 1817 als die wahrscheinliche Zeit der Absingung des Kanons mit Mälzl angegeben hatte. Von Beethovens Bemühungen zu Gunsten des Metronoms scheint er wenig zu wissen, jedenfalls was er wußte nicht zu würdigen. 1820 hatte er zu den bereits Bd. III S. 222 mitgeteilten Worten zugefügt: „Von Mälzel hört man jetzt gar nicht." In dem Briefe vom 19. April 1818, der ganz freundschaftlich gehalten ist und das Fortbestehen eines guten Verhältnisses empfinden läßt, macht Mälzl dem Meister von dem Fortgange seiner Sache in Paris Mitteilung. Er hatte Beethovens Brief an Mosel ins Französische übersetzen lassen, welcher dort große Sensation machte und die Pariser Komponisten zu einer Erklärung veranlaßte, nach welcher sie sich der metronomischen Bezeichnung ausschließlich bedienen wollten. Er legt ihm ein Exemplar eines Tableaus bei, welches den Komponisten an die Hand geben wolle, „welche Bezeichnungsarten sie in allen Taktarten zu wählen haben, je nachdem das Musikstück ein langsames, mäßiges oder geschwindes Tempo hat." Noch in den Unterhaltungen von 1825 spricht Schlesinger aus Paris u. a., wie der Sinn ergibt, von Mälzl; er sei böse auf Beethoven, weil er nicht mehr nach dem Metronom bezeichne. „Der arme Mann lebt davon und hält darauf, daß die ersten ihn gebrauchen." Die Metronomisierung der 9. Symphonie war erfolgt, die der großen Messe beabsichtigt; es war nicht Beethovens Absicht, sie weiterhin zu unterlassen.

Damit sei dieser Gegenstand geschlossen. —

---

[1]) Dessen Erwähnung schließt er an die Ereignisse von 1814 an, gibt aber keine nähere Zeitangabe.

Beethoven hatte nunmehr zugegriffen und die Wohnung in der Gärtnergasse gemietet, in welcher er die neue Haushaltung einrichten wollte.[1]) Bei der Einrichtung und Beaufsichtigung derselben war ihm wieder die Hülfe der Frau Streicher von großem Werte; wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Briefe im Anhang.

In die Zeit der Einrichtung einer eigenen Haushaltung müssen auch die Fragen gehören, welche Beethoven hinsichtlich der Beköstigung der Dienstboten aufschrieb und die Schindler I. S. 254 zum Teil mitgeteilt hat. Beethoven nahm einen großen Bogen und schrieb auf die erste Halbseite eine Anzahl Fragen auf, an irgend einen erfahrenen Hauswirt (vermutlich doch wohl Frau Streicher) gerichtet, die dann von der gefälligen Hand des Gefragten auf der folgenden Seite ausführlich beantwortet werden. Der Bogen, aus Schindlers Nachlaß, befindet sich auf der Berliner Bibliothek; die Fragen sind folgende („zur Einrichtung einer eigenen Haushaltung um 1816 oder 1817" nach Schindler):

„was gibt man 2 Dienstleuten mittags u. Abends zu essen sowohl in der qualität als quantitaet
wie oft gibt man ihnen Braten?
geschieht dies Mittags u. Abends zugleich?
das was den Dienstleuten bestimmt ist, haben sie dieses gemein mit den speisen des Herrn, oder machen sie sich solches besonders d. h. machen sie sich hiezu andere speisen als der Herr hat?
Wie viel Pfund Fleisch rechnet man auf 3 person?
wie viel Brodtgeld die Haußhälterin und Dienst-Magd täglich?
wie wird es gehalten beim waschen?
bekommen die Haußhälterin u. Dienst-Magd mehr?
wie viel Wein u. Bier?
gibt man ihnen solches u. wann?
Frühstück?"

Die eingehenden Beantwortungen mitzuteilen dürfen wir uns wohl ersparen. Zu bemerken ist nur, daß ein Teil (der Schluß) der Antwort am heiligen Abend niedergeschrieben ist. Hat die Verhandlung um die Weihnachtszeit 1817 stattgefunden, so würde das mit der Zeit der Ein-

---

[1]) Wir nehmen Bezug auf unsere Bemerkung oben S. 23 f. Daß Beethoven die in diesem Jahr zuerst gemietete Wohnung wieder wechseln wollte und aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewechselt hat, darf man aus den Briefen an Frau Streicher entnehmen, s. Anhang. Dies war das Haus „zum grünen Baum", damals Nr. 26, wie hier auch Thayer angibt. Übrigens fuhr er fort nach Wohnungen zu suchen; noch im Dezember 1817 notiert er sich aus dem Intelligenzblat der Wiener Zeitung eine Wohnung in der Alservorstadt, s. Nottebohm II. Beethov. S. 354.

richtung der Haushaltung ungefähr übereinstimmen. Rührend, daß der große Mann, der gerade mit der B dur-Sonate und den Vorarbeiten der 9 Symphonie beschäftigt war, sich um diese kleinen und alltäglichen Dinge kümmern muß.

Nun sollte auch die Absicht, den Neffen zu sich zu nehmen, ausgeführt werden; das machte er Giannatasio in folgendem Briefe bekannt:

„Wien am 12. November 1817.

P. P.

Veränderte Verhältnisse könnten wohl machen daß ich Karl nicht länger als bis zu ende dieses Vierteljahres bey ihnen lassen kann, in so fern bin ich gezwungen ihnen für das künftige Vierteljahr aufzusagen, so hart mir diese Aufkündigung ist, so leidet die Beschränktheit meiner Umstände nicht, sie dessen entheben zu können, weil ich sonst gerne u. als geringen Zoll meiner Dankbarkeit ihnen in dem Augenblicke, wo ich Karl von ihnen genommen, gern auch ein ganzes Vierteljahr mit größtem Vergnügen eingehändigt hätte, ich wünsche, daß Sie diese meine Gesinnungen hierin ja als wahr u. rein erkennen mögen, sollte ich unterdessen Karl wieder das künftige Vierteljahr von Februar an gerechnet bei ihnen lassen können, so werde ich ihnen dieses im Monath Januar, 1818, gleich anfangs zu wissen machen, um diese Begünstigung muß ich sie bitten, u. ich hoffe sie werden mich hierin nicht umsonst bitten lassen, genieße ich eine vollkommere [sic] Gesundheit, so daß ich wieder mehr verdienen kann, so werde ich ihnen noch außerdem mich dankbarer zeigen, da ich viel zu sehr weiß, wie viel sie noch für Karl thun, was ihnen eigentlich gar nicht zuzumuthen wäre, u. wirklich kann ich sagen, daß ich hierin mein unvermögen in diesem Augenblick bekennen muß, thut mir sehr wehe. — Ich bin wie immer mit vollkommener Hochachtung

ihr Freund
L. v. Beethoven."

Der Neffe war um diese Zeit krank, wodurch die vorstehenden Äußerungen erläutert werden. Am 21. November schreibt Fanny Giannatasio ins Tagebuch: „Wir haben mehrere Kranke, worunter Louis Pacher und Beethoven, welche besonders der guten Mutter viel zu schaffen machen." Es waren wahrscheinlich die Masern, welche im Institut grassierten.

Der Entschluß, den Neffen zu sich zu nehmen, brachte nicht nur eine Vermehrung seiner Ausgaben mit sich, sondern auch das Aufgeben seiner Verabredungen mit der philharmonischen Gesellschaft in London und aller der Vorteile, die ihm daraus erwachsen konnten.

Giannatasio, ergriffen von Beethovens Klagen über seine Armut, und vielleicht auch von dem Wunsche geleitet, ihm bei dem beabsichtigten Besuche in London behülflich zu sein, machte ihm das liebenswürdige Anerbieten, den Knaben für einen herabgesetzten Preis für Wohnung und

Unterricht zu übernehmen. Beethovens Antwort scheint anzudeuten, daß er wegen seiner Pläne für das bevorstehende Frühjahr noch nicht fest entschlossen war, und es ist möglich, daß er, wenn er die verlangten Symphonien hätte fertig machen können, doch vielleicht nach England gegangen wäre.[1]) Jetzt aber hatte die neue Sonate vollständig von seiner Phantasie Besitz ergriffen, und die Symphonien mußten warten.

An Giannatasio schreibt er:[2])

„Werther Freund!

Sehr beschäftigt u. sonst noch immer nicht ganz hergestellt war es mir nicht möglich ihnen noch auf ihr freundschaftliches Schreiben zu antworten — was ihren Antrag anbelangt, so verdient er eben so viel Dank als Ueberlegung, ich muß sagen, daß ich früher schon auch diese Idee mit Karl gehabt, für diesen Augenblick aber bin ich in den unbestimmbarsten Verhältnissen, eben darum habe ich mir auch vorbehalten u. sie eben gebeten dieses anzunehmen, nemlich: den letzten Monath dieses Quartals ihnen zu sagen, ob Karl noch künftig bei ihnen bleiben könne. auf diese Weise ist nichts übereilt u. nichts gestört„ übrigens weiß ich recht gut, daß es gar nicht wohlfeiler sein kann, so wie Karl jetzt bei ihnen ist oder auch nach ihrem letzten Vorschlag, u. eben deswegen habe ich ihnen nur in meinem Schreiben andeuten wollen, wie gern ich noch zu dem gewöhnlichen Honorar ihnen meine Dankbarkeit noch auf eine außerordentliche Weise gezeigt hätte, wenn ich von Unvermögen gesprochen, so ist dieses nur hierin so gemeint gewesen, nicht um weniger für Karl anzuwenden, im Gegentheil ich weiß daß mich seine Bildung auf jede andere Art höher zu stehen kommen würde als bei ihnen, indessen hat jeder Vater mit der Bildung seiner Kinder so viel möglich seinen Zweck, so ich auch mit Karl, Es wird sich nun wohl bald finden, was das beste für K. sei, mag dies nun sein, daß er bei ihnen auf die eine oder die andere Art sei, oder wie sonst, vor der Hand habe ich mich nur nicht binden wollen, hierin mit völliger Freyheit u. so wie es das Interesse Karls mit sich bringt, handeln zu können. —

Große Opfer kostet mich freylich Karl, allein mehr wegen ihm habe ich nur hievon gesprochen, denn, wer weiß wie seine Mutter einmal Einfluß auf ihn erlangt, welche sich durchaus einer Königin der Nacht immer würdig zeigen will, sprengt sie doch überall aus, daß ich nicht das mindeste sondern sie alles für Karl bezahlt u. bezahle, u. da wir nun eben bei ihr angelangt sind, danke ich ihnen für ihren wahrhaft einsichtsvollen Brief, er wird auf

[1]) Daß der Plan in seinem Innern nicht völlig aufgegeben war, kann man daraus entnehmen, daß er sich aus den Intelligenzblättern der Wiener Zeitung aus dem Dezember 1817 eine Offerte über zu verkaufende Reisewagen in sein Skizzenbuch eintrug. Vgl. Nottebohm II. Beethov. S. 353. 354.

[2]) Beide Briefe an Giannatasio stehen in den Grenzboten 1857 (XVI. Jahrg.) S. 62. 63. Dann hat sie Nohl abgedruckt, Br. B. 204. 205. Außerdem habe ich die Abschriften bei Thayer.

jeden Fall für mich wichtig sein, hiebei bitte ich sie Herrn v. Leopold Schmerling [so] zu bitten, daß er mich gefälligst bei seinem Hr. Bruder entschuldige, weil ich noch nicht zu ihm gekommen bin, zum theil sehr beschäftigt, zum theil noch immer kränkelnd, war es mir wirklich beinahe unmöglich, denke ich noch dieser so oft besprochenen sache, so mögte ich ihn lieber in jeder andern Hinsicht besuchen als eben dieser sache wegen. Sie schickt nicht zu mir u. so habe ich auch nicht die Zusammenkünfte mit ihrem Sohne zu befördern, was die andere Geschichte anbelangt, so hör ich schon auch von andern, daß hier nur Zwangsmittel anzuwenden, das kostet mich nun wieder neuerdings Geld, hauptsächlich habe ich dieses Hr. Dr. Adlersburg zu verdanken, da aber Karls Erziehung so viel als möglich unabhängig von seiner Mutter muß festgestellt werden auch wegen der Zukunft, so muß auch dieses noch geschehen. —

mit Hochachtung ihr wahrer Freund
L. v. Beethoven."

Die Fortsetzung dieser Angelegenheit wird im folgenden Jahre zur Erwähnung kommen; an dieser Stelle wird von Mitteilung weiterer Briefe an Giannatasio abgesehen. Wir schließen an dieser Stelle die Mitteilungen mit einer Äußerung der Fanny Giannatasio, welche am 23. Dezember in ihr Tagebuch schreibt, sie habe Beethovens herrliche Ouvertüre zu Egmont gehört. „Entzückt wie gewöhnlich, und das wehmüthige Gefühl, daß dieser Mensch nicht glücklich ist." —

Unter denen, mit welchen Beethoven in diesem Jahre korrespondierte, befand sich auch der damals junge Ferd. Keßler aus Frankfurt a/M., welcher ihm geschrieben hatte, daß er ein Arrangement des Fidelio angefertigt habe. Beethovens freundliche und ermunternde Antwort ist seinerzeit in London auf einer Auktion verkauft worden und kommt vielleicht noch einmal ans Tageslicht.

Die letzten Tage des Jahres waren Beethoven, der mit den Sorgen des neuen Haushalts belastet war, durch eigenes Unwohlsein und durch Schwierigkeiten mit den Dienstleuten verbittert. Wir nehmen hier Bezug auf den Brief, welchen er zu Neujahr an Frau Streicher schrieb, und den man im Anhange findet.

Vielleicht gehört in dieses Jahr, jedenfalls in diese Zeit, ein Ölbild Beethovens, welches der Maler Christoph Heckel, 1814—18 Schüler der K. K. Akademie in Wien, der Beethoven bei Streichers kennen gelernt hatte, gemalt hat, wie es heißt in deren Pianofortesaal. Dasselbe befindet sich in Mannheim in Heckels Musikhandlung.[1])

[1]) Signale 1864. Nr. 18 S. 176. Frimmel, Neue Beethov. S. 240. Nottebohm, them. Verz. S. 195 gibt an: aus dem J. 1815, ohne nähere Nachweisung. Bildnisse Beethovens kommen noch später zur Sprache.

Eine kurze Erwähnung wird an dieser Stelle die Zunahme von Beethovens Taubheit verdienen. Czerny, welcher gerade in diesen Jahren Beethoven oft sah, erzählte O. Jahn, daß es seit 1812 bis um das Jahr 1816 nach und nach immer schwerer wurde, sich ihm, ohne zu schreien, verständlich zu machen. „Aber erst um das Jahr 1817 wurde die Taubheit so stark, daß er auch die Musik nicht mehr vernehmen konnte, und dauerte darnach durch ungefähr 8 bis 10 Jahre bis an sein Ende.“ Und ferner: „bis um das Jahr 1816 konnte er sich noch (mittelst Maschinen) spielen hören, später wurde auch das immer schwerer und er mußte nun auf sein inneres Gehör, seine Fantasie und Erfahrung sich stützen.“ Damit vergleiche man auch Schindlers Bemerkungen in der Niederrheinischen Musikzeitung 1854 Nr. 28, der nur die Hörfähigkeit mit Rücksicht auf Musik etwas weiter ausdehnt, dann aber u. a. sagt: „Für mündliche Conversation war Beethovens Gehör schon im Laufe von 1818, selbst mit Hülfe der Sprachrohre, zu schwach, und mußte von da an zur Schrift Zuflucht genommen werden.“ —

Nur ein einziges persönliches Erscheinen in der Öffentlichkeit kann für dieses Jahr festgestellt werden. Zwar wurde am 30. und 31. März die siebente Symphonie und Christus am Ölberg im Burgtheater im Konzerte für den Witwen- und Waisenfonds aufgeführt; es ist aber nicht festgestellt, ob Beethoven dirigierte, und da in der Symphonie beide Male das Scherzo wegblieb, ist es durchaus unwahrscheinlich. Am 15. November spielte Anton Halm im Kärnthnerthor-Theater in einem Konzerte für die Armen Beethovens Chorphantasie; auch da wissen wir nichts von einer Beteiligung Beethovens. Als aber am 25. Dezember im Redoutensaal, im ersten Teile des Konzerts für den Bürgerspitalfonds, die 8. Symphonie aufgeführt wurde, geschah dies unter der Leitung des Komponisten.[1]) Über den zweiten Teil erzählt uns Seyfried in seiner Selbstbiographie folgendes: „Zur jährlichen Bürgerakademie am Weihnachtstage führte ich Ph. Em. Bachs Oratorium ‚die Israeliten in der Wüste‘ auf; ich vermehrte die Instrumentalbegleitung, kürzte die Arien in den ‚da Capo’s‘ ab, fügte die bekannte Fuge über des Meisters Namen: B. A. C. H., für das volle Orchester gearbeitet, als Ouvertüre bei, und legte zum Finale den majestätischen Doppelchor ‚Heilig, heilig, heilig‘ ein.“ —

Von diesem Zeitpunkte an, meint Thayer, faßte Beethoven den Vorsatz, eine Ouvertüre über den Namen Bach zu schreiben. Die von Nottebohm

---

[1]) Vgl. Wiener Zeitung 8. Jan. 1818.

bekannt gemachten Skizzen und Notizen für eine solche gehören aber einer späteren Zeit an. Immerhin kann der Gedanke durch eine solche Aufführung angeregt worden sein. —

Über die Kompositionen, welche in dieses Jahr fallen, ist noch einiges nachzutragen; es war schon angedeutet, daß das Jahr 1817, von Krankheit und Sorgen umdüstert, von allen das unfruchtbarste war. Das „bearbeitete Quintett“, die größte Arbeit des Jahres, und der „Gesang der Mönche“ bei Krumpholz' Tode waren schon oben erwähnt. Dann sind ein paar kurze Lieder mit Klavierbegleitung zu nennen. Als Beilage zur „Wiener Moden-Zeitung“ erschien am 15. Februar 1817 das Lied von Karl Lappe „So oder so“ („Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen ein Heiligthum der Schönheit und der Musen, ein götterreicher Himmel blüht!“ u. s. w., 6 Strophen, alle zu derselben Melodie). Das Lied war ehemals mit einer Melodie von K. Klage sehr beliebt; die Komposition Beethovens scheint weniger bekannt geworden zu sein.[1]) Der Text, welcher die Macht des inneren Geistes- und Gemütslebens über alle äußeren Gegensätze betont, entsprach ganz der idealen Lebensanschauung Beethovens; er hat ihm in einfacher, schön singbarer Weise sprechenden Ausdruck gegeben. Bemerkenswert sind, im Anschlusse an die uns bekannten brieflichen Äußerungen, die deutschen Bezeichnungen: „ziemlich lebhaft und entschlossen“, „etwas zögernd bis zum ersten Zeitmaß“. In ähnlicher Weise aus seiner Gemütsstimmung, nur einer viel trüberen, hervorgegangen ist das Lied „Resignation“ von Paul Graf v. Haugwitz („Lisch aus, mein Licht! was dir gebricht, das ist nun fort, an diesem Ort kannst du's nicht wieder finden!“); dasselbe ist gegen Ende des Jahres komponiert[2]) und erschien am 31. März 1818 als Beilage zu der „Wiener Zeitschrift für Kunst“.[3]) In seinen gebrochenen Figuren bei organischer melodischer Gestaltung, wobei er auch dem Texte ausdrucksvoll nachzugehen beflissen ist, gibt es ganz die gedrückte

---

[1]) In der Br. u. H. Gesamtausgabe S. 23 Nr. 244. Vgl. Thayer chron. Verz. 210. Herausgegeben wurde es von Simrock um 1819 (3 Gesänge Nr. 3) und nochmals 1821 oder 1822 zusammen mit 3 andern Beethovenschen Liedern, darunter auch das folgende, mit der wie es scheint willkürlich gesetzten Opuszahl 113. Auf ein Exemplar jener Beilage hatte Beethoven, nach einer Notiz Thayers, geschrieben: „Für meine verehrte Freundin Antonie Brentano vom Verfasser.“

[2]) Vgl. Nottebohm, im Skizzenbuch aus dem Jahre 1817, II. Beethov. S. 349 fg., bes. S. 352.

[3]) Br. u. H. Gesamtausgabe S. 23 Nr. 246. Auch in die oben erwähnte Sammlung von Simrock war es aufgenommen. Vgl. Thayer chron. Verz. Nr. 214.

Stimmung wieder, welcher Beethoven in diesem Jahre verfallen war.[1]) Etwas frühere Skizzen zu diesem Liede lassen erkennen, daß er den Text anfangs vierstimmig setzen wollte. Wie nahe seinem Empfinden dieses Lied stand, geht daraus hervor, daß er den Verleger der Zeitschrift ersucht, dem Dichter für den Impuls zu so „glücklicher Inspiration“ seinen Dank mitzuteilen. Das berichtet Schindler (II. S. 156), der das Lied „zwar eines der kürzesten, in Hinsicht aber des Gehaltes eine der seltensten Perlen in des Meisters Liedersammlung“ nennt. Darin werden wir ihm sicherlich beistimmen.

Aus derselben Zeit stammt noch ein kurzer Instrumentalsatz, die Fuge in D dur für fünf Streichinstrumente.[2]) Sie war am 28. Nov. 1817 fertig und war für die von Haslinger veranstaltete geschriebene Sammlung von Beethovens Werken (jetzt der Gesellschaft der Musikfreunde gehörig) bestimmt; bei Haslinger wurde sie bald nach Beethovens Tode 1827 als Op. 137 herausgegeben. Es war die Zeit, in welcher die Neigung zur Fugenkomposition bei Beethoven besonders lebendig erwacht war, von der er schon in den vorhergegangenen Werken Proben abgelegt hatte, und die ihn dann nicht mehr verlassen hat; er wollte der durch Bach ihm wert gewordenen Form Ehre antun und ihr wo möglich einen neuen Geist einhauchen. „Eine Fuge zu machen,“ sagte er später zu Holz,[3]) „ist keine Kunst, ich habe deren zu Dutzenden in meiner Studienzeit gemacht. Aber die Phantasie will auch ihr Recht behaupten, und heut zu Tage muß in die alt hergebrachte Form ein anderes, ein wirklich poetisches Element kommen.“ In dem Skizzenbuche, welches den Schluß unserer Quintettfuge enthält,[4]) finden sich verschiedene Aufzeichnungen nach Bach und anderen, welche zeigen, wie eifrig er damals diesem Studium hingegeben war. Daß die vorliegende Fuge, für welche ein charakteristisches und ausgiebiges Thema gewählt ist, meisterlich gesetzt ist und Beethoven die Form auch in ihren besonderen Feinheiten (Umkehrung u. dgl.) sicher und frei behandelt und zu guter tonlicher Wirkung bringt, wird man als selbstverständlich ansehen; aber bei voller Würdigung des Kunstverstandes

---

[1]) Der melodische Fortgang erinnert ein wenig an das Variationenthema im Harfenquartett (Op. 74), welches eine verwandte Stimmung zeigt, die vielleicht durch dieses Lied erläutert wird. Auch hier beachte man die deutschen Vortragsbezeichnungen. Den Worten „mit Empfindung, doch entschlossen“, hatte er in der Skizze vor Empfindung noch „inniger“ beigefügt.

[2]) Br. u. H. G. A. S. 5 Nr. 35. Thayer, chronol. Verz. 218.

[3]) Vgl. Lenz Beethoven, 5. Th. S. 219.

[4]) Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 350.

und der strengen Zucht an sich selbst werden wir doch in dem kleinen Werke im wesentlichen eine Studie sehen dürfen und eine tiefere Wirkung auf das Gemüt von demselben nicht erwarten.

Außer diesen Arbeiten wurde, wie die Skizzen ergeben, im Jahre 1817 an der B dur-Sonate Op. 106 gearbeitet, und auch die Anfänge der 9. Symphonie reichen in dieses Jahr zurück, in welchem er ja die Einladung nach London erhalten hatte. —

Die Zahl der 1817 erschienenen Kompositionen ist ebenfalls sehr gering. Es sind, so viel wir sehen,

1) die Sonate für Klavier in A dur Op. 101, bei Steiner u. Co.;

2) die beiden Sonaten für Klavier und Violoncell Op. 102, welche zuerst Simrock in Bonn und zwar, wie es scheint, Januar 1817 herausgab, später 1819 Artaria;

3) das Lied „So oder so“, am 25. Febr. 1817 als Beilage zur Wiener Modenzeitung;

4) das Lied „Ruf vom Berge“ als Beilage zu Treitschkes Gedichten, für welche es am Ende des vorherigen Jahres komponiert war. In einer Anzeige von Treitschkes Gedichten (in Kannes Allg. Mus. Zeitung 1817 S. 199) wird auch dieses Lied erwähnt. Wir fügen hier nachträglich einen kurzen Brief Beethovens an Treitschke ein, der aus diesem Jahre stammen muß:[1])

„Bester! Dichtester und Trachtester! Schicken sie gefälligst das Manuskript des Liedes in A♯ zu Steiner im Pater-Unser gassel, es sind einige Fehler in dem gestochenen, sie können nach Verbesserung der Fehler — im Fall etwas daran liegt, das Manuskript sogleich von Steiner erhalten.

Ihr Freund

Beethoven.“

„Meinen Dank für das
Exemplar ihrer Gedichte.“

5) Der Kanon „Lerne Schweigen“ für Neate (s. Bd. III S. 367) in der Beilage von Kannes Allg. Mus. Zeitung vom 6. März 1817 und 5. Juni 1817 (mit Payers Auflösung).

6) Der 3. Band der von Thomson veranstalteten Sammlung wallisischer Melodien, vgl. Thayer Chron. Verz. 175. Nottebohm Themat. Verz. S. 173. —

---

[1]) Dieser Brief, nach der Abschrift bei Jahn in Thayers Materialien, ist jetzt auch nach Jahns Nachlaß von Kalischer (N. B. S. 44) mitgeteilt.

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1818.

Neuer Aufschwung des Schaffens. Erster Plan der Messe und der 9. Symphonie. Plan des Oratoriums. Die B dur-Sonate. Verhandlungen wegen des Neffen. Mödling. Das Bild Klöbers.

Der Eintritt in das neue Jahr war bezeichnet durch die Wünsche, welche Beethoven an Frau Streicher und am letzten Dezember 1817 an den Erzherzog Rudolf richtete.[1]) In dem Briefe, in welchem dies letztere geschah, sagt er nach dem Ausdruck seiner Wünsche: „Von mir zu reden, wenn es erlaubt ist, so ist meine Gesundheit sehr wankend und unsicher; ich bin genöthigt leider sehr entfernt von J. K. H. zu wohnen, dieß soll mich unterdessen nicht abhalten, ehestens mich erfreuen zu können, Ihnen meine Aufwartung zu machen.“

Im Anschlusse an diese Worte sei uns, ehe wir in der Erzählung der Ereignisse weiter gehen, ein kurzer Rück- und Vorblick auf die Verhältnisse gestattet, unter denen sein Leben und Schaffen sich weiter gestaltete. Wie seine äußere Lebenslage durch die Aufnahme des Neffen in sein Haus sich veränderte, so nahm jetzt auch nach der vorangegangenen unfruchtbaren Zeit sein Schaffen einen neuen Aufschwung durch die Ausarbeitung und Vorbereitung großer Werke, wenn auch deren erste Anfänge zum Teil etwas weiter zurückliegen. Blicken wir auf das Persönliche, so treten uns in seinen Briefen und sonstigen Äußerungen aus der nächstvergangenen Zeit vorwiegend trübe Bilder entgegen; es ist ein fortgesetzter Wechsel zwischen Hoffen und gänzlichem Verzagen, Befürchtung eines nicht mehr fernen Todes geben sich kund, die alte Lebenslust erscheint mitunter wie gebrochen, erwacht dann aber auch wieder. Welches die tiefere Quelle der anhaltenden körperlichen Leiden war, kann für jene Zeit nicht festgestellt werden; ein Arzt erklärt es einmal für Lungenkrankheit, und nach den Erzählungen der Fräulein Giannatasio scheint er selbst geglaubt zu haben, an einer solchen zu leiden, was aber die Folgezeit nicht bestätigt hat.[2]) Holz sieht einmal den Grund zu seiner Neigung zu Jähzorn und Mißtrauen in seinem „desorganisirten Unterleib“, und wir wissen, daß schon in seinet frühen Jugendzeit Krankheiten des Unterleibs ihn quälten.[3])

[1]) S. Anh. 33 und Köchel Br. S. 42.

[2]) Val auch Breuning, aus d. Schwarzspanierhause S. 84.

[3]) Wegeler, Nachtrag zu den Notizen, S. 12.

Es ist nicht unmöglich, daß die Anfänge des schlimmen Leberleidens, welches sich schon wenige Jahre nachher in einer Gelbsucht äußerte und schließlich zur tödlichen Krankheit wurde, schon damals sich zeigten. Inwieweit die tiefen gemütlichen Aufregungen, welchen er in diesen Jahren ausgesetzt war, vielleicht auch die Unruhe und Unregelmäßigkeit des eigenen Lebens darauf Einfluß übte, vermögen wir nicht zu entscheiden; darüber dürfte von medizinischer Seite bei Prüfung der einzelnen Angaben eher ein Urteil zu erwarten sein.

Wenn durch diese fortgesetzten Leiden die Schaffenslust beeinträchtigt wurde, so war das wohl noch mehr durch die Zunahme der Taubheit der Fall. Über diese haben wir beim Schlusse des vorigen Kapitels kurz gesprochen und die Zeugen dafür angeführt, nach welchen um die Zeit, in welcher wir stehen, die Schwierigkeit, sich ihm durch das Sprechen verständlich zu machen, immer größer wurde; infolgedessen wurde jetzt die schriftliche Unterhaltung mit ihm die Regel. Die zum größten Teile erhaltenen Konversationshefte, von welchen noch die Rede sein wird, bilden wie bekannt eine Hauptquelle für die Kenntnis von Beethovens späterer Lebenszeit.[1]) Wie dieser Zustand auf sein Gemütsleben wirkte, lassen seine Äußerungen erkennen. Wenn hierin einer der Hauptgründe lag, aus welchen die Reisepläne immer wieder unausgeführt blieben, so ermessen wir auch leicht, wie stark dies auf den ehemals so regen Verkehr, wie es besonders auf seine Schaffenslust einwirkte, wie es ihn mehr und mehr auf sich selbst, auf sein Innenleben zurückwies. Was dem schaffenden Künstler ein so wesentlicher Sporn ist, die Anschauung der unmittelbaren Wirkung seiner Werke auf Publikum und Kunstgenossen und auch das eigene Vorführen und Hören derselben, auch die Möglichkeit der eigenen Kontrolle beim Komponieren, fiel teils weg, teils war es sehr beschränkt. Das innere Hören, die Vorstellung des Gehörten blieb ihm, was nicht weiter bewiesen zu werden braucht. Wir sind ja über das törichte Gerede früherer Zeiten hinaus, daß Leute bei Stücken, die sie nicht verstanden, Beethovens Gehörlosigkeit als Erklärung glaubten anführen zu dürfen. Wenn aber nach Czernys Zeugnis[2]) Beethoven selbst sich dahin geäußert hat, daß er

---

[1]) Mälzl schrieb ihm am 19. April aus Paris, daß er fleißig an der verabredeten Gehörmaschine zum Dirigieren gearbeitet und ihr auch eine gefällige Form gegeben habe, und daß er, wenn es zum wirklichen Antritt der projektierten gemeinsamen Reise komme, mit derselben vor ihm erscheinen werde. Es kam zu keiner Reise und wir hören auch nichts weiter von dieser Sache. Auch vorher hatte Mälzl schon Hörrohre für Beethoven verfertigt, s. Bd. III S. 219, Wasielewsky II S. 89.

[2]) In Czernys Mitteilungen an O. Jahn. Vgl. hier auch die Betrachtungen

infolge seiner Taubheit gehindert sei, den konsequenten Fluß und Zusammenhang seiner früheren Werke auch in seinen letzten zu befolgen, da er früher gewohnt war, alles beim Klavier zu komponieren, so werden wir dieses Zeugnis annehmen dürfen. Zwischen der Idee, welcher der Komponist mittelst seiner Phantasie tonlichen Ausdruck gibt, und dem ausführenden Organe, dessen Klang er lebendig gegenwärtig haben muß, besteht immerhin ein Unterschied, und es finden sich doch einzelne — nicht viele — Stellen, in welchen wir eingestehen müssen, daß eine völlige Ausgleichung nicht erzielt ist. Wir haben dieselben später namhaft zu machen.

Zu diesen ganz persönlichen Erfahrungen, welche Leben und Schaffen unseres Meisters begleiteten und zum Teil bestimmten, kamen nun noch die vielen Aufregungen und Schmerzen, welche ihm die Sorge für seinen Neffen verursachte, hinzu, an welchem er nun einmal Vaterstelle zu vertreten sich verpflichtet glaubte, und den er jetzt in sein Haus aufnahm. Diese Sache wird uns weiterhin noch mehr beschäftigen, und wir wollen dem Bericht über dieselbe hier nicht durch allgemeine Erörterungen vorgreifen. Zu bemerken ist nur schon hier, wie durch diese Sorge seine schaffende Tätigkeit zeitweise ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. Es kommt hinzu, daß durch diese Sorgen und durch die Einrichtung des eigenen Haushalts, bei welcher ihm ja die stets hülfsbereiten Streichers treu zur Seite standen, er zuweilen pekuniären Verlegenheiten ausgesetzt war, was ihn auch, wie seine Briefe erkennen lassen, mitunter niederdrückte. Die Abnahme der Schaffensfreudigkeit mußte sich auch in seinen Einnahmen empfindlich fühlbar machen. Wie bitter klagt er gerade in dieser Zeit, daß er des Geldverdienstes wegen komponieren müsse.

Aber auch ohne diesen Antrieb kam jetzt für Beethoven die Zeit, da er sich zum Schaffen gewaltig wieder aufraffte. Schon Ende 1817 hatte er wieder angefangen, Hand an ein großes Werk zu legen; es folgten andere, gerade die höchsten und edelsten Erzeugnisse seiner Kunst gehören dem letzten Jahrzehnte seines Lebens an. Aber sie traten in längeren Zwischenräumen hervor und reiften langsam. Wenn Beethoven später zu

---

Wasielewskys II S. 268 fg. An einer anderen Stelle sagt Czerny: „Da Beethoven gewohnt war, alles mit Hülfe des Klaviers zu komponiren, und manche Stelle unzählige Male zu probiren, so kann man sich auch denken, welchen Einfluß es hatte, als seine Gehörlosigkeit ihm dieses unmöglich machte. Daher der unbequeme Klaviersatz in seinen letzten Sonaten, daher die Härte in der Harmonie und wie Beethoven selbst vertraulich gestand, daher der Mangel an fließendem Zusammenhang und das Verlassen der älteren Form.“ Wir geben diese Äußerung, ohne sie uns in ihrem ganzen Inhalt anzueignen.

Rochlitz nach dessen Bericht äußerte: er bringe sich nicht mehr so leicht zum Schreiben, ihm graue vor dem Anfange großer Werke, so paßt das ganz gut in die Periode in der wir stehen, erklärt das Liegenbleiben mancher Pläne und findet in seinen Erlebnissen seine Erklärung.

„Der 3. Styl Beethovens datirt sich von der Zeit als er nach und nach ganz gehörlos wurde," sagt Czerny und bezieht dies auf Wahrnehmungen, die wir früher (S. 79) schon von ihm angeführt haben. In der Tat erscheint uns Beethoven in seinen Werken, die er nach der vorangegangenen unproduktiven Zeit seit 1818 und in den folgenden Jahren schuf, nicht bloß in technischen Dingen, an welche Czerny zunächst dachte, sondern in den ganzen Charakter seiner Tonsprache neu und eigenartig. Die Feststellung von mehreren, speziell von drei Hauptepochen in Beethovens Kunstschaffen hat ja manchen Widerspruch erfahren; der verehrte Thayer, dessen Hauptgesichtspunkt die treue Lebensdarstellung des Meisters war, hatte bestimmte Epochen seines Schaffens seiner Darstellung nicht zu Grunde gelegt. Uns scheint die Notwendigkeit dieser Teilung offenkundig. Für die frühere Zeit, die Scheidung zwischen dem ersten Wiener Jahrzehnt und der folgenden großen Periode, welche zunächst durch die Sinfonia eroica ihre Signatur erhält, braucht das wohl nicht bewiesen zu werden; haben wir doch seine eigene, gegen Krumpholz um 1803 getane Äußerung, er sei mit seinen bisherigen Arbeiten nicht zufrieden und wolle nun einen neuen Weg betreten. Aber auch seit 1818, nach einer längeren Unterbrechung seines Schaffens, kann es nicht verborgen sein, daß wir uns in einer neuen Zeit befinden. Schon äußerlich, die Zahl der Werke ist nicht groß, er mußte sich zur Arbeit zwingen und reflektierte eindringlicher arbeitete er doch z. B. an der großen Messe annähernd 5 Jahre. Gerade dieses bedächtige, grüblerische Arbeiten ist so recht ein Kennzeichen der späteren Zeit. Und wenn früher die äußeren Antriebe stärker waren und er auch von außen ihm gebotene Stoffe mit voller Selbstentäußerung in sich aufnahm und künstlerisch gestaltete, so waren diese äußeren Antriebe jetzt nicht mehr so stark wirksam, seine Fühlung mit der Außenwelt war nicht mehr dieselbe, und wie ihn die Erfahrungen des Lebens in sein Inneres zurückgewiesen hatten, so entnimmt er auch daher im wesentlichen seine Anregungen; mit der verstärkten Richtung aufs Innere vertieft und verinnerlicht sich seine Kunst, er will nur geben was aus dem eigenen Herzen stammt. War doch auch die große Messe keine von außen erbetene, sondern eine selbstgewählte Arbeit. Wie manche Empfindungen hatten Besitz von seinem Gemüte, in Verbindung mit den gemütserregenden Erlebnissen

dieser Zeit ergriffen; wie manche, die sich in dem schöpferischen Geiste zu ergreifenden Tongebilden gestalten konnten. Fromme Erhebung zu Gott — man denke an das Tagebuch —, Demut und Ergebung, Liebe und Wärme besonders im Verhältnis zum Neffen, aber auch Schmerz und Druck, wenn er an seinen Zustand dachte, Leidenschaft und Zorn bei den Schwierigkeiten die ihm erwuchsen, dann wieder Sehnsucht nach friedlichem Glück, stolze Erhebung über alles Gemeine, hohe Begeisterung in Ausübung seiner Kunst; alles Empfindungen, in denen der musikalische Impuls wurzelte und die wir auch in den Kompositionen jener Zeit finden; sie wirkten in seinem mehr wie früher nach innen gerichteten Leben mit besonderer Stärke und drängten ihn musikalisch sich auszusprechen. Wie Goethe seine poetischen Arbeiten Selbstbekenntnisse nennt, so trifft das in gewisser Weise auch bei Beethovens letzten großen Werken zu; auch sie sind Selbstbekenntnisse edelster Art, und ohne Kenntnis seiner Erlebnisse und Empfindungsweise nicht vollständig zu verstehen. Wenn wir die ganz eigene, unmittelbar ergreifende Wirkung, welche wir von Beethovens Erfindung in seinen letzten Werken erhalten, uns klar machen wollen, so fühlen wir wohl, daß wir damit ein Gebiet betreten würden, auf welchem es dem Worte nicht vergönnt ist, das Empfundene deutlich auszusprechen, man müßte die Stücke gleich hören oder spielen, um sich verständlich zu machen. Beethoven hat uns ja immer in seinen melodischen Gestaltungen mit Zuständen des Gemütslebens bekannt gemacht, und zwar in einer Mannigfaltigkeit und feinen Verzweigung, wie es seine Vorgänger kaum konnten. Die Melodien dieser letzten Epoche, im Tongebiet weit ausgreifend und in ihren Tonschritten und harmonischen Wendungen überall einfach und überzeugend, offenbaren eine Wärme und Innigkeit des Ausdruckes, die das Frühere entschieden hinter sich zurückläßt; sie zeigen eine Wahrheit und Reinheit, wie es ja die Musik immer soll, wie sie aber gerade in dieser Zeit bei Beethoven mit besonderem Nachdruck zu uns spricht; es ist oft als wolle der Meister uns noch mehr wie sonst sein Inneres zeigen, als wolle er sich unmittelbar und flehend an das Herz des Hörers wenden, daß es mit ihm fühle. Wie manche der Stimmungen, welche ihm in jenen Jahren eigen waren, erhalten hier einen überraschend wahren und überzeugenden Ausdruck: die Erhebung zum Göttlichen, das Hineinfühlen in eine reinere übersinnliche Welt, fromme und demütige Ergebung, rührende Hingabe, hoher Ernst, liebendes Umfassen seiner Mitmenschen, wiederum Schmerz und Leidenschaft, selbst Heftigkeit und Unmut finden ganz neue ergreifende Töne; auch edle Heiterkeit, tief in seiner Natur wurzelnd, fehlte nicht, wenn es ihm einmal gelang, über

die Eindrücke der Alltäglichkeit Herr zu werden. Wer mit Beethovens Werken dieser letzten Periode vertraut ist, dem werden unschwer Melodien vor der Erinnerung stehen, auf welche das Gesagte Anwendung findet; er wird ihre Eigenart unterscheiden und den „späten“ Beethoven bis in die einzelnen Melodienschritte und melismatischen Figuren zu verfolgen wissen. Dazu kommt noch ein anderes. Beethoven, aus der Fülle des Herzens an das Herz sich wendend, ist in höherem Grade wie früher darauf bedacht, verstanden zu werden. Die äußeren Hinweise auf den Vortrag und Ausdruck sind häufiger und bewegen sich nicht ausschließlich in den üblichen Tempobezeichnungen, sondern sind mehrfach unmittelbar dem Affekt entnommen, z. B. „ermattet klagend“, „beklemmt“, „nach und nach wieder auflebend“ usw. Damit verwandt ist das Bestreben, den inneren Zusammenhang der einzelnen Stücke eines größeren Werkes fühlbar zu machen und sich in den Formen und der Zahl der Sätze, seinen inneren Intentionen entsprechend, Freiheit zu gestatten; die überlieferten Formen verläßt er nicht, und wir stimmen Czerny nicht bei, wenn er auch hierin eine Wirkung der Gehörlosigkeit erblickt. Jedenfalls darf man sagen, daß Beethovens Kunst in der letzten Zeit ein in gutem Sinne subjektives Element beigemischt ist, daß er uns häufiger wie früher gleichsam in seine Werkstatt blicken läßt.

Hier muß noch auf einen Punkt hingewiesen werden, der auch diese letzte Periode bezeichnet, die Vorliebe für die polyphone Form, besonders die Fuge. Davon ist schon im vorigen Kapitel gelegentlich der Quintettfuge die Rede gewesen. Beethoven hat ja auch in Werken der früheren Zeit von der fugierten Form in freier Weise Gebrauch gemacht und Gegner, welche ihm die Fähigkeit dazu absprachen, verdienten schon damals keine Widerlegung; aber die ausgedehnte Pflege und Herrschaft, welche sie jetzt in Anspruch nimmt, fand sie früher nicht. Hauptbeispiele für die neue Zeit sind die Fuge in der Violocellsonate D dur Op. 102, die Quintettfuge, die Fuge in der B dur-Sonate, die große Quartettfuge, die Ouvertüre zur Weihe des Hauses und mehreres in der Messe und den letzten Quartetten. Daß Beethoven die Form beherrscht, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen; aber sein Absehen ist auch nicht bloß darauf gerichtet, dieses zu zeigen, sondern wie uns schon seine eigene Äußerung gezeigt hat, sie mit neuem Geiste zu erfüllen und die Phantasie walten zu lassen; wie er denn den Fortgang gern durch neue selbständige Elemente unterbricht. Hier führt er uns denn ganz an seine Arbeitsstätte, wir sehen ihn mächtig mit dem Stoffe ringen und ihn bezwingen, damit er seiner künstlerischen Idee entspreche. Aber das dürfen wir doch gestehen: der naturgemäße Ausdruck

seines Innern war es nicht; seine jetzt neu erwachte Vorliebe für diese Form war eine theoretische, der unbeugsamen Strenge des Künstlers gegen sich selbst und der hohen Verehrung für den Altmeister Bach entsprungen. Seine ganze Natur, wie sie sich bis dahin entwickelt, wies ihn auf die unmittelbare und nicht in dieser Weise gebundene Aussprache hin; da zündet er und reißt mit sich fort. So sehr wir den Meister in dem staunenswerten Aufbau dieser Sätze bewundern, so müssen wir doch sagen: es ist nicht unser Beethoven, den wir im Herzen tragen. Wir bewundern und verehren auch in diesen Sätzen die Kraft der Erfindung, so besonders in den Hauptmotiven, die Feinheit der Ausarbeitung, wir erkennen, mit welchem Ernste er bestrebt ist sie einzuleiten, ihnen ihre Stelle in dem psychologischen Zusammenhange anzuweisen, wie er durch die Anwendung der besonderen Künste und Feinheiten der Form den Sätzen besonderen Reiz und Nachdruck verleiht und wie auch hier die Phantasie frei waltet und uns aufs Innere zurückführt; für den Musiker werden sie immer eine Fundgrube für Züge genialer Meisterschaft bleiben, wie er sie denn auch mit besonderer Liebe ausgearbeitet hat; er legte besonderen Wert auf diese Arbeiten. Aber wenn wir von einem subjektiven Element in Beethovens späterem Schaffen reden, so gehört diese Neigung doch auch dazu.

Wir brechen von diesen Betrachtungen ab und nehmen den biographischen Faden wieder auf. —

Den Anfang des Jahres bezeichnet ein für Beethoven erfreuliches Ereignis, ein Zeichen der Huldigung von seiten eines seiner Londoner Verehrer; Thomas Broadwood, ein Mitglied der Firma John Broadwood und Söhne, machte ihm einen Flügel zum Geschenk. Thayer erhielt in dem Pianoforte-Magazin von Broadwood Einsicht in ein altes „Porter's book“ und fand darin unterm 27. Dezember 1827 folgende Eintragung: „A 6 octave Grand P. F. N°. 7362. tin and deal cases, Thos Broadwood Esq., marked [VB] care of F. E. J. Bareaux et Co. Trieste — a present to Mr. van Beethoven, Viene) delivd c [?] M Farlowes to be shipped. Millet.“ Dieser Millet hatte also das wohlverpackte Instrument aus dem Warenraum aufs Schiff zu besorgen; wir müssen ihm für dieses Erinnerungszeichen dankbar sein. Thomas Broadwood hatte nicht lange vorher die wichtigsten Städte Deutschlands und Italiens besucht und auf dieser Reise, wie aus der späteren freundschaftlichen Anrede zu schließen ist, Beethoven wahrscheinlich persönlich kennen gelernt.[1]) Vielleicht hatte er ihm

[1]) Ich entnehme diese Angaben einem Briefe von Herrn A. J. Hipkins an Grove vom 28. Aug. 1876, den ich in Thayers Materialien finde.

schon damals angekündigt, ihm ein Instrument von seiner Firma zu schicken, und Beethoven hatte das Anerbieten angenommen. Thomas Broadwood kaufte nach seiner Rückkehr das Instrument, nachdem er es von mehreren hervorragenden Künstlern (darunter Ries) hatte prüfen lassen, und ließ es abgehen.[1]) Beethoven wurde benachrichtigt, wie wir aus folgendem undatierten Briefe an den Grafen Lichnowsky entnehmen:

„Mein sehr werther Freund,
mein lieber Graf!

aus beyliegendem ersehen sie die Lage der Sachen, ich zweifle nicht, daß man mir, ohne daß ich große Ansprüche machte, erlauben wird, dieses Instrument anzunehmen, zudem da es nun bald in Triest anlangen wird, Bridi hat von dem Engländer den Auftrag das geschäftsmäßige hiebey zu besorgen — ich warte nun das resultat von ihren gütigen Bemühungen oder Nachforschungen, alsdann wird wohl nichts besseres seyn, als mich an Se. EXZEllenz den gr. Stadion schriftlich oder mündlich zu wenden. — ich hoffe bald des Vergnügens, sie zu sehen, theilhaft zu werden; — mit inniger Liebe u. Verehrung

ihr
Freund Beethoven."[2])

Daß Beethoven den Minister Grafen Stadion in Anspruch nehmen wollte, der die österreichischen Finanzen leitete, findet durch die Nachricht seine Erläuterung, daß die K. K. Hofkammer die Einfuhr des Instruments von Triest nach Wien zollfrei gestattete.[3]) Daß Beethoven keinerlei Kosten von

---

[1]) In einer 1862 in London erschienenen Broschüre: International Exhibition 1862. List of Pianoforte . . . exhibited by John Broadwood and Sons, London, with an historical introduction etc. heißt es S. 24: „On the 27th of December 1817 the grand Pianoforte, No. 7,362, was forwarded to Beethoven at Vienna. It had been tried by Clementi, J. B. Cramer and Ferdinand Ries (Beethovens favorite pupil, and subsequently his biographer), whose names, with those of other professors of less eminence, were inscribed upon it. It was unpacked at Vienna by Streicher, and Mr. Cipriani Potter, then happening to be at Vienna, was the first to try it. Beethoven set such value in it that he would allow no one but himself to play upon it, and, only as a great favour, used to permit Stumpff to time it."

[2]) Diesen Brief erhielt J. Fr. Haast in Frankfurt a. M. 1850 von der Tochter Lichnowskys; von ersterem ging er an den jetzt verstorbenen Kaufmann Herrn C. A. Bausch in Köln über. Die Erben gaben freundlich die Erlaubnis zum Abdruck.

[3]) Wiener Zeitung vom 8. Juni 1818: „Herr Ludwig van Beethoven, dem nicht nur Oesterreich, sondern auch das Ausland durch Anerkennung seines hohen, weit umfassenden musikalischen Genies huldigt, erhielt aus London von einem seiner dortigen Verehrer ein sehr seltenes und kostbares Pianoforte zum Geschenke, welches demselben

der Sache haben sollte, war auch die Absicht Broadwoods, wie aus dem Schreiben des in obigem Briefe genannten Kaufmanns Bridi[1]) hervorgeht, der das gleich zu erwähnende Dankschreiben Beethovens nach London übermittelte.

Er schreibt aus Wien am 5. Februar:

„Je profite de l'occasion, que Beethoven m'envoie cette lettre qui vous est dirigée pour faire reponse a votre amiable du 8e de Janvier dernier. J'ai envoyé la police de charge à Mr. Barraux et Co. à Trieste pour qu'ils proavent l'Instrument en question, pour l'envoyer ici, Beethoven est dans la joie de son coeur, et veut vous consacrer la première composition qu'il fera, persuadé que le nouvel Instrument lui puisse inspirer quelque chose de bien bon. Je crois que votre intention est de livrer l'Instrument à Beethoven sans qu'il aie a payer les frais de Trieste et de notre Douane . . . Dans tous les cas dites moi de grace comment je dois me diriger."

Der Brief Beethovens, nachdem er benachrichtigt war, ebenfalls französisch geschrieben, lautet so:[2])

„A Monsieur
Monsieur Thomas
Broadwood
a
Londres
(en Angleterre)

Mon tres cher Ami Broadwood!

Jamais je n'eprouvais pas un plus grand Plaisir de ce que me causa votre Annonce de cette Piano, avec qui vous m'honorés de m'en faire présent; je regarderai comme un Autel, ou je deposerai les plus belles offrands de mon esprit au divine Apollon. Aussitôt comme je recevrai votre Excellent Instrument, je vous enverrai d'en abord les Fruits de l'Inspiration d[…] pre[…]ers moments, que j'y passerai, pour vous servir d'un souvenir de moi à vous mon

---

frachtfrei bis nach Wien geliefert ward. Mit besonderer Liberalität erließ die K. K. allgemeine Hofkammer den Eintrittszoll, dem sonst fremde musikalische Instrumente unterliegen, und gab dadurch wieder den schönen, für die Künste erfreulichen Beweis, wie sehr man beflissen sei, in eben dem Maße so seltene musikalische Genies durch humane Werthschätzung zu ermuntern."

[1]) Joseph Anton Bridi, in Firma Bridi, Parisi u. Co., Wollzeile Nr. 820.

[2]) Das Autograph befand sich nach Thayer im Besitze von Herrn Holloway in London. Wir geben ihn in Beethovens Schreibweise. Der Brief war, wie man Thayer erzählte, entwendet worden und kam einige Jahre später zur Versteigerung.

très cher B., et je ne souhaits ce que, qu'ils soient dignes de votre Instrument.

Mon cher Monsieur et Ami recevés ma plus grande Consideration de votre Ami et très humble serviteur

Vienne le 3me du mois Fevrier 1818." Louis van Beethoven.

Das Instrument lagerte eine Zeitlang in Triest und wurde dann zunächst zu Streicher in dessen Pianofortelager gebracht, wie wir aus dem obigen Berichte über die Ausstellung von 1862 (S. 85) und der Mitteilung von Cipriani Potter entnehmen. So kommt die Sache auch in den Briefen an Frau Streicher zur Erwähnung, an welche er schrieb:[1])

„An die Frau v. Streicher. Aus Beyfolgendem ersehen Sie die Lage der Sache — da ihr Herr Vetter von Krakau schon so gut sein will, so dürfte er nur nach dem Hr. Hofrath Anders auf der Hauptmauth fragen, der ihm auskunft geben wird u. von mir viele Empfehlungen an ihn machen, da seine schöne Tochter ebenfalls musikal. ist. Es handelt sich hauptsächlich darum daß man an die Hauptmauth in Triest von der hiesigen einen Befehl hinschicken kann, daß selbe dieses Instrument hieher verabfolgen lassen, sobald ich diesen Befehl von der hiesigen Hauptmauth habe, übergebe ich ihn an Henikstein u. Compagnie, welche damit beauftragt sind, das Instrument zu besorgen.

in Eil

Ihr Freund
Beethoven."

Mit der Familie des Bankiers Henikstein war Beethoven schon lange bekannt (s. Bd. 3 S. 104) und hatte auch in Geldsachen vielfach mit dieser Firma Verbindung; welchen besonderen Auftrag dieselbe in diesem Falle neben Bridi hatte, wird nicht gesagt und wird kaum bestimmt aufzuklären sein. Bridi hatte seinen Auftrag von Broadwood und derselbe bezog sich, wie aus den Angaben ersichtlich, auf den zollfreien Eingang des Instruments in Triest und die gleiche Überführung nach Wien;[2]) wohin es dort kommen sollte, wie es in Beethovens Wohnung (nach dem Folgenden wohl gleich nach Mödling) gebracht werden sollte, das waren noch Gegenstände besonderer Mühewaltung, und es ist verständlich, daß Beethoven hier die Hülfe einer ihm bekannten Firma in Anspruch nahm. Wir können dies ebenso wenig genau

[1]) Der Brief, den Thayer in diesem Zusammenhang einfügen wollte, steht nach Jahns Abschrift bei Kalischer S. 26.

[2]) Die Verhandlung Bridis mit dem englischen Absender und der Zollbehörde mögen das längere Lagern erklären.

feststellen, wie die Verhältnisse der sonst in dem Briefe an Frau Streicher genannten Personen, welche übrigens in Beethovens Geschichte nicht weiter eingreifen. Nur der Herr Vetter in Krakau wird noch einmal in einen Zettel an Frau Streicher genannt, wo er Geld wechseln soll; seinen Namen erfahren wir auch da nicht und Beethoven kennt ihn offenbar nicht.

Einen Bericht über die Sendung verbunden mit einer Beschreibung des Instruments, vermutlich aus Bernards Feder, brachte das Wiener Modenjournal vom 23. Januar 1819. „Dieser“ [der Geschenkgeber], heißt es dort, „ist Herr Broadwood in London, der das vorzüglichste Pianoforte, das sich daselbst zu solchem Zwecke würdig darboth, auswählte und es als Zeichen seiner Verehrung von Beethovens hohem Genius demselben frachtfrey in seine damahlige Sommerwohnung nach Mödling nächst Wien übersandte. Dieses kostbare und schöne Instrument hat sechs ganze Octaven vom Contra C bis fünfgestrichenen c, deren Klang durchaus voll, schön und kräftig und in den Contra-Tönen majestätisch, im Discant singend ist. Der Anschlag ist jenem eines guten Clavichords zu vergleichen und alle Modificationen eines Tons lassen sich ohne besonderen Zug hervorbringen. —[1]) Übrigens ist an diesem Instrumente alles von solcher Dauerhaftigkeit, daß es hierin mit keinem andern zu vergleichen ist. Einen Begriff von der Haltbarkeit seiner Stimmung kann es geben, wenn man bedenkt, daß es die Reise zur See von London, wo es Anfangs Januar 1818 abging, nach Triest, wo es bis Ende May gestanden,[2]) von da auf der Achse nach Wien, und von Wien nach Mödling gemacht hat, ohne daß es bey seiner Ankunft nöthig gewesen wäre, irgend einen Ton zu stimmen.[3]) Kurz es ist ein wahres Meisterwerk, im Innern des Baues, wie im Aeußern, das sich durch Einfachheit, Schmucklosigkeit, Festigkeit und Bewegbarkeit nach jedem beliebigen Orte hin, vor allen andern auszeichnet.

Auf der obern Seite über dem Griffbrette findet sich folgende lateinische Inschrift:

Hoc Instrumentum est Thomae Broadwood (Londini) donum, propter Ingenium Illustrissimi Beethoven.

Vorn über dem Griffbrette ist der Name

Beethoven

[1]) Die weiter ins einzelne gehende Beschreibung dürfen wir hier wohl übergehen.

[2]) Das kann nicht richtig sein, es soll wohl Ende März heißen. Vor dem 8. Juni war das Instrument in Beethovens Besitz, der damals schon in Mödling war.

[3]) Auch das ist unrichtig, das Instrument war nach C. Potters Mitteilung bei der Ankunft verstimmt.

mit großen Lettern von schwarzgebeiztem Ebenholz eingelegt und darunter die Namen der Verfertiger: John Broadwood & Sons, Makers of Instruments to His Majesty and the Princesses.

Great Palteney Street. Golden Square. London.

Zur Rechten über dem Griffbrette befinden sich die autographischen Namen von fünf der ersten Klavierspieler Londons als Bestätiger von der Vortrefflichkeit des Instruments, nämlich

Frid. Kalkbrenner

Ferd. Ries — J. L. Cramer

C. G. Ferari — C. Knyvelt.[1])

Bey Gelegenheit der Übersendung dieses Instrumentes hat die K. K. Hofkammer einen eben so ehrenden als ermunternden Beweis der Würdigung der hohen Talente unsers Beethoven dadurch an den Tag gelegt, daß sie die Einfuhr desselben von Triest bis an Ort und Stelle zollfrey gestattete." Der Schreiber erwähnt hier Streicher nicht und wußte vielleicht nicht, daß es zunächst dorthin gebracht wurde. Für die Zeit der Überführung nach Mödling mag es einen Anhalt geben, daß Beethoven seit dem 19. Mai in Mödling war.

Wir erfahren hier nochmals, daß Thomas Broadwood der Geschenkgeber war.

Einige Tage nach dem Eintreffen des Instruments, während es noch in Streichers Magazin lagerte, wurde C. Potter von Streicher gebeten, mit ihm zu gehen und es zu versuchen, wobei er sagte, daß Moscheles und andere nichts mit demselben machen könnten, der Ton sei schön, aber die Mechanik zu schwerfällig um darauf zu spielen. Potter, welcher an die Instrumente aus englischen Fabriken gewöhnt war, fand keine Schwierigkeit, die Schönheiten des Instruments hervortreten zu lassen. Es war sehr verstimmt, was er auch Beethoven gegenüber bemerkte. Dieser aber erwiderte im wesentlichen: „So sagen sie alle, sie möchten es stimmen und verderben, aber sie sollen es nicht berühren." Es scheint wirklich, daß er es nie stimmen ließ; nur mit Stumpff aus London, der ihn mit einer Empfehlung Broadwoods besuchte, machte er eine Ausnahme.[2])

Das Instrument fand auch bei späteren Besuchern noch Bewunderung;

---

[1]) Rellstab, aus meinem Leben II. S. 255, gibt die Namen etwas anders an; bei ihm fehlt Ries und die beiden zuletzt Genannten, er fügt Moscheles und Clementi hinzu. Die Namen Cramer, Ferari und Knyvelt nennt auch Smart in seinem Tagebuch, s. 1825.

[2]) So v. S. 85. Der Brief Broadwoods folgt hier:

einmal hat er es zur Reparatur weggegeben. Aus seinem Nachlasse wurde es von Spina angekauft, von welchem es an Fr. Liszt geschenkt wurde.

Und nun müssen wir zu trüberen Erlebnissen des Jahres übergehen. — Der Entschluß Beethovens, seinen Neffen aus dem Institute Giannatasios wegzunehmen, war gefaßt; die baldige Ausführung desselben kündigt der folgende Brief an:

„P. P. den 6. Jannar 1818.

Damit kein Irrthum obwalten möge, nehme ich mir die Freiheit Ihnen gehorsamst anzuzeigen, daß es leider dabei bleiben muß daß mein Neffe Ende dieses Monats Ihr vortreffliches Institut verlasse. Was Ihren anderen mir gemachten Vorschlag betrifft, so sind auch hier mir die Hände gebunden, indem dadurch andere Zwecke zum Besten meines Neffen gänzlich vereitelt würden; doch danke ich Ihnen noch sehr für Ihre gute Absicht.

Umstände können es heischen daß Karl noch früher als Ende dieses Monats abgeholt werde, und da ich wahrscheinlich nicht hier, von Jemandem den ich dazu bestimme. Ich sage Ihnen dieses jetzt schon, damit Ihnen nicht irgend etwas hierbei besonders auffallen möge; übrigens wird mein Neffe und ich Ihnen zeitlebens dankbar sein. An Karl habe ich bemerkt daß er dieses jetzt schon ist, und dieses ist mir ein Beweis daß er zwar leichtsinnig aber doch keine Bösartigkeit in ihm herrsche, noch weniger ein schlechtes Herz habe. Ich hoffe alles Gute von ihm um so mehr, da er nun schon beinahe 2 Jahre sich unter Ihrer vortrefflichen Leitung befand. —

Mit wahrer Hochachtung Ihr Freund
L. v. Beethoven."

„Londres ce 17. Juillet 1818."

„Mon cher Mon^r Beethoven

Mon ami Mon^r Stumpff (porteur de cette lettre) a intention d'aller à Vienne, je n'ai pas besoijn de vous dire qu'il l'envie generalle de tout ceux qui ont jamais entendue la Musique de faire votre connaissance, ou même de vous voir seulement de vous parler, et si vous voulez lui permettre d'accorder et de regler le piano que j'ai eu le plaisir de vous envoyer et que j'espere a merité votre approbation = je suis extremement faché d'entendre dire la semaine passé que vous avez été encore malade = mais j'espère que les nouvelles prochaine que je receverez de vous, ou de mon respectable ami Mon^sr Bridi me dira que vous vous portez bien encore

Toujours à vous
mon cher Mon^r Beethoven
votre ami sincere
Thomas Broadwood.

Je vous prie de faire bien mes compliments respectueux a mon^r Bridi."

Der Brief folgt hier nach dem Original auf der Berliner Bibliothek. Nicht alle Ungenauigkeiten desselben habe ich entfernen können.

Diese Mitteilung wirkte schmerzlich auf das Gemüt der armen Fanny; am 8. Januar schreibt sie in ihr Tagebuch:

„Sonntags kränkte mich sehr was uns von Beethoven kam. Des Vaters Vorschlag, Karln um sehr geringes Geld zu behalten, nahm er nicht an, aus Gründen, welche er uns verschweigt und Ende dieses Monats müssen wir uns von ihm trennen, und mit ihm, wie es scheint, von jeder näheren Verbindung mit unserem so theueren Beethoven, der uns aber schon seit unserer näheren Bekanntschaft manchen Kummer bereitet. Ich wußte nicht gleich, was mir bei der Sache so sehr wehe that? Die Art wie sie geschieht. Der förmliche äußerst höfliche, aber nicht herzliche Brief, welchen er dem Vater geschrieben, nicht die mindeste Erwähnung von ihm, nebst dem Vorhersagen, daß Karln ein Bestellter abholen würde., [weil er wahrscheinlich zu der Zeit verreist sein würde.]. Dies Benehmen aus welchem ich nur zu deutlich abnehme, daß er nicht gegen uns so denkt, wie er sollte und wie wir es verdienen, verursacht mir wirklich Schmerz und macht uns die Trennung von Karln nur desto fühlbarer."

Noch am folgenden Tage wiederholen sich die „wehmütigen Empfindungen, welche der Gedanke an Beethoven und düstere Blicke in die Zukunft" in ihr erregten. Der Entschluß war unabwendbar; am 24. Januar schreibt Beethoven wieder:

„Ich komme nicht selbst, da es immer eine Art von Abschiednehmen wäre, und dergleichen habe ich von jeher vermieden.

Empfangen Sie die ungeheucheltsten Danksagungen für den Eifer und die Rechtlichkeit und Redlichkeit, womit Sie sich der Erziehung meines Neffen angenommen haben. — Sobald ich nur ein wenig zu mir selbst komme, besuchen wir Sie; übrigens wünsche ich der Mutter wegen, daß es eben nicht zu sehr bekannt werde, daß mein Neffe jetzt bei mir ist.

Ich grüße Sie alle und danke der Frau A. G. noch insbesondere für ihre an meinem Karl bewiesene mütterliche Fürsorge.

Mit wahrer Achtung

L. v. Beethoven."

Dieser Brief beruhigte auch Fanny; an demselben Tage schreibt sie ins Tagebuch:

„Heute Morgen ist Karl Beethoven ausgetreten, um bei seinem Onkel zu leben. Möge er ihm doch alle Sorgen und Aufopferungen, durch sein Gelingen lohnen! Das schmerzliche dieses Abschiedes, war durch einen sehr herzlichen Brief seines theueren Oheims gemildert; überhaupt hat mich schon früher Einer über unsere unangenehmen Vermuthungen, daß ein Mißverständniß zwischen ihm und uns obwalte, beruhigt."

Es trat jetzt für längere Zeit eine Unterbrechung der Beziehungen zur Familie Giannatasio ein. „Von Beethoven hören wir gar nichts,„

schreibt sie am 15. Juni. „Gestern in Brühl war die Zeit zu kurz, um ihn zu besuchen.“ Beethoven war damals in Mödling.

Ob Beethoven sich über die Zweckmäßigkeit seines Entschlusses ganz klar war? Er glaubte es. Am Tage vor Karls Austritt, den 23. Januar, schrieb er an Frau von Streicher: „Morgen trifft Karl ein und ich habe mich in ihm geirrt, daß er vielleicht doch vorziehen würde, da zu bleiben. Er ist frohen Muthes und viel aufgeregter als sonst, und zeigt mir jeden Augenblick seine Liebe und Anhänglichkeit, übrigens hoffe ich, daß sie sehen, daß ich in einem einmal etwas fest beschlossenen nicht wanke, und Es war so gut!“ Wir dürfen gegenwärtig objektiv zu urteilen versuchen.

Der Entschluß, welchen Beethoven jetzt faßte, den Knaben ganz unter seiner Obhut zu nehmen, machte seinem Herzen und seinem hohen Pflichtgefühl Ehre; wir verehren die idealen Beweggründe, welche sein Handeln bestimmten, die Pietät für den verstorbenen Bruder, die Liebe zu dem Knaben, wir bewundern ihn, wie er die Absicht, denselben zum guten und brauchbaren Menschen zu erziehen, auch mit großen persönlichen Opfern durchzuführen trachtet; es ist ihm geradezu eine religiöse Pflicht, wie die Äußerungen im Tagebuche erkennen lassen. Das darf uns aber nicht blind machen gegen die Kehrseite des Bildes, und der Verlauf der Ereignisse, besonders die schließliche Katastrophe rechtfertigen uns, wenn wir den Entschluß Beethovens einen übereilten und verfehlten nennen müssen. Wer hätte ihm auch sagen sollen, daß ihm zum Erzieher alles fehlte? Solche Fragen praktischer Art hatten ihn ja in seinem weltentrückten Dasein nie beschäftigt, er war überall in seinem Verfahren vom Gefühl, mitunter vom augenblicklichen Impuls geleitet. Er liebte den Knaben zärtlich und verkannte seine Begabung nicht, er erwartete Großes von seiner Entwickelung; schon seine Zeitgenossen zweifelten, ob er sich darin nicht täusche (vgl. Morgenblatt für 1819 bei Nohl, Beethoven nach der Schild. s. Z. S. 137). Von seiner gesamten Natur, besonders seiner Gemütsanlage, hatte er keine klare Anschauung, verkannte seine sittlichen Schwächen, seine Neigung zu Leichtsinn und Unwahrheit und schenkte ihm ein oft gar nicht gerechtfertigtes Vertrauen. So war auch sein Verfahren kein einheitliches, systematisches und konsequentes; bald übermäßig streng und hart bis zur Leidenschaftlichkeit, dann wieder weich und zum Verzeihen geneigt, wie wir ihn ja auch in anderen Verhältnissen kennen; so konnte eine feste Autorität und tiefer greifender Einfluß auf den leichtfertigen Knaben nicht erwachsen, ebenso wenig bei dem Knaben wirkliche Anhänglichkeit und Ehrfurcht, wie die Folge zeigte. Offenheit, eifriges Pflichtgefühl, Selbstbeherrschung, lebendiger Trieb zum

Guten konnte in dem Knaben sich nicht entwickeln. Fräulein Giannatasio findet es in einer Betrachtung vom 3. April 1816, als der Knabe im Institut war und Beethoven ihm einen schönen Brief geschrieben hatte, doch nicht ganz recht, „daß er ihn nicht in seiner Unbefangenheit fortleben läßt, sondern ein Vertrauen in Anspruch nimmt, dessen Vortheile und Werth der Kleine gar noch nicht zu schätzen weiß und ihn auf diese Weise nur grübeln machen könnte, was ihm etwa noch fehle, oder nach seiner nicht zu großen Liebe zur Wahrheit, noch gar verleiten könnte, ihm Unwahrheiten vorzusagen. Doch das kömmt wohl von dem Wunsche ihm die Liebe einer Mutter zu ersetzen, und ihm alles zu sein." Sie zeigt durch diese Worte gute Einsicht.

Am wenigsten können wir uns mit den Maßregeln befreunden, welche die Absperrung des Knaben von seiner Mutter bezweckten; was auch nicht der Gesinnung des verstorbenen Vaters entsprach. Daß er ihr wehe tun muß, beklagt auch er im Tagebuch, auch das ist ihm von höherer Hand gesetzte Pflicht. Wir haben keinen Beruf, für diese nach allen Nachrichten schlechte und sittlich verkommene Frau hier irgendwie eine Lanze zu brechen; Beethovens Abneigung gegen sie war nur zu wohl begründet, ebenso sein Wunsch, einen schlechten Einfluß derselben auf den Sohn tunlichst zu verhindern. Er selbst aber erinnerte sich in einem Briefe einmal daran, daß es eben doch die Mutter war. „Karl hat gefehlt," schreibt er aus Mödling an Frau Streicher, „aber — Mutter — Mutter — selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter. Insofern ist er zu entschuldigen, besonders von mir, da ich seine ränkevolle leidenschaftliche Mutter zu gut kenne." Warum zog er nicht die Konsequenz dieser Gesinnung? warum duldete er es, daß der Knabe selbst bei ihm unehrerbietig von der Mutter sprach? Warum suchte er das Zusammenkommen tunlichst einzuschränken? Wenn die Mutter aus natürlichem Triebe — wenn wir das Wort Liebe bei dieser Frau nicht anwenden wollen — den Sohn sehen und wissen wollte, wie für ihn gesorgt wurde, wenn andererseits der Sohn die Anhänglichkeit an die Mutter bis späthin behielt, wie die Ereignisse nach der traurigen Katastrophe von 1826 zeigen, so floß das aus dem natürlichen Verhältnisse, welches durch gerichtlichen Spruch und Weisungen des Vormundes sich nicht einfach aus der Welt schaffen ließ. Das Intriguenspiel der Mutter, bei welchem sie den Knaben und die Dienstleute hineinzog, wurde durch dieses rigorose Auftreten des Oheims geradezu herausgefordert.[1]) Wir können in diesem Verhältnis

[1]) Daß die Mutter bei ihren Bestrebungen auch ein Geldinteresse haben konnte, kann in diesem Zusammenhange nicht in Betracht gezogen werden, da sie sich ja nicht

unsern Meister bei aller Anerkennung seiner edlen Absicht nicht mit unserer Sympathie begleiten.

Und erfahren wir, daß der seinem Schaffen hingegebene Meister, bei seiner Schwerhörigkeit und Kränklichkeit, die ihm an sich schon die Übernahme so hoher Verpflichtungen verbieten mußte, seine Lebensgewohnheiten dem Knaben zuliebe geändert, daß er sich demselben mit besonderer Sorge gewidmet hätte? Das konnte er wohl kaum. Eine Haushaltung allerdings wurde eingerichtet; aber man tue nur einen Blick in die Briefe an die stets hülfsbereite Frau Streicher,[1] man nehme Kenntnis von all den Sorgen um Essen, Wäsche usw., von den Missetaten der „Nanni" und „Peppi" und der Bedienten, und frage sich, ob Beethoven solchen Sorgen gewachsen war. Er brachte große Opfer, größere noch als er voraussehen konnte, selbst sein Schaffen wurde zeitweise dadurch beeinträchtigt. Unseres warmen Mitgefühls an diesen tragischen Erlebnissen ist er gewiß; aber es hilft nichts die Augen davor zu verschließen, daß dem unpraktischen, zum Erziehen nicht geschaffenen Manne ein Teil der Schuld zugeschrieben werden muß an der traurigen Katastrophe, die ihn nicht lange vor seinem Ende so schmerzlich traf.

Diese trüben Ereignisse begleiten uns auch noch während der folgenden Jahre, weshalb wir hier einstweilen damit inne halten. Wir führen für jetzt nur noch an, daß zunächst ein Privatlehrer für Karl angenommen wurde, um ihn zum Herbst für den Gymnasialkursus vorzubereiten; Beethoven hatte, wie er an Frau Streicher schreibt, einen der ausgezeichnetsten Professoren an der Universität gefunden, welcher ihm alles, was Karls Unterricht betreffe, aufs beste besorge und anrate.[2] Diesen Entschluß mit dem „Hofmeister" will er aber ganz geheim gehalten wissen. Ob derselbe — wir wissen nicht wer es war — seinen Erwartungen entsprach, erfahren wir nicht; nur klagt er einmal, daß er über Nacht nicht nach Hause gekommen sei. Wie lange dieses Verhältnis gedauert hat, ist nicht bekannt; da aber noch im Januar Beethoven davon spricht, halben Juni oder Ende

---

lange vorher vertraglich verpflichtet hatte, ihren Beitrag zu den Erziehungskosten abzuführen.

[1] Die Briefe können bei ihrer Einförmigkeit und Kleinlichkeit dem Texte nicht einverleibt werden; wir haben sie, auch die bereits gedruckten, im Anhange zusammengestellt. In einem der in der Zeit der Einrichtung des Haushalts geschriebenen Briefe kommt der Wunsch zum Ausdruck, wieder ganz seiner Kunst leben zu können.

[2] Peinlich berührt in dem Briefe an Frau Streicher die etwas wegwerfende Art, wie Beethoven von der Familie Giannatasio spricht, im Gegensatze zu den Ausdrücken der Freundschaft und Dankbarkeit, die er sonst Giannatasio gegenüber anwendet.

September Wien verlassen zu wollen, so wird er solche Einrichtungen wohl nicht auf lange Hand hin getroffen haben. Für jetzt war nun freilich seiner Verhältnisse wegen die Reise nach London aufgegeben. Am 5. März schreibt er aus Wien an Ferdinand Ries:[1])

„Mein lieber Ries!

Trotz meinen Wünschen war es mir nicht möglich dieses Jahr nach London zu kommen; ich bitte Sie der philharmonischen Gesellschaft zu sagen, daß mich meine schwächliche Gesundheit daran verhindert; ich hoffe aber, dieses Frühjahr vielleicht gänzlich geheilt zu werden, und alsdann von dem mir neu gemachten Antrage der Gesellschaft im Spätjahre Gebrauch zu machen und alle Bedingungen derselben zu erfüllen.[2])

Neate bitten Sie in meinem Namen, daß er von so manchen Werken, die er von mir hat, wenigstens keinen öffentlichen Gebrauch mache, bis ich selbst komme; wie es nun auch mit ihm beschaffen sein mag, ich habe Ursache, mich über ihn zu beschweren.

Botter [C. Potter] besuchte mich einigemal, er scheint ein guter Mensch zu sein und hat Talent zur Composition; — ich wünsche und hoffe für Sie, daß sich Ihre Glücks-Umstände täglich verbessern; leider kann ich das nicht von mir sagen. Durch meine unglückliche Verbindung mit diesem Erzherzog bin ich beynahe an den Bettelstab gebracht, Darben kann ich nicht sehen, geben muß ich; so können Sie auch denken, wie ich bei dieser Sache noch mehr leide. Ich bitte Sie mir einmal bald zu schreiben. Wenn es mir nur möglich, mache ich mich noch früher von hier weg, um meinen gänzlichen Ruin zu entgehen, und treffe alsdann im Winter spätestens in London ein.

Ich weiß daß Sie einem unglücklichen Freunde beistehen werden; wäre es nur in meiner Macht gewesen, und wäre ich nicht, wie immer hier, durch Umstände gebunden gewesen, gewiß ich hätte weit mehr für Sie gethan. — Leben Sie recht wohl, grüßen Sie mir Neate, Smart, Cramer — obschon ich höre, daß er ein Contra-Subject von Ihnen und mir ist; unterdessen verstehe ich schon ein wenig die Kunst, dergleichen zu behandeln, und in London werden wir doch trotz dem eine angenehme Harmonie hervorbringen.

Ich grüße und umarme Sie von Herzen.

Ihr Freund
Ludwig van Beethoven.

Viel Schönes an Ihre liebe
schöne (so wie ich höre) Frau."

Die unmutige Äußerung über den Erzherzog, welche Ries weggelassen hatte, kann nur seiner ganz mißmutigen Stimmung über seine Gesundheit und seine Verhältnisse zu gute gehalten werden; sie war sicher ganz ungerecht

[1]) Der Brief wird von Ries Not. S. 145 nicht ganz vollständig mitgeteilt. Ich gebe ihn nach Thayer. S. auch Schindler I. S. 264.

[2]) Es scheint also ein neuer Brief von Ries vorhergegangen zu sein. Darauf deutet auch die Erwähnung Potters.

und Beethovens nicht ganz würdig, wie auch die Vergleichung mit den Äußerungen dem Erzherzog selbst gegenüber ergibt. Er hat gewiß nicht gedacht, daß solche Äußerungen jemals vor andere Augen kommen könnten.

Da nun der Reiseplan hinausgeschoben war — bekanntlich wurde auch diesmal nichts aus demselben —, so wurde wieder ein Sommeraufenthalt ins Auge gefaßt; es wurde Mödling gewählt, dessen schöne Umgebung (das Thal Brühl [„die göttliche Briel" wie Beethoven einmal aufschreibt]) seine Phantasie besonders anregte.[1]) „Am 19. Mai," lesen wir in seinem Tagebuche, „hier in Mödling eingetroffen." Seine Wohnung nahm er in dem sog. Hafnerhause in der Hauptstraße, welches jetzt eine Gedenktafel trägt. Hier, im Hause und im Freien, wendete er sich bald seinen Arbeiten zu, zunächst wohl der weiteren Förderung der B dur-Sonate. Hier gebraucht er für seine Gesundheit Bäder, nach dem Tagebuche vom 21. Mai ab.

Nach Mödling nahm er nun auch den Neffen mit, außerdem zwei Dienstboten, deren Bleibens aber nicht lange war, da sie hinter Beethovens Rücken den Verkehr Karls mit seiner Mutter unterstützten. Noch im Februar lesen wir im Tagebuche: „Seit 10. August sah die Mutter Karl nicht," so lange also war es Beethoven gelungen, sie von ihm fern zu halten. Wie oft es ihr in den nächsten Monaten gestattet war, den Knaben zu sehen, wird nicht berichtet; der von Beethoven verbotene Verkehr hatte schon vor der Übersiedelung nach Mödling wieder begonnen, wie wir dem gleich zu nennendem Briefe entnehmen. Die Mutter, welcher ersichtlich daran lag, von den Plänen für den Mödlinger Aufenthalt und der ganzen Versorgung Karls Kenntnis zu haben, hatte zu dem Mittel gegriffen, die Dienstboten mit Geld und anderem zu bestechen; dessen wenigstens beschuldigte sie Beethoven, er war im höchsten Grade aufgebracht. Das ersehen wir aus dem langen Briefe, welchen er am 18. Juni an Frau Streicher schrieb, und den man im Anhange findet (I); gegen den Schluß desselben heißt es: „ich lade sie noch nicht ein hieher, denn alles ist in Verwirrung; jedoch wird man nicht nöthig haben mich in den Narrenthurm zu führen. — ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten u. daher nur still für mich war. — Leben Sie recht

[1]) Wir nehmen hier Bezug auf Frimmels Aufsatz „Beethoven in Mödling" in den Neuen Beethoveniana S. 178 fg. Ob die ergötzliche Art, wie er dort ankam und seine auf dem Markte ausgeladenen Musikalien ins Haus schaffen ließ (vgl. auch Seyfrieds Studien, Anhang S. 14), in dieses Jahr oder eins der folgenden Jahre gehört, ist nicht auszumachen.

wohl, machen sie nichts hiervon bekannt, da man auf Karl nachtheilig schließen könnte; nur ich da ich alle Triebräder hier kenne, kann für ihn zeugen, daß er auf das schrecklichste verführt ward.“ Karl wurde unter dem Versprechen voller Vergebung zum Geständnis gebracht, die Dienstboten, Peppi und „die alte Verrätherin“ Frau D. wurden gleich weggejagt und Frau Streicher mußte wieder angegangen werden, fürs Haus mit zu sorgen.[1]) Ein Stubenmädchen und „die Französin“ (für den Unterricht?) wird gewünscht.

Beethoven brachte den Knaben in eine Knabenklasse, welche der Pfarrer des Orts Fröhlich unterrichtete. Aus Gründen, welche er selbst angab,[2]) sah dieser sich genötigt, den Knaben nach einmonatlichem Unterricht aus der Schule wieder zu entlassen. Der Pfarrer führte einmal die mißlichen häuslichen Verhältnisse an, die Taubheit Beethovens und die Abneigung gegen die Mutter, welche den Knaben zu häßlichen Reden über dieselbe verleite, und die Nötigung, in die derselbe sich versetzt glaubte, dem Onkel Unwahrheiten zu sagen, wofür er des Knaben eigenes Geständnis anführt, dessen Talent er übrigens anerkennt, dann seine Gleichgültigkeit beim Religionsunterricht, und seine Ausgelassenheit in der Kirche und auf der Gasse, worüber die Ortsbewohner Klage führten; nach fruchtlosen Vorstellungen habe er den Knaben entlassen müssen, um seine übrigen Schüler nicht zu schädigen. Waren diese Angaben richtig, dann können wir den Pfarrer nicht tadeln, so sehr er auch den Zorn Beethovens erregte. Die Folgen des unrichtigen Schrittes, den Knaben aus der Familie und Schule Giannatasios wegzunehmen, begannen sich zu zeigen.

Wir verlassen auf kurze Zeit diesen unerfreulichen Gegenstand, der uns noch in demselben Jahre und in den folgenden beschäftigen wird, und wenden uns erfreulicheren Mitteilungen zu, welche uns Beethoven in seinem eigentlichen Elemente wieder näher bringen. —

Es war in diesem Jahre, daß Beethoven mit der Gesellschaft der Musikfreunde in Berührung kam; über diese seien daher einige einleitende Bemerkungen gestattet, welche wir den Angaben der Schrift von C. F. Pohl, „Die Gesellschaft der Musikfreunde“ (Wien 1871) im wesentlichen entnehmen.[3]) Eine glänzende Aufführung von Händels „Timotheus“ im November und Dezember 1812 hatte die Folge, daß kurz nachher auf

[1]) Eine Köchin scheint schon vorhanden zu sein. „Den 8. Juni 1818 ist die neue Haushälterin eingetreten“ heißt es im Tagebuche.

[2]) Wir verweisen auf seine Erklärung im Anhang III.

[3]) Vgl. auch Hanslick, Gesch. des Concertwesens in Wien, S. 145 fg.

Jos. v. Sonnleithners Anregung die „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats“ zusammentrat mit dem Hauptzweck der „Emporbringung der Musik in allen ihren Zweigen“, die hochverdiente Gesellschaft, welche noch heute nach der theoretischen und praktischen Seite eine eingreifende Wirksamkeit übt. 1814 erhielten ihre Statuten die kaiserliche Genehmigung; Erzherzog Rudolf übernahm das Protektorat. Regelmäßige Aufführungen wurden in Aussicht genommen; das erste eigentliche Gesellschaftskonzert war am 3. Dezember 1815; Leiter war Vincenz Hauschka, Violoncellist und Mitglied des leitenden Ausschusses,[1]) der auch in der Folge wiederholt, am häufigsten im ersten Jahrzehnt, die Leitung führte; die Musikfeste leitete in dem ersten Jahre Mosel. Beethoven begegnet häufig auf den Programmen.[2]) Als Hauptzweck verfolgte die Gesellschaft den Gedanken, ein Konservatorium zu gründen, wozu Ende 1816 die Mittel vorhanden waren; als erster Schritt dazu wurde die Errichtung einer Singschule beschlossen, welche im August 1817 erfolgte; auf dieser Grundlage hat sich das Konservatorium weiter entwickelt, was an dieser Stelle nicht verfolgt werden kann.

Schon 1815 ließ die Gesellschaft Beethoven durch Zmeskalls Vermittelung ersuchen, ein größeres Werk für sie zu komponieren, wozu er auch bereit war; man sah seinen Bedingungen entgegen; er hatte brieflich bei Zmeskall angefragt, ob ihm ein Honorar von 400 Dukaten wohl bewilligt würde.[3]) Am 17. Mai 1818[4]) erhielt Hauschka von dem Repräsentantenkörper der Gesellschaft den Auftrag, mit Beethoven zu unterhandeln, „daß derselbe ein Oratorium heroischer Gattung für den ausschließenden Gebrauch der Gesellschaft auf I Jahr vom Tage der ersten Aufführung an gerechnet gegen ein Honorar von 200, höchstens 300 Stück in Gold in Musik setzen will.“ Hauschka entledigte sich des Auftrags; Beethoven erhielt seinen Brief in Mödling und antwortete folgendes:[5])

---

[1]) Vgl. über ihn Hanslick S. 115. 133, 168. Nach Frimmel Neue Beethov. S. 102 war er nachmals Rechnungsrat bei der Familienfond-Buchhalterei. S. auch Ziegler Adressenbuch 1823 S. 112.

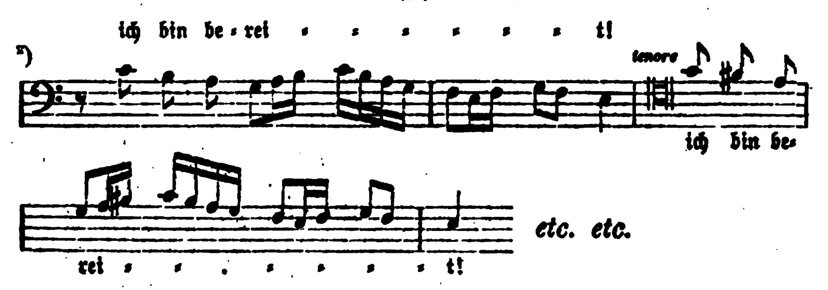
[2]) Pohl S. 73.

[3]) Schindler II. S. 92. Pohl S. 9.

[4]) Schindler a. a. O. Das genaue Datum in den Materialien Thayers, das Jahr 1818, wird außer der in diesem Punkte authentischen Angabe Schindlers auch dadurch als richtig erweisen, daß man in diesem Jahre schon öffentlich der Hoffnung Ausdruck gab. im nächsten Jahre dieses Oratorium zu erhalten.

[5]) Dieser Brief stand bereits ungenau und unvollständig bei Schindler II. S. 94 und bei Nohl Br. B. Nr. 210, und wurde zuerst vollständig nach dem Original,

„Bestes Erstes Vereins Mitglied [1])
der Musik-Feinde
des österreichschen Kaiserstaats!



Kein anderes als geistliches Sujet habe ich, ihr wollt aber ein Heroisches, mir ist's auch recht, nur glaube auch was geistliches hinein zu mischen würde sehr für so eine solche Masse am platz sein



Hr. v. Bernard wäre mir ganz recht, nur bezahlt ihn aber auch, von mir rede ich nicht, da ihr euch schon Musik Freunde nennt, so ist's natürlich, daß ihr manches auf diese rechnung gehn laßen wollt ———— !!! nun leb wohl bestes Hauseckerl, ich wünsche dir einen offenen stuhlgang u. den schönsten leibstuhl, was mich angeht, so wandle ich hier mit einem Stück notenpapier

---

welches sich im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien befindet, mitgeteilt von Nottebohm, Allg. Mus. Ztg. 1870 S. 68. Durch Mandyczewskis Güte war ich in den Stand gesetzt, das Original zu vergleichen. Auch Kalischer (Neue B. Br. S. 162) hat den Brief abgedruckt.
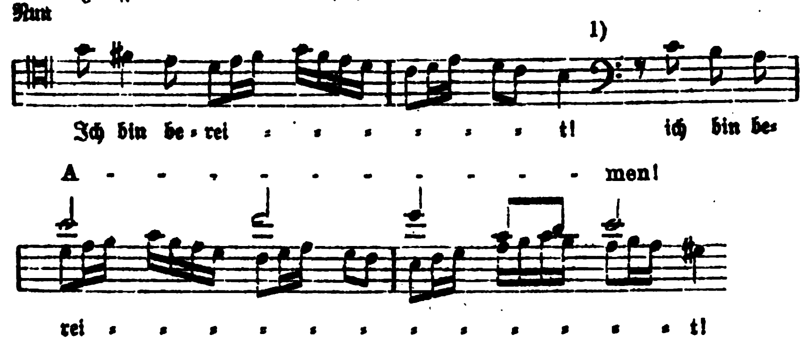
[1]) Die beiden ersten Worte sind nicht ganz deutlich, wie überhaupt das ganze mit nicht kräftiger, leicht verwischbarer Tinte geschrieben ist. Doch scheint Nottebohm das Richtige getroffen zu haben.

[2]) Auch die Noten sind nicht sehr deutlich, eilig geschrieben, zuweilen durch Konjektur zu ergänzen. So am Ende der ersten Notenzeile. Auch die Schlüssel sind zweifelhaft, doch wohl von Nottebohm richtig gedeutet. In der zweiten Notenzeile könnte das dritte Viertel [Notenbeispiel] oder [Notenbeispiel] heißen. Der Analogie entspricht ersteres, wie es Nottebohm gibt.

Z. 6. „so eine", auch hier nicht ganz deutlich, zwischen so und eine kann noch ein Wort gestanden haben — allerdings ist grade da ein Flecken auf dem Papier, der auch auf die folgende Seite geht (so steht gegen Ende der Zeile, dann etwas Spatium, wo noch etwas gestanden haben könnte, dann der Fleck und in der neuen Zeile eine).

in Bergen Klüften u. Thälern umher, u. schmiere manches um des Brodts u. Geldes willen, denn auf diese höhe habe ichs in diesem allgewaltigen ehmalichen Faijaken Lande gebracht, daß, um einige Zeit für ein großes Werk zu gewinnen, ich iṁer vorher viel schmieren um des geldes willen muß, daß ich es aushalte bei einem großen Werk — übrigens ist meine gesundheit sehr gebessert u. wenn es Eile hat, so kann ich euch schon dienen —

Nun



wenn du nöthig findest mit mir zu sprechen, so schreibe mir, wo ich alsdenn alle Anstalt dazu treffen werde —

meine Empfehlung an die Musikfeindliche gesellschaft

in Eil dein Freund

Beethoven.

An Seine Wohlgeboren
Herrn von Hauschka
Erstes Vereinsmitglied
der F. — des öst. K.
statt. — wie auch groß
kreuz des Violonschell
ordens

etc. etc.

Z. 2. ehmalichen steht im Original, nicht „schmählichen“, wie Schindler gibt. ehmalichen kann ebensogut ehmaligen heißen, B. macht in dem vorhergehenden „allgewaltigen“ das g fast ebenso, das ch meist deutlicher und bestimmter. Mehrfach ✓.

(4. Takt) [Notenzeichen] könnte auch [Notenzeichen] gelesen werden, was aber unrichtig wäre und von Beethoven nicht geschrieben sein kann.

Z. 6. euch könnte allenfalls auch heißen, steht aber dem euch näher; Beethovens a ist sonst nicht zu verkennen.

[1]) Erste Notenzeile, im 2. Takt, stehen zwei Achtelpausen. Die erste sollte doch wohl Baßschlüssel sein.

Die letzten Buchstaben des Namens sind zusammengedrängt und etwas undeutlich.

Diesen Brief setzt Schindler ebenfalls in das Jahr 1818 und wird dabei gewiß Recht haben,[1]) denn das war, wie der ganze Ton und Inhalt zeigt, kein offizielles Schreiben an die Gesellschaft; dieses erging erst später (nach dem Protokoll der Gesellschaft[2]) am 15. Juni 1819) und es ist gewiß vorher noch durch Hauschka weiter verhandelt worden, da sich Beethoven in dem Briefe über sein eigenes Honorar gar nicht hatte äußern wollen. Welches das vorläufige Ergebnis dieser Verhandlungen war, ersieht man aus eben jenem Antwortschreiben, in welchem Beethoven den Empfang eines Vorschusses von 400 Gulden bestätigt; diesen aber soll er nach Pohl (S. 9) erst am 18. August erhalten haben. Daß es zur Ausführung des Planes überhaupt nicht gekommen ist, ist bekannt und kommt auch später noch zur Sprache. —

Noch ein paar kleinere Zuschriften an Hauschka dürften ebenfalls den Beziehungen zur Gesellschaft entsprungen sein.

„Für Seine Wohlgeboren Herrn L. Haußka beym rothen Apfel 3ten Stock in der Musik Kanzley in der Singerstraße.

Liebes Hauschkerl! Schicke mir die Partitur und Stimmen von der Sinfonie in Es und wenn es möglich ist noch heute da ich Morgen auf's Land gehe, sollte man mich Morgen nicht mehr finden, so hat sie der Träger nur unten beim Haußmeister abzugeben — wegen unsern übrigen Vorhaben werde ich bald mit dir sprechen, ich bin zu allem bereit, wo ich sonst der Gesellschaft des Musik-Vereins mit meinen geringen Talenten dienen kann, und freue mich, daß wenigstens schon ein Anfang gemacht zur Grundlegung eines künftigen Konservatoriums. Dein wahrer Freund Beethoven.“[3])

Beethoven erbittet sich also Partitur und Stimmen der Eroica, welche hiernach Hauschka in Händen hatte, zurück; zu welchem Zwecke gibt er nicht an. Nun war die Sinfonie in Es (die Eroica), und zwar der erste Satz, am 3. Mai 1818 in einem Gesellschaftskonzert aufgeführt worden, dann

---

[1]) Da Beethoven auch 1819 den Sommer in Mödling zubrachte, so könnte auch dieses Jahr passen. Doch hat Beethoven seinen Freund Hauschka schwerlich so lange mit der Antwort warten lassen. Auch die Äußerung, er müsse des Verdienstes wegen noch einiges Kleinere schreiben, um Zeit für ein großes Werk zu gewinnen, paßt mehr zu 1818: in diesem Jahre wurde der Plan zu der großen Messe gefaßt, an welchem 1819 schon eifrig gearbeitet wurde.

[2]) Schindler II. S. 92. Mir liegt noch eine weitere Abschrift des Protokolls vor.

[3]) Diesen Brief veröffentlichte der Besitzer Karl Blaha, „Küchenmeister Sr. Eminenz des Fürst-Primas von Ungarn“, in der N. Fr. Presse vom 6. Mai 1880. Nach ihm Frimmel, N. Beethov. S. 112, der auch die Zeit zu bestimmen versucht (April oder Mai 1818 oder 1819).

die ganze Symphonie am 20. Februar 1820[1]) und am 27. November 1825. Die Erwähnung des Konservatoriums in dem Briefe macht es, wie Frimmel richtig bemerkte, klar, daß er nicht lange nach der Gründung des Konservatoriums (1817) geschrieben wurde, so daß von jenen drei Jahren das Jahr 1818 am wahrscheinlichsten ist. Noch Mitte des Monats Mai ging Beethoven aufs Land; die Übersiedelung aufs Land wird ebenfalls in dem Briefe erwähnt. Demnach war es bald nach jener Aufführung und unmittelbar vor der Abreise, daß er sich die Symphonie zurück erbat.

Ein weiterer Brief bezieht sich ebenfalls auf eine Aufführung, welcher er vorhergeht:[2])

„An H. Vz. Hauschka.

Ich schicke dir mein lieber H. 8 Bässe, 4 Violen 6 2ten und 6 Primen, nebst 2 Harmonieen, partitur kann ich keine schicken, da ich keine als die Meinige habe, welche für jeden andern als für mich zu klein geschrieben ist, gut ist es aber eine Partitur dabey zu haben ihr könnt sie bei Steiner im Vaterunser gäßl haben. —

ich bin wieder nicht wohl u. werde gewiß nächstens mit Dir sprechen.

Dein Freund

Beethoven m/p

NB. ausgeschriebene Stimmen kannst du noch mehrere bey mir haben."

Da das aufzuführende Werk nicht angegeben wird, muß auch die Zeitbestimmung dieses Briefes ungewiß bleiben. Werke Beethovens, bei welchen Orchester erforderlich war, wurden seit 1816 in den Gesellschaftsn wiederholt aufgeführt, so die C dur-Symphonie 1822, die D dur-Symphonie 1816, 1819, 1823 und 1826, die Eroica 1818, 1820 und 1825, die B dur-Symphonie 1821, 1825, die C moll-Symphonie 1820, 1822, die A dur-Symphonie 1817, 1821, 1826, die F dur-Symphonie (Nr. 8) 1820, 1824, die Ouvertüren zu Coriolan 1818, zu Egmont 1816, 1822, 1823, 1826, zu Prometheus 1819, Adagio und Allegro des Violinkonzerts 1816 und mehrere Gesangwerke. Die Klage wegen Unwohlseins paßt schon in das Jahr 1816 und mehrere der folgenden Jahre, daher sind wir nur auf Vermutungen angewiesen. Frimmel (S. 102) dachte an 1816 und das Violinkonzert, was nicht unwahrscheinlich ist. —

Eine andere Anregung erhielt er in diesem Jahre, welche von dauerndem Erfolge sein sollte. Schon um die Mitte des Jahres 1818 war, wie

[1]) Nicht 1819, wie Pohl S. 73 angibt. Ich verdanke die genaueren Angaben der Güte des Herrn Dr. Mandyczewski.

[2]) Derselbe befand sich in der Autographensammlung des verstorbenen Grafen Eugen Czernin von Chudenitz zu Neuhaus in Böhmen. Thayer erhielt Abschrift von Dr. Schebek in Prag. Gedruckt ist er bei Frimmel, N. Beeth. S. 101.

Schindler erzählt, die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz in Wien eine bekannte Tatsache. Der Tag seiner Installation wurde auf den 9. März 1820 festgesetzt. „Ohne irgendwelche Aufforderung," erzählt Schindler,[1] „faßte Beethoven den Entschluß zu dieser Feierlichkeit eine Messe zu schreiben, sich somit nach langen Jahren wieder dem Zweige seiner Kunst zuzuwenden, zu dem er sich — wie er oft geäußert — neben der Sinfonie am meisten hingezogen fühlte. Dieser Entschluß möchte wohl deutlich zeigen, daß der oben angeführte Ausfall gegen ‚diesen Erzherzog' nur einer vorüberziehenden Wolke vergleichbar, wüßten wir überdies nicht, daß der Meister keine Gelegenheit versäumt hatte, um seinem durchlauchtigsten Zöglinge die vollste Anhänglichkeit zu beweisen. Im Spätherbste von 1818 sah ich diese Partitur beginnen, nachdem so eben die Riesen-Sonate in B dur, Op. 106, beendigt war."

Diese letztere Angabe bezüglich der B dur-Sonate ist nach aller Wahrscheinlichkeit unrichtig; im übrigen haben wir keinen Grund, die Mitteilungen Schindlers in Zweifel zu ziehen. Da 1819 das Credo schon weit vorgerückt war, darf man annehmen, daß jedenfalls das Kyrie, vielleicht auch das Gloria schon 1818 begonnen wurden. Auch was Schindler über die unmutigen Äußerungen über den Erzherzog sagt, dürfen wir annehmen. Die beiden großen Werke, welche jetzt Beethovens Seele füllten, Werke, die er so recht mit seinem Herzblute geschrieben hat, wurden dem Erzherzog nicht nur gewidmet, sondern waren ihm von Anfang an zugedacht; Beweis genug, wie tief die Verehrung für ihn in seinem Herzen begründet war.

Demselben Mödlinger Sommer gehört auch die Entstehung eines Bildes von Beethoven an, welches unter den vielen vorhandenen wohl am verbreitetsten ist. Der junge Maler August von Klöber (geb. 1793 in Breslau), welcher in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen, in denen er mitgekämpft, in Wien seine künstlerischen Studien fortsetzte, unternahm es auf die Bitte seines Schwagers, des Barons von Skrbensky, ein Bild Beethovens zu malen. Über seinen hierdurch veranlaßten Verkehr mit Beethoven besitzen wir seine eigenen Mitteilungen,[2] welche auch hier nicht fehlen dürfen.

[1] I S. 269 fg.

[2] Dieselben wurden mit seiner Erlaubnis abgedruckt in der Allg. Mus.-Ztg. von 1864, S. 324 fg. In der Vorbemerkung zu denselben und auf dem Bilde selbst ist irrtümlich das Jahr 1817 genannt; die Mitteilungen werden sofort ergeben, daß der Verkehr 1818 stattfand. Vgl. Nohl III S. 846. Den Mitteilungen lag eine Zuschrift Klöbers an Professor Jähns in Berlin zu Grunde, welche Kalischer in dem gleich zu nennenden Aufsatze benutzt hat; durch seine Mitteilungen wird der Bericht der Allg. Mus.-Ztg. teils bestätigt, teils in einzelnen Punkten berichtigt und ergänzt.

„Die Bekanntschaft Beethovens zu machen, besonders aber ihn zum Sitzen zu bewegen, war eine schwierige Aufgabe. Die glückliche und zufällige Bekanntschaft eines Freundes Beethovens, des Violoncellisten Dont[1]) beim kaiserl. Hof-Operntheater, half mir glücklich darüber hinweg, besonders da derselbe sich selbst sehr für diese Sitzung interessirte. Dont rieth mir bis zum Sommer zu warten, da Beethoven gewöhnlich seinen Sommeraufenthalt in Mödling bei Wien nähme[2]) und dann am gemüthlichsten und zugänglichsten sei. Durch einen Brief des Freundes wurde Beethoven von meiner Ankunft daselbst benachrichtigt, und auch auf meinen Wunsch, ihn zeichnen zu wollen, vorbereitet. Beethoven war darauf eingegangen, doch nur unter der Bedingung, daß er nicht zu lange sitzen müsse."

„Ich ließ mich am frühen Morgen bei ihm melden. Seine alte Haushälterin ließ mich wissen, daß er bald kommen würde; er wäre nur noch beim Frühstück, hier wären aber Bücher von Goethe und Herder, womit ich mich unterdeß unterhalten möchte. Endlich kam Beethoven und sagte: ‚Sie wollen mich malen, ich bin aber sehr ungeduldig.' Er war schon sehr taub, und ich mußte ihm, wenn ich etwas sagen wollte, dasselbe entweder aufschreiben oder er setzte das Rohr an, wenn nicht sein Famulus (ein junger Verwandter von etwa 12 Jahren[3])) zugegen war, welcher ihm dann die Worte in das Ohr schrie."

„Beethoven setzte sich nun, und der Junge mußte auf dem Flügel üben, der ein Geschenk aus England war und mit einer großen Blechkuppel versehen war.[4]) Das Instrument stand ungefähr 4—5 Schritte hinter ihm und Beethoven corrigirte den Jungen, trotz seiner Taubheit, jeden Fehler, ließ ihn Einzelnes wiederholen etc."

„Beethoven sah stets sehr ernst aus, seine äußerst lebendigen Augen schwärmten meist mit einem etwas finsteren gedrückten Blick nach oben, welchen ich im Bilde wiederzugeben versucht habe. Seine Lippen waren geschlossen, doch war der Zug um den Mund nicht unfreundlich. — Er sprach gern von der anmaßenden Eitelkeit und dem verkehrten Geschmack der Wiener Aristokratie, auf die er niemals gut zu sprechen war, denn er fand sich eigentlich zurückgesetzt oder nicht genugsam verstanden."

„Nach ungefähr ³/₄ Stunden fing er an unruhig zu werden; nach dem Rathe Donts wußte ich nun, daß es Zeit sei aufzuhören, und bat ihn nur, morgen wiederkommen zu dürfen, da ich in Mödling selbst wohne. Beethoven war damit sehr einverstanden und sagte: ‚Da können wir ja noch öfter zusammenkommen, denn ich kann nicht lange hintereinander sitzen. Sie müssen sich auch in Mödling ordentlich umsehen, denn es ist hier sehr schön, und Sie werden doch als Künstler ein Naturfreund sein.' Bei meinen Spaziergängen in Mödling begegnete mir Beethoven mehrere Male, und es war höchst interessant, wie er, ein Notenblatt und einen Stummel von Bleistift in der

[1]) Von einer näheren Freundschaft Donts und Beethovens wissen wir sonst nichts.

[2]) Das war wohl früher, in den letzten Jahren aber nicht geschehen.

[3]) Der Neffe Karl.

[4]) Daraus ergibt sich, daß der Besuch nicht schon 1817 stattgefunden haben konnte.

Hand, öfters wie lauschend stehen blieb, auf- und niedersah, und dann auf das Blatt Noten verzeichnete. Dont hatte mir gesagt, daß, wenn ich ihm so begegnen würde, ich ihn nie anreden oder bemerken sollte, weil er dann verlegen oder gar unangenehm würde. Das eine Mal, als ich gerade eine Waldpartie aufnahm, sah ich ihn mir gegenüber eine Anhöhe, aus dem Hohlwege, der uns trennte, hinaufklettern, den großkrämpigen grauen Filzhut unter den Arm gedrückt; oben angelangt, warf er sich unter einen Kieferbaum lang hin und schaute lange in den Himmel hinein. — Jeden Morgen saß er mir ein kleines Stündchen. Als Beethoven mein Bild sah,[1]) bemerkte er, daß ihm die Auffassung der Haare auf diese Weise sehr gefalle, die andern Maler hätten sie bis jetzt immer so geschniegelt wiedergegeben, so wie er vor den Hofchargen erscheinen müsse, und so wäre er gar nicht. — Ich muß noch bemerken, daß das Oelbild für meinen Schwager größer als die Lithographie ist, und daß er dort ein Notenblatt in der Hand hat, und der Hintergrund aus einer Landschaft aus Mödling besteht."

„Beethovens Wohnung in Mödling war höchst einfach, sowie überhaupt sein ganzes Wesen; seine Kleidung bestand in einem lichtblauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und Halsbinde, wie man sie damals trug, doch war alles bei ihm sehr negligirt. Seine Gesichtsfarbe war gesund und derb, die Haut etwas pockennarbigt, sein Haar hatte die Farbe blau angelaufenen Stahls, da es bereits aus dem Schwarz etwas ins Grau überging. Sein Auge war blaugrau und höchst lebendig. Wenn sein Haar sich im Sturm bewegte, so hatte er wirklich etwas Ossianisch-Dämonisches. Im freundlichen Gespräch nahm er dagegen einen gutmüthigen und milden Ausdruck an, besonders wenn ihn das Gespräch angenehm berührte. Jede Stimmung seiner Seele drückte sich augenblicklich in seinen Zügen gewaltsam aus. Noch fällt mir ein, daß er mir selbst erzählte, daß er fleißig in die Oper gehe, und zwar gerne ganz hoch oben, theils wohl wegen seiner steten Neigung sich abzuschließen, theils aber auch, wie er selbst sagte, weil man oben die Ensembles besser höre."[2])

Die Wiener Modenzeitung vom 19. Nov. 1818 äußerte sich über das Bild folgendermaßen:

„Hr. Klöber aus Breslau hat in der letzten Zeit das Bildniß unsers berühmten und großen Meisters der Töne, Ludwig van Beethoven in Oel vollendet. Nicht bloß dessen äußere Umrisse und Züge wußte dieser ausgezeichnete Künstler treu aufzufassen und darzustellen, sondern er brachte auch

---

[1]) Damit war die Herausgabe als Zeichnung gemeint, auf welcher, nach Kalischer, nur der Kopf erschien, „getreu der Zeichnung nach der Natur, wie das Original ist". „Als Beethoven die Klöbersche Zeichnung sah, gefiel ihm besonders die Auffassung der Haare, er lobt das Natürliche daran, denn ‚sie hätten ihn bis jetzt imer so geschniegelt herausgegeben'" usw. Kalischer a. a. O.

[2]) Hieraus und aus dem oben über das Spiel des Neffen Gesagten darf man schließen, daß Beethoven damals noch Musik besser hörte wie Gesprochenes.

die höhere Ähnlichkeit, die geistige Physiognomie des genialen Mannes wahr und glücklich zur Anschauung. In der Nähe des schön gelegenen Mödlings, wo Beethoven seinen diesjährigen Sommeraufenthalt gewählt hatte, in der freien Natur, von den Bergen der herrlichen Brühl umgeben, in dem höchsten Augenblicke künstlerischer Lebensthätigkeit, im Produziren, erscheint hier der gewaltige Meister, den Blick voll heiligen Ernstes zu jenen Regionen erhoben, von wannen er die himmlischen Zaubertöne herniederholt zur Wonne der erstaunten Hörer. Die Linke hält ein Notenbuch, die Rechte hat fest und kräftig den Griffel gefaßt, die Eingebungen des Genius für die Ewigkeit hinzuzeichnen, der Wind spielt in den nachlässigen Locken des unbedeckten Hauptes; seitwärts unter einem Baume lagert ein Knabe, Beethovens Neffe, dessen Hut neben sich. — Uns scheint diese Abbildung nach der Idee und Behandlung die glücklichste und bezeichnendste von allen, die wir bisher zu sehen Gelegenheit hatten, und wir freuen uns die Freunde und Verehrer der Beethovenschen Muse zur Anschauung desselben einladen zu dürfen. Hr. Klöber, der so eben auch das Bildniß des Verfassers der Sappho, Hrn. Grillparzer, beendigt, wohnt auf den Wieden im Freyhause, Hof 5, Stiege 24 im ersten Stocke."

Klöber ließ dann in seinem Atelier unter seiner Aufsicht eine Lithographie des Bildes und später von derselben noch eine kleinere Ausgabe anfertigen. Die Lithographie wurde von Schindler (II S. 288) mit großer Schärfe verurteilt, welcher aber hier gewiß befangen ist; war doch Beethoven mit dem ursprünglichen Bilde zufrieden. Daß in dem Bilde und seinen „groben Zügen" keine Spur von geistigem Inhalte zu erkennen, widerlegt der erste Blick; der Meister ist freilich wohl nicht, wie er sich im zwanglosen Verkehr gab, sondern in einem ernsten, gehobenen Momente, den Blick nach oben gerichtet, aufgefaßt, aber den großen Künstler ahnt man doch sofort. Mehr fällt ins Gewicht, daß Frimmel[1]) nach Vergleichung mit der Maske erhebliche Mängel der Zeichnung, besonders im oberen Teile des Gesichtes, nachweist. Doch mögen wir Nachgeborenen uns seinen Gesichtsausdruck gern nach diesem Bilde vorstellen.

In dieser Zeit erhielt Beethoven auch den Besuch der Familie Giannatasio; eine Entfremdung war also doch nicht eingetreten. An einem Sonntag, den 9. August, machte die Familie einen Ausflug nach Mödling. Fanny schreibt darüber:

---

[1]) Frimmel, neue Beethoveniana S. 248 fg. Auf Frimmels Aufsatz über die Beethoven-Bildnisse sei hier nachdrücklich hingewiesen. Zu vergleichen ist aber hier auch Kalischers Aufsatz „Der Maler F. A. von Klöber und sein Beethoven-Porträt" in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, 1889, Nr. 8. Nach seiner Angabe ist die Originalkreidezeichnung Klöbers in neuerer Zeit in den Besitz der Firma Peters in Leipzig übergegangen.

„Nachmittags besuchten wir unseren immer gleich theueren Beethoven. Wie alles was er mir anthat so verschwunden ist! Er lebt wenigstens zufriedener in den Intervallen, wo ihm die Mutter seines Neffen keinen Kummer macht in der Sorge für dessen Wohl. Er zeigte Freude uns wieder zu sehen und versprach uns, sobald er in die Stadt käme, zu besuchen. Er spielte uns auf dem ihm aus England geschickten Fortepiano. Es war nicht viel, aber Beethoven spielte. — Karl war nicht zu Hause. Ich verließ ihn nicht mit unbefriedigtem Herzen, denn ich hatte manches unangenehme, rücksichtlich seiner Gesundheit und seiner Laune befürchtet." —

Und nun muß uns der unerquickliche Streit mit der Schwägerin wegen des Neffen Karl wieder beschäftigen. Der Schulunterricht in Mödling hatte, wie erwähnt, ein vorzeitiges Ende gefunden. Es wurde nun wieder mit einem Privatlehrer versucht, der Knabe sollte fortan eine höhere Schule in Wien besuchen, und zu den Prüfungen mußte er um Mitte August in Wien erscheinen.[1]) Darauf dürfte sich auch nachstehender Brief an Haslinger (Steiner) beziehen:[2])

„Verzeihen sie lieber A[3]) sie mit folgendem zu beläftigen, wir kommen übermorgen in die stadt u. werden schon um 7 Uhr früh da sein, die 2 Feyertäge machen, daß wir selbigen Tag wieder fort müssen, indem Karl noch hier mit dem Lehrer für die 2te prüfung sich vorzubereiten hat indem der Lehrer eben wegen diesen Feyertägen sich am meisten mit ihm abgeben kann, nun müste ich aber wegen dem Lebens Zeichen für Karl wieder neuerdings in die stadt, u. das kostet zu viel sowohl Zeit wie Geld, indem ich nicht gerne mit dem postwagen überhaupt fahre, wo noch das besondere dabey ist, daß, man mag einen Tag, welchen im̃er, fahren, so ist's im postwagen Freytag, u. so christlich ich bin, so ist's mir doch genug mit einem Freytag in der woche.[4]) — ich bitte wens möglich ist, doch zu dem chorführer oder Brautführer (der Teufel weiß wie der Pfaffe heißt) zu schicken, daß er so gütig ist, unß selben Tag nachmittags, wann im̃er das Lebens Zeichen für Karl zu geben, Es könnte auch morgens um 7 Uhr, gleich wenn wir ankommen seyn, das müste aber puncto seyn, denn um halb 8 Uhr muß Karl schon bei

---

[1]) Ob sich darauf eine Äußerung in einem Briefe an Frau Streicher bezieht: „Carl hat morgen um 11 Uhr Prüfung" ist nicht klar.

[2]) Der Brief folgt hier nach dem Original auf der Berliner Bibl. Er steht bei Nohl Br. B. Nr. 220 nicht ganz genau.

[3]) Der Buchstabe kann A, H oder St. sein, wie bei Beethoven die Anfangsbuchstaben so manchmal undeutlich sind. A las anfangs Nohl und deutete es auf Artaria, was er später berichtigte (Biogr. III S. 847). Mit Haslinger—Steiner stand Beethoven näher wie mit Artaria; auch das amicus ad amicum kommt sonst in den Briefen an die Haslingersche Firma vor, und die Bezeichnung „im Gewölbe" wie eines bekannten Ortes paßte dazu. Es wird wohl Steiner sein.

[4]) Nohl unrichtig „in dem Jahr".

der ersten Prüfung seyn, also entweder Morgens um 7 Uhr oder Nachmittags wann immer, wir werden uns gleich morgens vor 7 Uhr bey ihnen im Gewölbe deswegen anfragen, nebst Vorbehaltung späterer Besuche.

in Eil
nebst um Verzeihung
Bittung

Mödling
12ten Oktober.

Amicus[1])
ad Amicum
Beethoven."

Auf den Brief hatte der Empfänger geschrieben: „empfangen den 13. August 1818". Beethoven hatte also in der Verwirrung einen unrichtigen Monat geschrieben. Die 2 Feiertage erklärt Nohl richtig dahin, daß am 15. August Mariä Himmelfahrt war; der 16. war ein Sonntag. Der Monatstag (12.) wird richtig sein, dann paßt das „übermorgen" auf den Freitag und stimmt zu dem Scherz Beethovens.

Die Prüfung, von welcher hier die Rede ist, wird sich auf die Aufnahme in das akademische Gymnasium bezogen haben; der Unterricht in Mödling, zumal er, wie wir hörten, die Schule des Pfarrers hatte verlassen müssen, wird wohl kein sonderlich nachhaltiger gewesen sein, wie auch die Sorge für sein äußeres Leben und seiner Aufführung bei Beethovens unpraktischem Wesen und seiner Taubheit, dazu seiner vielfachen anderweitigen Beschäftigung gewiß manches zu wünschen übrig ließ. Jedenfalls wundern wir uns nicht, wenn die Versuche der Mutter (welche durch die Dienstboten und den Pfarrer in Kenntnis gesetzt sein konnte), den Knaben an sich zu ziehen, sich wiederholten; welcher Mittel sie sich bei den Dienstleuten dabei bediente, sieht man aus dem langen Briefe Beethovens an Frau Streicher aus diesem Sommer (s. Anh. I). Die Mutter nahm von jetzt an die Hülfe des Gerichts in Anspruch und wurde bei ihren Schritten von ihrem Verwandten, dem Hofkonzipisten Jacob Hotschevar beraten und unterstützt. Mit den ausführlichen Dokumenten in dieser Sache wollen wir den Text nicht beschweren und teilen die wichtigsten derselben im Anhange (III) mit; hier soll nur der Verlauf der Sache kurz und mit Beifügung des Wesentlichsten angegeben werden. Wir bemerken nur, daß es unseres Wissens das erste Mal ist, daß auch die Darstellung der Gegenseite bekannt gemacht wird. Die gewöhnliche Anschauung von diesem ganzen Streite ist durch Schindler veranlaßt, der über die Einzelnheiten nicht genauer unterrichtet war und einseitig und befangen urteilte; Wahrheit und Gerechtigkeit

[1]) Amicus ist über ein anderes nicht deutlich zu lesendes Wort geschrieben, anscheinend „Freund", jedenfalls nicht „Ihr", wie bei Nohl steht.

verlangen, daß auch der andere Teil unbefangen in seinen Motiven betrachtet und gewürdigt werde. Dabei ist, wie man sehen wird, nicht zu befürchten, daß das edle Bild des Meisters in unseren Augen verschoben werde; an den hohen und idealen Motiven, welche ihn in dieser Sache leiteten, und an der Pflichttreue, mit welcher er das von ihm als recht Erkannte festhielt, ist ebenso wenig zu zweifeln, wie an der Berechtigung der Abneigung, welche Beethoven gegen die Mutter hegte, und des Wunsches, sie von dem Knaben möglichst fern zu halten. Aber es war die Mutter, welche — wie die Dokumente ergeben — doch nicht bloß aus eigennützigen Motiven, sondern aus dem Gefühle der Mutter handelte, vielleicht das Kind wirklich liebte; das ist, wenn man dies sagen darf, ein etwas versöhnender Zug in dem Bilde dieser leidenschaftlichen, sinnlichen, in der Wahl ihrer Mittel nicht wählerischen Frau. Sie wollte ja auch, wie Beethoven selbst, für die Erziehung des Knaben sorgen, nur auf etwas anderem Wege. Sie wollte vor allem nicht ganz von ihrem Kinde abgesperrt sein, und wer will ihr das verdenken? Das System der Absperrung von der Mutter war, wie bemerkt, nicht im Sinne des Vaters, der ihm Mäßigung empfohlen hatte.[1])

Im September begannen diese Verhandlungen; sie bat das N. Ö. Landrecht, die Obervormundschaftsbehörde, Beethoven als Vormund keinen Einfluß auf die Erziehung des Neffen zu gestatten; darauf verfügte (wie ich einer Notiz bei Thayer entnehme) das Landrecht am 18. September an Beethoven, wie sich aus dem weiter Folgenden zu ergeben scheint, ablehnend. Am 21. September bat sie das Landrecht[2]) um obervormundschaftliche Genehmigung, ihren Sohn Karl in das K. K. Konvikt geben zu dürfen. Darauf wurde sie am 22. September sowie Beethoven selbst „als Mitvormund“ und zwar letzterer nebst Mitbringung des Prüfungszeugnisses seines Pupillen aufgefordert am 23. September 10 Uhr zu erscheinen, dieser Termin aber bis zum 30. September erstreckt. Das Gesuch der Witwe wurde am 3. Oktober von dem Landrecht abgewiesen und so für jetzt die Sache zu Gunsten Beethovens entschieden.

Mit diesen Verhandlungen hängt mutmaßlich die Rückkehr Beethovens aus Mödling in die Stadt (in die Wohnung in der Gärtnerstraße) zusammen; die Verlegung des Termins war vielleicht dadurch veranlaßt. Am 6. November schreibt Fanny Giannatasio in ihr Tagebuch: „Beethoven sah den Vater heute. Er ist erst kürzlich vom Lande zurück und Karl besucht die

[1]) Man vergleiche das Bd. III S. 355 fg. mitgeteilte Testament des Bruders nebst dem Kodizill.

[2]) Auch die folgenden Angaben, die Thayer beibringt, sind den Akten entnommen.

öffentlichen Schulen.“ Auch aus den Magistratsakten ist zu entnehmen, daß der Knabe jetzt Schüler des k. k. akademischen Gymnasiums und zwar der dritten Grammatikalklasse wurde und dies während der Monate November und Dezember blieb. Außerdem hielt ihm Beethoven einen Korrepetitor fürs Klavierspiel, für Französisch und Zeichnen.

So schienen die Dinge einstweilen geordnet; der Knabe schien Fortschritte zu machen, und Beethoven war hoffnungsvoll. Fanny Giannatasio schreibt:

„Gestern war einmahl wieder Beethoven bei uns. Wir hatten ihm eine Wirthschafterin besorgt. Er war drei Stunden da, und da er diesen Tag besonders schlecht hörte, so schrieben wir immer. Man kann nicht mit ihm sein, ohne von seinem vortrefflichen Charakter, seinem tiefen Gefühl für das Gute und Edle, ganz eingenommen zu werden. Wenn ihm doch Karl Ersatz gäbe für so viele Aufopferungen, die er seinetwegen machte! In meine Hoffnungen mischten sich ängstliche Zweifel. Er wird wahrscheinlich diesen Frühling, eine Reise nach London machen.[1]) Vielleicht ist es von vielem Vortheil in ökonomischer Hinsicht für ihn.“

Und wieder am 20. November:

„Den gestrigen Abend verlebte ich recht angenehm, durch Beethovens Gesellschaft. Ich und Nanni nahmen uns einmal ein Herz und sangen in seiner Anwesenheit, und siehe da, er den wir fest bei Hogarths Kupferstichen glaubten, näherte sich bei dem ersten Duett und blieb uns immer zur Seite. Er flößte uns seinen Geist ein und spielte zum Theil mit, oder sang mit, was freilich sehr komisch klingt und wo er selten den rechten Ton trifft, doch hilft es sehr den Ausdruck zu erkennen; denn man hört doch immer das crescendo. Wir bedauerten unendlich unser kindisches Wesen, welches uns so lange abhielt, dieß Vergnügen zu genießen, was wir so manchen Abend, vorzüglich weil er vielleicht nicht lange hier bleiben wird, da er schon die zweite Einladung nach England erhalten[2]); der besonders für B. ganz gleichgültig verging, hätten haben können. Er war recht herzlich gegen uns, was mich sehr freute. — Wenn er uns nur noch recht oft besuchte. Ich hoffe es, er muß doch einmal einsehen wie herzlich wir es mit ihm meinen.“

Die hoffnungsvolle Zeit sollte nicht lange dauern; der Leichtsinn des Knaben brachte neuen, schweren Kummer. Er entlief aus der Obhut des Oheims und ging zur Mutter. Fräulein Giannatasio erzählt:[3])

„Eines Tages kam B. in großer Aufregung, suchte Rath und Hilfe bei meinem Vater und klagte, daß ihm Karl davon gelaufen wäre! Bei dieser Gelegenheit, erinnere ich mich, daß er unter unserm großen und innigem Mitgefühl weinend ausrief: ‚er schämt sich meiner‘.“

---

[1]) Der Prozeß sorgte dafür, daß es dazu wiederum nicht kam.

[2]) So in der Abschrift; vielleicht ein nachträglicher Zusatz des Abschreibers.

[3]) Grenzboten XVI Jahrg. (1857) S. 31.

Dieses Ereignis wird am 3. Dezember stattgefunden haben, denn am 11. sagte der Knabe im Verhör „vor 8 Tagen". Fanny gibt im Tagebuche am 5. Dezember dem Eindrucke weitere Worte.

„Nie im Leben werde ich den Augenblick vergessen, als er kam und uns sagte, daß Karl fort sei, zur Mutter entlaufen und seinen Brief uns zeigte, zum Beweis seiner Niedrigkeit. Diesen Mann so leiden, weinen zu sehen, es war sehr angreiffend! Der Vater nahm sich des Ganzen mit vieler Thätigkeit an; und bei allem traurigen, habe ich ein sehr angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, daß wir jetzt Beethoven viel, ja in diesem Augenblicke seine ganze Zuflucht sind. Er sieht auch gewiß alles ein, wenn er uns in seiner Meinung Unrecht gethan hätte. Ach! er kann es nie ermessen, wie sehr wir ihn schätzen, was ich für sein Glück [zu] thun fähig wäre! Wie zeigt sich hier wieder dieses seltene Wesen. Das böse Kind ist nun wieder bei ihm, mit Hilfe der Polizei, die Rabenmutter! ach! wie schrecklich ist es daß dieser Mensch, um solcher Auswürflinge [willen] so leiden muß. Er muß von hier weg, oder sie; das ist das Resultat. B. will ihn fürs erste in unsere Verwahrung geben, ein großer Freundschaftsdienst meines Vaters, wenn es geschieht, da er ihn als einen Arrestanten betrachten muß."

„Jetzt eben schrieben ich und Nanni mehrere Stunden mit Beethoven; denn wenn er so ergriffen, so hört er fast gar nicht. Wir haben ein Buch vollgeschrieben. Dieser Edelmuth, diese reine kindliche Seele! es wird mir immer einer der schmerzlichsten Gedanken sein, daß dieser Mensch nicht glücklich ist! Es ist nicht in seinem Wesen, einen Menschen für durchaus bös zu halten, wie er sagt, wie es denn dies Weib doch ist. Es that mir wohl, daß er, als er ging etwas zerstreuter war, er sagte mir, er wäre von der Geschichte so angegriffen, daß er seine Gedanken erst zusammenfassen müsse. Sein Herz habe die Nacht geschlagen, hörbar. Ach! und es bleibt mir immer nichts zu sagen übrig! als: daß alles was man thun kann, doch so wenig ist! ich gäbe mein halbes Leben für den Mann! Zuletzt denkt er immer an sich. Er klagte, daß er nicht wisse, was mit seiner Haushaltung geschehen würde, wenn Karl weg wäre."[1])

Den mutmaßlichen Grund von Karls Entfernung gibt Beethoven selbst in der gerichtlichen Verhandlung vom 11. Dezember an, welche man im Anhange findet (III). Es waren ihm zwei Briefe der Haushälterin an Fräulein Giannatasio und ein Brief der letzteren in die Hände gekommen, nach welchen der Knabe die Dienstboten mit Schimpfnamen belegt, außerdem von ihm Geld zurückbehalten und auf Näschereien verwendet habe. Das hatte ihm Beethoven vorgehalten; an demselben Tage

[1]) Hier folgt noch: „Eine seiner schönen Aeußerungen war auch wegen der körperlichen Nahrung, er habe das System, daß alles was hierin zu viel gethan würde, er als einen Diebstahl ansehe, welchen man anderen nöthigeren Ausgaben mache, als da sind: Arme, überhaupt Verwendung für den Geist."

habe er ein Billet von ihm erhalten, „worin er sich empfiehlt.“ Die Ursache der Entfernung könne er nicht genau angeben,[1]) vielleicht habe ihn seine Mutter Tags vorher bestellt, es könne aber auch Furcht vor der Bestrafung gewesen sein. Von diesen Vergehungen hatte auch Fräulein Giannatasio vor dem Entweichen des Knaben Kenntnis erhalten; schon am 30. November schrieb sie auf:

„Vorgestern war ich durch die Erzählung von Beethovens Haushälterin über die Niedrigkeit des Jungen empört und in's Innerste ergriffen. Das ist mehr als Leichtsinn, der Keim des bösen konnte also durch gutes Beispiel nicht ausgerottet werden! Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich der Undank dieses jungen Menschen ergreifft. Es ist aber nothwendig, so wehe es uns thut und wir bei B.'s unglücklicher Lage befürchten müssen, ihm zu mißfallen, ihm hier die traurige Wahrheit zu zeigen, in seiner [so!] ganzen kränkenden Wirklichkeit. Wenn es nur bald geschehen könnte, denn hier handelt es sich um Großes! Er kennt seinen gränzenlosen Leichtsinn, aber diese Züge eines verdorbenen Herzens kennt er nicht, muß sie aber kennen lernen, denn später wäre es gewiß schon zu spät, wenn es nicht jetzt vielleicht schon ist. Schreiben wäre das beste! Ach, wenn ich doch ein Mann wäre, ich wollte sein innigster Freund sein!“

Durch peinliche Erfahrungen wurde sie doch bald wieder etwas anderen Sinnes.

Beethoven war vormittags gleich zur Mutter gegangen, um den Knaben zurückzuverlangen; diese versprach die Auslieferung erst zum Abend; und da Beethoven fürchtete, sie wolle ihn wegbringen (nach Linz oder Ungarn), wendete er sich an die Polizei und gab nun den Knaben, nachdem er ihn zurückerhalten, einstweilen wieder (wie bereits oben erwähnt) zu Giannatasio in Verwahrung. Dort sollte er, wie es scheint, den Winter über bleiben.

Die Mutter handelte gleichzeitig in ihrem Sinn; aus den Akten ist folgendes entnommen.[2])

„Johanna van Beethoven (wohnhaft im tiefen Graben N. 238, im 2ten Stock) zeigt beim k. k. NOe. Landrecht an, daß ihr Sohn Karl v. Beeth. ohne ihr Wissen und Zuthun, seinem Oheime und Vormunde Hrn Ludwig van Beethoven, entlaufen, demselben aber von ihr durch die k. k. Polizei-Oberdirektion wieder zurückgestellt worden sey. Sie bat zugleich, daß, da Ludwig v. Beethoven dem Vernehmen nach,

---

[1]) Später schreibt einmal Beethoven im K. B. unter mehreren Punkten, die man Karl vorwarf und wegen deren er vermutlich befragt werden sollte: „wegen der Beichte“ (Anm.) „wo er statt zu beichten zu ihr geloffen.“ Ob sich das auf die hier besprochene Sache bezieht, können wir nicht erkennen.

[2]) Die Angaben entnehme ich alle den Materialien in Thayers Nachlaß. Das Empfangsdatum des Berichts der Witwe lautete vom 7. Dezember.

Willens sey, ihren Sohn in eine Erziehung und zwar ganz von hier weg, vielleicht gar in das Ausland zu geben, ihm die obervormundschaftliche Genehmigung hierzu versagt werde, und daß sie wiederholt um die Bewilligung bitten werde, ihren Sohn in das k. k. Universitäts-Konvikt in Kost u. Erziehung geben zu dürfen."

Ihrer Ankündigung entsprechend wiederholte sie letzteren Antrag in einem zweiten Gesuche am 10. Dezember und fügte demselben außer anderen Anlagen auch die bereits erwähnte Äußerung des Pfarrers Fröhlich in Mödling bei. Im Anschlusse an ihr Schreiben hatte ihr Verwandter Jacob Hotschevar in längerer Darlegung die Berechtigung ihres Gesuches zu begründen gesucht,[1]) worin er sagt, daß die gänzliche Ausschließung der Mutter von der Vormundschaft keineswegs in der Absicht des verstorbenen Vaters gelegen habe, daß unter der alleinigen Obhut des zwar vom besten Willen geleiteten, aber „excentrischen" Oheims das künftige Wohl des talentvollen, aber zu Lüge und Verstellung neigenden Knaben gefährdet sei, und daß daher darum gebeten werden müsse, daß Beethoven entweder von der Vormundschaft gänzlich zurücktrete oder wenigstens anderweitigen Einfluß neben sich zulasse. Die Mutter gibt zugleich die Geldbeträge an, welche sie für die Erziehung aufzuwenden bereit sei.

Das Gericht hatte bereits am 9. Dezember die Bittstellerin, Beethoven nebst seinem Mündel auf den 11. Dezember nachmittags 4 Uhr zur Vernehmung vorgefordert.[2]) Das höchst interessante Protokoll über diese Verhandlung ist vorhanden und wird auf Grund einer amtlichen Ausfertigung im Anhang (III) mitgetheilt. Beethoven hatte, vermutlich des Gehörs wegen, seinen Freund Bernard mit zum Termin gebracht. In seinen Aussagen, welche im obigen zum Teil schon verwertet sind, gab Beethoven gegenüber dem Wunsche der Mutter noch an, daß er es nicht für rätlich halte, den Knaben ins Konvikt zu geben, weil dort zu viele Zöglinge seien und die dortige Aufsicht über einen Knaben, wie sein Mündel sei, nicht hinreichend sei. Ob das richtig war, können wir heutzutage nicht mehr beurteilen. Wenn wir die Aussagen der Mutter in dem Verhöre von Subjektivität nicht freisprechen können und die starke Eingenommenheit gegen Beethoven aus derselben empfinden, so können wir doch im übrigen aus diesen Verhandlungen keinen besonderen Vorwurf gegen sie entnehmen; die Absicht, für den Knaben so gut sie konnte zu sorgen,

[1]) Wir geben es im Anh. III.

[2]) Darauf bezieht sich vermutlich der Brief an den Erzherzog bei Köchel Nr. 42, wo er ins Jahr 1819 gesetzt wird. Er entschuldigt dort sein Ausbleiben durch eine gerichtliche Verhandlung wegen seines Neffen.

das natürliche Interesse an ihrem Kinde und wieder die Hinneigung des Knaben zur Mutter war doch aus denselben ganz klar. Nicht aus den Ausführungen Hotschevars allein,[1]) sondern wesentlich aus der Betrachtung, wie tief diese unerquicklichen Verhältnisse auf Beethovens Gesundheit, Gemütsverfassung und seine Schaffensfreude einwirkten, darf uns Nachgeborenen der Wunsch erwachsen, daß Beethoven diese Vormundschaft nie übernommen hätte, aus welcher auch für den Neffen kein Segen erwachsen ist.

Während nun beide Parteien auf den Erfolg ihrer Bemühungen warteten, erging am 18. Dezember jene Entscheidung, welche Beethoven so tief verwundete. „Ueber den unterm 11. Dezember commissionaliter vorgekommenen Umstand, daß der verstorbene Gatte der Bittstellerin nicht adelich war, wurde diese Angelegenheit an den hiesigen Stadt-Magistrat unterm 18. Dezbr. 1818 abgetreten.“[2]) Schindler (I. S. 256) erzählt, das Obergericht sei, „wie es hieß“, infolge Denunziation des gegnerischen Advokaten auf die Bedeutung des v a n aufmerksam gemacht worden: Beethoven habe im Termin, auf Kopf und Herz zeigend, erklärt: sein Adel sei hier und da. Nach dem Protokoll hat Beethoven auf die vom Landrecht gestellte Frage, welche dasselbe nach seiner Kompetenz stellen mußte, einfach erklärt: v a n sei ein holländisches Prädikat und werde nicht gerade Adelichen beigelegt; er besitze weder ein Adelsdiplom noch sonstige Beweismittel für seinen Adel.[3]) Die Witwe erklärte auf die entsprechende Frage, nach Aussage der Brüder sei ihr Mann adelich gewesen, die Urkunde sollte der älteste Bruder Ludwig besitzen; schon bei Aufnahme der Sperrsrelation [1815] sei die Ausweisung über den Adel gefordert worden, sie habe keine Dokumente darüber. Was hier etwa hinter den Kulissen gespielt hat, können wir nicht wissen; wir haben uns an Beethovens offene und wahrheitsgemäße Erklärung zu halten. Wir lassen noch einmal Schindler (I S. 257) das Wort.

---

[1]) Wir müssen wiederholt bitten, die Aktenstücke im Anhang zu lesen, da sie zur Erlangung eines objektiven Urteils dienen.

[2]) Den Wortlaut des Schreibens des Landrechts an den Magistrat geben wir ebenfalls im Anhange. Auch Fräulein Giannatasio (Grenzb. 1857 S. 29) erzählt, daß diese Entscheidung Beethoven sehr gekränkt habe, ihre Angabe aber, auch die Bestreitung des Adels sei eine Intrigue der Mutter gewesen, ist gewiß unrichtig.

[3]) In dem Konv.-Buch vom Dez. 1819 steht von Beethovens eigener Hand: „Van bezeichnet den Adel u. das Patriziat n u r, wenn es zwischen zwei Eigennahmen in der Mitte steht, z. B. Bentick van Dieperheim, Hooft van Vreeland ꝛc. ꝛc. Bei Niederländern würde man die beste Auskunft über diese unbedeutende Bedeutenheit erhalten.“

„In Folge der Verweisung des Processes an den Magistrat fühlte sich Beethoven wie vom härtesten Schlage getroffen. Ob er etwas darauf gehalten, in der Meinung des Volkes für einen Adelichen von Geburt zu gelten, würde schwer zu behaupten sein, war doch seine Abstammung, wie Familien-Verhältnisse, letztere auch durch die bürgerliche Stellung seiner Brüder, genugsam bekannt. Indeß ist doch soviel gewiß, daß er viel darauf gehalten, seine Rechtssache vor der exceptionellen Oberbehörde verhandeln zu können, theils darum, weil man ihn thatsächlich bei dieser Stelle besser zu würdigen verstand (wie die Dame Giannatasio ganz richtig bemerkt), theils weil der unvortheilhafte Ruf des genannten Untergerichts ihm wenig Hoffnung für einen gewünschten Erfolg eingeflößt hatte.[1]) Nicht minder darf für gewiß ausgesagt werden, daß weder sein Genie, noch seine Kunstwerke ihm die bisher eingenommene bevorzugte Stellung in den adelichen Kreisen verschafft hätte, ohne die Präsumption, er sei ihres Gleichen. Dies hat sich durch mehrere Beispiele erwiesen, sobald der Vorfall am Obergericht im Publicum bekannt geworden. Nicht in der Mittelklasse, wohl aber in der oberen, hat das Wörtchen ‚van‘ einen offenbaren Zauber ausgeübt. Als Thatsache steht fest, daß seit jenem Vorfalle am nieder-österreichischen Landrecht das große Wien unserm gekränkten Meister zu enge geworden, und hätten ihn nicht die aus dem Testamente des Bruders übernommenen Pflichten gehalten, es wäre die wiederholt projectirte Reise nach England zu Stande gekommen und vielleicht auch ein dauernder Aufenthalt daselbst — —.“

Es steht ebenso fest, daß Schindler über die Vorgänge nicht in erwünschter Genauigkeit unterrichtet war, und sein Gedächtnis ihn öfter im Stich ließ, wie sich noch weiter ergeben wird. Auch steht er ersichtlich unter dem Eindruck einer Voreingenommenheit. Daß Beethoven seine Umgebung mit Bewußtsein in dem Glauben gelassen hätte, er sei adlig, wird niemand glauben; auch erscheint es als ausgeschlossen, daß er selbst darüber im unklaren gewesen wäre.

Auch der neue Aufenthalt des Neffen bei Giannatasio war nicht von langer Dauer. Er konnte hier, der Verabredung entsprechend, nicht unter den übrigen Zöglingen belassen werden. Da wurde Beethoven wieder weich

---

[1]) Thatsächlich liest man später (1820) von Beethovens eigener Hand in K. B. „da es erfuhr, daß mein Bruder nicht von Adel sei. Es ist auffallend, so viel ich weiß, daß hier eine Lücke herrschte, die sollte ausgefüllt werden, denn ich gehöre nicht gemäß meiner Beschaffenheit unter diese plebs —“ Und im Febr. 1820 schreibt er für Peters im K. B., als dieser seine unzufriedene Stimmung bemerkt hatte: „abgeschlossen soll der Bürger vom höheren Menschen sein, und ich bin unter ihn gerathen.“ „In drei Wochen,“ sagt ihm Peters, „werde er mit dem Bürger und dem Magistrat nichts mehr zu thun haben. Man werde ihn noch um seine Unterstützung ansuchen und ihm von der Appellation die freundlichste Zustellung machen.“ Nicht lange nachher erfolgte die Appellationsentscheidung.

gestimmt; leider erwachte auch sein Mißtrauen und seine Unzufriedenheit wieder. Man solle, schreibt er dem Vater, das Zimmer besser heizen; der Knabe habe bei ihm nie gefrorene Füße und Hände gehabt;[1]) überhaupt solle man die Sache nicht so laut behandeln, das dürfte die Sache eher verschlimmern, man solle es mit dem Delinquenten nicht so weit treiben! Darin erkennt Fanny (im Tagebuch am 14. Dezember), „daß sein Grübelgeist und seine Schwäche für den Knaben volles Recht über ihn erlangt und nun ihm mehr glaubt, dem Lügner, als seinen bewährten Freunden," und schöpft daraus die schmerzliche Erfahrung, „daß man Beethovens Vertrauen nie ganz gewinnen könne." Sie fühlt inniges Mitleid mit dem Mann, der durch sich selbst unglücklich ist und darum auch so allein auf der Welt steht. „Der Vater schrieb ihm heute seine aufrichtige Meinung, vielleicht erkennt er uns einst. Nachmittag nahm B. selbst ihn (den Knaben) Nanni'n ab an der Brücke, als er aus der Schule kam. Was noch daraus werden wird, man kann das Schlimmste fürchten." Sie hatte Beethoven gegenüber die Besorgnis geäußert, er möchte Karls Worten nicht trauen und von dem festen Entschluß ihn „von hier" weg zu geben nicht weichen; er hatte wiederholt gesagt, „er sehe ein, daß es bei ihm nicht gehe", und schließlich erwidert: „Sie halten mich für schwach, glauben Sie das nicht u. s. w." So wurde auch dieses kurze Verhältnis bald wieder gelöst, um nicht wieder angeknüpft zu werden. Beethovens Beziehungen zu der Familie blieben jedoch vorerst noch freundliche.

Die weitere Entwickelung der vormundschaftlichen Verhältnisse muß in der Geschichte des folgenden Jahres weiter verfolgt werden. —

Und nun wollen wir uns noch den musikalischen Ereignissen dieses Jahres zuwenden. Man findet mitunter in Darstellungen, die sich auf Beethovens letzte Jahre beziehen, die Meinung hervortreten, daß Beethovens Werke vernachlässigt wurden und er aufgehört habe, in Wien populär zu sein. Eine Widerlegung dieser Meinung wird schon aus den Ereignissen der Jahre 1822 und 1824 zu entnehmen sein; wir haben auch für 1818 im Anhange (V) die Werke zusammengestellt, welche in diesem Jahre in Wien zur Darstellung kamen; ihnen ist noch die fünfmalige Aufführung des Fidelio beizufügen.

Wenn wir früher anführten, daß Beethoven gerade in dieser Zeit wieder einen starken Anlauf zu eigenem großen Schaffen nahm, so entspricht einstweilen für das Jahr der Ertrag an abgeschlossenen Werken nicht unserer

[1]) Es sieht so aus, als habe Beethoven von den Vorwürfen Hotschevars Kenntnis erhalten.

Erwartung. Einerseits erschwerte ihm ja vielfach Kummer und Ärger, wie aus den erzählten Ereignissen zu erraten, die produktive Arbeit; und dann arbeitete er überhaupt langsamer und grüblerischer und entschloß sich schwerer abzuschließen. Drei große Werke sind es, an deren Skizzierung und teilweiser Ausarbeitung dieses Jahr beteiligt ist: die B dur-Sonate, die neunte Symphonie und die große Messe.

Mit der Skizzierung der B dur-Sonate begann Beethoven noch im Jahre 1817, nach einem Skizzenbuche zu schließen, welches diese Jahreszahl trägt,[1]) und arbeitete während des Jahres 1818, großenteils in Mödling, an derselben. Im April waren die beiden ersten Sätze soweit gediehen, daß er dem Erzherzog gegenüber schreiben konnte, er habe sie an seinem Namenstage (17. April) in seiner Handschrift geschrieben;[2]) wobei an eine Fertigstellung noch nicht gedacht zu werden braucht. Innerhalb einer Skizze zum Schlusse des zweiten Satzes steht von Beethovens Hand

„Ein kleines Haus allda so klein, daß man allein nur ein wenig Raum hat —
Nur einige Täge in dieser göttl. Briel —
Sehnsucht oder Verlangen — Befreiung od. Erfüllung",[3])

woraus hervorgeht, daß diese Skizzen und vielleicht auch die weiteren zu den folgenden Sätzen auf seinen Wanderungen in der Umgegend von Mödling aufgezeichnet sind. Wenn in dem wichtigsten der Skizzenbücher der letzte Satz noch nicht begegnet (Nott. S. 352), so steht doch in den in Mödling benutzten Taschenskizzenbüchern zwischen Skizzen zum letzten Satze der Entwurf zu einem Klavierstück, welches Beethoven der Aufschrift nach am 14. August 1818 schrieb. Demnach wurde auch am letzten Satze in diesem Sommer gearbeitet, und wenn Schindler (I S. 269) berichtet, daß im Spätherbst 1818, ehe Beethoven an die Messe ging, die Sonate beendet war, so haben wir diesmal keinen Grund, die Richtigkeit seiner Angabe zu bezweifeln. Im April 1819 befand sie sich, nach den Briefen an Ries, bereits zum Stich in London, nachdem sie Czerny bereits im Frühling 1819 in seiner Gegenwart gespielt hatte.[4])

Nottebohm war der Meinung, daß Schindler bezüglich der Beendigung der Sonate im Irrtum sei;[5]) auch seine Anmerkung auf S. 128 der

[1]) Vgl. die Artikel bei Nottebohm II. Beeth. S. 123 fg., S. 349 fg.

[2]) Von diesem Briefe muß noch weiter die Rede sein. Wir werden zu bemerken haben, daß nur der Namenstag des Jahres 1818 gemeint sein kann.

[3]) Nottebohm a. a. O. S. 132. „Briel" = Brühl, das Tal bei Mödling.

[4]) Dies erzählt Schindler, Niederrhein. Musikzeitung 1854 Nr. 28 (15. Juli).

[5]) Handschr. Bemerkung zu Thayers chron. Verzeichniß Nr. 215.

II. Beethov. scheint eine spätere Fertigstellung anzunehmen. Er führt hier die Worte Beethovens aus einem Briefe an den Erzherzog Rudolf an, den der Herausgeber vermutungsweise ins Jahr 1819 setzte:[1]) „Zu den 2 Stücken von meiner Handschrift an J. K. H. Namenstag geschrieben sind noch 2 andere gekommen, wovon das letztere ein großes Fugato, so daß es eine große Sonate ausmacht, welche nun bald erscheinen wird, und schon lange aus meinem Herzen J. K. H. ganz zugedacht ist; hieran ist das neueste Ereigniß J. K. H. nicht im mindesten Schuld." Der Namenstag des Erzherzogs war am 17. April, da also sollen die beiden ersten Sätze niedergeschrieben sein. Den 17. April 1818 hält Nottebohm für unmöglich, da an diesem die beiden ersten Sätze noch nicht fertig sein konnten; daher bleibe nur der 17. April 1819 übrig. Dieser kann es aber auch nicht sein, da an diesem Tage die ganze Sonate längst fertig und nach London geschickt war. Da nun bei jenem Niederschreiben durchaus nicht an ein fertiges Werk gedacht zu werden braucht, sondern ebensowohl ein erstes Aufschreiben aus den Skizzen gemeint sein kann,[2]) so ist an den 17. April 1818 festzuhalten. Das „neueste Ereigniß" beziehen Köchel und Nottebohm wohl richtig auf die Ernennung des Erzherzogs zum Erzbischof von Olmütz, welche am 4. Juni 1819 erfolgte; also, meinte Nottebohm, werde der Brief wohl kurz nachher geschrieben sein. Nun scheint es mir nicht durchaus notwendig, gerade an das Datum der förmlichen Ernennung zu denken, da das Bevorstehen des Ereignisses schon 1818 bekannt war; von dem baldigen Erscheinen konnte Beethoven sprechen, als die Sonate beendet und nach London geschickt war; der Brief konnte ganz wohl schon Anfang 1819 geschrieben sein. Wie dem aber auch sei, für die Chronologie der B dur-Sonate kann dieser Brief an den Erzherzog nicht verwerthet werden. Wir haben bis auf weiteres an der Zeitangabe Schindlers festzuhalten. Auch Ries nennt S. 107, wo er den Brief vom 16. April 1819 wegen der beiden hinzuzufügenden Noten erwähnt, damals das Werk schon ein halbes Jahr vollendet.

[1]) Köchel Nr. 49.

[2]) Thayer deutete die Worte so, daß von Beethoven die beiden Stücke dem Erzherzog an seinem Namenstag überreicht worden seien. Dazu zwingen Beethovens Worte nicht; wäre es aber auch so gewesen, dann braucht auch noch nicht an fertige Werke gedacht zu werden, sondern an eine erste Niederschrift. An den Namenstag von 1819 kann nicht gedacht werden, da damals die ganze Sonate fertig war und Beethoven nicht so schreiben konnte, wie er geschrieben hat. Daß im April 1818 die beiden ersten Sätze schon weiter gediehen waren, als bis zum ersten Entwurfe, ist durchaus glaublich; aber seit dem 19. April konnte nichts mehr hinzukommen, da alles fertig war.

Die Übersendung nach London war von mehreren Briefen an Ferd. Ries begleitet, welche man in den Notizen (S. 147—152) findet, von denen aber der erste, vom 30. April, jedenfalls falsch datiert ist, wie die gleich folgenden zeigen; es muß mindestens 30. März heißen. Auch dieser nimmt auf einen noch früheren Brief Bezug, den Ries nicht beifügt und der auch sonst noch nicht veröffentlicht zu sein scheint. Ich gebe ihn hier nach Thayers Mitteilung.[1])

„Lieber Ries!

Ich erhole mich so eben von einem starken Anfalle den ich hatte u. gehe aufs Land — ich wünschte daß Sie sähen folgende 2 Werke, eine große Solo Sonate für Klavier und eine von mir selbst umgeschaffene clavier-sonate in ein Quintett für 2 Violin 2 Bratschen 1 Violonschell an einen Verleger in London anzubringen, es wird ihnen leicht seyn wohl 50 Dukaten in gold*) für beyde Werke zu erhalten, der Verleger brauchte nur anzuzeigen, um welche Zeit er beyde Werke herausgeben wollte, so könnte ich selbe auch hier zugleich herausgeben, wo wenigstens immer mehr herauskommt, als wenn ich sie hier bloß herausgebe. — ich könnte auch ein neues Trio wieder herausgeben, fürs Klavier, Violin, Violonschell, wenn sie dazu einen Verleger fänden[2]) — übrigens wissen sie wohl habe ich nie rechtswidrig gehandelt, u. daher können sie unbeschadet ihrer u. meiner Ehre sich darauf in London einlassen,[3]) der Verleger zeigt mir, sobald er die Werke erhalten, an, wann er sie herausgeben will, er solle alsdann auch hier herauskommen werden,[4]) — Verzeihen Sie mir, wenn ich ihnen beschwerlich falle, meine Lage[5]) ist jetzt von der Art, daß auf allen Ecken nur zu thun habe, für das traurige Leben zu sorgen. Potter sagt, daß Chapphell in der Bond Street gasse einer der besten Verleger sey, ich überlasse ihnen alles, nur bitte ich sie mir so geschwind wie möglich eine antwort zu geben, damit mir die Werke nicht liegen bleiben. — Neate lasse ich bitten daß er von den vielen Werken, welche er von mir mitgenom̄en, doch nichts bekannt mache, bis ich selbst

*) „NB. (können Sie mehr haben, desto besser.)
Es sollte wohl seyn können!!!!)

[1]) Den Brief erhielt Thayer von Herrn J. Marschall in London, welcher die beiden Hälften desselben (der Brief war auseinandergerissen) auf zwei verschiedenen Verkäufen erwarb und die Zusammengehörigkeit erkannte.

[2]) Ein Trio in F moll skizzierte Beethoven 1816 neben dem Liederkreise und der A dur-Sonate. Ein Motiv, von Nottebohm II. B. S. 345 angeführt, kommt in einem Entwurf zum ersten Satze vor, der sich auf der Berliner Bibliothek befindet. Es ist ein vielversprechender Anfang von tief-ernstem, düsterem Ausdrucke. Wir teilen ihn vielleicht an anderer Stelle unserer Arbeit mit.

[3]) Hier begann die zweite Seite.

[4]) Falsch kopiert, hieß es vielleicht „wo selbe“ alsdann usw.?

[5]) In der Abschrift steht Frage, was unmöglich ist.

nach London komme, dieß hoffe ich sicher künftigen winter, ich muß, wenn ich nicht ein Bettler hier werden will — alles schöne an die phil: Gesellschaft — nächstens schreibe ich ihnen mehreres und bitte sie noch einmal baldigst zu antworten wie immer ihr wahrer freund

Beethoven.

Viel schönes an ihre schöne Frau."

(Rückseite)

„A Monsieur
Ferdinand Ries
celébre Compositeur
chez B. A. a
Goldschmidt Londres
et Compagnie.

Verzeihen sie die doppelte Adresse Verwirrung."

In diesem Briefe nennt also Beethoven die Sonate und das arrangierte Quintett Ries gegenüber zum ersten Male; er ging also dem Briefe vom 30. April (richtiger 30. März), den Ries in den Notizen mitteilt (S. 147), voran. Hier folgt er nochmals, da er im Zusammenhang unentbehrlich ist:

„Wien am 30. April 1819.[1])

Mein lieber Ries!

Erst jetzt kann ich Ihr letztes vom 18ten Dezember beantworten. Ihre Theilnahme thut mir wohl. Für jetzt ist es unmöglich, nach London zu kommen, verstrickt in so mancherlei Umstände; aber Gott wird mir beistehen, künftigen Winter sicher nach London zu kommen, wo ich auch die neuen Sinfonien mitbringe. Ich erwarte ehestens den Text zu einem neuen Oratorium, welches ich hier für den Musik-Verein schreibe, welches uns wohl noch in London dienen wird. Thun Sie für mich, was Sie können; denn ich bedarf es. Bestellungen von der philharmonischen Gesellschaft wären mir sehr willkommen gewesen; die Berichte, welche mir unterdessen Neate über das beinahe Mißfallen der drei Ouvertüren geschickt hat, waren mir verdrießlich; jede hat hier in ihrer Art nicht allein gefallen, sondern die in Es- und C-dur sogar großen Eindruck gemacht. Unbegreiflich ist mir das Schicksal dieser Compositionen bei der p. G. Sie werden das arrangirte Quintett und die Sonate schon erhalten haben. Machen Sie nun, daß beide Werke, besonders das Quintett sogleich gestochen werden. Mit der Sonate kann es schon etwas langsamer gehen, doch wünschte ich, daß sie wenigstens innerhalb zwei oder

[1]) Dieses Datum kann (wie schon Thayer und Nohl sahen) nicht richtig sein, weil die beiden folgenden, welche sich wieder auf die Sonate beziehen, vom 16. und 19. April (beide aus Wien) datiert sind; es wird mindestens März heißen müssen, wenn nicht gar Februar. Am 19. April hatte Ries die Sonate schon längere Zeit in Händen, da Beethoven an diesem Tage auf einen Brief von ihm antwortet (Not. S. 150).

längstens drei Monaten erscheine. Ihren von Ihnen erwähnten früheren Brief erhielt ich nicht; daher ich keinen Anstand nahm, beide Werke hier auch zu verschachern, — aber das heißt: bloß für Deutschland. Es wird unterdessen ebenfalls drei Monate, bis die Sonate hier erscheint; nur mit dem Quintett eilen Sie. Ich werde, sobald Sie mir das Geld hier anweisen, eine Schrift für den Verleger als Eigenthümer dieser Werke für England, Schottland, Irland, Frankreich u. s. w. schicken.

Die Tempo's nach Mälzels Metronom bei der Sonate erhalten Sie mit nächster Post.[1]) De Smidt, Courier bei dem Fürsten Paul Esterhazy, hat das Quintett und die Sonate mitgenommen. Mit nächster Gelegenheit erhalten Sie auch mein Porträt, da ich höre, daß Sie es wirklich wünschen.

Leben Sie wohl, halter Sie mich lieb,

Ihren Freund

Beethoven."

Alles Schöne an Ihre schöne Frau!!!
Von mir!!!!!"

Der frühere, undatierte Brief muß demnach früh im Jahre 1819 (Thayer hielt für möglich noch 1818) geschrieben sein, vielleicht im Februar, wo Beethoven den Plan zu einem Sommeraufenthalte schon fassen konnte. Ob Beethoven den Brief von Ries vom 18. Dezember, auf den er antworten wollte, schon hatte, können wir nicht wissen, ist auch hier nicht entscheidend, da ja doch Beethoven in Aussicht stellt, nächstens „mehreres" zu schreiben. Jedenfalls wurde der Stich in London bald in Angriff genommen, wie aus Ries' Mitteilungen zu entnehmen ist.

In Wien wurde die Sonate an die Firma Artaria zum Stich gegeben; er erhielt dafür ein Honorar von 100 Dukaten.[2]) Am 24. Juli 1819 ließ ihm Artaria die Korrektur zugehen.[3]) Am 15. September zeigte sie derselbe in der Wiener Zeitung mit folgenden Worten an: „Indem wir hier alle gewöhnlichen Lobsprüche beseitigen wollen, welche für die Verehrer von Beethovens hohen Kunsttalent ohnedem überflüssig wären, dadurch aber zugleich dem Wunsche des Autors entgegenkommen, so bemerken wir nur in einigen Zeilen, daß dieses Werk sich vor allen andern Schöpfungen dieses Meisters nicht allein durch die reichste und größte Fantasie auszeichnet, sondern daß dasselbe in Rücksicht der künstlerischen Vollendung und des gebundenen Styles gleichsam eine neue Periode in Beethovens Klavierwerken bezeichnen wird."

Die Sonate erschien dann unter dem Titel: „Große Sonate für das Hammerklavier Seiner Kais. Königl. Hoheit und Eminenz, dem Durch-

[1]) Dies geschah durch Brief vom 16. April, Ries Notizen S. 148.
[2]) Nottebohm, handschr. Bemerkung zu Thayers chronol. Verz.
[3]) Schindler I S. 203.

lauchtigsten Hochwürdigsten Herrn Herrn Erzherzog Rudolph von Oesterreich Cardinal und Erzbischoff von Olmütz rc. rc. rc. in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Ludwig van Beethoven." Op. 106.[1]) Bald nach dem Erscheinen (am 1. Oktober) erbat sich Beethoven in einer scherzhaften Zuschrift 6 Exemplare der Sonate und 6 der Variationen über die Schottischen Lieder.[2]) Beethoven zeigte Ries am 10. November das Erscheinen an (s. den Brief bei Ries Notizen S. 152) und wollte ihm ein Exemplar zur Benutzung bei der Korrektur schicken; die englische Ausgabe war also noch nicht fertig.

Diese Sonate Op. 106 war also das eigentliche Hauptwerk des Jahres 1818; sie sollte, wie Beethoven zu Czerny sagte, seine größte werden, und sie ist es geworden, nicht nur dem äußeren Umfange, sondern auch dem inneren Gehalte nach.[3]) Es ist die Arbeit, welche neben kleineren auf den Erwerb gerichteten Arbeiten, unter dem Drucke widriger äußerer Verhältnisse seine Seele ausfüllte, die Arbeit, zu welcher er zurückkehrte, wenn ihm der Druck des Lebens etwas Ruhe verstattete. „Die Sonate ist in drangvollen Umständen geschrieben," schrieb er an Ries (19. April 1819). „Denn es ist hart, beinahe um des Brotes willen zu schreiben, so weit habe ich es nun gebracht." Wenn Lenz (IV S. 31) meint, die Sonate sei „der über die böse Schwägerin und, in ihrer Person, über die Kleinbürgerlichkeit im Leben davongetragene Sieg der künstlerischen Seele," so gibt er ihr doch einen etwas zu kleinlichen Hintergrund. Außer dieser Sorge um den Neffen waren doch noch andere Momente vorhanden, welche sein Gemüt drückten: seine Gehörlosigkeit, seine fortgesetzt leidende Gesundheit, seine

[1]) Die Sonate steht in der Br. u. H. Gesamtausgabe S. 16 Nr. 152. Vgl. Thayer Chronol. Verz. Nr. 215.

[2]) Das Original ist bei Artaria, ich finde den Brief auch in Thayers Materialien, verzichte aber hier auf die Wiedergabe; er findet sich bei Nohl Br. B. Nr. 218. — Unter verschiedenen Ausgaben der Sonate bei Artaria befand sich auch eine mit französischem Titel (Grande Sonate pour le Pianoforte etc.); welche Musikdirektor Steingräber aus Altenburg in einem Briefe an Thayer für die älteste erklärt. Thayer glaubte das durch die Anzeige des Intelligenzblatts der Allg. Mus.-Ztg. vom 1. März 1820 bestätigt zu finden, wo dem französischen Titel beigefügt ist: Edition originale. Das würde bei Beethovens damaligen Grundsätzen sehr auffallend sein. Nach Nottebohm (handschr. Bem. zu Thayers Vz.) bezeugte Herr August Artaria ausdrücklich, daß im Artariaschen Verlag nie eine Ausgabe mit französischem Titel erschienen sei, die Artariasche Ausgabe vielmehr von Anfang an einen deutschen Titel getragen habe. Es kann sich aber um einen in Frankreich geschehenen Nachdruck handeln.

[3]) Außer den früheren und bekannten Besprechungen der Sonaten verweisen wir noch hier auf die Darlegung bei W. Nagel, Beethoven und seine Klaviersonaten, II. S. 254 fg. Der Herausgeber hat erst jüngst (1905) von derselben Kenntnis genommen, als die folgenden Bemerkungen schon in ihrem wesentlichen Bestande für den Druck niedergeschrieben waren.

Vereinsamung und der gestörte Verkehr mit Welt und Publikum, die Unsicherheit seiner äußeren Existenz und die in diesem allen begründete Hemmung in der Verfolgung seiner künstlerischen Absichten. Von diesen trüben Eindrücken durch eine künstlerische Tat sich zu befreien, strebt er, wie durch andere Werke dieser Zeit, so auch durch diese Sonate, die in diesem Sinn ein großes Selbstbekenntnis ist. Und vor wem legt er dieses Bekenntnis zunächst ab?
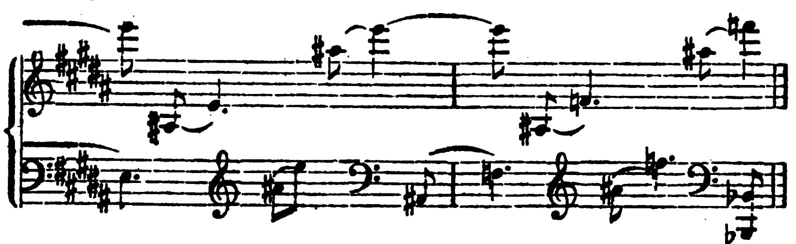
Die Sonate ist dem Erzherzog Rudolph gewidmet und war ihm von Anfang an zugedacht. Wie sehr er diesen Fürsten, trotz mancher unmutigen Äußerung, innerlich verehrte, beweisen alle seine Briefe an ihn, beweist vor allem sein freier Entschluß, zu seiner Inthronisation eine Messe zu schreiben. Unter den Skizzen zum ersten Satze findet sich der Anfang zu einem Liede zu Ehren des Erzherzogs („vivat Rudolphus"), welches weiterhin als Chor behandelt werden sollte; ein Motiv, welches sich hier findet, sieht der Hauptfigur der Sonate sehr ähnlich, wenn es nicht überhaupt für dieselbe bestimmt war. War es das nicht, dann dürfen wir darin mit Nottebohm die Absicht erkennen, die Widmung gleichsam vorwegzunehmen.

Jedenfalls führt uns der erste Satz in den Ausdruck festlicher Freude ein, der Freude über ein Fest, mit welchem es dem Meister hoher Ernst ist und dem er seine beste Kraft widmen will. Mit gebietendem Nachdruck, scharf rhythmisch, in wahrhaft antiker Würde und Festigkeit tritt das Eröffnungsthema auf, und in graziöser Bewegung huldigt ein zartes Gegenthema, bis gleichsam voller Chor den Preis anstimmt; was wir in Erinnerung an die Skizze wohl sagen dürfen. Nachdem das Hauptthema wiedergekehrt ist und nach D geführt hat, beginnt ein lebhaftes Spiel, zum Teil in eilenden Gängen, dann in einem stolzen und festen Thema in G; weitere lebhafte, stellenweise scharf markierte Bewegung führt zum Höhepunkte der festlichen Freude.[1]) Hier senkt der Meister, der all sein frisches und entschiedenes Wollen und Hoffen in das Stück hineinverwebt, zweifelnd und wehmütig die Augen — es ist das überaus innige G dur-Thema S. 57 am Schluß — um sie jedoch bald zu dem langen Triller wieder zu erheben und in voller Kraft zu schließen. Schon hier läßt ein Rückblick den ungemeinen Reichtum der Erfindung in diesem Satze erkennen, die große Zahl selbständiger Motive ist allein schon hinreichend, dem Satze eine mehr wie übliche Ausdehnung zu geben. Diese Motive in schöner Gegensätzlichkeit schließen sich organisch aneinander, ohne daß mit Übergängen und Füllstücken Aufwand gemacht wird; vielleicht wird man gerade darum so

[1]) S. 57 der Ausg. Die kräftigen Akkorde gegen den Takt sind ganz Beethovensch, man denke an die Eroica.

von der Wucht des einzelnen gefangen und erdrückt, weil der Reichtum des Ganzen so erstaunlich ist; die schöne Entwickelung der Stimmungen erschließt sich erst allmählicher Aufnahme. Daß im Durchführungssatze das Thema einer kunstvollen fugierten Behandlung unterliegt, entspricht der gewichtigen Bedeutung dieses Hauptmotivs und Beethovens besonderer Neigung in diesen späteren Jahren. Die weitere Entwickelung des Satzes können wir hier nicht beschreiben,[1]) sondern müssen auf aufmerksames Hören und Studium verweisen. Hervorzuheben ist der Schluß, in dessen kurzer aus dem Thema hervorgewachsenen Figur, das, an die Molltonart erinnernd, gar nicht etwa Trübung und Zweifel, sondern Trotz und ahnende Voraussicht siegreichen Ausgangs atmet. Die vielen schönen Einzelzüge in diesem reichen Stücke, die Kühnheit der Übergänge, die verschiedene Beleuchtung, in welcher er das Hauptthema oder Teile desselben erscheinen läßt, ergänzen sich zu dem Bilde der Kraft und hoher Schaffensfreude; hier haben „drangvolle" Umstände keinen Einfluß geübt. Über die Klaviertechnik sprechen wir nicht besonders, das müssen wir den Meistern des Klavierspiels überlassen, sie ist ja auch nur Mittel zum Zweck, zum Ausdruck der Stimmung. Trotz der Schwierigkeit der Gänge und Läufe, welche alle von thematischem Gehalte erfüllt sind, spielen doch die gewohnten Klavierpassagen eine mehr untergeordnete Rolle, aber an rasches Treffen und Sicherheit des musikalischen Verständnisses werden um so stärkere Anforderungen gestellt; der Spieler muß der Technik Herr sein, musikalisch empfinden und seinen Beethoven kennen; die Bemerkung Reineckes (S. 89), daß Beethoven in den späteren Sonaten gern die äußersten Regionen des Tonsystems benutze, ohne die dadurch entstehende Kluft auszufüllen, was der Klangwirkung nicht günstig ist, findet auch auf diese Sonate Anwendung; Beethoven

[1]) Wir gedenken noch des kurzen schnellen Rückganges zum Hauptthema (S. 60 unten), wo bei dem Übergang aus H dur nach B Beethoven vergessen hat das Ais in A aufzulösen. Deshalb wollte H. von Bülow Ais gespielt wissen, so:



Eine Skizze bei Nottebohm (II B. S. 126) belehrt aber, daß nach Beethovens Absicht A stehen muß. Vgl. Reinecke, Beeth. Claviersonaten S. 88.

hätte vielleicht in früherer Zeit, als er noch seine Sachen selbst am Klavier versuchen konnte, manches anders geschrieben.

Der zweite Satz (Scherzo B dur) ist nicht erheblich ausgedehnter, als die entsprechenden Sätze in anderen Werken, aber doch in seiner Entwickelung und in seinen Bestandteilen ganz eigenartig. Die siebentaktige rhythmische Periode, aus der Wiederholung der eintaktigen Themafigur, gibt dem Ausdruck etwas Unruhiges, Unstetes; wir begleiten den Meister auf einer mühsamen Wanderung zur Höhe, welche erst allmählich festeren Schritt annimmt und in den gewohnten Rhythmus übergeht. In dem Trio (B moll), welches in seiner Fortsetzung kanonisch gebaut ist, ruht er sinnend aus, der Sinn ist aber trübe, unsicher, wenn auch die beiden wiederholt auftretenden (am Anfang des sich wiederholenden Motivs, als Fortsetzung der Schlußnoten des Scherzo), treibenden Noten auf der Tonika ihn aufzurütteln suchen; die Hoffnung auf Erreichung des Zieles ist noch fern. Es entwickelt sich ein unruhiges rasches Zwischenstück, wie zu neuem Aufraffen mahnend, welches in eine kurze Kadenz übergeht; nach kurzem Besinnen[1]) wird das Scherzo wiederholt, etwas belebter durch das Betonen des zweiten Achtels. Sehr sprechend ist am Schlusse, nach den kräftig treibenden Schlußnoten, die kurze Berührung von H moll — ein verlangendes Weiter-Ausschauen — nach welcher in wenigen Takten mit dem Anfangsthema geschlossen wird.[2])

Die Krone des ganzen Werkes ist das Adagio (Fis moll, con molto sentimento), welches gebührend zu schildern, Worte unvermögend sind. Das ist gewiß der ergreifendste Klagegesang, der je für Klavier geschrieben ist; das ist der ganze Mensch, es ist der ganze Beethoven, der hier dem von ihm verehrten Fürsten sein ganzes Innere zeigt. Schon an äußerem Maße übertrifft er alle früheren ähnlichen Sätze; weit ausgespannte, groß angelegte Themen, die voll austönen, geben dem Satze die weitesten Verhältnisse, und dies im vollsten harmonischen Ebenmaße, so daß derselbe nicht aufhört bis ans Ende zu fesseln. All das tiefe Leid, das des Meisters Seele in diesem Jahre in sich aufgenommen, ist hier gesammelt und drängt sich kundzugeben. In vollen Akkorden, doch in gedämpftem Klange (una

[1]) Der kurzen Tremolofigur mit der kleinen Note (ges) hatte Beethoven im Entwurfe ein pp. beigefügt, dasselbe aber im Druck weggelassen. Notteb. S. 132.

[2]) In den Entwürfen hatte Beethoven den eigentümlichen Schluß mit dem Quartsextakkord vermeiden wollen, hat ihn dann aber doch beibehalten; vielleicht hat er damit das Ungewisse, nicht Fertige der Stimmung ausdrücken wollen. „Sehnsucht oder Verlangen. — Befreiung oder Erfüllung" steht innerhalb der Skizzen zu diesem Satze, Notteb. II. B. S. 132.

corda), in sprechender melodischer Führung hebt der Gesang an, Erinnerung an verlorenes Glück klingt hinein, um gleich wieder der trauervollen Wirklichkeit zu weichen. Aus der Klage ringt sich, indem die Dämpfung verschwindet, heißes verlangendes Flehen empor, zuerst verschleiert in tiefer Lage, dann sich höher hebend; warme Trosteshand umfängt ihn, — doch umsonst, nur unruhiger und leidenschaftlicher tritt die Klage wieder auf. Bei der Wiederholung des Themas verwendet er schön die ihm so geläufige Form der Figural-Variation, das scheinbar äußerliche Spiel dient aber hier der tiefsten Innerlichkeit. Der Trost verliert seine Kraft, der Mangel desselben führt zu lautem Hülferufe, immer in Schranken gehalten durch den weisen Kunstverstand des hohen Meisters, der die Schönheitslinie nie verläßt. Wie denn die Ergebung in das Unabänderliche langsam sich vollzieht und in dem Fis dur-Akkord ahnungsvoll ausklingt — auch das kann mit Worten gar nicht beschrieben werden. Gewiß, ein schöneres Adagio für Klavier ist nie geschrieben, und wir haben auch keine Hoffnung, daß je wieder Ähnliches hervortreten werde.

Auf dieses Adagio bezieht sich Beethovens Äußerung in dem Briefe an Ries vom 16. April 1819 (Notizen S. 148), worin er die metronomischen Bezeichnungen für die Sonate mitteilt und die Einschaltung des Anfangstaktes für das Adagio verlangt, a cis, der Terz und Quinte der Tonart. Ries äußert sich darüber (S. 107) sehr entzückt, und in der Tat hebt die Voranstellung der beiden Noten den Eintritt der Melodie ungemein. Aber, was auch Ries anzudeuten scheint, der Gedanke war bei Beethoven gewiß nicht erst im letzten Augenblick entstanden, sondern vorher erwogen worden. Es war Ries offenbar entgangen, daß dieser kurze Gang wiederholt im Verlaufe des Satzes als Begleitung zum ersten Takte des Themas vorkommt; er gehört also organisch zu dem Satze, Beethoven wollte ihn durch die Voraussetzung in seiner Bedeutung klarstellen.[1])

Das große Werk mußte einen seiner würdigen Abschluß erhalten; Beethoven wählte dazu wieder die Fuge, aber in einer Gestalt und Ausdehnung, wie man sie auf dem Klavier wohl kaum je gehört hatte; sie sollte offenbar den Schluß und Gipfelpunkt des ganzen Stimmungsbildes bilden. Als Vorbereitung läßt er ihr ein Largo vorhergehen, unsicher beginnend mit tastenden Gängen auf F, der Dominante der Haupttonart, die zu wechselnden Harmonien führen; charakteristisch für dieselben ist das allmähliche Hinabgehen des Grundtons in einem Terzenzirkel bis D, welches

[1]) Dieses spätere Vorkommen war auch, wie es scheint, von Séroff bemerkt, vgl. Lenz 5. Th. S. 42.

dann zu A führt; aus diesem entwickelt sich dann in mächtigem Ansturm die Haupttonart.[1]) Zwischen mehreren der einzelnen Stufen werden kurze phantasieartige Sätzchen eingemischt; das Ganze erweckt den Eindruck des Tastens und Suchens, der Komponist strebt nach allem Ungemach sich selbst wiederzufinden und bricht nun, da er das Ziel sieht, in helle Befriedigung aus, die zunächst in dem langen Triller ihren bewußten Ausdruck findet. Nun tritt das Thema ein, in welchem der Triller durch das ganze Stück hindurch seine deutlich fühlbare Rolle spielt; es zeigt kräftiges selbstbewußtes Wollen und sieghafte Festigkeit. Er hat diese dreistimmige Fuge, wie er selbst darüber schreibt, con alcune licenze behandelt und bedient sich dieser Freiheit, bei klar erkennbarer Fugenform, in ausgedehnter Weise; die Phantasie soll, wie er ja zu Holz sagte, auch ihr Recht haben. Er läßt schon den Gefährten in etwas unregelmäßiger Weise eintreten, verändert in den Stimmen die Fortsetzungen des Themas und läßt sie überhaupt in einer Ausdehnung der Lagen auftreten, wie sie auch der Klaviersatz nur schwer ermöglicht, wie sie bei einem anderen Instrumente ausgeschlossen wäre. Der Form, der kontrapunktlichen Setzart ist er völlig Herr, aber von der Strenge derselben, die der Theoretiker hier und da vermissen mag, befreit er sich mit Bewußtsein und Absicht. Nichts war thörichter, als das ehemalige Gerede von Beethovens Unvermögen, in diesem Stile zu schreiben. Wenn wir bei näherem Eingehen die Struktur des großen Satzes als klar und wohl geordnet anerkennen müssen, so konnte doch die alte Strenge des Stiles seinen Forderungen an den Ausdruck der Empfindung nicht mehr entsprechen, er mußte suchen, sie mit letzterem in Einklang zu bringen. Er weitet die Form aus und bringt, während er die Grundbewegung festhält, neue Motive, wodurch kleine Zwischensätze entstehen, und moduliert dabei in entlegene Tonarten, aus denen er in bekannter genialer Weise wieder zurückleitet. Da ist die ausdrucksvolle Episode in H moll (S. 88 der N. A.), welche wie eine Mahnung, wie ein Nachlassen der Kraft klingt; die zagende, abgebrochene Figur aus der Sechzehntelbewegung ist dabei besonders sprechend — vielleicht nicht eben anmutend. Einmal (S. 92) wird die Bewegung durch einen kurzen D dur-Satz vollständig unterbrochen, der beruhigt und sicher klingt und sich dem Siege nahe fühlt; das wird noch anschaulicher dadurch, daß das Motiv dieses gleichfalls polyphon gestalteten

[1]) Wir weisen hier auf die Skizze bei Nottebohm II. B. S. 135 hin. Bei dem tiefen A schreibt er hinzu „Orgelpunkt" und notiert einen Triller; hier sollte also ein vorbereitender Ruhepunkt eintreten. In der Ausführung hat er das anders gestaltet.

Sätzchens sich nachher mit dem Fugenthema verbindet. Diese Episoden sind gleichsam retardierende Momente, nach welchen die Herrschaft des Hauptgedankens um so nachdrücklicher sich geltend macht. Die neuen Eintritte des Fugenthemas vollziehen sich organisch und regelmäßig, besonders beherrscht die Trillerfigur desselben den ganzen Satz und bringt überall, wo die Kraft nachzulassen scheint, neue Entschiedenheit. Dazu kommen alle bekannten Künste der Fugenform, Umkehrung des Themas, Verdopplung seiner Notenwerte, Engführungen, Orgelpunkte, wo sogar kurz einmal die vierte Stimme hinzugenommen werden muß; wie überhaupt gegen den Schluß das Auseinanderhalten der Stimmen schwierig ist. Der Schluß mit seiner frischen Bewegung, den wechselnden Trillern, dem pompösen Unisono verbürgt den vollen Sieg der edlen und stolzen Erhebung über alle Störungen des Daseins.

Bei unserer vollen Bewunderung des letzten Satzes in seinen Motiven, der Kunst der Ausgestaltung, der Stimmungsentwicklung im Verhältnis zu den früheren Sätzen dürfen wir aber nun auch unseren Bedenken darüber Ausdruck geben, daß er an dieser Stelle steht. Als polyphoner, also an sich schon schwer aufzufassender Satz ist er, wie wir meinen, zu lang, und der melodische Reiz wird mehrfach zurückgedrängt durch die zwar kunstvolle und strenge, mehrfach aber zu verstandesmäßige Detailarbeit, unter welcher auch der Wohlklang stellenweise gelitten hat. Auch wird das Verständnis erschwert durch das zu ausgedehnte Modulieren in ferne Tonarten. Dazu dann noch die große technische Schwierigkeit; auch für durchgebildetste Künstler dürfte es zu den schwersten Aufgaben gehören, das Stück nicht bloß notenrichtig, sondern auch in der Verflechtung der Stimmen klar zur Darstellung zu bringen; und diese Schwierigkeit teilt sich naturgemäß auch dem Hörer mit und erschwert das Verständnis. Wer von dem Vollgenusse der späteren Werke Beethovens kommt, wird uns kaum widersprechen, wenn wir sagen für seine Eigenart, sein tiefstes Empfinden war die Fugenform nicht der naturgemäße Ausdruck. Es mußte ein Widerstreit entstehen zwischen dem vollen Strom der Empfindung, den er der Regel nach walten läßt, und der strengen Gesetzmäßigkeit der bestimmten polyphonen Form, der er zu genügen strebt. Daher haben seine Arbeiten dieser Art aus späterer Zeit so vielfach etwas Abstraktes, Verstandesmäßiges. Wir bewundern die starke Willenskraft, die zähe Gewissenhaftigkeit, die staunenswerte Kunst, mit welcher er hier arbeitet, meinen aber zu empfinden, daß er die Spur des mühsamen Arbeitens nicht ganz verwischt hat. Wir scheiden von dem Satze, so gut wir seine Bedeutung für das Ganze zu verstehen meinen, und so hell uns die Kunst des Meisters,

die Energie der Tongedanken entgegenleuchtet, doch nicht mit der vollen Erhebung und inneren Erwärmung, die von anderen Sätzen jener Zeit erzeugt wird. Reinecke[1]) wollte es keinem „Nicht-Musiker" glauben, wenn er behaupte, diesen Satz zu lieben; wir fürchten, daß auch manche Musiker ihn nicht so sehr lieben, und er selbst scheint diesem Standpunkte nicht fern zu sein; sonst hätte er doch der wißbegierigen Freundin etwas Belehrendes über den Satz gesagt. So fürchten auch wir keine Versündigung an Beethoven zu begehen, wenn wir unseren Bedenken darüber Ausdruck geben, daß der herrliche Eindruck der früheren Sätze der Sonate durch diesen schwierigen Satz, der auch in seiner Weise scharfe Aufmerksamkeit fordert, gewissermaßen in den Hintergrund gedrängt wird. Beethoven würde ihn in früheren, frischeren Jahren ohne Zweifel anders gestaltet haben, und wir dürfen bedauern, daß er nicht, wie es später bei dem B dur-Quartett geschah, statt dieser hochbedeutsamen Arbeit im polyphonen Stile dem herrlichen Werke einen den übrigen Sätzen entsprechenden Schlußsatz beigegeben hat, der den herrschenden Gedanken mit gleicher Entschiedenheit hätte aussprechen können. —

Gleichzeitig mit der Sonate arbeitete Beethoven an der neunten Symphonie, welche dann aber liegen blieb, als ihn die große Messe vollständig in Anspruch nahm. Skizzen und Bemerkungen[2]) lassen erkennen, daß er zwei Symphonien schreiben wollte, in deren einer auch Singstimmen eintreten sollten; an die Verwendung von Schillers „Freude" dachte er aber damals noch nicht. Diese Sache verfolgen wir an einer anderen Stelle.

---

[1]) Beeth. Claviersonaten S. 89.

[2]) Wir verweisen hier auf Nottebohm II. Beeth. S. 157 fg. Die Skizzen beziehen sich vorzugsweise auf den 1. Satz, teilweise auch auf den 2., dessen Hauptthema aber schon früher (1815) aufgezeichnet war. Eine Bemerkung Beethovens setzen wir nach Nottebohm (S. 163) hierher (nach Nottebohms Annahme aus dem Jahr 1818):

„Adagio Cantique.

Frommer Gesang in einer Sinfonie in den alten Tonarten — Herr Gott Dich loben wir — alleluja — entweder für sich allein oder als Einleitung in eine Fuge. Vielleicht auf diese Weise die ganze 2te Sinfonie charakterisirt, wo alsdann im letzten Stück oder schon im Adagio die Singstimmen eintreten. Die Orchester Violinen etc. werden beim letzten Stück verzehnfacht. Oder das Adagio wird auf gewisse Weise im letzten Stück wiederholt, wobei alsdann erst die Singstimmen nach u. nach eintreten — im Adagio Text griechischer Mithos Cantique ecclesiastique — im Allegro Feier des Bachus" —

Hier ist also noch kein Gedanke an Schillers Ode.

Daß auch die große Messe schon in diesem Jahre begonnen wurde, ist bereits oben nach Schindler mitgeteilt. „Im Spätherbst 1818," erzählt er (I S. 269), „sah ich diese Partitur beginnen, nachdem so eben die Riesen-Sonate in B dur, Op. 106, beendet war." Wie weit Beethoven in diesem Jahre mit der Arbeit vorrückte, kann nach den bisher bekannten Skizzen nicht festgestellt werden; daß das Kyrie begonnen, vielleicht im Entwurf fertiggestellt wurde, darf angenommen werden. Und da er im Jahre 1819 anhaltend am Credo arbeitete, kann auch das Gloria schon im Jahre vorher in Angriff genommen worden sein. Auch auf dieses Werk haben wir noch im Zusammenhange zurückzukommen.

Im Anschlusse an die Erwähnung dieses Werkes fügen wir eine Stelle aus dem mehrerwähnten Tagebuche ein, welche nach der Umgebung, in welcher sie steht, in diesen Mödlinger Sommer gehört:

„Um wahre Kirchenmusik zu schreiben — — alle Kirchenchoräle der Mönche [als] durchgehen [er] auch zu suchen, wie die Absätze in richtigsten Uebersetzungen nebst vollkommener Prosodie aller christkatholischen Psalmen u. Gesänge überhaupt.

Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens Deiner Kunst. O Gott über alles! Denn die ewige Vorsicht lenkt allwissend das Glück oder Unglück sterblicher Menschen.

„Es sind ja den Menschen nur wenige Tage beschieden."

„Wer nur grausam denkt und grausame Handlungen ausübt
Diesen wünschen alle so lange er lebet nur Unglück!
Und noch selbst im Tode wird sein Gedächtnis verabscheut.
Aber wer edel denkt und edle Handlungen ausübt
Dessen würdigen Ruhm verbreiten die Fremdlinge weithin
Ueber die Menschen auf Erden und jeder segnet den Guten."

Homus [sic].[1])

„Gelassen will ich mich also allen Veränderungen unterwerfen und nur auf Deine unwandelbare Güte o Gott! mein einziges Vertrauen setzen. Dein Unwandelbarer Diener soll sich meine Seele erfreuen. Sei mein Fels, mein Licht, ewig meine Zuversicht!"

Mitten zwischen den Skizzen zur B dur-Sonate begegnen Ansätze zu Vokalkompositionen, wie sie auf den Wanderungen bei Mödling entstanden sein werden; darunter einige Takte zu Goethes „Haidenröslein", welches er noch mehrmals in Angriff nahm, um dann schließlich für dieses Lied Fr. Schubert die Palme zu überlassen.[2]) Dann begegnet ein kurzes

[1]) So in meiner Abschrift. Vgl. Homer, Odyss. XIX. 329. Beethoven hat also die Odyssee fleißig gelesen.

[2]) Nottebohm II. B. S. 137, 474, 576. Von Interesse ist die Wahrnehmung, daß Beethoven das Lied in der Molltonart beginnen lassen wollte.

Klavierstück in B dur, welches als Beilage der Berliner musikal. Zeitung vom 8. Dezember 1824 erschien, mit der Überschrift „Auf Aufforderung geschrieben Nachmittags am 14. August 1818 von Beethoven.“ Weiter wird dort gesagt, Beethoven habe das Stück „für eine ihm fremde Dame auf deren dringendes Bitten geschrieben.“ Diese Dame war nach Marx[1]) die Pianistin Sczimanowska, für deren Stammbuch das Stück bestimmt war. Das kleine Stück, welches Beethoven wie immer vorher entwarf,[2]) trägt durchaus den Charakter des Gelegenheitsstücks, überrascht aber auch in der knappen Form durch kühne Modulation und sprechende Motive, und birgt mehr Gehalt, als man bei seiner Kürze und Anspruchslosigkeit erwartet; ein Nebengedanke eines gleichzeitig mit hohen Plänen beschäftigten Geistes. Bei Schlesinger ist es dann seltsamerweise als Dernière pensée musicale herausgegeben.[3])

Die musikalisch gehobene Stimmung in der Zeit, da er in Mödling an der Sonate schrieb, spricht auch aus den Motiven, die er „auf dem Wege Abends zwischen den und auf den Bergen“ zu frommen und ernsten Texten niederschrieb.[4]) Eine setzen wir hierher:



Wenn Beethoven sich in einem Briefe an Hauschka (oben S. 100) klagend darüber aussprach, daß er „in Klüften und Thälern“ umherwandelnd so viel um des Geldes willen „schmieren“ müsse, um Ruhe zu erhalten zu einem großen Werke, so darf darauf hingewiesen werden, daß auch in diesem Jahr die Arbeiten für Thomson in Edinburgh ihren Fortgang nahmen, wie aus den im Anhange mitgeteilten Briefen hervorgeht.[5]) Thomsons V. Band, der alle die bekannten Schottischen Lieder Op. 108 enthält,[6]) erschien in diesem Jahre; sein Inhalt kann also als 1818 komponiert nicht

---

[1]) Beethoven, 4. Aufl. I. S. 76.

[2]) Nottebohm II B. S. 137.

[3]) In der Gesamtausgabe steht es S. 25 (Supplement) Nr. 301. Vgl. Thayers Chron. Verz. Nr. 212. Die erste Ausgabe hat die Tempo-Bezeichnung „ziemlich lebhaft“. In der Haslinger Rudolfinischen Sammlung trägt es die Überschrift: Andante pour le Pianoforte.

[4]) Nottebohm, a. a. O. S. 137.

[5]) Anh. V zu diesem Bande.

[6]) Drei derselben, Nr. 1, 15, 16 erschienen nochmals in dem VI. 1841 herausgekommenen Bande.

in Anspruch genommen werden; die von Thomson herausgegebenen irischen und wallisischen Lieder stammen ohnehin aus den früheren Jahren. Dagegen dürften die meisten der in Bd. VI von Thomson herausgegebenen, sowie mehrere der in der 1822—24 veranstalteten Oktavausgabe erschienenen in dieser Zeit bearbeitet sein, wenn auch das Jahr nicht genau festzustellen ist. In den zuletzt entstandenen Liedern scheint Beethoven mit Vorliebe mehrstimmige Bearbeitung gewählt zu haben.

Trotz der starken Betonung des Geldverdienstes in dem Briefe an Thomson sieht man doch bei näherer Prüfung, daß Beethoven mit ganzer Liebe und Aufwendung seines künstlerischen Vermögens an dieser Arbeit war. Er schätzt, wie er schreibt, die schottische Nation und ihre Nationalmelodien; er ist eifrig besorgt, den ihm übersandten Melodien die richtige melodische Gestalt in angemessener Tonart zu geben, erbittet sich die Texte, wenn möglich in Prosa, um die richtige Stimmung zu erkennen und auszudrücken, und erfindet, nachdem er sich in dieselbe versenkt hat, die Begleitung nach Harmonie und Bewegung ganz selbständig; hier ist er ganz der eigenartige Komponist, wie wir ihn kennen, besonders in den aus dem Charakter der Melodien heraus erfundenen Vor- und Nachspielen, wo denn auch die Instrumente feinsinnig und ihrer Natur entsprechend, ohne sich vorzudrängen, behandelt sind. Überall wird die Melodie und die Gesamtstimmung ihrem Charakter nach ins rechte Licht gestellt und gehoben; Beethoven hat sich in den eigentümlichen, mehrfach trüben und melancholischen Charakter dieser schottischen Weisen ganz eingelebt, während er auch den mehr heiteren, wozu namentlich die wallisischen Melodien gehören, gerecht zu werden sucht. Es sind durchweg ganz selbständige, echt Beethovensche Gebilde, man vergißt mitunter ganz, daß die zu grunde liegenden Melodien nicht von ihm sind; er lebt ganz in ihnen, die Mittel, sie zu höherer Bedeutung zu heben, konnte nur Beethoven so erfinden und beherrschen. Wir können das hier nicht ins einzelne verfolgen, diese Seite von Beethovens Tätigkeit, wenn er sie auch nur in fremdem Auftrage und aus äußeren Rücksichten aufgenommen hatte, verdiente wohl eine eingehende, monographische Behandlung, zumal jetzt der größte Teil des Bestandes in der neuen Gesamtausgabe vorliegt; im Rahmen unserer gegenwärtigen Arbeit können wir das jetzt nicht unternehmen.[1]) Beethoven hatte Interesse

[1]) Br. u. H. G. A. S. 24. Dort möchten namentlich die Lieder unter Nr. 260 in diese Zeit gehören. Wegen der Zeitbestimmung verweisen wir auf Thayers chron. Verz. Nr. 176 fg. Bei einer etwaigen neuen Bearbeitung dieses Verzeichnisses würden auch Nottebohms handschriftliche Bemerkungen zu berücksichtigen sein.

an der Arbeit gewonnen und wollte eine Sammlung von Volksliedern verschiedener Nationen (Chansons de divers Nations) herausgeben, doch wollte Thomson auf den Gedanken nicht eingehen.[1]) Doch hat er noch eine ziemliche Zahl solcher Arbeiten gemacht, von welchen nach Thayers Meinung noch manche aufzufinden sein werden. Eine Anzahl (12) hat Espagne nach den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Autographen 1860 herausgegeben,[2]) darunter zwei italienische, ein venetianisches und O sanctissima, 3 stimmig gesetzt. Manche dieser Volkslieder können in der Zeit, in welcher wir stehen, bearbeitet sein; wir erfahren, daß er noch 1821 diese Arbeit verfolgte. Eines dürfen wir bedauern: daß es ihm versagt blieb, in den Born des eigenen vaterländischen Volksliedes herabzusteigen; ihn reizte das Fremdartige. Doch schickt er 1820 Simrock zwei österreichische Volkslieder und schreibt dazu „ich denke eine Volkslieder Jagd ist besser als eine Menschen-Jagd der so gepriesenen Helden". (Nohl N. Br. Nr. 232.) Jenes blieb Brahms vorbehalten. —

Der Bearbeitung der Lieder sind noch die Variationen beizufügen, welche Beethoven in diesem und dem folgenden Jahre teils über Themen aus diesen Liedern, teils über andere volksmäßige Motive schrieb und für Klavier allein oder mit Flöte oder Violine als Op. 105 und 107 erscheinen ließ. Der Gedanke daran war schon 1816 von Birchall in London angeregt worden; auf Beethovens hohe Forderung wollte aber der englische Verleger nicht eingehen, und auch, nachdem die Forderung ermäßigt worden war, wurde nichts aus der Sache. Nun bot er am 21. Februar 1818 (vgl. Anh.) Thomson 12 Ouvertüren[3]) für 140 Dukaten und 12 Themen mit Variationen für 100 Dukaten an, oder wenn er beides zusammen oder gleichzeitig haben wolle, das Ganze für 224 Dukaten. Die 12 Themen wurden an Thomson geschickt und von ihm auch herausgegeben.[4]) Er komponierte im ganzen 16 Themen mit Variationen und gab sie in zwei Samm-

[1]) Vgl. Thayers chron. Verz. Nr. 177.

[2]) In der Br. u. H. Gesamtausgabe S. 24 Nr. 259. Vgl. dazu den Aufsatz Thayers in der Deutschen Musikzeitung 1861 S. 372, Espagnes Erwiderung S. 394 und Thayers Replik S. 413.

[3]) Sicherlich sind hier nicht große Ouvertüren gemeint, sondern Einleitungsstücke zu Gruppen von Gesängen. Thomson hatte früher von Beigabe „charakteristischer Symphonien" zu Anfang und Ende jedes Liedes gesprochen, vgl. den oben erwähnten Art. von Thayer. Wir können darüber nicht urteilen, da die Ouvertüren nicht geschrieben wurden.

[4]) Thayer, chron. Verz. Nr. 218.

lungen heraus, die erste (6 enthaltend) als Op. 105 1819 bei Artaria in Wien,[1]) die zweite (10 Themen) 1820 als Op. 107 bei Simrock in Bonn.[2])

Die Arbeit hing mit der Beschäftigung mit ausländischen, vorzugsweise schottischen Volksweisen (dem Worte schottisch gab Beethoven eine ziemlich weite Ausdehnung) eng zusammen; er gesellte ihnen noch einige andere (z. B. zwei Tiroler Melodien) hinzu.[3]) Diese Variationen sind im ganzen wenig bekannt geworden; auch die über Beethoven geschrieben haben, wissen über dieselben wenig oder nichts zu sagen.[4]) Und doch verdienen sie nicht übersehen zu werden. Das alte Geschick im Figurieren des Themas, in der Bildung neuer Motive im Anschlusse an dasselbe, im Gestalten einheitlicher kleiner Gebilde bewährt sich, wie man erwarten kann, auch hier; nur ist alles knapper, wie es die größere Zahl der zu bearbeitenden Melodien mit sich bringt, und es strömt nicht so unmittelbar aus dem Vollen; man merkt mehr den reflektierenden, mit Bewußtsein sich zurückhaltenden Künstler. Wer dem nun eine triviale Deutung geben will, mag sagen, Beethoven habe sie des Verdienstes wegen geschrieben, und kann sich dafür auf Beethovens eigenes Zeugnis berufen. Davon ist aber noch ein weiter Schritt bis zu der Behauptung, er habe sie darum mit weniger Sorgfalt und Anteil geschrieben. Er hat sie ebenso wie andere Werke skizziert und war keineswegs in kurzer Zeit mit ihnen fertig. Er will vor allem den Gehalt der Melodie zu klarer Anschauung bringen und hat es gar nicht auf besondere Künste und Wirkungen abgesehen; wer tiefe seelische Eindrücke, wie in den großen gleichzeitigen Werken, vermißt, dem kann in Beethovens Sinne einfach geantwortet werden, daß hier eben die Liedmelodien wirken sollen und nichts anderes. Die Weise des späteren Beethoven empfinden wir mehrfach in dem Figurenwerk und den kühnen Harmoniefolgen; man

[1]) Nach der bei Artaria befindlichen Quittung erhielt er für dieselben 50 Dukaten nach Nottebohms handschr. Bemerkung zu Thayers Verz. Nr. 217.

[2]) Beide Sammlungen in der Br. u. H. Gesamtausgabe S. 14 Nr. 113—119.

[3]) 10 derselben findet man in den Liedern mit Klavier, Violine und Violoncell: Op. 105, 1 = Br. u. H. S. 24, 263 Nr. 3 (wallisisch); Op. 105 4—6 unter den irischen 262, 6; 258, 6; 261, 12; Op. 107, 2, 8—10 unter den schottischen Op. 108 Nr. 7, 17, 11, 22; Op. 107, 4 unter den irischen Br. u. H. 258, 4; Op. 107, 6 unter den wallisischen 263, 11; außerdem finden sich zwei russische Melodien (Op. 107, 3, 7), letzteres die bekannte Weise „Schöne Minka", 2 Tiroler (Op. 107, 2, 5), ein österreichisches (Op. 105, 3) und noch ein schottisches (Op. 105, 2).

[4]) Wenn Lenz (krit. Kat. IV S. 29. 53) dieselben interesselos und unbedeutend nennt und meint, sie seien viel früher entstanden, so zeigt er ebenso mangelndes Verständnis wie Unkenntnis der Tatsachen.

beachte z. B. den Schluß von Var. 3 in Op. 105, 4; auch im übrigen wird man den Geschmack und die Sorgsamkeit des Meisters nicht verkennen. Die Klaviertechnik berührt sich mehrfach mit gleichzeitigen Werken, z. B. der Sonate Op. 109; ungewöhnliche Schwierigkeiten sind nicht geboten, aber saubere Ausführung wird verlangt. Man sollte aufhören, dieses Werk mit Geringschätzung beiseite liegen zu lassen.

Von Werken, die in diesem Jahre zur Veröffentlichung kamen, ist nicht viel hinzuzufügen. Am 1. Juni 1818 erschien der schon erwähnte V. Band der Thomsonschen Ausgabe der Lieder; nach seinen Worten in der Vorrede the fifth Volume of Select Scottish Melodies with Symphonies and Accompaniments to each Melody for the Pianoforte, Violin and Violoncello composed by Haydn and Beethoven.[1])

Außerdem wurde das Lied „Resignation“ (S. o. S. 75) in diesem Jahre (31. März) veröffentlicht als Beilage der Wiener Modenzeitung.

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1819.

Der Neffe. Die Konversationsbücher. Hochzeitslied. Mödling. Zelter. Das Bild Schimons.

Die Geschichte des Jahres 1819 eröffnen wir zweckmäßig mit dem Neujahrsbriefe an Erzherzog Rudolf.[2])

„Am 1. Jänner 1819.

Alles was man nur in einem Wunsche zusammenfassen kann, was nur ersprießlich genannt werden kann, Heil, Glück, Segen ist in meinem Wunsche an dem heutigen Tage dargebracht für J. K. H. enthalten. Möchte nun auch mein Wunsch für mich auch huldreich von J. K. H. aufgenommen werden, nämlich: daß ich mich der Gnade J. K. H. ferner zu erfreuen habe. — Ein schreckliches Ereigniß hat sich vor kurzem in meinen Familien-Verhältnissen zugetragen, wo ich einige Zeit alle Besinnung verloren habe, und diesem ist es nur zuzuschreiben, daß ich nicht schon selbst bei J. K. H. gewesen, noch daß ich Auskunft gegeben habe über die meisterhaften Variationen meines hochverehrten erhabenen Schülers und Musen-Günstlings. Meinen Dank für diese Ueberraschung und Gnade, womit ich beehrt bin worden, wage ich weder mündlich noch schriftlich auszudrücken, da ich zu tief stehe, auch wenn ich wollte oder es noch so heiß wünschte, Gleiches mit Gleichem zu ver-

---

[1]) So nach Thayer, Verz. 176, nach dessen Angabe 4 von Haydn, die übrigen von Beethoven bearbeitet sind.

[2]) Köchel Nr. 38 S. 43.

gelten. Möge der Himmel meine Wünsche für die Gesundheit J. K. H. noch besonders wohl aufnehmen und erhören. In einigen Tägen hoffe ich das mir gesendete Meisterstück von J. K. H. selbst zu hören, und nichts kann mir erfreulicher sein, als dazu beizutragen, daß J. K. H. den schon bereiteten Platz für Hochdieselbe auf dem Parnasse baldigst einnehmen."

Das schreckliche Ereignis, welches sich in Beethovens Familienverhältnissen zugetragen und von dem er dem Erzherzog gegenüber spricht, kennen wir. Ein kleiner Knabe von 12 Jahren war von seinem Onkel zu seiner nachsichtigen Mutter weggelaufen, die er zeitweilig Monate lang nicht hatte sehen dürfen, obwohl beide in derselben Stadt wohnten. Konnte man wohl etwas anderes erwarten, als daß dieses dann und wann geschah?, was hätte man von dem Herzen des Kindes denken sollen, wenn es nicht geschah? und wenn es geschah, — welcher andere, wenn es nicht Beethoven war, konnte bei einem unter den Umständen so natürlichen Vergehen mehr als eine vorübergehende Störung seines Gleichmuts empfinden? Für ihn war es ein schreckliches Ereignis, welches ihm für einige Zeit alle Besinnung raubte. Kein Mensch von einigem Zartgefühl kann die Erzählung ohne das lebhafteste Mitgefühl für Beethoven lesen, nicht als wenn der kindische Einfall des Knaben an sich selbst ein schweres Mißgeschick gewesen wäre, sondern weil der dadurch verursachte Schmerz des Onkels ein so wahrer und heftiger war.[1]) Der Brief gibt uns Veranlassung, den Fortgang dieses Prozesses in diesem Jahre zu verfolgen; es ist ganz gut, diese an sich unerquickliche Erzählung nur in Unterbrechungen zu geben.

An der Wahrheit der Behauptung der Mutter, daß sie den Knaben durch Vermittelung der Polizei zurücksandte, ist kein Grund zu zweifeln; das war offenbar das Klügste, was sie tun konnte, um so mehr, als sie und ihre Ratgeber in diesem Zwischenfalle einen erwünschten Anlaß fanden, ihr Gesuch um Unterbringung des Knaben in dem K. K. Konvikt zu erneuern. Dieses Gesuch, verbunden mit Hotschevars langem Schreiben und den begleitenden Dokumenten hatte, wie wir sahen, zu der Frage geführt, ob Beethoven berechtigt war, seine Sache vor dem Landrecht, dem Gerichtshofe des Adels, verhandeln zu lassen; die Frage wurde verneint und so die ganze Angelegenheit an den städtischen Magistrat überwiesen.

An dieser Stelle scheinen (nach Thayer) einige amtliche Daten zu fehlen; der Magistrat scheint gleich nach Beginn des neuen Jahres die einstweilige Suspension Beethovens von der Vormundschaft verfügt zu haben, so daß der Knabe für einige Wochen bei der Mutter war. Am 10. Januar

[1]) Wir geben die vorstehende Betrachtung aus Thayers Entwürfen.

schreibt Fanny Giannatasio in ihr Tagebuch: „Was uns Müller von Beethoven erzählte, schmerzte mich sehr. Die Böse hat es endlich so weit gebracht, über ihn zu triumphieren. Er ist der Vormundschaft entsetzt und der bösartige Sohn kehrt zu dem Grunde der Bosheit zurück. Ich denke mir Beethovens Schmerz. Seit gestern Abends soll er ganz allein sein, beim essen ganz abgetrennt von beiden. Er sollte doch wissen, daß sich Karl zur Mutter freut, es würde ihm eben den Schmerz der Trennung doch erleichtern." [1]) Weiter ergeben die von Thayer gesammelten Materialien folgendes. Am 7. Januar 1819 forderte der Magistrat Ludwig van Beethoven (welcher noch in der Gärtnergasse wohnte) mit dem Knaben, der Schwägerin, Hotschevar und den Kurator Dr. Schönauer auf den 11. Januar vor. Es fehlt die Nachricht, was infolgedessen beschlossen wurde. Die Schärfe der Angriffe, welche Hotschevar zu Gunsten der Witwe gegen ihn gerichtet hatte, verbunden mit der Auslassung des Pastors Fröhlich, nötigten Beethoven zu einer Antwort, welche wir im Anhange mitteilen, [2]) da sie zur Einfügung in den Text zu ausführlich ist. Ein Brief an den Magistratsbeamten Dr. Tschiska, welcher auf seine Eingabe Bezug nimmt, wird hier passend seine Stelle finden. [3])

„An den Registraturs Dr. [Dir.?] des Wiener Magistrats
Hrn Franz Tschiska."

Euer Wohlgeboren!

Es muß mir wenigstens daran liegen in keinem falschen Lichte zu erscheinen, daher meine hier übergebene Schrift so weitläufig. Was die künftige Erziehung anbelangt, so bin ich äußerst froh für die jetzige bestmögligst gesorgt zu haben, so daß die zukünftige schon darin einverstanden ist. Erfordert aber das Wohl meines Neffens eine Veränderung, so bin ich der Erste, der sie nicht allein in Vorschlag, sondern auch in Ausführung bringen wird.

---

[1]) Hier waltet ein Mißverständnis insofern ob, als es sich nicht um eine Enthebung von der Vormundschaft handelt, sondern nur um vorläufige Suspendierung; Beethoven behielt noch Einfluß auf die Erziehung und legte später die Vormundschaft vorübergehend freiwillig nieder. Wir sehen aber aus Fannys Worten, wie auch warme persönliche Verehrer ihm nicht völlig beistimmten.

[2]) Vgl. Anh. 5. Beethovens Schreiben ist vom 1. Februar 1818 datiert, was irrtümlich ist, da der Knabe damals erst das Institut von Giannatasio verließ und der Prozeß noch nicht schwebte.

[3]) Der Brief in zwei Abschriften (nach O. Jahn und Ambros) in Thayers Nachlaß. Der Besitzer, Ambros, hatte ihn 1855 in der Bohemia abgedruckt, vermutete aber unrichtig das Jahr 1817 für die Abfassung (Nohl Br. B. S. 149). Nohl druckt den Brief Br. B. Nr. 154 ab. Nach seiner späteren Angabe (Beeth. III S. 851) konnte er nicht an Tschischka (so schreibt Ambros) sein, da dieser erst 1828 in diese Stelle kam. Das kann ich gegenwärtig nicht aufklären; ich muß mich für jetzt an die mir vorliegenden Abschriften halten.

Kein Vormund aus irgend einem Interesse bin ich nicht, aber ich will meinem Namen durch meinen Neffen ein neues Denkmal stiften, ich brauche meinen Neffen nicht, aber er braucht mich. Geklatsch, Verläumdungen sind unter der Würde eines sich erhebenden Mannes! was soll man sagen, wenn sich d. g. sogar bis auf die Wäsche erstreckt!?!?

Ich könnte sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im Mindesten vom Rechten zu entfernen, in diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen u. man wird mich nicht wanken machen. Einer großen Verantwortung würde man sich aussetzen meinen Neffen gänzlich von mir abziehen zu wollen, moralische und selbst politische Folgen müßten hieraus erwachsen für meinen Neffen. Ich empfehle Ihnen und lege Ihnen sein Wohl ans Herz. Mich müssen meine Handlungen empfehlen um seinetwillen nicht um meinetwillen.

sehr beschäftigt und dabei etwas unpäßlich wird mir meine Schrift bei der Eingabe nachsicht erwecken.

Mit Hochachtung
ihr Ergebenster
Beethoven."

Man sieht, die Energie seines Willens und die Überzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Handelns war nicht beeinträchtigt.

Zunächst behielt er noch — das einzelne erfahren wir nicht — die Verfügung über die weitere Erziehung, da sie ihm nicht gerichtlich abgesprochen, noch weniger einem anderen zugesprochen war. Wie aus den Magistratsakten und seiner eigenen Eingabe hervorgeht, ließ er den Neffen nicht in die öffentliche Schule zurückkehren, sondern nahm ihm einen Privatlehrer, in dessen Begleitung er ihn seine Studien in einem Institute von Joseph Kudlich[1]) fortsetzen ließ; diesem spendete er großes Lob. Neben dem Hauptunterrichte erhielt er noch Unterricht im Französischen, im Zeichnen und in der Musik; für den Religionsunterricht war ein Geistlicher gewonnen. Dieser Zustand blieb jedenfalls bis Ende März, als Beethoven die Erklärung abgab, daß er die Vormundschaft niederlege. Darauf ist mutmaßlich seitens des Magistrats hingewirkt worden; man kann sich denken, daß man ihm in schonender Weise die Möglichkeit ließ, das freiwillig zu tun, was nach der Ansicht des Magistrats doch geschehen mußte. Der Knabe befand sich damals tatsächlich bei der Mutter. Beethoven überließ, wie die Akten sagen, die Erziehung jetzt „ganz dem Kudlich",[2]) und es lag ihm jetzt ob, einen Vormund statt seiner oder neben sich vorzuschlagen. Die Unterhaltungen zeigen, daß diese Fragen, was mit dem Knaben geschehen

[1]) Landstraße, Erdberggasse 91.

[2]) Vorübergehend muß der Knabe auch bei Kudlich gewohnt haben, wenn ich eine Stelle im K. B. richtig deute.

und wer Vormund werden solle, mit seinen Freunden eifrig verhandelt wurden, welche anscheinend mit Beethovens Unschlüssigkeit zu kämpfen hatten; da wird auch der Gedanke, den Knaben ganz von Wien wegzugeben, erörtert und der Name Sailer genannt. „Es kömmt darauf an," schreibt Bernard auf, „einen Mann zum Vormund zu wählen, der Ihr ganzes Vertrauen sowohl in moralischer, als pädagogischer Hinsicht besitzt. und mit dem Sie immer in freundlichem Verhältnisse wegen dieser Angelegenheit bleiben könnten. Da Kudlich besser auf Karl wirkt als Giannatasio, so halte ich dafür, daß es vorzüglicher sei, wenn Sie Niemand weiter finden, der ganz entsprechend wäre. — Es ist für Sie freilich äußerst beschwerlich."[1]) Beethoven scheint Bedenken zu haben, der ihm befreundete Magistratsrat Tuscher war ihm jedenfalls lieber; auch der Gedanke, den Knaben zu Sailer in Landshut zu geben,, war ihm nahe gelegt. Weiter schreibt Bernard: „Wenn Sie zu einiger Ruhe gelangen wollen, so halte ich es für gut, daß Sie einen Vormund nennen, so wie Sie gestern Willens waren. Sollte es aber angehen, daß der Knabe zum Seiler nach Landshut kann gebracht werden, so wäre es freilich noch besser, da Sie insofern alle Beruhigung haben könnten, indem Sie ihn in den besten Händen wüßten. — Wenn Sie auch Tuscher zum Mitvormund haben, so ändert sich in Ihrer Lage dadurch doch nichts, indem Ihnen immer alle Sorgen überlassen bleiben. Vielleicht könnte Tuscher mit Kudlich zugleich die Vormundschaft unternehmen, was auch sehr vortheilhaft sein könnte. — Es bleibt ohnehin alles wie bisher, wenn Sie [ihn] auch fortschicken, bis eine Veränderung eintritt, bleibt er ja ohnehin bei Kudlich. — So lange Sie Vormund sind, und Karl hier bleibt, haben Sie nicht nur alle Sorgen wie bisher, sondern auch immerfort mit seiner Mutter u. ihren Intriguen zu kämpfen. Lassen Sie Karl nur vorläufig wieder zu Kudlich bringen, indessen kann die Sache in Ordnung gebracht werden."[2]) Beethoven scheint hier einen Zweifel zu äußern, ob Tuscher bereit sein würde. Bernard fährt fort: „Vielleicht würde er leichter zu bewegen sein, wenn noch ein Mitvormund wie Kudlich ernannt würde. — Es ist auch nicht nöthig, daß bis Morgen alles beendigt ist. Wenn wir morgen früh zu Omeyer gehen u. dann zu Tuscher u. zu

[1]) Da die Erklärung des Magistrats über die Wahl Tuschers vom 26. März datiert ist, fand diese Unterhaltung vorher statt.

[2]) In der Tat war der Knabe in der folgenden Zeit, vielleicht bis in Beethovens Mödlinger Aufenthalt hinein, bei Kudlich. — Während der gegenwärtigen Verhandlungen war er bei der Mutter. Auch Kudlich wird verpflichtet, eine Kommunikation mit der Mutter nicht zuzulassen.

Rudlich, so können wir schon ins Reine kommen mit dem, was für das Beste erkannt werden wird.“ Tuscher ließ sich auch, wenn wir in den folgenden Unterhaltungen seine Hand erkennen dürfen, nur mit einigem Bedenken bestimmen; er sah die Schwierigkeiten voraus. Die Entscheidung des Magistrats fiel dann dahin aus, daß auf Beethovens Vorschlag der Magistratsrat Matthias von Tuscher als Vormund des Knaben bestellt wurde.[1]) Ihm wurde aufgetragen, daß er seinen damaligen „bei der Mutter Johanna v. Beethoven befindlichen Mündel“ zur Erziehung und Unterricht an einen anderen Ort und unter gehörige Aufsicht bringe, auch sich rücksichtlich des Antrags der Mutter und des Hotschevar, daß der Knabe noch vor Ablauf des zweiten Schulsemesters in ein öffentliches Erziehungsinstitut gebracht werde, gutachtlich darüber äußere, daß Beethoven zu den Kosten ferner beitragen wolle und die Beträge aus der Pension der Mutter und den Zinsen des für Karl hinterlegten Geldes verwendet werden können. Tuscher vertrat entschieden die Ansicht, daß der Knabe eine Zeitlang weggebracht werden müsse und war mit der Unterbringung bei dem Professor Sailer in Landshut, nachdem er von diesem Plane Kenntnis erhalten, einverstanden.[2]) Dazu bedurfte es nun der Einwilligung des Magistrats und der Polizei-Hofstelle, sowie eines Passes; erst nach Erlangung des letzteren solle, meint ein Ratgeber (Bach), Tuscher unterrichtet werden. Er müsse davon wissen, bevor die Mutter Schritte tue, die auch schon „einen Canal“ gefunden habe, mit Tuscher zu verhandeln. Die Einzelnheiten der Besprechungen dieser Sache können wir nicht verfolgen, zumal alle Schritte zu nichts führten. Wir führen also nur kurz an, daß Beethoven bei der Stadthauptmannschaft um einen Paß für seinen Mündel auf zwei Jahre nachsuchte, und diese (23. April) bei dem Magistrat anfragte, ob dagegen ein Anstand zu erheben sei. Der Magistrat sprach sich gegen eine Unterbringung im Auslande aus, vernahm dann aber noch den Vormund Tuscher darüber, ob er nicht selbst von dem Antrage abstehen und ein inländisches Institut namhaft machen wolle. Tuscher aber blieb bei dem Antrage und

[1]) Der Auszug aus den Akten über diesen Beschluß trägt das Datum des 26. März. — Auf Tuschers Ersuchen war der Abschiedsgesang (S. 25 Nr. 273) im Jahre 1814 geschrieben.

[2]) Das ist der ruhmvoll bekannte spätere Bischof Sailer in Regensburg; mit Interesse hören wir, daß er ein Bewunderer Beethovens war. Beethoven hatte lange Bedenken, war aber schließlich mit den Ratschlägen einverstanden. In seinen Notizen merkte er, unter vielen Büchertiteln, sich mehrere Schriften Sailers an. —

Wir wollen noch anführen, daß außer Landshut auch einmal Ingolstadt genannt wurde, wo Verwandte wohnten. Von solchen wissen wir gar nichts.

hob die großen Hoffnungen hervor, die er gerade auf die Erziehung Sailers setze, welcher „aus Verehrung der Talente des Tonkünstlers Beethoven aus besonderen Rücksichten an diesen gebunden“ sei und seinen Pflegebefohlenen die strengste Obhut und Aufsicht schenken könne, „was bei diesem äußerst listigen und in jeder Art der Verschmitztheit exzellirenden Knaben von größtem Belange ist.“ Der Magistrat erkannte in seiner Antwort an die Stadthauptmannschaft (7. Mai) die Notwendigkeit an, den Sohn dem Einflusse der Mutter zu entziehen, findet aber die Entfernung ins Ausland darum nicht nötig, gegen welche auch die Mutter protestiert und der Kurator des Mündels, Dr. Schönauer, sich erklärt hatte. So wurde der Paß verweigert. Die Urteilslosigkeit und Engherzigkeit des Wiener Magistrats zeigt sich in voller Klarheit; jeder mußte sehen, wenn er unbefangen war, welches Glück die Entfernung des Knaben und die Übergabe an Sailer gewesen wäre. Er stand unter dem Einflusse der Mutter und Hotschevars.

Beethoven tat noch einen weiteren Schritt und suchte durch Vermittelung des Erzherzogs Rudolf Hülfe bei der höchsten Stelle in folgendem Briefe:[1])

„Ich bitte um die Gnade, Se. Kaiserl. Hoheit den Erzherzog Ludwig mit folgenden Umständen bekannt zu machen. J. K. H. werden sich erinnern, wie ich von der nöthigen Entfernung meines Neffen von hier seiner Mutter wegen gesprochen. Ich hatte mir vorgenommen, S. K. H. dem Erzherzog Ludwig deswegen eine Bittschrift einzureichen; bis jetzt hat sich aber noch gar kein Hinderniß dagegen eingefunden, indem alle Behörden, wodurch diese Sache gehen muß, dafür sind, worunter die Hauptbehörden sind: die Polizei-Hofstelle, die Obervormundschaft, so wie auch der Vormund, welche alle gänzlich mit mir übereinstimmen, daß für das moralische Wohl meines Neffen nichts zweckmäßiger sein kann, als die weitmöglichste Entfernung von seiner Mutter; auch ist alles für die Ausbildung meines Neffen in Landshut so gut berathen, indem der würdige berühmte Professor Sailer darüber die Oberaufsicht führt, was die Erziehung meines Neffen betrifft, ich auch noch einige Verwandte dort habe, daß gar nicht zu zweifeln, daß nicht das gewünschteste Resultat für meinen Neffen daraus hervorgehen sollte. Da wie gesagt ich noch kein Hinderniß gefunden, habe ich auch S. K. H. dem Erzherzog Ludwig noch nicht im mindesten beschwerlich fallen wollen; allein wie ich höre, will die Mutter meines Neffen sich zur Audienz bei S. K. H. dem Erzherzog Ludwig begeben, um dagegen zu wirken. Es wird ihr auf Verleumdungen aller Art gar nicht hart ankommen gegen mich, allein ich hoffe, sie werden alle leicht durch meinen öffentlich anerkannten moralischen Charakter widerlegt sein, und ich darf wohl selbst hierin um das Zeugniß J. K. H. bei Sr. Kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Ludwig für mich, ohne zu fürchten an-

[1]) S. Köchel Nr. 41.

suchen. Was es für eine Beschaffenheit mit der Mutter meines Neffen hat, ist daraus zu ersehen, daß sie von den Gerichten ganz unfähig erklärt worden ist, irgend eine Vormundschaft über ihren Sohn zu führen. Was sie alles angestiftet, um ihr armes Kind selbst zu verderben, kann nur ihrer Verdorbenheit beigemessen werden; daher denn auch von allen Seiten die Uebereinstimmung in dieser Sache, das Kind von hier gänzlich ihrem Einfluß zu entziehen. — Dieses ist die Natur und Unnatur dieser Angelegenheit, ich bitte daher J. K. H. um Ihre Fürsprache bei Sr. K. H. dem Erzherzog Ludwig, daß Sie den Verleumdungen dieser Mutter, welche ihr Kind in den Abgrund stürzen würde, woraus es nicht mehr zu retten, nicht Gehör geben. Die Gerechtigkeit, welche jeder Parthei in unserm gerechten Oesterreich widerfährt, schließt auch sie nicht davon aus; aber eben diese Gerechtigkeit schlägt auch alle ihre Gegenvorstellungen zu Boden. — Eine religiöse Ansicht in Ansicht des 4. Gebothes ist hauptsächlich mit, was auch die Richter bestimmt, den Sohn so weit als möglich zu entfernen; der schwere Stand des Erziehers eben gegen dieses Geboth nicht anzustoßen, und die Nothwendigkeit daß der Sohn niemals müsse können dazu verleitet werden, dagegen zu fehlen oder zu verstoßen, ist gewiß zu beachten. — An Schonung, Großmuth, diese unnatürliche Mutter zu bessern hat es nie gefehlt, jedoch vergebens. — Sollte es nöthig sein, so werde ich Sr. K. Hoheit dem Erzherzog Ludwig einen Vortrag darüber abstatten, wo ich bei der Fürsprache meines Gnädigsten Herrn des Erzherzogs Rudolf K. H. gewiß Gerechtigkeit erwarten darf."

Der Brief trägt kein Datum, muß aber dem Inhalte nach in diese Zeit gehören, mutmaßlich in den Mai 1819. Auch dieser Schritt war nicht von Erfolg begleitet.

Die Pläne, Karl nach auswärts zu bringen, waren vereitelt und aufgegeben; was sollte nun weiter geschehen? Beethoven, mit großen Arbeiten beschäftigt, wollte die Sommermonate wieder in Mödling zubringen, wohin er am 12. Mai abreiste. Für Karls Unterricht mußte gesorgt werden; die Ereignisse des vorigen Jahres, das Fehlschlagen des Versuches, ihn in Mödling unterrichten zu lassen, konnten eine Wiederholung daselbst nicht wünschenswert machen.[1]) Er empfand jetzt, wie vorteilhaft es sei, den Knaben bei den vortrefflichen Giannatasios zu wissen, und bat den Vater Giannatasio, ihn bis zu weiterer Verfügung wieder aufzunehmen. Das konnte aber nicht geschehen, ohne den Interessen der Schule ein zu großes Opfer zuzumuten. Am 17. Juni fuhr die Familie selbst zu Beethoven nach Mödling hinaus, um ihn von der Ablehnung des Vaters in Kenntnis zu setzen. „So wehe es uns that B. etwas zu verweigern," schreibt Fanny,

[1]) Die innere Erregung Beethovens klingt noch aus dem Briefe an Ries vom 25. Mai heraus. „Ich war derweilen mit solchen Sorgen behaftet wie mein Leben noch nicht; und zwar durch zu übertriebene Wohlthaten gegen andere Menschen."

„so bin ich doch von der Notwendigkeit so überzeugt und daß hier nichts von unserer Seite mehr zu nützen, im Gegentheil uns zu[m] schaden, daß es mir so lieber ist." So wurde denn nun der Neffe am 22. Juni in das Institut von Joseph Blöchlinger gegeben.[1]) Herr Claudius Artaria, einer der Lehrer an demselben (1821—24), erinnerte sich in späteren Jahren, daß Karl einer der ältesten Schüler war, „von Natur aus talentvoll und etwas eingebildet als Neffe von Beethoven." Einige Male sah er dort auch die Mutter, aber sein Gedächtnis bewahrte nichts von besonderem Interesse hinsichtlich dieser Besuche.

Es sei hier bemerkt, daß der Knabe in der ersten Zeit hier unter der festen Regelmäßigkeit ganz gut gedieh und einen günstigen Eindruck machte. Im Dezember 1819, um das schon hier vorwegzunehmen, schreibt eine unbekannte Hand[2]) ins Konv.-Buch:

„Es ist schon viel gewonnen, daß der Knabe nun wieder in Ordnung mit den öffentlichen Studien ist. Auch scheint mir Plöchlinger wenn gleich nicht sehr genialisch doch gut zu sein. — Die öffentliche Schuleinrichtung legt ihm Fesseln an. — — Ihr Neffe sieht gut aus. schöne Augen — Anmuth, eine sprechende Physiognomie und treffliche Haltung. Nur 2 Jahre möcht ich ihn erziehn. — — Er ist immer gegenwärtig, und so kann sie nicht schädlich werden. Ist aber einverstanden, daß sie den Knaben verdirbt. — Wenn die Vormundschaft ausschließlich bei Ihnen ist, dann bestimmen Sie, und er wird folgen. — Ihre Ansichten sind vortrefflich aber mit einer erbärmlichen Welt nicht immer vereinbar. — Wenn alle Leute nur Ihre Liebe für Ihren Neffen verstehn und würdigen könnten." —

Später heißt es einmal (diesmal sicher Peters): „scheint besser als bei Jeannastasio." —[3]) Über den Ausfall der Prüfung wird ihm Günstiges berichtet. „Diese Woche," schreibt jemand, vielleicht Schindler, „gehe ich wieder zu Blöchlinger, er wird sich gewiß viel Mühe geben, weil es ihm zu gleicher Zeit Ehre macht, einen talentvollen Knaben in seiner Bildung zu fördern."

---

[1]) Diese Knabenschule befand sich damals in der Josephstadt, Kaiserstraße 26 im Chotekschen Hause. Fanny Giannatasio lernte später Frau v. Blöchlinger kennen und gewann von ihr keinen guten Eindruck (Tag. 8. März 1824). „Nein diese Frau verdient ihren Mann nicht, auch weiß sie das Glück gar nicht zu schätzen ihn zu besitzen, was die Worte genugsam bedeuten, daß sie auf ihr Geschäft nicht geheirathet hätte, wenn sie gewußt wie hart es wäre." Schindler sagt einmal (K. B. von 1823) von Blöchlinger im Gegensatz zu Giannatasio, „es sei mehr Ruhe und System in seiner Erziehung".

[2]) Peters?

[3]) Am Schlusse des betr. Buches erscheint Schindler mit den Worten: „daß der Hofrath Peters viel zusammenschwatzt, ist wahr; aber er meint es doch gut mit Ihnen."

Die vorerwähnten Ereignisse hatten die weitere Folge, daß der erst kurz vorher zum Vormund gewählte Magistratsrat Tuscher, da er seine Machtlosigkeit gegenüber seinen Magistratskollegen einsah, etwas Gutes durchzuführen und deshalb mit der Sache nichts mehr zu tun haben wollte, am 5. Juli um Enthebung von der „in jeder Hinsicht lästigen und beschwerlichen Vormundschaft" bat, „da sowohl die Menge der Amtsgeschäfte, als auch mehrere andere Gründe ihm nicht erlaubten, derselben weiter vorzustehen." Das hat ihm Beethoven sehr übel genommen, er wurde nun auch vorübergehend Gegenstand sehr abfälliger Beurteilung. Gleichzeitig zeigte Beethoven dem Magistrat an, daß er auf Grund des Testaments die Vormundschaft wieder übernehme und den Knaben in das Erziehungsinstitut von Blöchlinger gegeben habe. In dem Briefe an den Erzherzog vom 15. Juli[1]) spricht er von den „fortdauernden Verdrießlichkeiten in Ansehung meines beinah gänzlich moralisch zu Grund gerichteten Neffen." —

„Ich selbst mußte Anfangs dieser Woche wieder die Vormundschaft antreten, indem der andere Vormund niedergelegt, und sich vieles hat zu Schulden kommen lassen, weßwegen er mich um Verzeihung gebethen; auch der Referent hat das Referat abgegeben, weil man ihn, indem er für die gute Sache sich interessirte, für partheiisch ausgeschrien hat. Und so dauert diese Verwirrung immer ohne Ende fort, und keine Hilfe kein Trost! Alles, was ich gebaut, wie vom Winde weggeweht! Auch der jetzige Inhaber eines Instituts ein Schüler Pestalozzi's, wohin ich meinen Neffen gegeben, ist der Meinung, daß es schwer wird werden, für ihn und meinen armen Neffen einen erwünschten Endzweck zu erreichen. — Er ist ebenfalls aber der Meinung, daß nichts ersprießlicher sein könne, als Entfernung meines Neffen ins Ausland."

Dem neuen Erzieher gegenüber trat Beethoven als ausschließlicher Vormund auf, wie folgender, ersichtlich an Blöchlinger geschriebene Brief zeigt.[2])

„Mödling am 14ten
Septbr
1819

mit 85 fl. w. w.

Ich habe die Ehre, ihnen den Betrag für den künftigen Monath, welcher am 22ten Septbr anfängt, zu senden, lege hiebey noch 20 fl:, welche für unvorhergesehene Ausg. sind, bey, u. welche sie nur am 22. Octbr gütigst verrechnen wollen — Nur folgende Individuen haben freyen Zutritt zu meinem Neffen, H. v. Bernard, H. v. Oliva, H. v. Piuk, Referent.[1])

[1]) Köchel Nr. 40.

[2]) Thayer erhielt denselben 1866 von Dr. Schebek in Prag. — Es steht bereits bei Nohl Br. B. Nr. 218, der auch den Adressaten richtig erkannte.

[1]) Franz Xaver Piuk, Magistratsrat.

Außerdem werde ich jedesmahl, demjenigen, welcher bey meinem Neffen zu thun hat, dieses Ihnen durch selben schriftlich anzeigen laßen, wo sie aber alsdann die Gefälligkeit haben, ihn auch zu ihm zu laßen, denn der Weg zu Ihnen ist weit, u. es ist ohnehin Gefälligkeit gegen mich, wenn jemand mir dieses zu Liebe thut, wie z. B. der Hr: Bruch Maschinist etc etc — aus dem Hause darf mein Neffe niemals außer Meiner schriftlichen Vorweisung — hieraus ist dann auch deutlich, wie es mit der Mutter zu halten — ich bestehe darauf, daß aufs Strengste dies befolgt wird, was die Obrigk. u. ich hierin angeordnet, Ew. W. G. sind zu neu in diesen Verhältnissen so sehr mir auch ihre sonstigen Verdienste einleuchten, als hierin eigenmächtig handeln zu können, wie es schon geschehen, Leichtgläubigkeit bringt hier nur Verwirrung hervor u. das Resultat Hievon möchte im̃erhin mehr wider als für sie zeugen, welches ich zu ihrer Ehre nicht wünsche — ich höre mein Neffe bedarf oder wünscht Mehreres von mir, er hat sich deshalb an mich zu wenden, sie haben nur die Güte, seine Briefe allenfalls an Hr. Steiner u. Compag: in der Steinerschen Kunsthandlung auf'm Graben, im pater noster Gäßel zu besorgen. —

ihr

ergebener

L. v. Beethoven

ausschließlicher Vormund meines

Neffen K. v. Beethoven."

Die Ausgaben hiebey werden jedesmal vergütet werden.

Ob der Magistrat von dem neuen Verhältnisse gleich in Kenntnis gesetzt war, ob die Mutter wieder neue Schritte tat, wissen wir nicht; nach der letzten Erklärung Beethovens hatte er die Sache einstweilen so belassen, jetzt glaubte er als Obervormundschaftsgericht den ihm bekannten Reibungen ein Ziel setzen und zu dem Zweck die ganze Art der bisherigen Erziehung näher untersuchen zu sollen. Er glaubte auf Grund dieser Untersuchung erkannt zu haben, „was für Launen des Beethoven der Knabe bisher blosgestellt war, wie er aus einem Erziehungsinstitute in das andere, wie ein Ball hin- und hergeworfen wurde." So verfügte er denn am 17. September,[1]) daß Tuscher seinem Ansuchen zufolge von der Vormundschaft enthoben werde, dieselbe aber auch Beethoven nicht mehr anvertraut werden sollte, sondern der Mutter als gesetzlicher Vormünderin belassen und ihr ein rechtlicher Mann als Mitvormund beigegeben werde. Dazu wurde der Stadtsequester Leopold Nußböck bestimmt. Dagegen protestierte nun

[1]) In den Auszügen aus den Akten finde ich daneben das Datum des 17. April, welches aber unrichtig sein muß, da damals Tuscher noch Vormund und der Knabe noch nicht bei Blöchlinger war.

wieder Beethoven in einem Schreiben an den Magistrat, welches dieser am 31. Oktober erhielt.[1]) Darin sagt er, er habe gegen diese Ernennung eines Vertreters nichts eingewendet, da er „einer Geschäftsreise wegen" einige Zeit abwesend gewesen,[2]) jetzt aber bleibe er wieder beständig in Wien und übernehme die Vormundschaft wieder, da dies für das Wohl des Knaben unbedingt erforderlich sei, für dessen Erziehung die Mutter nicht sorgen könne. Er bat daher dem Stadtsequester Nußböck die interimistische Vormundschaft wieder abzunehmen und dieselbe ihm wieder zu übertragen." Zu derselben Zeit richtete er (23. Okt.) ein längeres Schreiben an seinen jetzigen Rechtsbeistand Dr. Bach,[3]) aus welchen wir entnehmen, daß auch die Mutter wieder eine Eingabe gemacht hatte, und setzte in diesem die ganze Sachlage dem neuen Rechtsfreunde, um ihn genau zu unterrichten, auseinander; er richtet scharfe Anklagen gegen die Mutter und protestiert gegen ihre Verleumdungen; bezüglich seiner Moralität und des „Gewäsches von Olmütz" werde ihm der Herzog gleich ein Zeugnis ausstellen können.[4]) Er erklärt dann alleiniger Vormund sein zu wollen; auch müsse die Mutter von dem Umgange mit ihrem Sohn im Institut ausgeschlossen sein, „weil für ihre Unmoralität nicht genug Wächter dort sein können;" bei ihm selbst könne sie den Sohn zuweilen in Gegenwart des Erziehers und anderer ausgezeichneter Menschen sehen; sein Betragen gegen sie werde nicht minder edel sein, wie gegen ihren Sohn. Man müsse das Appellationsgericht zur Vormundschaftsbehörde zu erhalten suchen [das wird also schon ins Auge gefaßt], „da ich meinen Neffen unter eine höhere Kategorie gebracht, so gehört weder er noch ich nicht an den M. [Magistrat] indem unter eine solche Vorm. nur Wirthe, Schuster und Schneider gehören." Es ist dann von

---

[1]) Dieses Schreiben, vielleicht von Bach redigiert, von Beethoven nur unterschrieben, ist gedruckt bei Nohl Br. B. Nr. 221.

[2]) Von einer solchen Geschäftsreise Beethovens wissen wir nichts, sondern nur von seiner Abwesenheit in Mödling. Vielleicht liegt ein Irrtum des Redaktors vor. Das Schreiben geben wir im Anhang.

[3]) Den Brief gab C. F. P. (Pohl) in der Wiener musikal. Rundschau vom 10. März 1886 heraus, nach ihm Frimmel Neue Beethov. S. 116, dann Nohl (Mosaik S. 326) und jetzt nochmals Kalischer (N. B. Br. S. 166.) Unter diesen Umständen werden wir wohl hier von einer vollständigen Wiedergabe absehen dürfen, so wichtig er für die Beurteilung von Beethovens Intentionen auch sein mag.

[4]) Wie es scheint, wurde gegen Beethoven angeführt, er müsse jetzt die meiste Zeit beim Erzherzog in Olmütz sein. Beethoven macht geltend, der Erzherzog werde im Jahre höchstens 6 Wochen dort zubringen. Vgl. Kal. S. 170.

seinem jetzigen und zukünftigen Unterhalt die Rede; außer dem übrigen liegen von ihm selbst [Beethoven] 4000 fl. in Silber in der Bank, „da er mich ganz erbt, so gehören sie zu seinem Capital, sie sehen daß bei seinem großen Talent, welches freilich beim v. M. [Magistrat] gar nicht in anschlag kommt, da er nicht gleich den Nährstand ergreifen kann, überflüssig für ihn schon jetzt, im Falle ich früher sterben würde gesorgt ist." Das Testament sei nicht günstig für den Sohn gewesen, die Landrechte hätten bestimmt, daß der Sohn nie bei der Mutter sein solle, er habe deshalb alles so billig wie möglich gemacht, obschon sie schon bei der Inventur in Verdacht geriet bei den L. R. Unterschleife gemacht zu haben, „mir war nur um seine Seele zu thun, daher überließ man ihr den ganzen Nachlaß jure crediti, ohne zu untersuchen, ob die angegebenen schulden ihre Richtigkeit hätten;" er fügt hier wieder Daten hinzu, klagt über die großen Kosten, die ihm der Neffe verursache, „was ich daher erhalten für die Erziehung ist bald berechnet von 1818 im Mai angefangen, nun habe ich seit 9 Monathen keinen Heller von der Pension erhalten, da sie selbe mit Fleiß nicht abholt, in dem Wahn mich dadurch in Verlegenheit zu setzen, da ich selbe nicht eher empfangen kann, bis Sie sie selbst abholt, so habe ich immer noch obendrein ein halbes Jahr zu wenig" — er sei sich trotz aller Schikanen und Hindernisse immer gleich geblieben, habe auch dem Erzieher geschrieben, daß er fortfahre für den Neffen zu sorgen. Er verdiene nicht nur Vormund zu sein, sondern den Vaternamen, „um so mehr, da ich seinem unglücklichen Vater durch Seine abscheuliche Ehegattin mehrere Jahre durch meine reichlichen Unterstützungen das Leben rettete und verlängerte —", er entschuldigt dann seine Weitläufigkeit, er habe (wie Cicero) keine Zeit gehabt kurz zu sein. In einer Nachschrift beschuldigt er die Mutter, sie wolle den Sohn bei sich haben, um die Pension ganz genießen zu können, er habe sich Raths erholt, ob er ihr die Hälfte der Pension überlasse und sie aus seiner Tasche ersetzen solle, „das Resultat war nein,[1]) da sie das Geld nur zu schlecht anbringen würde, ich habe daher beschlossen mit der Zeit diese Summe meinem Neffen rückzulegen übrigens sehn sie hier noch, wie unvernünftig der M.(agistrat) handelt, meinen Neffen gänzlich von mir losreißen zu wollen da, wenn sie stirbt, der Knabe diesen Theil der Pension verliert und ohne meine Hülfe u. unterstützung höchst dürftig fortkommen könnte."

---

[1]) So verbessert Nohl wohl richtig; die erste Veröffentlichung in der Mus. Rundschau hat mein.

Wenige Tage nachher, am 27. Oktober, richtete er einen weiteren Brief an Bach.[1])

„Euer Wohlgebohrn!

Ohnehin war ich ihnen noch einen Nachtrag schuldig — die Hälfte der Pension von der M.(utter) beträgt jährl. 166 fl. 40 kr. in K. M. [Konventionsmünze] von den 2000 fl. die interessen-Coupons machen halbjährl. 27 fl. K. M. — früher vor 1816 bis 1818 hatte ich gar keinen Beitrag, übrigens sehen sie das aus den Beilagen, daß es Schuldigkeit der Mutter ist wegen dem ganzen Nachlaß jure crediti und nichts weniger als eine Begünstigung gegen ihren Sohn oder mich betrachtet werden kann — mein Neffe im Institut (vorher war es viel theurer) kostet mir für das nöthigste oder was man jahresgeld heißt 900 fl. m. Kleidung etc. noch Meistern außerordentlich welche bis jetzt da der Schneideroberst[2]) nicht möglich war auf wenigstens 1300 fl. W. W. — einige Rechnungen werden sich finden, welche ihnen alles noch deutlicher machen — da es auffallend ist, daß es nun beinahe 9 Monathe ist, daß die Frau v. B. ihre Pension nicht abholte, so glaube ich daß dieses im Zusammenhange mit dieser Kabal und ränkvollen[3]) [?] sei. ich schickte deshalb gestern einen Bogen vom verflossenen halben Jahr an die Kasse welche es auch bezahlen wollte, allein die Liquidatur bemerkte, daß die Wittwe ihre Pension noch nicht behoben habe, daher auch an den Hr. Vormund nicht bezahlt werden könnte, u. schrieb daher auf den Pensionsbogen die schon geschehene Anweisung für ungültig. Ich glaube daher, daß es nöthig uns vorzusehen, u. daß sie alle gerichtlichen Mittel, welche uns, diese mir von rechtswegen zugehörige Hälfte der Pension zusichern, sogleich ohne Verzug anwenden, ich glaube sogleich Beschlag auf ihre Pension, welche sie jetzt u. für die Zukunft zu erhalten hat, zu legen, sei das sicherste, allein eilig u. schleunig, denn wir haben, wie sie sehen mit schlechten Menschen zu thun —"[4])

Diese Briefe gewähren uns große Hochachtung von den hohen und edlen Absichten des Meisters, lassen aber auch erkennen, wie leidenschaftlich er die Sache behandelte. Es war gewiß ein Glück für ihn, jetzt in Dr. Bach einen kundigen und besonnenen Ratgeber zu haben, der ihn verstand.

In den mir aus Thayers Nachlaß vorliegenden Akten findet sich zunächst nur ein kurzer Beschluß des Magistrats vom 4. November, daß Beethoven auf den Bescheid vom 17. September zu verweisen sei. Beethoven richtete dagegen noch eine „geziemende" Vorstellung, wie wir seinem Rekurs entnehmen; es wurde noch weiter verhandelt, wobei auch die eventuelle

---

[1]) Derselbe ist an derselben Stelle, wie der vorige bereits gedruckt.

[2]) So im ersten Druck. Nohl druckt: „bei der Schneiderobervormundschaft", ob aus eigener Vermutung sagt er nicht. Beides ist gleich unverständlich.

[3]) Hier setzt Nohl „Obervormundschaft" hinzu, wie es scheint ganz willkürlich.

[4]) Hier bricht das Manuskript ab.

Mitvormundschaft des Rates **Peters** schon zur Sprache kam. Im Dezember schreibt **Bernard** im Konversationsbuch:

„Der Magistrat hat blos zu Protokoll genommen, was vorgetragen worden ist, und wird jetzt Sitzung halten, um darüber zu entscheiden. — Es ist schon angenommen, daß Sie die Vormundschaft haben sollen, mit Zuziehung eines 2ten. Da gegen Peters nichts einzuwenden ist, so wird die Sache keine Schwierigkeit haben. — — Die Sache wird nach Ihrem Wunsche in Ordnung kommen und meine Wenigkeit wird den H. Blöchlinger behandeln. Die Mutter darf nicht ohne Ihre Gegenwart in das Institut, 4 mal des Jahres ist schon genug — Auch der Vormund nicht? — Der Magistrat hat sich schön compromittirt."

Bach scheint zu raten, die Mutter als Mitvormünderin zuzulassen. In der Konversation schreibt er: „als Mitvormünderin habe sie eigentlich nichts zu dominiren, sondern blos die Ehre an der Vormundschaft Theil zu nehmen. Sie bleibt eine bloße Figurantin." In den Konversationen ist nicht deutlich zu unterscheiden, welche von den Verhandlungen sich schon auf die Appellation beziehen, worüber ja der Magistrat zu berichten hatte; bei einigen scheint dies der Fall zu sein.

Von Seiten des Magistrats wurde Beethovens Gesuch wiederum abgelehnt; das Dekret darüber findet sich nicht bei den Akten; es war, wie sich aus dem Dekrete des Appellationsgerichts ergibt, vom 20. Dezember. Dabei ließ es aber Beethoven nicht bewenden; er reichte nunmehr, wiederum durch Vermittlung Bachs, ein Rekursgesuch beim Appellationsgericht ein. Dieser Schritt gab der Sache eine andere Wendung; da die weitere Entwickelung aber dem folgenden Jahre angehört, so nehmen wir gern Veranlassung, die unerquickliche Erzählung an dieser Stelle zu unterbrechen. Die näheren Belege zu dem im obigen Mitgeteilten wird man in den im Anhange (III) enthaltenen Dokumenten finden.

Wenige Abschnitte in Schindlers Biographie enthalten ein größeres Maß von Verwirrung und Mißverständnissen, als die, welche sich mit den gerichtlichen Verhandlungen wegen dieser Vormundschaft beschäftigen. Dieselben entspringen keineswegs irgend einem Mangel an dem ehrlichen Wunsche, die genaue Wahrheit mitzuteilen, sondern einfach seiner alten Gedächtnisschwäche und der Unvollständigkeit der ihm zu Gebote stehenden offiziellen Angaben. Man kann, eine einzige Ausnahme vielleicht abgerechnet, seine Irrtümer füglich mit Stillschweigen übergehen, während man gern das von ihm annimmt, was der Sache entspricht und das sonst Überlieferte bestätigt oder ergänzt. I. S. 257 schreibt er:

„Dort [beim Magistrat] war für Beethoven nur dann ersprießliches zu erreichen möglich, wenn er seinen Vertreter verabschiedet, und eine ganz andere Persönlichkeit dem Gegner gegenüberstellt. Seine Wahl fiel auf Dr. Johann Baptist Bach, der eben in die Reihe der Hof- und Gerichts-Advokaten getreten und als Gegner von seinen Collegen gefürchtet war, ein Mann von vielseitiger Bildung, obendrein ein selbst ausübender Musikfreund, der vornehmlich im Quartett als Violoncellist mehr als Dilettantisches geleistet hat."

In der Tat gehörte Dr. Bach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Wien zu den vornehm, gerecht und edel gesinnten Juristen und Anwälten der Hauptstadt, von denen auch der allgemein verehrte und beliebte Dr. Leopold Sonnleithner ein so leuchtendes Beispiel war. Bach hatte bis zu seinem 38. Lebensjahre in untergeordneten Stellungen gedient; am 28. Januar 1817 legte er den Eid als Advokat ab und eröffnete eine eigene Kanzlei. Der Zeitpunkt, in welchem Beethoven von Adlersburg Abstand nahm und Bach zu seinem Rechtsbeistand machte, lassen folgende Bemerkungen Schindlers (I. S. 258) erkennen.

„Zur Zeit, als Dr. Bach die Leitung des Prozesses in die Hand genommen, waren die Dinge bereits ganz verfahren, Beethoven von Führung der Vormundschaft suspendirt (auf den vorgeblichen Grund seiner Schwerhörigkeit), und ein Interimsvormund in der Person eines magistratischen Beamten, des Stadt-Sequesters Nußböck, aufgestellt; zum Überfluß hatte der Magistrat in seiner vielbelobten Weisheit die von der Klägerin beanspruchten Rechte hinsichtlich der Erziehung ihres Sohnes, mit gänzlicher Umgehung des obergerichtlichen Urtheils, anerkannt und dekretirt, daß ihr der Knabe zurückzugeben sei."

Wir können noch beifügen, daß schon in der Angelegenheit des Passes (oben S. 140 f.) Bach zu den Ratgebern Beethovens gehörte. Schindler hatte einige Seiten vorher (S. 231) geschrieben:

„Schon 1816 sah er sich in Verhältnisse verwickelt, die ihm viele Schreibereien verursachten. Dr. Bach, in dessen Canzlei ich täglich einige Stunden gearbeitet, empfahl ihm alles mir anzuvertrauen. Ich wurde Beethovens Geheimsecretär — ohne Gehalt. Dieses Verhältniß führte bald andere herbei. Ueberhaupt, ihm nach Kräften gefällig zu sein, zählte ich von jener Zeit bis zu seinem Hinscheiden zu meinen Pflichten. Darin war nur gegen Ende seines Lebens eine Störung eingetreten, von welcher am geeigneten Orte der Grund angegeben werden wird."

Den chronologischen Widerspruch (1816 statt 1819) wird man nach dem früher Erzählten leicht berichtigen; Bach hatte ja auch damals seine Kanzlei noch nicht eröffnet. Im übrigen liefert uns Schindler selbst die Angaben, welche, verbunden mit den offiziellen Dokumenten über den Prozeß,

die Zeit bestimmen, in welcher er „Geheimsekretär ohne Gehalt“ wurde, und von welcher ab seine Mitteilungen im allgemeinen als persönlicher Beobachtung oder unmittelbarer Kenntnis entsprungen und ehrlich beabsichtigt zu betrachten sind, wenngleich dieselben aus Gründen, welche wir nicht zu wiederholen brauchen, immer einer strengen Prüfung unterworfen werden müssen. Ein auffallendes Beispiel gehört gerade hieher. Schindler schreibt (S. 262):

„Der titellose Beethoven figurirte in den Akten dieses Processes blos als Compositeur. Als Dr. Bach die Leitung in die Hand genommen, erklärte er: sein Client müsse von nun an als Capellmeister auftreten, weil die Herrn Magistratsräthe zumeist Böotier seien, daher ein Compositeur ihnen so viel als nichts gelte; in Oestreich müsse überhaupt Jeder mit irgend einem Amtstitel beim Untergericht auftreten, wolle er beachtet sein — —. Vergebens sträubte sich Beethoven gegen Annahme des Capellmeister-Titels, weil er besorgte, man könne, wie zuvor die Vorlage eines Adelsdiploms, nun ein Anstellungsdecret als Ausweis verlangen; allein der, Land und Leute kennende Advocat sah über diesen Scrupel hinweg und erhob ohne weiters den so wenig bedeutenden Compositeur zum Capellmeister ‚in partibus infidelium‘, wie der Meister diese seine Erhebung spöttisch definirt hat. Auf allen von Dr. Bach signirten Actenstücke figurirt Beethoven als ‚Capellmeister und Compositeur‘. Nach dem erwünschten Ausgange äußerte Bach scherzweise, es sei derselbe nur die nothwendige Wirkung dieses Titels.“

Die Behauptung Schindlers, Bach habe den Titel Kapellmeister eingeführt, geht zu weit; drei Jahre vorher, am 28. November 1815, hatte das Landrecht bereits die Vormundschaft über den Knaben übertragen an „L. van Beethoven (K.K. Kapellmeister und Musikcompositeur), wohnhaft u. s. w.“ Um hinsichtlich des Beginnes der ganz nahen Beziehungen Schindlers zu Beethoven nicht allzuweit fehl zu gehen, sei daran erinnert, daß in den Konversationen der Zeit von Ende 1819 bis in 1820 immer noch Oliva als Beethovens Faktotum erscheint, der erst 1820 Wien verließ. —

An dieser Stelle seien einige Bemerkungen gestattet über eine neue damals ins Entstehen tretende Quelle unserer Kenntnis, nämlich die Konversationsbücher.[1]) Schindler schreibt in der Niederrheinischen Musikzeitung (1854 Nr. 28):

„Für mündliche Konversation war Beethovens Gehör schon im Laufe von 1818, selbst mit Hülfe der Sprachrohre, zu schwach, und mußte von da an zur Schrift Zuflucht genommen werden. Nur allein im Verkehr mit dem Erzherzog Rudolph, und zwar seines weichen Sprachtons wegen, vermochte das kleinste seiner Sprachrohre noch mehrere Jahre hindurch gute Dienste zu leisten.“

[1]) Das Folgende ist eine Erörterung Thayers, dessen Entwürfe aber auch sonst für dieses Jahr benutzt sind.

Daß er im stande war, teils durchs Ohr und teils durchs Auge die Richtigkeit der Darstellung seiner Musik zu beurteilen, erwähnt Schindler dort ebenfalls, und diese Tatsache ist auch uns aus manchen anderen Quellen, selbst bis zu seinem letzten Lebensjahre, bekannt. Als nun nach Beethovens Tode diejenigen von seinen Manuskripten und Papieren, welche man für verkäuflich hielt, ausgesondert worden waren, blieben eine Anzahl von Briefen und Dokumenten und die Konversationsbücher in den Händen v. Breunings. Der Wert der musikalischen Handschriften, wie er damals abgeschätzt wurde, und der Preis, welcher bei der Versteigerung erzielt wurde, läßt erkennen, für wie außerordentlich wertlos aus dem pekuniären Gesichtspunkt die andere Sammlung galt; da dieselbe jedoch für einen künftigen Biographen wichtig sein konnte und es deshalb angezeigt erscheinen durfte, sie aufzubewahren, außerdem als eine kleine Belohnung an Schindler für seine großen Opfer und die wertvollen Dienste, welche er Beethoven in diesen letzten Monaten geleistet hatte, gab sie Breuning an Schindler ab; er war ja als Vormund des abwesenden Neffen der einzige, der einen solchen Dank abstatten konnte. Die Konversationsbücher, wenn man sie nur äußerlich als solche zählt, nämlich jene, welche nur aus einem oder zwei lose zusammengefalteten Bogen Papier bestanden, waren nur ungefähr 400 an Zahl, also weniger als 50 fürs Jahr, wenn wir die letzten 8¼ Jahre von Beethovens Leben in Betracht ziehen, eben die Periode, in welche sie gehören. Schindler, welcher über diesen wie über so manche andere Gegenstände zu dem Verfasser [Thayer] freimütig und ohne Rückhalt sprach, sagte, daß er die Sammlung lange Zeit unberührt aufbewahrt habe; da er aber niemanden außer sich selbst gefunden habe, welcher irgendwelchen Wert auf dieselbe gelegt habe, so habe ihr Gewicht und ihre Masse ihn im Laufe seines ungeregelten Lebens dahin gebracht, daß er nach und nach diejenigen, welche ihm von geringer oder gar keiner Wichtigkeit erschienen seien, vernichtet habe. Der Rest wurde 1845 in die Königliche Bibliothek in Berlin gebracht und belief sich 1855, als sie Thayer für sein Werk untersuchte, auf 138. Es war nur natürlich, daß die, welche aufbewahrt wurden, solche waren, welche Schindlers Beziehungen zu dem Meister in das hellste Licht rückten, und daß diese ihm von wesentlicher Bedeutung erschienen zum vollen Verständnisse von einigen der wichtigsten Ereignisse in Beethovens letzten Jahren. Die meisten von ihnen lassen deutlich das tiefe Interesse erkennen, mit welchem Schindler, so lange sie in seinem Besitze blieben, die Vergangenheit in ihnen nochmals durchlebte. In mehreren hat er die Namen der wichtigsten unter den Schreibern bei-

geschrieben, so daß man ihre Handschrift ohne Schwierigkeit unterscheiden lernt; gelegentlich hat er sie mit wertvollen Anmerkungen bereichert. Die größeren unter ihnen, in der Regel weiße Notizbücher, haben doch nur den Umfang und die Dicke, um in der Rocktasche getragen zu werden. Es wird bei kurzer Überlegung klar, daß bei einer einzigen Sitzung mit wenigen Freunden in einem Kaffee- oder Speisehause die Seiten sich mit reißender Schnelligkeit füllen mußten, wenn das Buch von Hand zu Hand ging, und einer oder der andere eine Frage oder Antwort, eine Bemerkung oder Behauptung, eine Neuigkeit oder Anekdote, eine Meinung oder einen Ratschlag eintrug. Es bedurfte, wie man sieht, nur weniger solcher Unterhaltungen, um ein Buch zu füllen, und dies um so schneller, als niemand daran dachte, Raum zu sparen, und mit jedem neuen Gedanken zugleich auch ein neuer Abschnitt beginnt. Es leuchtet daher ein, daß alle die 400 Bücher nur einen kleinen Teil der Unterhaltungen aus der Periode enthalten konnten, aus welcher sie stammten. Das erklärt sich so: zu Hause wurde in der Regel eine Schiefertafel oder einige lose Papierstreifen benutzt und so ein größerer Ausgabeposten erspart; außerdem schrieben manche, welche sich mit Beethoven unterhielten, nur auf die Tafel, um das Geschriebene gleich wieder auswischen zu können, damit es nicht vor fremde Augen komme. Die Bücher wurden daher größtenteils nur dann benutzt, wenn der Komponist außerhalb des Hauses war; freilich konnte es Gelegenheiten geben, in denen es wünschenswert war, das Geschriebene aufzubewahren; dann wurden sie auch dort benutzt. Deshalb kann die Sammlung, welche sich jetzt in Berlin befindet, nicht viel mehr bedeuten, als eine Anzahl zerstreuter Proben der Unterhaltungen der Freunde und Genossen des Meisters, welche der Zeit nach durchaus ungleichmäßig verteilt sind. Monate lang findet sich nichts oder beinahe nichts, und dann füllen wieder wenige Tage eine Menge von Zeilen auf den Blättern. In wenigen Fällen hat Beethoven selbst geschrieben; das geschah, wenn er an einem öffentlichen Orte seiner Stimme nicht traute; auch macht er sich in den Büchern häufig Notizen über Büchertitel usw., stellt Berechnungen an, selbst Notizen musikalischer Art begegnen mehrfach.[1]) Man ist überrascht, so wenige hervorragende Namen von Männern der Literatur, Wissenschaft und Kunst zu finden. Eine Ausnahme bildet hier Grillparzer, der aber erst in den späteren Jahren auftritt und an seiner Stelle zur Erwähnung kommen wird. Sonst sind

---

[1]) Wir werden noch Gelegenheit haben, kurze musikalische Skizzen aus den Konversationsbüchern anzuführen.

es, außer den näheren Hausgenossen und Freunden, bekannte Wiener Namen; mehrfach begegnen auch auswärtige Besuche.

Es gibt keine Quelle der Belehrung über Beethovens Leben, welche auf den ersten Blick so reich und fruchtbar zu sein scheint, und welche doch für den gewissenhaften Schriftsteller so ärgerlich lückenhaft und unsicher ist, und in solchem Maße äußerste Vorsicht in ihrer Benutzung erfordert, wie diese Konversationsbücher.

Das älteste derselben gehört in die Zeit, mit welcher wir uns gerade beschäftigen und wurde ersichtlich von Schindler aufbewahrt mit Rücksicht auf die langen Unterhaltungen über die Angelegenheit des Neffen. Wir haben in obigem ein paar Stellen daraus angeführt, und werden auch im weiteren Verlaufe der Darstellung noch öfter in die Lage kommen, biographisch Wichtiges aus den Unterhaltungen heranzuziehen; ausführliche Mitteilungen aus denselben würden viel zu weit führen und auch, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit der Schreiber, des nötigen Interesses entbehren. In diesem ersten Buche wird die Zeit einigermaßen durch die Daten der hieher gehörigen Briefe bestimmt, einmal auch durch Erwähnung eines Konzerts von Franz Clement am 4. April 1819, in welchem er Introduktion und Variationen über ein neues Thema von Beethoven spielte. Anscheinend auf eine Frage Beethovens schreibt eine unbekannte Hand:

> „Schlechtes Zeug, leer,— ohne allen Effect,— Ihr Thema war in üblen Händen, mit vieler Einförmigkeit macht er 15 bis 20 Variationen, und bei jeder eine Fermate, Sie können denken, was man auszustehen hatte — er hat sehr verloren und scheint zu alt um durch seine Luftspringungen auf der Geige zu unterhalten."

Die letzten Unterhaltungen des Heftes fallen so ziemlich mit der Übersiedelung nach Mödling (kurz vorher und nachher) zusammen; da spielt auch Politik und Wissenschaftliches hinein. Bernard spricht u. a. von einem Streite zwischen Troxler und Oken; ein anderes Mal (allem Anschein nach auch Bernard):

> „In Berlin hat sich jetzt ein offener Bund gebildet für Wahrheit und Recht, gegen den geheimen Tugendbund. — Die Rede von dem Studenten Willmann [undeutlich] ist äußerst merkwürdig„ — Die Sache ist so läppisch, als man sie gern machen möchte. — Es ist Exaltation gewesen. — Die sind die einzigen, die nicht wissen wollen was vorgeht, oder was in den Völkern für ein Geist sich bewegt. — Jetzt sind 38 souveräne Herren in Deutschland. — Mit den Deputirten ist kein Spaß zu machen, sie sind die geistige Volkskraft. — In 50 Jahren werden sich laute Republiken bilden. — Bis auf die Franzosen, die prakticher, und die Engländer, die spekulativer als die Deutschen

sind. Den Deutschen fehlt nichts als Einheit, um den Vorzug zu haben. — Seit Adam war es immer so." —

Man erfährt natürlich nicht, was Beethoven zu diesen Expektorationen sagte; aber man sieht doch, welche Gegenstände ihn interessierten, und in seiner Gegenwart vorgebracht werden durften. —

Und damit sei es für jetzt mit Mitteilungen aus dem Unterhaltungsbuche genug.[1]) Wir wenden uns jetzt wieder freundlicheren Ereignissen zu, welche in dieses Jahr fallen. Trotz der Lösung des Verhältnisses Karls zu dem Institute Giannatasios waren Beethovens Beziehungen zu der Familie auch bei vermindertem Verkehr doch freundliche geblieben; er erhielt Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu betätigen. Am 6. Februar 1819 war die Vermählung der jüngeren Tochter Nanni mit Leopold Schmerling; das gab die Veranlassung zu einer kleinen Komposition Beethovens. Als das junge Paar von der Trauung heimkehrte, hörten sie, wie die Tochter Nannis, Frau Pessiak-Schmerling erzählte,[2]) „eine sehr schöne Männerstimme, darauf ein Männerquartett mit Clavierbegleitung. Es war ein Hochzeitslied, welches Beethoven zu dieser Gelegenheit componirt hatte. Die Mitwirkenden wie auch Beethoven selbst waren in einer Ecke des Zimmers versteckt. Als sie geendet hatten, traten sie alle aus dem Verstecke hervor und Beethoven überreichte ihr das Manuscript des Hochzeitliedes. Der Text dazu war von einem Freunde meines Großvaters, Professor Stein, ein in damaliger Zeit berühmter Gelehrter."[3]) Eine Abschrift des Liedes besaß Frau Pessiak;

---

[1]) Der jetzige Herausgeber möchte diese Bemerkungen nicht schließen, ohne anzuführen, daß Thayer in seinem unermüdlichen Fleiße eine Abschrift der Unterhaltungsbücher nach ihrem wesentlichen Bestande hergestellt hat, welche sich in seinen nachgelassenen Materialien befindet. Dabei muß auch des Verdienstes gedacht werden, welches er sich um die Chronologie dieser Unterhaltungen erworben; überall bei Erwähnung von bevorstehenden oder stattgehabten Aufführungen und ebenso bei anderweitigen Ereignissen, von denen in den Unterhaltungen die Rede ist, hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, aus Zeitungen usw. die zeitlichen Daten festzustellen, so daß er zu der Verwertbarkeit dieser Quelle ganz wesentlich beigetragen hat.

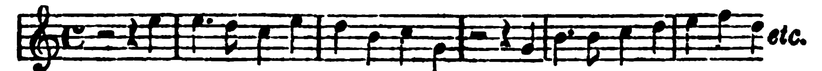
[2]) Wir verweisen auf die in Anhang II mitgeteilten Briefe der Frau Pessiak an Thayer.

[3]) Fanny G. nennt ihn in den Grenzboten (1857, S. 26) Freund ihres Hauses und Professor der Philosophie an der Universität zu Wien; „ach, wer kannte den alten Stein nicht, den Tabakhasser. Mein Vater hatte ihm angegeben, wie er das Gedicht wünsche. Damals ging auch einmal letzterer mit mir in Beethovens Wohnung, wo ich das Lied spielen mußte und B. mir angab, wie er es gespielt wolle, da sagte er wiederholt, daß derlei Compositionen klar und verständlich sein müßten, und auch so vorgetragen werden müßten.".

das Original, von welchem sich die Mutter nicht hatte trennen können, wurde ihr auf eine ihr unerklärliche Weise entwendet. Es kam nebst Beethovens Briefen an Giannatasio nach England, wo sich das Originalmanuskript des Hochzeitsliedes später bei Ewer u. Co. befand; Thayer erhielt Abschrift desselben, die sich aber in seinen Materialien nicht findet.[1]) Das Original war von Beethoven überschrieben: „Am 14ten Jenner 1819 — für H. v. Giannatasio del Rio von L. v. Beethoven." Nach einem kurzen Vorspiel auf dem Klavier folgte die Solostimme mit folgenden Versen:

„Auf Freunde singt dem Gott der Ehen!
Preist Himen hoch am Festaltar,
Daß wir des Glückes Huld erflehen,
Erflehen für ein edles Paar!
Vor allem laßt in frohen Weisen
Den würd'gen Doppel-Stamm uns preisen
Dem dieses edle Paar entsproß"

auf folgende Melodie:



Links über den Noten und neben dem Datum steht: „Mit Feuer doch verständlich und deutlich." Wahrscheinlich folgten obigem Texte noch einige Strophen, die letzten 8 Takte wurden jedesmal vom Chore wiederholt. Das Lied wurde dann zur Hochzeit der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III.), 25. Januar 1858, mit englischem Text und unter Transposition nach A dur von John Oxenford bei Ewer u. Co. herausgegeben unter dem Titel: The Wedding Song, written and by gracions permission dedicated to Her Royal Highness Victoria, Princess Royal on her Wedding Day by John Oxenford, the music composed by L. van Beethoven. Posthumous Work; so daß wir uns doch, so lange das Original noch unbekannt ist, eine Vorstellung von dem Werke machen können.[2]) Das Stück ist der Gelegenheit voll entsprechend,

---

[1]) Vgl. Thayer chron. Verz. Nr. 219. Thayer nennt in seinen Materialien die Sammlung eines Herrn William Witt bei Ewer u. Co., wo er das Lied und die Briefe an Giannatasio sah. Die Abschrift „vom 6. Hornung 1819", welche Nohl III. S. 851 nennt, ohne anzugeben, wo sie sich befindet, wird wohl die sein, welche Frau Pessiak besaß.

[2]) Auch diese Ausgabe ist im Handel nicht mehr zu haben; ich verdanke einen Abdruck der Güte der Verlagshandlung durch die freundliche Vermittlung des Herrn J. S. Shedlock in London. Wir dürfen hoffen, daß das Stück in dem zu erwartenden Supplementbande der Br. u. H. Gesamtausgabe Aufnahme finden wird.

hell und festlich, einfach in Erfindung und Begleitung, doch kräftig und wirksam, und trägt auch in seiner kurzen Form und anspruchslosen Gestaltung doch ganz Beethovenschen Charakter. In diesem Stücke zeigt sich Beethoven auch einmal als glücklicher Gelegenheitskomponist, eine Eigenschaft, die ihm sonst wohl auch von beachtenswerter Seite abgesprochen worden ist. Es ist ein glücklich erfundenes Stück, welches auch bei irgend einer ähnlichen Gelegenheit seine Wirkung tun würde.[1])

Ein anderes wichtiges Ereignis aus dem Anfange des Jahres war, daß Beethoven noch einmal als Dirigent auftrat. Am 17. Januar fand im Universitätssaale ein Konzert für die Wittwen und Waisen der Juridischen Fakultät („Juridische Waisen-Societät") „vor einer sehr zahlreichen und auserlesenen Gesellschaft" statt.[2]) Dasselbe wurde mit der Ouvertüre zu Prometheus eröffnet; sie „wurde mit so viel Kraft und Feuer von dem großen Theils aus Dilettanten bestehenden Orchester ausgeführt, als die begeisternde Gegenwart des großen Tonsetzers erwarten ließ". Den Schluß bildete die A dur-Symphonie, zu deren Leitung Beethoven selbst sich hatte bestimmen lassen. Die Theaterzeitung sagte:

> „Diese Composition ist wahrlich ein heller Stern der ersten Größe in dem ewigen Strahlenkranze seines Autors, und wurde unter seiner Leitung mit voller Energie und voller Wirkung gegeben. Enthusiastischer Zuruf bei seinem Erscheinen, zwischen den Theilen der Composition und nach der Aufführung zeigte unserm Beethoven, wie klar seine Mitbürger wissen, was sie an ihm haben. Mit seltenem Vergnügen verließ jedes fühlende Gemüth den Saal."

Das klingt etwas anders, als die Äußerung Übelwollender,[3]) es sei offenbar gewesen, daß er fürderhin seine eigenen Schöpfungen zu dirigieren außer stande sei.

An dieses Konzert werden wir noch einmal von dem schwedischen Dichter Atterbom erinnert, welcher einen Teil der Wintermonate, von Rom zurückkehrend, sich in Wien aufhielt und am 24. Januar 1819 von dort wieder abreiste. Er erzählt in seinen Aufzeichnungen[4]) (S. 205 der deutschen Ausgabe) folgendes:

---

[1]) Beethoven hat auch dieses Stück vorher skizziert; Skizzen finden sich zusammen mit solchen zum ersten Satze der 9. Symphonie, an welcher er ja in diesem Jahre arbeitete. Nottebohm, handschr. Bem. zu Thayers chron. Verz. Nr. 219.

[2]) Vgl. Bäuerles Theaterzeitung 1819, 20. Januar. Schindler II S. 2.

[3]) Dies berichtet Schindler, der aber wohl nicht zu den Übelwollenden gehörte. Er sagt nicht, daß er in dem Konzerte anwesend gewesen.

[4]) Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom usw., aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin, Heymann. 1867.

„Beethoven habe ich auch bei einem Privatconcert gesehen. Der Mann ist kurz gewachsen, aber stark gebaut, hat tiefsinnige, melancholische Augen, eine hohe gewaltige Stirn und ein Antlitz, in dem sich nun keine Spur von Lebensfreude mehr lesen läßt. Seine Taubheit trägt hierzu in betrübender Weise bei, denn er ist jetzt, was man nennt stocktaub. Dies macht auch, daß er am liebsten in der tiefsten Einsamkeit lebt und selten ein Wort spricht. Er lebt von einer fürstlichen Pension und schafft mit rastlosem Feuer und Fleiße allerhand musikalische Arbeiten; gleichzeitig erzieht er einen armen Bruderssohn mit vieler Liebe und Sorgfalt. Man sagt, und dies will ich gern glauben, daß er von Gemüth und Charakter herzlich, redlich, uneigennützig und kraftvoll sei. — Er dirigirte selbst das Concert, bei dem ich ihn sah; man führte nur Stücke von ihm oder von Meistern auf, die er hinlänglich kannte, um deren Musik innerlich zu hören, denn daß er mit dem äußeren Ohre von ihnen nichts hörte, obwohl sein scharfes Auge die Art ihrer Ausführung fast immer gewahrte, sah ich besonders bei einer großen, obwohl kurzen Tactverwirrung der Spielenden, und dann bei einem Piano, welches dieselben in der Hast nicht als solches ausdrückten. Beethoven bemerkte nichts von Allem. Er stand wie auf einer abgeschlossenen Insel und dirigirte den Flug seiner dunklen, dämonischen Harmonieen in die Menschenwelt mit den seltsamsten Bewegungen, so z. B. commandirte er pianissimo damit, daß er leise niederkniete und die Arme gegen den Fußboden streckte, beim fortissimo schnellte er dann wie ein losgelassener elastischer Bogen in die Höhe, schien über seine Länge hinauszuwachsen und schlug die Arme weit auseinander, zwischen diesen beiden Extremen hielt er sich beständig in einer auf- und niederschwebenden Stellung.“

Dieses Konzert kann nur das vom 17. Januar gewesen sein; die Bezeichnung „Privatkonzert“ konnte demselben im Gegensatze zu den Künstler- und Vereinskonzerten wohl gegeben werden. Auch ist von einem andern Konzerte, in welchem Beethoven in jener Zeit dirigirt hätte, nichts bekannt.

Nicht lange nachher, mitten in den Sorgen wegen der Vormundschaft, wurde Beethoven eine andere Ehre zu teil; die philharmonische Gesellschaft zu Laibach, welche seit 1702 bestand und nach wiederholten Unterbrechungen 1816 wieder in Wirksamkeit getreten war,[1]) wählte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Dies war schon 1808 angeregt worden; ein Dr. med. Anton Schmith in Wien, an den man sich um Rat gewandt hatte, hatte mit den seltsamen Worten abgeraten: „Beethoven hat ebensoviele Launen als wenig Dienstfertigkeit.“ Aber die Sache wurde jetzt von neuem in Anregung gebracht

---

[1]) Vgl. Dr. Fr. Keesbacher, die philharmonische Gesellschaft in Laibach (Separatabdruck aus den Blättern für Krain), Laibach 1862. Die auf Beethoven bezüglichen Mitteilungen stehen S. 49—51. Die Schrift Keesbachers liegt mir vor. Vgl. auch Nohl Br. B. S. 192.

und am 15. März 1819 das Diplom für Beethoven in folgenden Worten ausgefertigt:

„Die hiesige philharmonische Gesellschaft, deren Zweck Verfeinerung des Gefühls und Bildung des Geschmacks im Gebiete der Tonkunst ist, mußte bei ihrem rastlosen Streben, dem Vereine nach innen und außen auch durch zweckmäßige Wahl neuer Glieder, immer mehr Gehalt, Solidität und Zierde zu geben, allgemein von dem Wunsche durchdrungen werden, die Zahl ihrer Ehrenmitglieder durch Er. Wohlgeb. geziert zu wissen. Das Organ dieser Gesellschaft, die unterzeichnete Direktion, erfüllt, den allgemeinen Wunsch der Gesellschaft realisirend, diesmal ihre angenehmste Pflicht, indem sie E. W. durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede den vollsten Beweis ihrer tiefsten Verehrung anzunehmen ersuchet und zugleich ein Exemplar der Statuten und des Verzeichnisses der dermaligen Mitglieder hier beischließt. Laibach am 15. März 1819."

Beethoven nahm die Ehrenmitgliedschaft mit folgendem Dankschreiben an:[1])

„An die philarmonische Gesellschaft in Laibach

Den Ehrenvollen Beweiß, welchen mir die würdigen Mitglieder der philarm. Gesellschaft als Anerkennung meiner geringen Verdienste in der Tonkunst dadurch gegeben haben, daß sie mich zu ihrem Ehren Mitgliede erwählt haben, und mir das Diplom darüber durch Hn. Magistratsrath v. Tuscher haben zustellen laßen, weiß ich zu würdigen, und werde zu seiner Zeit als einen Beweiß dieser meiner würdigung ein noch nicht öffentlich erschienenes Werk durch obgedachten Herrn Mr. v. Tuscher an die Gesellschaft die Ehre haben gelangen zu laßen. wo übrigens die Gesellschaft meiner bedarf, werde ich jeder Zeit mich dazu bereit finden laßen —

der philarmonischen Gesellschaft

Ergebenstes
Ehrenmitglied
Ludwig van Beethoven.

Wien am
4ten May
1819."

In der Vereinssammlung befand sich die, nicht von Beethoven geschriebene Partitur der Pastoralsymphonie: auf dem Umschlage stand mit Rotstift von Beethovens Hand: Sinfonia pastorale. In der Partitur fanden sich Korrekturen mit Bleistift, zwei derselben anscheinend von Beethoven. Dies hat also Beethoven der Gesellschaft vielleicht geschickt.[2])

Die Zeit, die Sommerwohnung zu beziehen, war unterdessen gekommen; wie wir bereits wissen, war wieder Mödling gewählt worden,

---

[1]) Der Brief ist noch im Besitze der Gesellschaft und ist der oben erwähnten Schrift als Faksimile beigegeben.

[2]) Keesbacher S. 52.

wo Beethoven am 12. Mai eintraf. Er zog wieder in das sog. Hafnerhaus in der Hauptstraße (jetzt Nr. 79), das Duschelsche.[1]) Er mietete sofort eine Aufwärterin; eine Haushälterin brachte er, wie es scheint, mit, kündigte ihr aber nach zwei Monaten.[2]) Den Knaben brachte er am 22. Juni zu Blöchlinger und begann dann mit dem Gebrauche der Bäder. Sein Gesundheitszustand war während des Landaufenthalts nicht der beste. Am 15. Juli schreibt er dem Erzherzog (K. 40) aus Mödling:

„Ich befinde mich schon, seit ich zum letztenmal in der Stadt E. K. H. meine Aufwartung machen wollte, sehr übel; ich hoffe jedoch bis künftige Woche in einem besseren Zustande zu sein, wo ich mich sogleich nach Baden zu J. K. H. verfügen werde. — Ich war unterdessen noch einigemal in der Stadt, meinen Arzt zu consultiren. — Die fortdauernden Verdrießlichkeiten in Ansehung meines beinah gänzlich moralisch zu Grund gerichteten Neffen haben größtentheils Schuld daran."

Und wieder am 31. August (K. 45):

„Ich hoffe, es wird wohl bald auch mit mir besser gehen. So vieles Uebel hat wieder nachtheilig auf meine Gesundheit gewirkt, und ich befinde mich gar nicht gut, indem ich schon wieder seit einiger Zeit medizimiren muß, wo ich kaum einige Stunden des Tages mich mit dem theuersten Geschenke des Himmels meiner Kunst und mit den Musen abgeben kann. Ich hoffe jedoch mit der Messe zu Stand zu kommen, so daß selbe am 19ten, falls es dabei bleibt, kann aufgeführt werden; wenigstens würde ich in Verzweiflung gerathen, wenn es mir durch meine üblen Gesundheits-Umstände versagt sollte sein, bis dahin fertig zu sein. Ich hoffe aber, daß meine innigsten Wünsche für die Erreichung werden erfüllt werden." —

Diese Äußerungen führen uns darauf, daß in diesem Jahre und Sommer die Arbeit an der großen Messe ihren Fortgang nahm; neben derselben arbeitet er auch an der neunten Symphonie. Jene große Arbeit entzog ihn ganz der Alltäglichkeit; die Aufregung, in welche sie ihn versetzte, konnte der einsame, sich ganz überlassene Meister, kaum überwinden. Nie,

[1]) Auch hier nehmen wir wieder Bezug auf Frimmel Neue Beethov. S. 178 fg. — In einem K. B. von Anf. 1820 schreibt Beethoven: „als ich in Mödling war und K. bei Kudlich."

[2]) In seinen Kalender trug er ein: „Mai — am 12ten Mai in Mödling eingetroffen!!! Miser sum pauper. am 14t M. die aufwärterin in M. eingetreten mit monatl. 6 fl. am 29. Mai hat Dr. Hasenöhrl bei K. die 3te Visite gemacht (K. ist doch wohl Karl). Dienstags am 22ten Juni ist mein Neffe in das Institut des Hn. Blöchlinger eingetreten mit monatl. Vorausbezahlung von 75 fl. W. W. Die hiesigen Bäder erst [?] am 28. Montag recht [?] angefangen zu brauchen und zwar tägl." Vorstehendes nach den in Berlin befindlichen Aufzeichnungen. Dann fügt Schindler (I. S. 267) noch hinzu: „am 20. Juli der Haushälterin aufgesagt."

sagt Schindler (I. S. 270), der ihn in Mödling öfter besuchte, vor und nie nach diesem Zeitpunkt völliger Erdenentrücktheit habe er wieder Ähnliches an ihm wahrgenommen.

„Gegen Ende August kam ich in Begleitung des in Wien noch lebenden Musikers Johann Horzalka in des Meisters Wohnhause zu Mödling an. Es war 4 Uhr Nachmittags. Gleich beim Eintritte vernahmen wir, daß am selben Morgen Beethoven's beide Dienerinnen davongegangen seien und daß es nach Mitternacht einen alle Hausbewohner störenden Auftritt gegeben, weil in Folge langen Wartens beide eingeschlafen und die zubereiteten Gerichte ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer bei verschlossener Thür hörten wir den Meister über der Fuge zum Credo singen, heulen, stampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Scene lange schon zugehorcht, und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Thür und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er so eben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schaar der Contrapunctisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden. Seine ersten Aeußerungen waren confuse, als fühle er sich von unserm Behorchen unangenehm überrascht. Alsbald kam er aber auf das Tagesergebniß zu sprechen und äußerte mit merkbarer Fassung: ‚Saubere Wirthschaft, alles ist davongelaufen und ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen.' Ich suchte ihn zu besänftigen und half bei der Toilette. Mein Begleiter aber eilte voraus in die Restauration des Badehauses um einiges für den ausgehungerten Meister zubereiten zu lassen. Dort klagte er uns die Mißstände in seinem Hauswesen. Dagegen gab es jedoch aus vorbemeldeten Gründen keine Abhülfe. Niemals wohl dürfte ein so großes Kunstwerk unter widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sein als diese Missa solemnis!"

An der Zuverlässigkeit dieser Erzählung ist sicher nicht zu zweifeln; hinsichtlich seines Begleiters hat ihn aber wie es scheint sein Gedächtnis getäuscht. Durch F. Luib wurde Horzalkas Aufmerksamkeit auf die Erzählung bei Schindler gelenkt; Luib schrieb in Thayers Exemplar von Schindlers Biographie bei der betreffenden Stelle an den Rand: „Horzalka weiß nichts davon." Daß er sich daran nicht erinnert hätte, wenn er dabei gewesen wäre, ist wohl nicht denkbar.

Nicht lange nach der Übersiedelung nach Mödling erhielt er (18. August) die früher (S. 101) erwähnte Abschlagszahlung von 400 G. von der Gesellschaft der Musikfreunde. In der Sitzung vom 22. November 1819 meldete der Präses Landgraf v. Fürstenberg, Beethoven habe auf schriftliche Anfrage des Fürsten von Odescalchi, Stellvertreters des Präsidenten, erwidert, daß ihm selbst daran liege, ein Werk, das dem Verein Ehre mache, zu liefern, und daß er diese Arbeit wie möglich fördern werde.[1])

[1]) Pohls Mitteilung an Thayer, s. auch Pohl, Gesellschaft der Musikfreunde S. 9/10.

In der ersten Zeit des Mödlinger Aufenthalts wurde auch die Korrespondenz mit **Thomson** in Edinburgh fortgesetzt; ein Hr. Smith hatte Beethoven einen Brief Thomsons gebracht und Beethoven antwortete am 25. Mai in scherzhafter Weise,[1]) Thomson wünschte die Vorspiele und Begleitungen leichter; ja, antwortet Beethoven, das Honorar müsse aber schwerer sein! In Verbindung damit erhielt Beethoven einen anderweitigen Auftrag aus Edinburgh, der zu keinem Ergebnisse führte; wir wollen ihn hier auch darum mitteilen, weil er eine neue Gelegenheit gibt, eine Probe aus dem Konversationsbuche zu geben. Jemand (ich vermute Schindler) schreibt ihm auf:

„Gestern brachte mir der Engländer Ihren Brief und vorgestern Abend bekam ich durch Fries einen andern für Sie. Eine andere Bestellung gab mir der andere Engländer der Freund des Smith. Ein Herr Donaldson in Edinburg wünscht zu wissen ob Sie sich damit befassen wollten ihm ein Trio für 3 Pianoforte schwer und im Styl Ihres Quintettes in Es zu schreiben. — Er wünscht dieses als sein Eigenthum bekannt zu machen. — Der Betrag den Sie dafür verlangen soll Ihnen auf eine Art, wie Sie selber immer wählen wollen, bezahlt werden. — Die Parts des Trio müßten alle drei obligat sein. — Wollen Sie vielleicht jetzt den Preis nicht bestimmen, so könnten Sie blos eine Zeit fixiren, wenn es fertig sei, und direkt mit Donaldson in Edinburg darüber schreiben. — Diese Engländer sprechen von nichts als daß Sie nur nach England kommen, — sie versichern daß wenn sie einen einzigen Winter von September bis etwa May in England, Schottland und Ireland sind Sie soviel verdienen können um Ihr ganzes übriges Leben von den Interessen zehren zu können."

Und nochmals:

„Heute schreibt der Herr an Donaldson — Edinburgh — in 4 Wochen kann die Antwort hier sein und so lange bleibt dieser Herr auch hier. — — Erklären Sie sich wie viel Sie verlangten; — wann es könnte fertig sein, und auf welche Art Sie das Geld empfangen wollten. Er ist sehr begierig von Ihnen eine Composition zu erhalten und es ist also nicht zu denken daß es zurückbliebe. — Es ist immer ein großes Werk. Wenn Sie für die Sonate haben 40 # bekommen, so kann er wohl 100 zahlen. — Bis dahin kann die Antwort von Edinburg da sein."

Hienach scheint es, daß Beethoven nicht ganz abgeneigt war, auf den Gedanken, wenigstens auf Verhandlungen einzugehen. Daß nichts daraus wurde, wird niemand wunder nehmen.

In diese Mödlinger Zeit fällt auch die kurze Begegnung Beethovens

---

[1]) Der Brief steht in Anh. 5.

mit Karl Friedrich Zelter. In seinem Berichte an Goethe über seine österreichische Reise[1]) erzählt Zelter am 29. Juli folgendes:

„Beethoven, den ich gern noch einmal in diesem Leben gesehen hätte, wohnt auf dem Lande und Niemand weiß mir zu sagen: wo? Ich war Willens ihm zu schreiben, man sagt mir aber er sey fast unzugänglich, weil er fast ohne Gehör sey. Vielleicht ist es besser wir bleiben wie wir waren, da es mich verdrießlich machen könnte ihn verdrießlich zu finden.“

„Beethoven,“ schreibt er am 30., wo er von der musikalischen Bildung der Wiener spricht, „ist bis an den Himmel erhoben, weil er es sich wirklich sauer werden läßt und weil er lebt.“ Auch am 16. August hat er ihn noch nicht gesehen.

„Beethoven ist aufs Land gezogen, und Niemand weiß wohin? An eine seiner Freundinnen hat er eben hier aus Baden geschrieben und er ist nicht in Baden. Er soll unausstehlich maussade seyn. Einige sagen er ist ein Narr. Das ist bald gesagt. Gott vergeb' uns allen unsere Schuld! Der arme Mensch soll völlig taub seyn. Weiß ich doch wie mir zu Muthe ist, wenn ich hier das Fingeriren ansehe und mir armen Teufel ein Finger nach dem anderen unbrauchbar wird. Letzthin ist Beethoven in ein Speisehaus gegangen; so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich und nach einer Stunde ruft er den Kellner: Was bin ich schuldig? — Ew. Gnaden haben noch nichts gegessen, was soll ich denn bringen? — Bring was Du willst und laß mich ungeschoren! — Der Erzherzog Rudolf soll sein Gönner seyn und ihm 1500 Gulden Papier jährlich geben, damit muß er sich denn freylich einrichten wie hier alle Musenkinder.“

Endlich glückte es ihm doch, wenigstens Beethoven kurz zu begrüßen. Am 14. September schreibt er:

„Vorgestern habe ich Beethoven in Mödlingen besuchen wollen. Er wollte nach Wien und so begegneten wir uns auf der Landstraße, stiegen aus, umarmten uns aufs herzlichste. Der Unglückliche ist so gut als taub und ich habe kaum die Thränen verhalten können. Ich fuhr indessen fort nach Mödlingen, wie er nach Wien. — — Einen Spaß der mich nicht wenig kitzelt kann ich nicht unterdrücken. — Ich hatte auf dieser Fahrt den Musikverleger Steiner bey mir, und da sich auf der Landstraße mit einem Tauben nicht viel verkehren läßt; so wurde auf Nachmittag um 4 Uhr eine ordentliche Zusammenkunft mit Beethoven in Steiners Musikladen verabredet. Nach dem Essen fuhren wir sogleich nach Wien zurück. Satt wie ein Dachs und müde wie ein Hund lege ich mich nieder und verschlafe die Zeit dermaßen daß mir auch gar nichts einfällt. So geh' ich ins Theater und als ich von fern den Beethoven erblicke,

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter Bd. III S. 19 fg. Hierher gehören die Stellen S. 36. 38. 47. 53. Man vergleiche hierbei die beachtenswerte Studie A. C. Kalischers „Beethoven und Zelter“ in der Berliner Wochenschrift „Der Bär“, 1886, Nr. 1—3.

fährt mir's wie ein Donnerschlag in die Glieder. Das Nämliche nun geschieht Ihm indem er mich sieht, und hier war nicht der Ort sich mit einem Gehörlosen zu verständigen. Die Pointe nun folgt: Trotz des mannigfaltigen Tadels dessen Beethoven sich schuldig macht oder nicht, genießt er eines Ansehns das nur vorzüglichen Menschen zugeht. Steiner hatte sogleich bekannt gemacht, daß Beethoven in seinem engen Laden, der nur sechs bis acht Personen faßt, um 4 Uhr zum ersten Male in eigner Person erscheinen werde, und gleichsam Gäste gebeten, so daß in einem bis auf die Straße überfüllten Raume ein halbes Hundert geistreicher Menschen ganz und gar vergeblich warteten. Das Eigentliche erfuhr ich selbst erst anderen Tages, indem ich ein Schreiben von Beethoven erhielt, worin er sich (für mich aufs Beste) entschuldigte: denn er hatte so wie ich das Rendezvous glücklich verschlafen."

Die Erläuterung zu vorstehender Erzählung gibt folgender Brief Beethovens an Zelter:[1])

[„An Seine
Wohlgeboren
H. M. [undeutlich] Zelter
in der Schram No. 24. im 2ten Stock"]

„Mein geehrtester Herr!

Es ist nicht meine Schuld, so sie neulich, was man hier heißt, angeschmiert zu haben, unvorhergesehene Umstände[2]) vereitelten mir das Vergnügen, einige schöne genußreiche und für die Kunst fruchtbare Stunden mit ihnen zuzubringen, leider höre ich, daß sie übermorgen schon Wien verlassen, mein Landleben wegen meiner geschwächten Gesundheit ist aber nicht so zuträglich heuer für mich wie gewöhnlich. Es kann seyn, daß ich übermorgen wieder herein komme und sind sie alsdann Nachmittags nicht schon fort, so hoffe ich ihnen mündlich mit aller wahren Herzlichkeit zu sagen, wie sehr ich sie schätze und wünsche ihnen nahe zu sein.

in Eil ihr

ergebenster Freund
Beethoven
Wien d. 18ten Sept. 1819."[3])

---

[1]) Den Brief teilte Nohl zuerst Neue Ztschr. für Musik 1870 Nr. 41 mit. Man findet ihn auch bei Frimmel Neue Beeth. S. 114. Hier folgt er nach der Abschrift bei Thayer, der den Brief, wie er auf der Abschrift bemerkt, 1876 von Rudolf Grimm erhielt. Das Schreiben an Zelter besitzt nach Nohl Fräulein C. Schulze in Potsdam.

[2]) Das werden die Angelegenheiten der Vormundschaft gewesen sein. Genau um dieselbe Zeit erging das Beethoven ungünstige Dekret des Magistrats, s. o. —

[3]) Durch dieses Datum berichtigt sich das „andern Tages" in Zelters Erzählung, wobei ihn seine Erinnerung täuschte. Nohl III. S. 856.

Auf den Brief neben die Unterschrift schrieb Zelter folgendes:

„Den Mann noch einmal in diesem Leben von Angesicht zu sehen, der so vielen Guten, zu welchen ich mich freilich gern mitzähle, Freude und Erbauung verschafft, das war die Absicht weswegen ich Sie, würdiger Freund in Mödlingen besuchen wollte.

Sie kommen uns entgegen und meine Absicht war wenigstens nicht ganz verfehlt, denn ich habe Ihr Angesicht gesehen. Von dem Übel, das Sie drückt, bin ich unterrichtet, ich fühle es mit und leide an einem ähnlichen.

Übermorgen gehe ich von hier an meinen Beruf zurück aber ich werde nie aufhören Sie hochzuachten und zu lieben.

Ihr

Zelter.

Wien 18 7[br] 1819"

Ob Zelter diese Zeilen abgeschrieben und an Beethoven geschickt hat, erfahren wir nicht; eine Antwort auf Beethovens Brief ist es eigentlich nicht. Beethoven hat auch später noch seiner Schätzung Zelters in Briefen an ihn und andere Ausdruck gegeben. (S. beim Jahre 1823.)

Ein anderer Zunftgenosse, der damals mit Beethoven zusammenkam, war Friedrich Schneider aus Dessau, welcher im Herbst 1819 in Wien war und durch sein Orgelspiel Aufsehen erregte. Nohl erfuhr durch Lecerf in Dresden, nach Schneiders eigener Erzählung, daß Beethoven ihn sehr liebenswürdig aufgenommen habe und daß er den Meister habe phantasieren gehört, das sei das Höchste gewesen, was er je gehört.[1])

Auch noch andere erfuhren von dem Aufenthalte. Aug. Klingemann schrieb aus der Briel am 2. September 1819: „Ueberhaupt schlagen viele Personen aus der Hauptstadt in dem benachbarten Dorfe Mödling ihre Sommerwohnungen auf, und auch Beethoven, welcher an einen tragisch verstimmten Humor leiden soll, wohnt, wie man mir sagte, gegenwärtig hier in der Nähe." Eine nähere Beziehung wurde also nicht gesucht. —

Während der Zeit von Beethovens Abwesenheit kaufte der Bruder Johann van Beethoven das Landgut Wasserhof bei Gneixendorf;[2]) so kam er dem Bruder näher und konnte den Winter in Wien leben, wo er sich ein Quartier in dem Hause seines Schwagers, des Bäckers Obermayer, mietete. Dort werden wir ihn noch wiederfinden.[3])

---

[1]) Nohl III S. 856.

[2]) Am 2. August (Thayer) nach Luibs Aufzeichnungen.

[3]) Thayer, krit. Beitrag S. 21.

Der folgende Brief an Steiner macht uns u. a. mit einem anderen vorübergehenden Plane Beethovens bekannt.[1])

„Mödling am 10ten
Oktober
1819.

Lieber Steiner!

Ich habe ihnen vorgestern schriftlich hinterlassen, wo ich sie bitte doch noch vor der Licitation des Hauses herzukommen, sie würden mir wirklich eine große Gefälligkeit erzeigen, die Licitation ist am 13ten dieses also schon am Mitwoche, ohne ihren rath mögte ich nichts deswegen unternehmen, das Kapital dürfte dadurch auf keinerley weise verkleinert werden, da natürlich mein Neffe, der sich den Wissenschaften widmen wird Unterstützung nach meinem Tode bei Fortsetzung seiner Studien braucht. — Haben sie das Lebenszeichen durch einen Notar machen lassen, ich werde ihnen mit Dank ihre Auslagen deßwegen ersetzen.

Dem Ehrenwerthen
Tobiasserl

habe ich von Bar. des Erzherzogs gesprochen, ich habe Sie dazu vorgeschlagen, da ich nicht glaube, daß sie Verlust dabey haben werden, u. es immer ehrenvoll ist von einem solchen Principe Professore etwas zu stechen. — Was den Unteroffizier,[2]) so bitte ich sie ihm zu sagen, daß er noch nichts von dem verkaufen soll, was ich ihm angezeigt habe, bis ich in die Stadt komme auch soll er nicht vergessen bei den Ausziehenden u. der Hausmeisterin auf der Landstraße, daß die Glocke und die Fensterläden mein gehören. — Nun hoffe ich sie Morgen oder Uebermorgen zu sehen. Vormittags ist es am besten, da wir mit dem H. v. Carbon sprechen müssen, wo wir denn auch das Haus in Augenschein nehmen können, u. sie noch Einsicht in allem, wenns nöthig, auch bei der Kanzley nehmen können, u. den index abgeben können, indem ich mich gänzlich nach ihrem Urtheile richten werde. — Beiliegender Brief ist an Dr. Staudenheimer: ich bitte sie selben gleich Morgen u. zwar nachmittags spätestens um halb 4 Uhr in das gräfl. Harrachische Hauß auf der Freyung zu schicken, der Unteroffizier muß aber auf Antwort warten, u. selbe Antwort muß Morgen gleich auf die Post gegeben werden, so daß ich solche den Dienstag habe, ich vermuthe schon, daß sie Dienstag kommen, so könnten sie selbe auch gütigst mitbringen — also Gewährung meiner Bitte Morgen oder übermorgen.

in Eil
ihr Freund u. Diener
Beethoven."

---

[1]) Von diesem Briefe finde ich bei Thayer zwei Abschriften, eine nach Graffnicks Sammlung, eine durch Jahn nach Fuchs. Letztere ist weniger vollständig. Steiner schrieb auf den Brief: „Beethoven — 1819. erhalten aus Mödling den 12. October."

[2]) So nannte Beethoven die Gehülfen im Steinerschen Geschäft.

Was den Anfang dieses Briefes betrifft, so trug sich Beethoven in der Tat in jener Zeit mit dem Gedanken, ein Haus zu kaufen. In einem Konversationsbuche notierte er sich aus der Wiener Zeitung vom 15. Mai 1819: „Häuser um 1200 fl. W. W. u. 2000 fl. W. W. sind in Döbling zu verkaufen, zu erfragen bei Hr. Hofmann Johannesgasse im Fünfhauß von 3 bis 4 Uhr", und anderswo: „Mödling Hauß zu verkaufen auser Kapuzinerplage N°. 58." Es blieb aber, wie man denken kann, bei dem Gedanken, derselbe wurde fallen gelassen. Der Wunsch, in Mödling ein Heim zu haben, wird auch im K. B. erwähnt. Darin spricht Hr. Carbon, der sich freut, ihn dort zu sehen. 1820 schreibt jemand im K. B.: „ich bin für keinen Kauf, weil zu viele Lasten, besonders auf dem Lande wegen der Einquartierung" (etwa August).

Weiter ist in dem Briefe von den Variationen des Erzherzogs Rudolph die Rede. Von diesen über ein Thema von Beethoven („o Hoffnung") geschriebenen Variationen hatte Beethoven schon in dem Neujahrsbriefe gesprochen, mit welchem wir dieses Kapitel eröffnet haben; wir verweisen weiter auf die Briefe bei Köchel Nr. 37, 39 und 45. In dem letzteren (31. August) schreibt er:

Was das Meisterwerk der Variationen J. K. H. betrifft, so glaube, daß selbe unter folgendem Titel könnten herausgegeben werden, nämlich

Thema oder Aufgabe
gesetzt von L. v. Beethoven
vierzigmal verändert
und seinem Lehrer gewidmet
von dem durchlauchtigsten Verfasser.

Der Anfragen deswegen sind so viele und am Ende kommt dieses ehrenvolle Werk durch verstümmelte Abschriften doch in die Welt. J. K. H. selbst werden nicht ausweichen können, sie hier und dahin geben zu müssen; also in Gottes Namen bei so vielen Weihen, die J. K. H. jetzt erhalten, und bekannt werden, werde denn auch die Weihung Apoll's (oder christlicher Caeciliens) bekannt. Zwar könnte J. K. H. vielleicht mich der Eitelkeit beschuldigen; ich kann aber versichern, daß, indem zwar diese Widmung meinem Herzen theuer ist, und ich wirklich stolz darauf bin, diese allein gewiß nicht mein Endzweck hiebei ist. — 3 Verleger haben sich deswegen gemeldet, Artaria, Steiner und noch ein dritter, dessen Name mir nicht einfällt. Also nur die beiden ersten, welchem von beiden sollen die Variationen gegeben werden? Ich erwarte hierüber die Befehle E. K. H. Sie werden von beiden auf der Verleger Kosten gestochen, hiezu haben sich beide angebothen. — Es frägt sich nun, ob J. K. H. mit dem Titel zufrieden sind? Ob sie herausgegeben werden sollen, darüber dachte ich, sollten J. K. H. gänzlich die Augen zudrücken. Geschieht es, so nennen J. K. H. es ein Unglück; die Welt wird es aber für das Gegentheil halten."

Die Variationen erschienen dann in der Tat 1819 bei Steiner u. Co. im 7. Heft des Musik. Museums unter dem etwas geänderten Titel: „Aufgabe von Ludwig van Beethoven gedichtet, vierzig Mal verändert und ihrem Verfasser gewidmet von seinem Schüler R. E. H."[1])

Auch sonst war er bestrebt, den Erzherzog zum Komponieren anzuregen. Am 29. Juli schreibt er aus Mödling (Köchel Nr. 43):

„Hier 3 Gedichte, woraus Ew. K. H. vielleicht eines aussuchen könnten, in Musik zu setzen. Die Oesterreicher wissen es nun schon, daß Apollo's Geist im Kaiserlichen Stamm neu aufgewacht; ich erhalte überall Bitten, etwas zu erhalten. Der Unternehmer der Modezeitung wird J. K. H. schriftlich ersuchen, ich hoffe, ich werde keiner Bestechung irgendwo beschuldigt werden — am Hofe und kein Höfling, was ist da alles möglich??!!!"

Was daraus geworden ist, ist uns unbekannt.[2]) Der angeführte Brief enthält noch eine ziemlich unklare Stelle, die wohl mehr auf Beethovens eigene Studien, als auf den Unterricht des Erzherzogs Bezug hat. Für seine Zwecke benutzte er die Bibliothek des Erzherzogs.

„Ich war in Wien, um aus der Bibliothek J. K. H. das mir Tauglichste auszusuchen. Die Hauptabsicht ist das geschwinde Treffen und mit der bessern Kunst-Vereinigung, wobei aber practische Absichten Ausnahmen machen, wofür die Alten zwar doppelt dienen, indem meistens reeller Kunstwerth (Genie hat doch nur unter ihnen der deutsche Händel und Seb. Bach gehabt) allein Freiheit, weiter gehn ist in der Kunstwelt, wie in der ganzen großen Schöpfung Zweck und sind wir Neueren noch nicht ganz so weit,

---

[1]) Vgl. Thayer chronol. Verz. 216. Nohl N. Br. Nr. 211, der zu der Melodie auch die Unterschrift (doch wohl von Beethoven) bringt: „componirt im Frühjahr 1818 von L. v. Beethoven in doloribus für S. Kais. Hoheit den Erzherzog Rudolf." Seine Quelle gibt Nohl nicht an. Die Aufgabe vom 11. Sept. 1820, welche Thayer und Nohl anführen in der Meinung, es sei ein Irrtum des Datums, betraf wohl ein anderes Lied, nach Nottebohm (handschr. Bem. zu Thayers Verz.) vielleicht das „Gedenke mein", vgl. Thayer Verz. 273. — Im Konv. Buch heißt es (Peters?): „Fräulein Spitzenberger hat mir heut die 40 Variationen vom Erzherzog gespielt. — Ich versteh es nicht, aber es scheint stark in Ihrer Correktur gewesen zu sein. Auch die Critiker wollen das behaupten."

[2]) In diesem Zusammenhange wollen wir noch erwähnen, daß im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien sich eine Komposition des Erzherzogs Rudolph befindet, Variationen über ein Thema aus Zelmira von Rossini, in welcher Beethoven mit Bleistift kleine Verbesserungen gemacht; dieselben finden sich aber in so geringer Anzahl, daß man sich daraus von Beethovens anleitender Tätigkeit kein klares Bild machen kann. Es werden einzelne steife Stellen gebessert und zweckmäßigere Fortschreitung erstrebt, manches Anfechtbare aber bleibt unerinnert.

als unsere Altvordern in Festigkeit, so hat doch die Verfeinerung unserer Sitten auch manches erweitert. Meinem erhabenen Musik-Zögling, selbst nun schon Mitstreiter um die Lorbeeren des Ruhmes, darf Einseitigkeit nicht Vorwurf werden, et iterum venturus judicare vivos et mortuos."

Die Deutung dieser Worte, welche Beethoven selbst wohl mehr empfunden, als klar durchdacht hatte, dürfte großen Schwierigkeiten unterliegen. Die Worte „das mir Tauglichste" lassen erkennen, daß Beethoven die Musikbibliothek des Erzherzogs für seine eigenen Studien benutzen wollte, daß er Muster für sich, nicht für den Erzherzog suchte, daß sein Unterrichtszweck dabei nicht in Frage stand, zumal die Kompositionsversuche des Erzherzogs sich doch nur in engen Grenzen bewegten. Der Gegensatz, den Beethoven machen will, wenn er ihn auch nicht logisch und stilistisch klar zum Ausdrucke bringt, ist doch ziemlich deutlich und stimmt auch mit manchen anderen Worten von ihm überein; es ist die Festigkeit der Altvorderen, vertreten durch Händel und Bach, und die Freiheit weiter zu gehen in der Kunstwelt, welche die Neuzeit mit der Verfeinerung ihrer Sitten erheischt. Es wurde bereits früher seine Ansicht erwähnt, daß es mit der äußerlichen Forderung der Fugenform nicht genug sei, daß die Phantasie bei derselben zu ihrem Rechte kommen müsse; nicht derselbe, aber doch ein verwandter Gedanke. Man erinnere sich, daß Beethoven zu der Zeit, als er jene Worte schrieb, an der Messe arbeitete und daß es ganz in seiner Natur und Gewohnheit lag, mit der Vorbereitung eines so großen Werkes besondere Studien in geistlicher Tonkunst zu verbinden. Auf diesem Gebiete hatte sich die Festigkeit der Altvordern bewährt, sie konnten das „geschwinde Treffen", d. h. doch wohl des Textverständnisses, der raschen und richtigen Auffassung, lehren;[1]) sie hatten es, aber mit Ausnahme von Bach und Händel ohne Genie. Auch Beethoven will die festen polyphonen Formen der Alten anwenden, aber nicht als unabänderlichen Zwang, sondern mit der dem Genie gestatteten Freiheit, und er will, daß die Erweiterung der Ausdrucksmittel zur unmittelbaren Darstellung der Empfindung auch zu ihrem Rechte komme; wie er das eben in der Messe zu zeigen bestrebt war. Er will also eine Vereinigung beider Stile, „eine bessere Kunstvereinigung" anstreben. Die „praktischen Absichten", welche hier Ausnahmen zulassen, können ebensowohl von der Ausführung der Komposition im ein-

[1]) Etwas anderes weiß ich aus diesen Worten nicht zu machen. An ein Instrument ist ja hier nicht zu denken. Nohl denkt dabei an das „Kunsthandwerk", von dem, wie uns scheint, Beethoven nicht spricht, und was er anders ausgedrückt hätte. Das „geschwinde Treffen" sagt doch mehr.

zelnen verstanden werden, wie vom Unterrichtszweck beim Erzherzog. Daß bei diesem „Einseitigkeit nicht zum Vorwurf werden dürfe“, muß dann so verstanden werden, daß er, der Erzherzog, bei dem ihm zu widmenden Werke diesen Vorwurf nicht erheben sollte; denn nur auf ihn können die Worte et iterum venturus judicare vivos et mortuos bezogen werden, die außerdem ein Reflex davon sind, daß Beethoven gerade am Credo arbeitete. Daß er Muster für den Erzherzog suchen wollte, können wir einstweilen nicht annehmen. Wem unsere Erklärung — daß Beethoven bei der großen Messe die Verschmelzung der Kunststile verschiedener Perioden erstrebte und zu diesem Zwecke weitere Studien machen wollte — nicht einleuchten sollte, dem werden wir für eine andere dankbar sein. Wir geben sie nicht mit dem Anspruche, die Schwierigkeit gelöst zu haben.[1]) —

Es wird nun Zeit, daß wir der weiteren Lebensereignisse chronologisch gedenken. Wie wir aus dem Fischhoffschen Manuskript erfahren, wurde er am 1. Oktober 1819 zum Ehrenmitglied des kaufmännischen Vereins in Wien ernannt.

Aus dem Herbste dieses Jahres stammt auch ein Bild Beethovens, wohl eines der bekanntesten; das Ölgemälde von Ferdinand Schimon (1797 bis 1852)[2]) (vgl. Frimmel N. B. S. 255), welches später in den Besitz Schindlers gelangte und mit dem übrigen Nachlasse Schindlers in die musikalische Bibliothek zu Berlin, wo es sich noch jetzt befindet; dasselbe ist dann für Schindlers Biographie von Eduard Eichens gestochen worden. Über die Entstehung dieses Bildes erhalten wir von Schindler[3]) interessanten Aufschluß. Der junge Maler hatte die Erlaubnis erhalten, seine Staffelei neben des Meisters Arbeitszimmer aufzustellen; eine Sitzung hatte Beethoven, gerade mit der Missa solemnis beschäftigt, verweigert. Der Maler war nach seinen Vorstudien, da er den Meister überall beobachtete, fast fertig, es fehlte ihm nur noch der Blick der Augen. Dies konnte er nachholen, da ihn Beethoven, den der junge Mann interessierte, wiederholt zum Kaffee einlud und ihm so zur

---

[1]) Auch Nohl (II S. 463. III S. 162) versucht sich an der Stelle, empfindet den von Beethoven gewollten, aber nicht klar ausgedrückten Gegensatz richtig, dringt aber nicht zu völliger Bestimmtheit der Erklärung durch, kommt namentlich nicht auf den Gedanken, daß die Worte aus der gleichzeitigen Arbeit an der Messe zu erklären sind. Köchel erklärt einfach, Beethovens Wort von der „Kunstvereinigung“ nicht zu verstehen — und wie wir es lesen, ist es auch nicht zu verstehen.

[2]) Einige Jahre später finden wir in Wien die Adresse: „Ferdinand Schimon, Porträt-Mahler. Auf der Windmühl in der Rosengasse, No. 62.“ Er war auch Musiker (Opernsänger).

[3]) Biogr. II S. 288.

Beobachtung reichliche Gelegenheit verschaffte. So vollendete er das Bild, mit welchem auch Beethoven ganz zufrieden war. Schindler sagt darüber:

„Aus künstlerischem Gesichtspunkte betrachtet ist Schimons Arbeit kein bedeutsames Kunstwerk, dennoch voll charakteristischer Wahrheit. Im Wiedergeben des so eigenthümlichen Blickes, der majestätischen Stirn, dieser Behausung mächtiger, erhabener Ideen, des Colorits, im Zeichnen des festgeschlossenen Mundes und des muschelartig gestalteten Kinns, hat kein anderes Bildniß Naturwahreres geleistet." [1])

Ende Oktober kehrte Beethoven, nach Schindler, aus Mödling in die Stadt zurück. Das Quartier in der Gärtnergasse bezog er aber nicht wieder; er nahm jetzt seine Wohnung am Josephstädter Glacis (Nr. 16, gegenüber dem Auerspergschen Palais), [2]) in der Nähe des Blöchlingerschen Instituts, in welchem Karl sich befand. Die Verhandlungen wegen der Vormundschaft nahmen ihn bald wieder in Anspruch (s. o.); seine Gesundheit war wieder manchen Anfechtungen ausgesetzt. Auch war er in diesen Monaten des Geldes bedürftig; am 10. November schrieb er an Ries: „ich wünsche nun, daß Sie sähen die 50 # noch zu erhalten, da ich darauf gerechnet habe und wirklich viel Geld bedarf." Bald darauf schrieb er an den Bankier Henickstein: [3])

„Sie verzeihen mir schon meine Zudringlichkeit, so wie ich wünsche, daß mein Vertrauen zu ihnen Sie nicht beleidige — in diesem Augenblicke treffen mich gerade die meisten u. grösten Auslagen, u. mehrere Einnahmen, die mir gesichert sind, habe ich noch nicht empfangen, Verhältniße u. rücksichten laßen nicht zu, zu mitteln zu greifen, die mir eben noch zu Gebothe wären — —

[1]) Wir nehmen auch hier auf Frimmels Darlegungen Bezug, Neue Beethov. S. 255. Man beachte namentlich die Vergleichung des Eichensschen Stichs mit der Maske von 1812. Außerdem ist Kalischers Aufsatz „über Schimons und Stielers Beethovenbildnisse" in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung von 1889 zu vergleichen. Er gibt eine Beschreibung des Schimonschen Bildes, und sagt schließlich: „Es gibt kein anderes Porträt von Beethoven, in dem sich das bei aller Frische und Rüstigkeit der Gestalt doch so vernehmlich machende leidumflorte Wesen des Meisters offenbarte, wie auf dem Schimonschen Gemälde. Das Prophetisch-Ideale gelangt nirgendwo anders so zum Ausdruck wie hier." Über die Wirkung, welche Schimons Bild in Paris tat, vgl. Schindler, Beethoven in Paris, S. 22.

[2]) So schreibt er selbst im Konversationsbuche. Das Appellationsgericht nennt in der Verf. vom 20. Januar 1820 das Haus „im Blumenstöckl, neben dem Zeitungscomptoir". Fanny Giannatasio schreibt im Tagebuche am 1. Dezember: „Beethoven, von dem wir jetzt gar nichts hören, wohnt nicht mehr in unserer Nähe, sondern wie natürlich des Knaben wegen in der Josefstadt. Wir haben uns vorgenommen, ihn zu besuchen." Dieser Besuch wurde aber erst im April des folgenden Jahres ausgeführt.

[3]) Den Brief durfte ich mit Erlaubnis des Herrn Buchhändlers Cohen in Bonn aus der Posonyschen Sammlung abschreiben.

an Sicherheit mangelt es nicht, wenn sie nur sonst gesonnen wären, mir gütigst in dieser augenblicklichen Verlegenheit beyzustehen --- Herr. v. oliva wird ihnen alles aufklären, u. ich hoffe, daß Sie mir diese zwar von ihrer Seite fremde Art von Gefälligkeit nicht versagen werden — ich behalte mir vor überall, wo es nur meine geringen Kräfte nicht übertrift, ihnen auf's bereitwilligste zu zeigen, wie willkomen mir ihre wünsche seyn werden.

Euer wohlgeborn
ergebenster
Diener —
Ludwig van Beethoven."

Wien am
1:ten Dezember
1819

Adresse: „An Seine wohlgeborn
Herrn Joseph
Ritter von Henickstein."

Es handelt sich also um ein Darlehen, über dessen Höhe wohl Oliva nähere Auskunft geben sollte. Einen Nachklang der Schwierigkeiten, unter denen er lebte, bieten folgende Äußerungen in dem Briefe an den Erzherzog vom 14. Dezember 1819 (Köchel Nr. 50):

„Gleich, nachdem ich das letztemal bei J. K. H. war, befand ich mich übel; ich meldete es J. K. H., allein, indem eine Veränderung in meinem Hauswesen vorging, kam sowohl dieser als ein anderer Brief an J. K. H. nicht an, wo ich Allerhöchstdieselben um Nachsicht bat, indem ich einige Arbeiten geschwind zu befördern hatte, wodurch dann leider die Messe auch mußte ausgesetzt werden. — Schreiben J. K. H. alles dieses dem Drang der Umstände zu. Es ist jetzt nicht die Zeit dazu, alles dieses aus einander zu setzen; allein ich werde, sobald ich den rechten Zeitpunkt glaube, doch müssen, damit J. K. H. kein unverdientes hartes Urtheil über mich fällen. — Mein Herz ist allezeit bei J. K. H., und ich hoffe gewiß, daß sich endlich die Umstände so ändern werden, daß ich noch weit mehr dazu beitragen kann, als bisher, ihr großes Talent zu vervollkommnen. Ich glaube, daß J. K. H. wenigstens den besten Willen hierin schon wahrgenommen, daß nur unübersteigliche Hindernisse mich von meinem verehrtesten mir über alles ins Herz gewachsenen liebenswürdigsten Fürsten entfernen können. — Erst gestern habe ich den Irrthum mit den beiden Briefen erfahren, diesen bringe ich selbst, denn ich habe niemanden verläßlichen in meinem Dienst. — Ich werde mich diesen Nachmittag um halb 5 Uhr anfragen. — Meinen unauslöschlichen Dank für das liebe Schreiben J. K. H. an mich, wenn J. K. H. Achtung gegen mich aussprechen, so kann dieses nur den Trieb zu allem Guten noch vermehren und erhöhen. — Ich küsse J. K. H. die Hände."

Zu unserer Kenntnis von den Beziehungen Beethovens bringt dieser Brief nichts Neues hinzu, bestätigt nur wieder die tiefe Verehrung Beethovens für den Fürsten, wenn diese überhaupt noch eine Bestätigung bedürfte.[1])

[1]) Freunde suchen ihm klarzumachen (K. B.), daß der Erzherzog ihn besser stellen müsse. Darin scheint er aber nichts getan zu haben.

Kurz vor dieser Zeit hatte Beethoven einen Brief von Dr. Grosheim in Cassel[1]) erhalten, den wir hier mitteilen, weil er für Beethovens Verehrung für den Dichter Seume und für eine angenommene Beziehung von dessen Gedicht: „Die Beterin" zu Beethovens Cis moll-Sonate von Wichtigkeit ist.

„Herr Kapellmeister!

Eine Zuneigung ist das Erkenntniß eines schuldigen Dankes. Indem ich Ihnen also am Werke meiner Muse zueigen, will ich damit vor dem Publico meine Achtung und den damit verknüpften Dank für die mannigfache Wonne aussprechen, welche mir Ihre Arbeiten zubereitet haben.

Ueber alles Lob wie Sie Herr Kapellmeister! würde es sich nicht entschuldigen lassen, wollt' ich ins Detail gehen und sie aufzählen, die frohen Lebensstunden, welche Ihre Muse bereitete. — Nehmen Sie einstens meinen schwachen Dank mit Nachsicht auf: dringend bitte ich darum. —

Ihr Brief, welchen ich zu seiner Zeit erhielt, sagte mir zu vielem Guten auch leider! das Traurige, daß Sie nicht so wohl auf wären, wie es die Freunde der Tonkunst wünschen. Ich hoffe daß die Uebel über welche Sie damals klagten gehoben sind.

Sie schrieben mir, daß Sie an Seumes Grab[2]) sich unter die Zahl seiner Verehrer gestellt haben. Er verdiente Ihre Achtung. Es war ein großer Mensch. Es war ein glücklicher Mensch. Er durfte sein vitam impondere vero laut aussprechen und ward — geliebt: Rousseau wurde über sein Motto — gesteinigt.

Es ist mir immer noch ein nicht zu unterdrückender Wunsch, es möge Ihnen, Herr Kapellmeister! gefallen Ihre Vermählung mit Seume (ich meine die Fantaisie in Cis moll und die Beterinn) der Welt mitzutheilen.

Unsere biederen Brüder rufen den Todten oft genug: — wie würde es uns insgesammt freuen, die Beterin mit Ihrer Musik, und den unbegreiflichen Handschlag den sich Beethoven und Seume im Geiste gaben — zu erhalten!

Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft und Liebe —, und bitte Sie die Versicherung meiner tiefen Hochachtung anzunehmen.

G. B. Grosheim
Doctor der Philosophie.

Cassel $\frac{10}{11}$ 19.

P. S. Der Kurfürstliche Gesandtschafts-Secretär Weißenborn welcher dies überbringt, würde im Falle ich mich einer Antwort von Ihnen erfreuen sollte, dieselbe gern besorgen, und Sie dürften selbige nur an ihn schicken, der sich beim Kurfürstl. Gesandten Baron v. Münchhausen aufhält."[3])

---

[1]) Grosheim war Komponist und Musiklehrer in Cassel, vorübergehend auch Musikdirektor beim Theater. Der Brief stammt aus Schindlers Nachlaß und befindet sich in Berlin. Über die Angelegenheit schrieb Kalischer in der Neuen Berliner Musikzeitung von 1893 (Jahrg. 47) Nr. 49. 50, wo er einen Irrtum Thayers nachweist.

[2]) Seume starb am 13. Juni 1810 in Teplitz. Beethoven war 1811 und

Der verehrte Thayer hatte allerdings den Gedanken gefaßt, die Phantasie und Sonate Op. 27, 2 sei durch Seumes Beterin angeregt. Wer die Sonate mit diesem Gedicht vergleicht, wird bald inne werden, daß davon keine Rede sein kann; es kann nur eine Verwechslung vorliegen. Eher könnte man an die Phantasie Op. 77 denken. Kalischer, der den Irrtum Thayers zuerst richtig erkannte, dachte an das Cis moll-Quartett, dieses aber hätte Grosheim nicht im Sinne haben können, da es viel später geschrieben ist. Die Erörterung dieser Frage gehört an eine frühere Stelle; bei der Revision von Bd. II wird darauf zurückzukommen sein. —

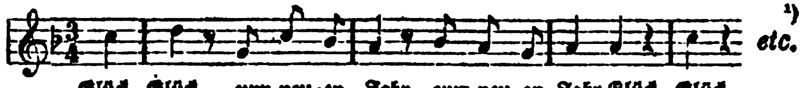
Aus dem Monat Dezember stammt noch folgende kurze Zuschrift an die Gräfin Erdödy, die wir hier nach O. Jahns Abschrift mitteilen:

„An die Gräfin Marie Erdödy geb. Niszky. —
Alles Gute und Schöne meiner lieben verehrten mir theuren Freundin
von ihrem wahren
und Sie verehrenden Freunde
L. v. Beethoven.

in Eil am 19. Dez. 1819
bald komme ich selbst



Die Noten sind in der uns vorliegenden Abschrift fein durchstrichen; Beethoven hat sie nachträglich zu einem Neujahrskanon erweitert:



Glück, Glück zum neu-en Jahr, zum neu-en Jahr Glück, Glück. —

Wenn wir nun fragen, woran Beethoven in all dieser Zeit arbeitete, so ist der Hauptteil unserer Antwort schon gegeben. Das Jahr 1819 ist

---

1812 in Teplitz. In einem dieser Jahre schrieb er also den bisher unbekannt gebliebenen Brief an Grosheim.

[2]) In einer Note der Cäcilia (VIII S. 257) sagt Grosheim: „Seine [Beethovens] Gedanken bei Seumes Grabe, die ich gleich einem edlen Kleinod bewahre, geben genau Kunde von Beethovens hohen Sinn für Weltenglück."

[1]) Der Kanon steht in der neuen Gesamtausgabe Serie 23, Nr. 256 Nr. 6. Nohl, der N. Br. Nr. 226 das Briefchen abdruckt, das Notenbeispiel aber unrichtig gibt, erkannte nicht, daß das Thema dasselbe sei. Vgl. noch Schöne, Briefe an Gräfin Erdödy S. 18, wo die Noten auch nicht richtig sind. Zu dem Kanon bemerkt A. Fuchs: „Comp. für die Gräfin Erdödy. Wien 1819 am letzten Dezember." „Von Beethovens Original copirt 29/1 1851." Notteb. handschr. Zusatz zu Thayers chronol. Verz. S. 172. — Gräfin Erdödy war um jene Zeit in Wien. Im Konv. B. aus Anfang 1820 wird ihre Wohnung angemerkt: Kärntnerstraße 1138. 2 St. Im Juni 1820 schreibt er einmal selbst: „Nach der Erdödy fragen."

mehr bezeichnet durch Fortarbeiten an begonnenen großen Werken, als durch Fertigstellen und Abschließen neuer Arbeiten. Daß er an der neunten Symphonie wenigstens in der ersten Zeit des Jahres weiter arbeitete, wurde bereits erwähnt. Das Hauptwerk, das ihn beschäftigte, war die Messe, welche zur Inthronisation des Erzherzogs zu beendigen sein dringendster Wunsch war; das war ihm ja nun nicht beschieden. Er habe sie beinahe vollendet, schrieb er am 10. November an Ries mit der Bitte, zu sehen, was er in London damit machen könnte. Schindler (S. 269) sah sie fortschreiten und hörte den Meister auch Zweifel äußern an der Möglichkeit der Beendigung des Werkes zum festgestellten Termin, „weil jeder Satz unter der Hand eine viel größere Ausdehnung gewonnen hatte, als es anfänglich im Plane gelegen“; allerdings habe auch die Prozeßangelegenheit zur Verzögerung beigetragen. Wenn nun aber Schindler weiter sagt, bei der Rückkehr nach Wien Ende Oktober habe Beethoven das Credo fertig mitgebracht, so ist das zuviel gesagt. Ein in der Sammlung des Beethovenhauses in Bonn befindliches Taschen-Skizzenbuch, welches die Jahreszahl 1820 trägt, enthält noch zahlreiche Skizzen zum Credo. Auch in einem Konv. Buch von Ende 1819 stehen kurze Skizzen zum Credo. Schindler gibt selbst zu, daß bis zum Tage der Installationsfeier noch kein Teil „im Sinne des Autors“ vollendet vorgelegen habe. Über die Messe werden wir erst weiter zu sprechen haben, wenn wir zu dem Zeitpunkt der Vollendung gekommen sein werden.

Von anderen Kompositionen dieses Jahres erfahren wir wenig; wären nicht diese großen Vorarbeiten gewesen, dann müßten wir das Jahr 1819 wieder zu den unfruchtbaren rechnen; die Frucht dessen, was er emsig säete, sollte nur langsam aufgehn. Jedenfalls hat er mit den Arbeiten für Thomson auch in diesem Jahre fortgefahren[1]) und die Arbeit an den Volksliedern (s. das vorige Kapitel) beschäftigte ihn; und die zweite Sammlung der Variationen, welche 1820 als Op. 107 erschienen, werden wir wenigstens zum Teil diesem Jahre zuzuschreiben haben.[2])

Noch in einer anderen Weise wurde er in Mödling in Anspruch genommen. Schindler schreibt in der Ausgabe seiner Biographie von 1840 (S. 116):

„Auch willfahrte er im Sommer 1819, als er eben mit der Composition des Credo beschäftigt war, den wiederholten dringenden Bitten einer aus 7 Mitgliedern bestehenden Musikgesellschaft, die damals in einem Gasthofe in der Briel bei Mödling zum Tanz zu spielen pflegte, und schrieb einige Parthien

[1]) Vgl. den Brief vom 25. Mai in Anh. V.

[2]) Acht von den Themen Op. 107 bietet er am 10. Februar Simrock an; dort erschienen sie in demselben Jahre alle. (Nott. handschr. Bem. z. Thayer Nr. 218.)

Walzer für sie, die er selbst auch in die einzelnen Stimmen aussetzte. Des auffallenden Contrastes wegen, wie sich ein großes Genie zu gleicher Zeit in den höchsten Regionen musikalischer Poesie und zugleich auch im Tanzsaale bewege, forschte ich einige Jahre darauf, als der Meister einstens dieses Umstandes wieder erwähnte, diesen leicht beflügelten Horen nach; allein jene Gesellschaft hatte sich indessen zerstreut; und so blieb alles Nachsuchen vergebens. Auch Beethoven hatte die Partitur dieser Walzer verloren."

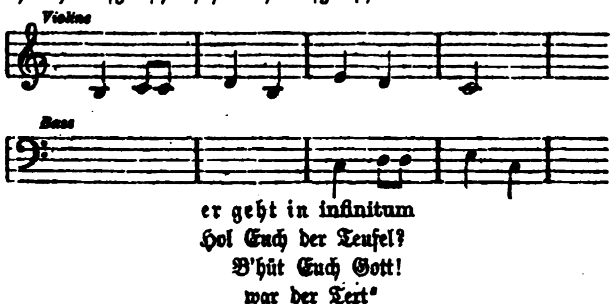
Die Walzer sind auch bisher nicht bekannt geworden.

Die Vorliebe für Kanons, besonders scherzhafte, machte sich ebenfalls weiter geltend. Von dem Neujahrskanon für die Gräfin Erdödy war schon die Rede. Ein Konversationsbuch vom März 1820 enthält von einer unbekannten Hand folgendes:[1])

„Sie haben an Steiner von Mödling im vorigen Sommer einen Canon infinitus geschickt a duo



Keiner hat ihn aufgelöst, ich habe ihn aufgelöst, denn er tritt in der Secunde ein



er geht in infinitum
Hol Euch der Teufel?
B'hüt Euch Gott!
war der Text"

Noch schrieb Beethoven bei einem kurzen Aufenthalt in Wien einen kurzen kanonartigen Satz auf die Worte „Glaube und hoffe"; er trägt die Überschrift: „Wien am 21ten sept. 1819 bey Anwesenheit des Hr: Schlesingers aus Berlin. Von L. v. Beethoven". Das war der jüngere Schlesinger, der später in Paris etabliert war. Vgl. seinen Brief vom 3. Juli 1822 im 5. Kapitel. Das kurze Stück wurde zuerst von Marx (Beethoven Bd. II Anh.) als Faksimile mitgeteilt und ist in die gesammelten Werke, Serie 25 Seite 275 aufgenommen.

Weitere Kompositionen aus diesem Jahre sind nicht namhaft zu machen. Von dem Oratorium wird in den Konversationen gesprochen, zugleich aber festgestellt, daß Bernard mit dem Texte noch nicht fertig sei.

[1]) Thayer, chron. Verz. 220. Der Herausgeber konnte das Angeführte selbst dem Konversationsbuche entnehmen.

Die 1819 in Wien zur Aufführung gebrachten Werke Beethovens haben wir in Anh. V verzeichnet.

Zu einer größeren Akademie sollte er Ende des Jahres bewogen werden. Bernard (so scheint es) schreibt im Konv. Buch:

„Gestern ist ausgemacht worden, daß Sie am heil. Weihnachtstage oder an einem andern Tag eine Akademie geben sollen. Gr. Stadion wird das Lokal hergeben u. Schick, Czerny und Janitschek werden das übrige besorgen. Es soll darin vorkommen eine Symphonie, das Gloria aus Ihrer Messe, die neue Sonate von Ihnen gespielt und ein großer Schlußchor. Alles von Ihnen. 4000 f. sind Ihnen garantirt. Es soll nur ein Stück aus der Messe vorkommen."

Bei einem erneuten Antrage eines andern schreibt Beethoven: „Für Weihnachten ist es zu spät, aber in den Fasten wird es sein können."

Erschienen sind in diesem Jahre: 1. Die beiden Sonaten für Klavier und Violoncell Op. 102 mit der Widmung an die Gräfin Erdödy in Wien bei Artaria; sie waren aber schon vorher mit kürzerem Titel von Simrock veröffentlicht; 2. das Quintett in C moll Op. 104, nach dem C moll Trio, bei Artaria; 3. die variierten Themen für Klavier und Flöte oder Violine Op. 105, wiederum bei Artaria; 4. die Sonate Op. 106 bei Artaria.

Auch biographisch haben wir aus diesen Jahren nichts von Bedeutung mehr zu verzeichnen; wie man ihn auswärts ehrte, geht aus den Nachrichten der Engländer hervor.[1]) Wir verlassen ihn für dieses Jahr einerseits mit großen Plänen beschäftigt, andrerseits aber in mancherlei Sorgen um Gesundheit und Hauswesen. Ein wehmütiges Gefühl drängt sich vor in dem Gedanken: wo waren die vertrauten Freunde und Genossen früherer Zeiten geblieben, mit welchen anregender und heiterer Austausch stattfand, und die wir in der Zeit, in welcher wir stehen, fast ganz vermissen? statt ihrer umgaben ihn Personen, die ihm zwar behülflich und dienstwillig, aber doch nicht ebenbürtig waren. Was waren ihm diese: Bernard, Peters, Oliva, auch Schindler, für das, was er bedurfte? Wo waren alle die teilnehmenden Freunde der früheren Wiener Jahre? Wo war u. a. der treue Freund seiner Jugend, Stephan von Breuning? Wir erfahren von Schindler, daß er sich gegen Beethovens Gedanken, den Neffen zu adoptieren, ausgesprochen und ihn dadurch an der verwundbarsten Stelle getroffen habe, und wir gehn wohl nicht fehl, wenn wir in dem Gegensatz der Meinungen über die Behandlung dieses ganzen Falles den Grund zu der länger dauernden Entfremdung zwischen den beiden Freunden finden, deren Anfang Schindler

[1]) In Bremen wurde sein Geburtstag gefeiert, Wiener Musikzeitung 1820 S. 14. „Sie sind in Bremen vergöttert" schrieb jemand in K. B.

ausdrücklich in das Jahr 1817 setzt. Manche andere hatten sich zurückgezogen, waren vielleicht in ähnlicher Weise durch ihn verscheucht; manche (wie Zmeskall) waren selbst leidend, manche waren nicht mehr unter den Lebenden, manche weilten fern (so Graf Brunswik, Schuppanzigh u. a.; auch Graf Lichnowsky tritt erst einige Jahre nachher wieder hervor.) Eine Abwechselung brachten in längeren oder kürzeren Zwischenräumen auswärtige Besuche, wenn sie sich nicht durch die weit verbreiteten Gerüchte von seiner Unnahbarkeit und seinen Launen abhalten ließen.[1]) Er war ein einsamer Mann geworden; schon die in seiner Taubheit begründete Schwierigkeit, mit ihm unmittelbar und lebendig zu verkehren, hielt manche zurück, zumal solche, die vielleicht auch einmal von seinem Mißtrauen und seinen Launen getroffen waren. Da er nicht mehr Musik zu hören und zu leiten, auch selbst noch kaum auszuüben im stande war, fiel auch diese Anziehung weg. Man mag sich ausmalen, wie dieses alles auf seinen ohnehin gedrückten Gemütszustand wirkte. Dazu kamen die fortwährenden Sorgen um den Neffen und den Prozeß, die auch im Kreise seiner Wiener Verehrer viel besprochen wurden; gewiß konnte man es nur mit dem größten Bedauern wahrnehmen, wie der außerordentliche Mann von diesen ganz unwürdigen Streitigkeiten so ganz in Anspruch genommen war, daß auch seine höheren Aufgaben darunter litten. Einen neuen Freund, den Advokaten Dr. Bach, hatte ihm dieser Prozeß gebracht, der auch über die Hülfe hinaus, die er ihm zu leisten hatte, Verständnis für seine schaffende Tätigkeit hatte. Wir bewundern ihn, daß er sich bei all dem widrigen Geschicke aufrechthielt, wir beklagen ihn, daß sein sehnsüchtiges Verlangen nach einer ruhigen und unbehinderten künstlerischen Tätigkeit so lange unerfüllt blieb; aber wir haben auch zu bedenken, daß er gerade in dieser Zeit des Kampfes und der innerlichen Zurückgezogenheit, der Trennung von alten Freunden und Genossen, nicht bloß Raum für fromme innere Erhebung findet, wie uns sein Tagebuch zeigt, sondern daß er gerade in dieser und der folgenden Zeit Werke von einer Innerlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks schuf, die ihn selbst und die Hörer weit über alles irdische Ungemach erhoben, wie sie kaum eine andere Periode ähnlich hervorgebracht. Wir dürfen uns bei allem dem Mißgeschick des edlen Dulders der Aussicht freuen, daß für sein Leben und Schaffen noch bessere Zeiten bevorstanden.

[1]) Ganz überraschend wird im Konv. Buch einmal Graf Waldstein genannt. Jemand bittet Beethoven, nicht so laut zu sprechen, da sein Verhältnis zu bekannt sei. „Das ist die Unannehmlichkeit der öffentl. Orte, daß man in Allem so gefährdet ist; alles horcht und hört. — Der Graf Waldstein war ja auch in der Nähe. — Lebt er hier?" Man möchte gern Beethovens Antwort wissen, um den Grund der völligen Entfremdung von diesem ehemaligen warmen Gönner wenigstens erraten zu können.

Viertes Kapitel.

Die Jahre 1820 und 1821.

Der Neffe. Kanons. Mödling; Unter-Döbling und Baden. Das Bild Stielers. Die letzten Sonaten.

Wir fassen in dem gegenwärtigen Kapitel zwei Jahre zusammen; nicht als wenn sich die äußeren Ereignisse nicht auch hier nach den Jahren scheiden ließen, sondern weil für beide das biographische Material nicht so ausgedehnt ist wie in den früheren, und weil bei den aus diesen Jahren stammenden Kompositionen es sich nicht ganz sicher entscheiden läßt, welchem von beiden sie angehören. —

In der ersten Zeit des neuen Jahres, im Februar, schrieb Beethoven mit seinen kräftigen Zügen ins Konversationsbuch jene Worte, welche hier gleichsam als Motto und zur Kennzeichnung seiner Gesinnung stehen mögen: „Das moralische Gesez in unß u. der gestirnte Himmel über unß. Kant!!!" Und eine andere Äußerung von seiner Hand in K. B. sei hier auch aufbewahrt: „Man sagt, die Kunst sei lang, kurz das Leben — Lang ist das Leben nur, kurz die Kunst. Soll uns ihr Hauch zu den Göttern heben — so ist er eines Augenblickes Gunst." Und vorher: „Die Welt ist ein König, u. sie will geschmeichelt sein, Soll sie sich günstig zeigen, doch wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen zwingen; berühmte Künstler sind befangen stets, drum ihre ersten Werke auch die besten, obschon aus dunklem Schooße sie entsprossen."

Das Jahr 1820 beginnt wieder mit einem Gruße an den Erzherzog Rudolph, diesmal in Form eines festlichen 4 stimmigen Kanons mit kurzer Choreinleitung: „Seiner Kaiserlichen Hoheit! Dem Erzherzog Rudolph! Dem geistlichen Fürsten! [mäßig] alles Gute! alles Schöne!" und unterschrieben

„Von ihrem
gehorsamen
Diener
L. v. Beethoven.
am 1ten Jenner 1820."[1]) —

[1]) Das Autograph befindet sich im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Nohl druckt ihn Br. B. Nr. 224 ab und gibt im Anhang ein Faksimile. In der Br. u. H. G. A. steht der Kanon Serie 23 S. 187. Vgl. auch Thayers chron. Verz. 221. Das Datum „12ten Jenner" bei Thayer und Nohl ist unrichtig; der Irrtum ist dadurch entstanden, daß Beethoven die kleinen Trennungsstriche = einem Zuge schreibt, so daß sie fast wie eine 2 aussehen.

Nun muß uns die leidige Prozeßangelegenheit nochmals beschäftigen; sie kommt nunmehr zu ihrem Ende. Beethoven hatte also, wie wir bereits wissen, gegen den abweisenden Beschluß des Magistrats Rekurs beim Appellationsgericht eingelegt. In seinem Gesuche, welches das Präsentationsdatum vom 7. Januar 1820 trägt,[1]) macht er dieselben Gründe geltend wie früher; der talentvolle Knabe bedürfe jetzt einer sorgfältigen und kundigen Leitung und Erziehung, zu welcher weder die Mutter noch der Stadtsequester Nußböck sich eigneten; er beantrage daher, daß ihm die Vormundschaft wieder übertragen und der Lobkowitzische Hofrat Peters zum Mitvormund bestellt werde. Auch der Mutter will er eine Art Mitvormundschaft zugestehen, so daß sie ihn besuchen und von den Erziehungsvorkehrungen Kenntnis nehmen könne. Dieses Zugeständnis und der im ganzen gemäßigte Ton der Eingabe läßt die Hand Dr. Bachs erkennen, mit welchem zu gleicher Zeit lebhafter brieflicher Verkehr bestand. Der folgende Brief, den Nohl N. Br. Nr. 228 mitteilt, dürfte in diese Zeit fallen.[2])

„Verehrter Freund!

So sehr gern ich sie einmal besucht hätte, so war es mir unmöglich zum Theil weil ich ihre Wohnung nicht wußte, auch nicht einmal die Neujahrshöflichkeit ist mir vergönnt gewesen ihnen zu erzeigen, ich wollte mit meinem Neffen zu ihnen kommen, allein ein unseliger Zufall hinderte es und jetzt ist er gar krank. — Ich bedarf aber wieder ihrer Hülfe, denn ich kann eben nicht viel mehr in der Welt als einige Noten so ziemlich niederschreiben, in allen Geschäftssachen ein schwerer Kopf, verzeihen sie wenn ich ihnen wieder beschwerlich fallen muß, indem ich sie bitte mir gefälligst die Monathe zu benennen, und die Quantität derselben anzugeben, alsdann werde ich um die Stunde, die sie mir bestimmen zu ihnen kommen in ihr Bureau, wo sie mir gefälligst ihre Wohnung anzeigen werden, und sobald mein Neffe gesund ist besuchen wir sie."[3])

Wichtiger ist der folgende Brief, ersichtlich auch an Bach und vermutlich spät im Januar geschrieben.[4])

---

[1]) Dasselbe steht bei Nohl Br. B. Nr. 223. Das Original ist in Berlin (aus Schindlers Nachlaß). Wir geben dasselbe der Vollständigkeit wegen im Anhange (III). Nur die Unterschrift ist von Beethoven.

[2]) „Nach einem Faksimile im Besitz der Frau Karl von Beethoven in Wien, auf dem mit Bleistift von fremder Hand der Adressat angegeben steht." Nohl. Bei Thayer habe ich eine Erwähnung dieses Briefes nicht gefunden.

[3]) Der Brief muß in die ersten Tage des Januar fallen, als er gerade sein Rekursgesuch zu schreiben im Begriffe war. Die weiteren Bemerkungen am Schlusse sind nicht klar.

[4]) Der Brief befindet sich nach Jahns Abschrift in Thayers Materialien. Gedruckt ist er bei Kalischer N. B. B. S. 54. Kalischer meint, er stamme wahrscheinlich aus 1818; das wird aber durch den Inhalt widerlegt, denn 1818 war Tuscher noch nicht Mitvormund geworden und von einem Berichte des Appellationsgerichts konnte damals noch nicht die Rede sein. Der Brief kann nicht vor 1820 geschrieben sein.

„Euer Wohlgeboren!

In einigen Tägen erhalten sie eine Schrift[1]) von mir, worin Mittheilungen über die Fr. v. B. — über das Betragen des Magistrats — über die Zeugnisse — über das was ich für meinen Neffen gethan — über sein Vermögen; welche sie dann abschreiben lassen wollen, um sie dem Hrn. v. Schmerling u. Hrn. v. Winter zu übermachen. Es ist nicht unmerkwürdig zu erfahren wie man gegen einen Menschen, der nur das Gute will, hier verfahren[2]) kann, dabei selbst auf die Wohlfahrt eines unschuldigen Geschöpfes nicht Rücksicht nimmt! Ist der Bericht vom M. [Magistrat] schon an die Appellation gebracht? Nun von etwas anderem! Man sagt mir daß ich in der Vorstadt wo ich bin, vom 2. Febr. Maria Reinigung oder Lichtmeß an, seine Wohnung Zeit hat aufzukündigen bis den 16 d.?[3]) Ich bitte sie mir hierüber nun einige Zeilen Auskunft zu geben, indem[4]) ich ohnehin den ganzen Sommer auf dem Lande zubringe und für mich höchstens ein Zimmer zum absteigen in der Stadt nöthig habe, auch künftiges Jahr diese Wohnung ohnehin nicht zu behalten gedenke. Sie wissen ohnehin wie wenig beschwerlich ich ihnen gerne bin, sie verzeihen mir daher schon diese Frage? Ich befinde mich öfter nicht wohl, sonst wäre ich schon zu ihnen gekommen.

M. v. Tuscher war bei mir, eine alte Freundschaft läßt sich nicht unterdrücken, er hat scharf gehandelt, allein unter einer solchen Behörde kann nur ein Vormund — wie ich — der das Geld gibt, den Ausschlag geben! Wenn sie ihn sprechen wollen, er könnte ihnen noch über manches Auskunft geben; jetzt ist er wieder gesund! Sie finden ihn Morgens von 10 – 12 Uhr in seinem Bureau oder **Boureau**.[5])

in Eil
ihr mit Hochachtung verharrender
Beethoven."

Das Appellationsgericht hatte gleich nach Einreichung des Rekurses, am 10. Januar, den Magistrat zum Bericht aufgefordert und Beifügung der früheren Gesuche und der sonst nötigen Bescheide verlangt. Der Magistrat berichtete am 5. Februar; er erklärte, bei seinem früheren Bescheide stehen bleiben zu müssen und führte seine früheren Gründe an, wobei es an scharfen Anklagen gegen Beethoven wieder nicht fehlt. Auf eine weitere Aufforderung des Appellationsgerichts vom 21. Febr., in welcher, wie es

[1]) Diese Schrift hat sich nicht gefunden.

[2]) In Thayers Abschrift steht „verfolgen", doch hatte ich für mich schon „verfahren" verbessert, wie es jetzt bei Kalischer steht.

[3]) „16." bei Kalischer, wohl richtig. Dies Datum in Verbindung mit der Erwähnung des Magistratsberichts zeigt die Zeit, in welcher der Brief geschrieben sein muß.

[4]) „wenn" bei Kal.

[5]) „**Bourreau**" Kal. Ob Beethoven hier einen besonderen Sarkasmus beabsichtigt (**bourreau** = Henken), überlassen wir dem Leser zu entscheiden.

scheint, Vorlegung weiterer Aktenstücke und nähere Erläuterungen verlangt wurden, antwortete der Magistrat am 28. Febr. mit womöglich noch schärferen Anklagen gegen Beethoven.[1]) Er ignoriert darin den schlechten Charakter der Witwe überhaupt und behauptet, ihrer Ausschließung könne natürlich nichts anderes zu grunde liegen, als das Vergehen, welches sich die Mutter i. J. 1811 zu Schulden kommen ließ;[2]) „denn alles Übrige, was in der Aeußerung des Rekurrenten [Beethoven] sub F vorkömmt, ist beweisloses Gewäsch, worauf das K. K. Landrecht keine Rücksicht nehmen konnte, was jedoch ein redender Beweis ist, wie leidenschaftlich und feindselig Rekurrent gegen die Mutter von jeher gehandelt habe und noch immer handle.“ usw. —

Jeder unbefangene Leser der im Anhange mitgeteilten Schriftstücke muß eingestehen, daß in einem Punkte, nämlich der vollständigen Ausschließung der Mutter von jedem Anteile an der Vormundschaft über ihren Sohn, ein sehr starker Rechtsgrund gegen Beethoven gegeben war, was ja auch Dr. Bach erkannte. Wir wissen jetzt, was für eine Art Persönlichkeit sie war;[3]) aber was wir von ihrem Charakter wissen, bietet uns keinen sicheren Prüfstein, mittelst dessen wir die Pflichten der damaligen Behörden beurteilen können. Was das mit F bezeichnete Schriftstück enthalten hat, ist nicht bekannt; wahrscheinlich Anklagen wegen Unsittlichkeit, welche nicht bewiesen werden konnten oder wenigstens nicht bewiesen waren; jedenfalls in einer Form aufgestellt, nach welcher der Magistrat die Unmöglichkeit für das Landrecht behaupten konnte, sie in Erwägung zu nehmen. Ohne Zweifel hatte Beethoven gehofft, sein Ziel durch allgemeine Angaben zu erreichen, und hierdurch sich selbst die Beschämung und Demütigung zu ersparen, welche eintreten mußte, wenn er auch nur mit verhüllter Wahrheit die Liederlichkeit und das schamlose Leben seiner eigenen Schwägerin hätte

---

[1]) Man findet beide Berichte des Magistrats in Anhang III.

[2]) Eine Veruntreuung gegenüber ihrem Manne, die aber gesühnt und verziehen war.

[3]) Die Briefe an Giannatasio und Äußerungen in den Konversationen, deren Inhalt wir in unserer Darstellung nicht wiedergeben können, deuten auf einen hohen Grad sittlicher Verkommenheit. Wir führen nur an, was Schindler als Tatsache erzählt, daß sie noch während des Prozesses Nachkommenschaft erhalten hat. Beethovens sittliche Abscheu ist durch alles das hinlänglich erklärt. Er schreibt selbst im K. B. 1820 auf: Fr. B. „zur Intrigue gebohren, ausgelernt in Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung.“ Die Bestätigung erhielt Thayer von der Witwe Karls mit dem Hinzufügen, daß die Mutter noch in höherem Alter in Baden mit der gleichfalls entarteten Tochter lebte.

darlegen wollen; und aus dieser Verschweigung wußten ihre Rechtsbeistände und die Mitglieder des Magistrats Vorteil zu ziehen.

Beethoven bemühte sich, während die Angelegenheit in dieser Weise schwebte, auch persönlich um den Erfolg zu bemühen, und wendete sich in folgendem Briefe an den Appellationsrat Karl Winter:[1]).

„Am 6ten März 1820.[2])

Euer Wohlgebohren

Ich habe die Ehre ihnen anzuzeigen, daß ich eine Denkschrift bestehend in Mittheilungen über die Fr. van Beethoven, über das Magistrat, über meinen Neffen, über mich etc. verfaßt habe, welche ich ihnen binnen einigen Tägen zusenden werde; ich glaubte mir es selbst schuldig zu sein den Ungrund so vieler Verläumdungen gegen mich zu offenbaren, so wie ebenfalls die Intriguen der Fr. v. B. gegen mich zum Schaden ihres eigenen Kindes aufzudecken, sowie auch das Benehmen des Magistr. in sein gehöriges Licht zu stellen.[3]) E. W. G. werden aus diesen Mittheilungen über den M. erfahren, wie derselbe mir förmlich zu Werke gegangen ist, wie er meinen Neffen mit seiner Mutter mir unbewußt kommen ließ, laut den eigenen Aussagen meines Neffen mußte er dort, von seiner eigenen Mutter angestifftet u. verleitet mehrere Unwahrheiten gegen mich vorbringen; ebenso wird in diesen Mittheil. ein schriftliches Document vorkommen, welches das schwankende u. partheyische Benehmen des M. beweist u. wie sehr derselbe sich selbst wiedersprochen habe, als er die Fr. v. B. zur Vormünderin einsetzte; auch wird bewiesen werden, daß der M. nach Niederlegung der Vormundſ. des Hr. Tuscher welchen ich selbst zum Vormunde gewählt hatte, mich wieder als Vormund anerkannte, indem derselbe mich unter anderen auch aufforderte, wieder einen anderen Vormund zu wählen, ich hielt dieses aber keineswegs für zuträglich, da mein Neffe während dem als ich die Vormundſ. niedergelegt hatte, nichts als schaden davon hatte, indem es sich unter mehreren anderen Nachtheiligen für ihn auch ereignete, daß er dahin gebracht wurde, mit Fleiß eine so schlechte Prüfung zu machen, daß er ein gantzes Jahr auf derselben Schule sitzen bleiben muß, welcher unersetzliche Verlust, daß er ebenfalls von einem Blutsturtz befallen wurde während derselben Zeit, welcher ihm ohne mein dazukommen beinahe das Leben gekostet hätte; unmittelbar sind diese Ereignisse nicht dem Hr. Tuscher zuzuschreiben, denn er war zu wenig unterstützt von der Obervorm., konnte daher nie mit der nöthigen Energie handeln, mit der ich z. B. als Onkel, Vormund u. Kostentragender zu Werke gehen konnte. — Aus diesen nur wenigen Anführungen werden E. W. G. ermessen, daß dem Berichte des M. eben nicht großes Vertrauen zu schenken

[1]) Abschrift dieses Briefes erhielt Thayer durch Dr. Gerhard v. Breuning, der ihn auch 1888 in der Neuen freien Presse veröffentlichte. Er steht bei Kalischer N. B. B. S. 172 nach einem weiteren Abdruck in der Charlottenburger Neuen Musikzeitung vom Febr. 1888. Ich folge Thayers Abschrift.

[2]) „Wien, 6. März 1820" im Druck.

[3]) „setzen" im Druck.

ist, man kann denken überhaupt welche Parthey die Fr. v. B. dort für sich wirksam gefunden, da sie schnurstracks wider die Verordnungen der hohen L. R. [L. R.?], gemäß welcher sie von der Vormundschaft ausgeschlossen war, von dem M. gar zur Vormünderin ernannt wurde, hieraus folgt denn auch, daß ich bitten muß, mich sowohl als meinen Neffen nöthigen Falls selbst zu hören über vielleicht vorkommende Beschuldigungen mich betreffend. Zwar scheint mir der unnatürliche Fall, mir die Vormunds. über meinen Neffen zu versagen, nicht wohl möglich, da dieses nur in allen Hinsichten zum Nachtheile meines Neffen gereichen würde, nicht zu reden davon, daß ein solches Ereigniß die Mißbilligung unserer gesitteten Welt gewiß erregen würde; man denke nur, schon über 5 Jahre habe ich größtentheils auf die großmüthigste Art für meinen Neffen gesorgt, 2 Jahre war selber ganz auf meine Kosten im Institute, alsdann kam erst einiger Beytrag, welcher sich nicht höher als jährl. auf 450 fl. W. W., wenn der Kurs auf 250 steht, beläuft; nun habe ich von diesem Beytrage beynahe vierzehn Monathe nichts erhalten, wie reichlich ich für meinen Neffen ohnerachtet dessen immer gesorgt, werden einige beygelegte Rechnungen bewähren. Nur im Falle daß man mir die Vormunds. mit einem Mitvormunde nicht gestattete, würde ich meinen Neffen seinem Schicksale überlassen müssen, so wehe mir auch hiebey geschehen würde, so würde ich mich doch alsdann nie anders als ausgeschloßen betrachten, ferner an ihm Theil zu nehmen. Sobald man mich aber wieder als Vormund mit meinen, meinem selbst [?] nützlichen Mitvormunde annimmt, so werde auf die uneigennützigste Art sorgen und wie bisher alle Kosten u. auch zukünftig immer tragen, habe ich doch selbst auf den Fall meines Todes schon für ihn gesorgt, hiezu liegen 4000 fl. C. M. in der österr. National Bank von mir, ihm als Erbtheil bestimmt; so wie ich denn durch meine Verbindungen ihm überall nützlich sein kann, auch mein Verhältniß zu Sr. Kaiserl. Hoheit, dem Erzbischoff von Ollmütz mich von Selbem auch noch manches erfreuliche hoffen läßt, welches wie noch manches sonstige alles meinem Neffen zu gute kommen wird. Schließlich lege E. W. G. noch einmal das Wohl und Wehe meines Neffen an das Herz, ich setze mein Vertrauen auf einen eben so geistreichen als gefühlvollen Mann, und hoffe davon alles ersprießliche, denn nimmer kann ich mir denken, daß eine solche Behandlung, wie der M. mir dem Wohlthäter meines verstorbenen Bruders dem Versorger Erhalter meines Neffen über 5 Jahre ohne alle Rücksicht dieses angedeihen ließ, sollte irgend höheren Ortes können gebilligt oder gar gutgeheißen werden.

Euer Wohlgeboren
mit ausgezeichneter Hochachtung
ergebenster Diener
Ludwig van Beethoven.

Meine vielen Beschäftigungen
werden mir die Nachsicht
E. W. G. wegen meines etwas
nachläßigen Schreibens
erwerben."

Wenn Beethoven Briefe von solcher Ausdehnung und dazu Denkschriften von vielleicht noch größerer schrieb, dann liegt auf der Hand, in wie hohem Grade — von den inneren Affekten ganz abgesehen — schon äußerlich seine Zeit durch diese Angelegenheit in Anspruch genommen war, so daß die schaffende Tätigkeit notwendig zurücktreten mußte.

Auch in den Unterhaltungen aus jener Zeit ist von diesen Verhandlungen mit dem Appellationsrat Winter die Rede.[1]) In einem Konversationsbuche aus diesem Jahre schreibt (der Angabe nach) Bernard:

„Er [Bach?] hat bereits mit dem Kais. [?] Appellationsrath Winter die Sache besprochen, der schon auch von dem Landrechte her, wo er früher war, davon unterrichtet ist. Es wird jetzt von dem Magistrat ein Bericht über sein Verfahren verlangt und hierauf die Sache bei der Appellation entschieden. Er fragte ob der Herr Nußbeck schon abgedankt habe, wenn nicht so wäre es gut, wenn der Dr. Bach eine schriftliche Entsagung desselben bei dem Appellationsgericht zu der schon eingereichten Schrift nachtrüge. Dr. Bach hat schon früher gesagt, daß Nußbeck gern abstehen wollte und so wird die Sache von dieser Seite keine Erschwerung leiden. Hierauf ist noch zu bemerken, ob Sie die Vormundschaft früher überhaupt[2]) oder nur zu Gunsten des Tuscher niedergelegt haben um dadurch besser zur Entfernung der Mutter zu wirken; dann auf welche Art Tuscher abdicirt hat, und ob Sie in Hinsicht der hierauf gemachten Anordnung durch den Magistrat unterrichtet worden sind.[3]) Dann ist es nöthig in allem so gemäßigt als möglich zu verfahren, damit es nicht den Anschein habe, als ob Leidenschaft dabei obwalte, auch werde man die Mutter nur im äußersten Fall im Punkte der Ehre[4]) angreifen. Das Ganze soll sich auf den Grundsatz beziehen, daß man ihr jetzt bei der Erziehung keinen Einfluß geben könne, weil ein Weib überhaupt für dieses Alter eines Knaben nicht hierzu geeignet ist. Ferner ist es nöthig, daß Sie,[5]) wenn es verlangt werden sollte, erklären daß Sie die Erziehungskosten fortwährend bestreiten, worauf dann im schlimmsten Falle die Drohung erfolgen könnte, daß Sie Ihre Hand ganz abziehen wollten. Er meint man würde Ihnen vielleicht Vorwürfe über die Zeit machen, da Sie Carln bei sich hatten[6])

---

[1]) Zunächst antwortete er nicht. Jemand schreibt im K. B.: „Den H. v. Winter hab ich das hingegeben, er hat mich warten lassen dann hat er mir gesagt, daß er darüber keine Antwort geben kan und in keine Correspondenz sich einlassen kan."

[2]) Hierzu bemerkt Beethoven im K. B. eigenhändig: „Ich ernannte Tuscher zum Vormund des Carl [(letzteres) nicht ganz deutlich], am selben Tage da Tuscher niederlegte übernahm ich die Vormundſ. wieder."

[3]) „Dies ist nicht klar," bemerkt Beethoven dazu.

[4]) Dieses Wort ist nicht ganz leserlich. Jedenfalls heißt es nicht „Moralität", wie Thayer deutete. Eher „Eifer", was aber keinen Sinn gibt.

[5]) „Dies versteht sich von selbst," bemerkt Beethoven.

[6]) Hier macht Beethoven wieder eine Bemerkung, auf deren genaue Lesung Thayer verzichtete. Ich lese: „wäre die Mutter u. zum Theil die Anlagen des Knaben selbst nicht — —", möchte aber auch die Richtigkeit nicht verbürgen.

weil sich die Pfaffen darein gemischt haben, und die Gegenparthey dieß ergriffen hat um Beschwerden zu erheben. Wegen des Nußbeck ist Dr. Bach zu ersuchen, damit er die aufzutragende Erklärung desselben wegen Abdankung erhalte. Er glaubt, es würde vielleicht noch eine Kommission beim Magistrat Statt haben, damit dieser über die gegenseitigen Erklärungen an die Appellation Bericht erstatten könne, falls die Protokolle nicht vorgelegt werden könnten. Ich glaube, Sie sollten, um auch jetzt allen Vorwand zu beseitigen, Carln nicht in ein Gasthaus zum Essen nehmen, weil es gleich heißt, Sie führen ihn in die Wirthshäuser, weil alles aufmerksam auf Sie ist, u. alles durch Klatscherei u. falsche Auslegung entstellt wird. — Wann wollen Sie denn zum Doctor gehen? — Jetzt wissen Sie schon alles. Auch soll er selbst in seinen Eingaben gemäßigt schreiben, weil wie Schmerling sagt, er gern scharf schreibt." U. s. w.

Es ist auch von einer Sinnesänderung des Neffen die Rede, weshalb der Advokat mit demselben sprechen möchte: er glaubt, „daß eine solche Unterredung für den Ausgang der Sache wichtig werden könnte."[1]) Der Advokat habe es besonders aufgenommen, daß der Karl selbst dazu beitragen soll, um die Schlechtigkeit zu vernichten."[2]) „Ich war im Institut" (schreibt ein anderer; Bernard?) „Blöchlinger ist sehr zufrieden nur sagt er, man müsse Karln etwas anspornen, was durch Gewohnheit endlich auch nicht nöthig sein wird. — Auch bei seinem Professor der Piaristen [?] war ich der ihn außerordentlich lobt und sich freut ihn bald wieder zu prüfen."

Daß Beethoven die Räte besuche, scheint Bach zu erwarten; Schmerling und Winter werden genannt (K. B.).

Karl mußte auch noch einmal Rede und Antwort stehen, wie es scheint vor Bach. Darüber erzählt er dem Oheim (K. B.): „Er hat mich gefragt, wie alt ich bin? — Ob ich dich zum Vormunde haben will? — Ob ich überzeugt bin, daß du nur mein Wohl willst? — Ob ich den Herrn Vormund kenne? — Ob er sich um mich bekümmert hat? — In welcher

---

[1]) Karl selbst schreibt etwas vorher auf: „Sie hat mir so viel zugesprochen, daß ich ihr nicht mehr widerstehen konnte; es ist mir leid, daß ich damahls so schwach war, und bitte dich deßwegen um Verzeihung, aber ich werde mich jetzt gewiß nicht mehr verleiten lassen. — Ich habe nicht gewußt, was es für Folgen haben könnte, als ich beim Magistrat so sprach. Allein wenn es nochmahl zu einer Untersuchung kömmt, so werde ich alles widerrufen, was ich damahls Unwahres gesagt habe."

[2]) Um auch hier schon einmal etwas anderes einzuflechten, fügen wir folgendes von unbekannter Hand in dieser Zeit Eingetragene hier bei: „Der Haslinger von Steiner ist mir heute begegnet; — er hat eine Pracht-Abschrift aller Ihrer Werke in Partitur machen lassen; — er wünscht dazu Ihr Portrait und der hiesige sehr geschickte Miniatur Maler Daffinger hat sich angebothen auf eine einzige Sitzung Ihr Bildniß zu machen; — Haslinger wird Sie um eine Stunde bitten."

Schule ich sei?" — Der Beantwortung dieser Fragen bedurfte der Advokat bei der Behandlung der Sache. Es werde, heißt es, wohl nun noch eine „Commission" (protokollarische Verhandlung) bei dem Magistrat (an den die Aufforderung des Appellationsgerichts ging) sein, „wobei Karl erscheinen wird, u. darum sind die Fragen des Advokaten gut, denn er muß von allem unterrichtet sein, also auch von der Denkungsart des Knaben".

Vielleicht wurde es durch diese persönlichen Schritte veranlaßt, daß das Appellationsgericht eine nochmalige Anfrage an den Magistrat richtete. Vielleicht wäre es der höheren Instanz als eine willkommene Lösung des scharf zugespitzten Streites erschienen, wenn eine friedliche Lösung hätte herbeigeführt werden können, wenn entweder Beethoven freiwillig zurückgetreten wäre, oder auch der Magistrat seinen schroffen Standpunkt aufgegeben hätte. Ersteres erfolgte, wie zu erwarten, nicht, und wahrscheinlich auch letzteres nicht; es fehlen hier einige Aktenstücke. Nur ein Protokoll ist noch vorhanden, welches folgendes ergibt.

Beethoven mußte auf Grund des Appellationsdekrets am 29. März noch einmal vor dem Magistrat erscheinen; er hatte den Redakteur Bernard zum Termin mitgenommen. Es wurden ihm nochmals in höherem Auftrage dringende Vorstellungen gemacht; die Entscheidung wurde also von einer neuen bestimmten Erklärung abhängig gemacht. Beethoven aber blieb bei seinem Willen, erklärte, daß er die Vormundschaft nach wie vor verlange, daß er den Hofrat Peters zum Mitvormund verlange, daß die Witwe ausgeschlossen bleiben müsse, daß er für seinen Neffen sorgen werde.[1]) Darauf erging dann am 8. April das Dekret des Appellationsgerichts zu Beethovens Gunsten; die Entscheidungen des Magistrats wurden aufgehoben. Die Mutter wurde von der Vormundschaft ausgeschlossen, die Nebenvormundschaft des Nußböck hörte auf, Beethoven und Peters wurden zu Vormündern bestellt.[2]) Die Witwe versuchte nun noch den letzten Schritt: sie appellierte an den Kaiser. Auch dieses blieb vergeblich; die Entscheidung des Appellationsgerichts wurde einfach bestätigt. Dies erfolgte durch Hofdekret vom 8. Juli; zugleich wurde die „Hofrekurentin" (Johanna v. Beethoven) mit ihrer Beschwerde abgewiesen.[3]) Am 24. Juli benachrichtigte der Magistrat die Frau Johanna van Beethoven und in gleicher Weise Beethoven, Peters und den bisherigen Nebenvormund Nußböck. —

[1]) Den Wortlaut findet man in Anh. III.

[2]) Auch diese Verfügung steht in Anh. III. „Nun können Sie mit mehr Vergnügen nach Mödling gehen" schrieb jemand, wohl Bernard, im K. B.

[3]) Vgl. Anh. III.

So hatte denn Beethoven endlich sein Ziel erreicht; nach jahrelangen Sorgen und Mühen hatte er die Freude, „mit seinem Karl zusammen leben zu können“ und niemand hatte weiter ein Recht, in diese Sorgen einzugreifen und seine Freude zu stören. Er hatte diesem Erfolge mehr aufgeopfert, als er selbst vielleicht ahnte; nicht nur Zeit, nicht nur Gemütsruhe, sein Schaffen hatte zurücktreten müssen; Großes, was er begonnen oder beabsichtigt, blieb einstweilen unausgeführt oder verschoben, und das dürfen wir Nachgeborenen am meisten bedauern. Wir freuen uns mit ihm über die Befriedigung eines Herzenswunsches und wollen uns einstweilen den Gedanken an die neuen trüben Erfahrungen, die ihm nicht erspart blieben, fernhalten, bis unsere Erzählung uns dahin führt.

Für den Augenblick war seine Freude groß; er gab ihr Ausdruck in dem folgenden Briefe „für Seine Wohlgeboren Hrn. v. Pinterics.“[1])

„Lieber Herr v. Pinterics!

Ich melde Ihnen, daß der Civil-Senat vom hohen Appellationsgericht beauftragt worden, mir dessen Beschluß, welcher mir vollkommene Genugthuung leistet, bekannt zu machen. Dr. Bach war Vertreter dieser Angelegenheit, und zu diesem Bach gesellte sich das Meer mit Blitz, Donner und Sturm, und der Magistratische Brigantine mußte auf selbem gänzlichen Schiffbruch leiden.

Ihr ergebenster
Beethoven m/p.“

Nach Schindler (I. S. 271) war der Eindruck dieses Ausganges auf Beethovens Gemüt ein überwältigender; „vor lauter Freude und Glückseligkeit ob des errungenen Sieges über Bosheit und Ränke, aber auch ob vermeintlicher Errettung aus leiblichen Gefahren seines talentvollen Neffen ward den ganzen Sommer hindurch wenig oder fast gar nichts gearbeitet, — vielleicht nur scheinbar, weil die Skizzenbücher fortan nur leere Blätter aufwiesen.“ Es ist gut, daß Schindler seine Behauptung selbst einschränkt;
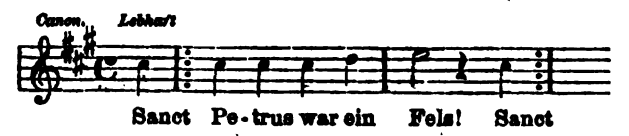
[1]) Dieser Brief dürfte gegen Ende April geschrieben sein, als Beethoven die Entscheidung des Appellationsgerichts in Händen hatte. Die weitere Veranlassung kennen wir nicht. Im K. B. dieser Zeit schreibt jemand, wahrscheinlich Blöchlinger: „Ich sehe morgen den Pinterics soll ich ihn was sagen.“ Ein Unbekannter drückt in K. B. seine Freude aus. „Es ist bekannt, daß Sie nur das Beste des Karls wollen, und daß es Ihnen viel Zeit raubt, und viel Geld kostet. — Man sagt, daß die Mutter ihn gar nicht erziehen lassen könnte, indem es ihr an Mitteln mangelt. — Sie war die Feindin ihres eigenen Kindes.“ — Pinterics sang den Baß in dem Kanon auf Mälzels Metronom, nach Schindler (Thayer Bd. 3. S. 222). Über Pinterics vgl. Kreißler, Schubert S. 259. Nach seiner Angabe kam Beethoven mit ihm öfter in „Blumenstöckl“ zusammen. Er war nach Kreißler Privatsekretär des Grafen Palffy.
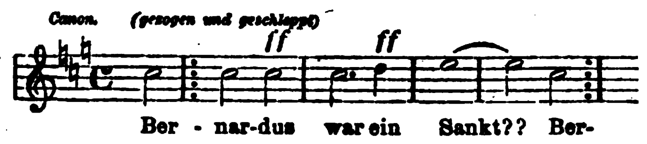
wir werden sehen, daß das Jahr keineswegs ergebnislos vorüberging und daß u. a. auch an der Messe eifrig gearbeitet wurde. Daß dieselbe nicht rechtzeitig fertig gestellt wurde, daran trug freilich der Prozeß einen großen Teil der Schuld.

Über den Hofrat Peters, welcher also jetzt Mitvormund war, wissen wir nichts Näheres, als was Beethoven selbst und die Konversationsbücher über ihn sagen. Er war Erzieher der Lobkowitzschen Kinder und mit Beethoven mindestens seit 1816 näher befreundet; nach den Unterhaltungsbüchern der Zeit gehörte er zu dessen näherer Umgebung. Beethoven nennt ihn kenntnisreich und moralisch achtbar, auch das Gericht muß ihn doch als zuverlässig erkannt haben. „Der Pet. gehört unter die edelsten Menschen", schreibt jemand im K. B., wie es scheint J. Czerny. (Heiter und gesprächig, immer wohlmeinend.) Seine Frau hatte eine gute Stimme und war eine große Verehrerin Beethovens, der ihr auch ein Exemplar des Liederkreises schenkte; Fanny Giannatasio nennt sie etwas leichtsinnig. An Peters war auch (die Zeit ist nicht ganz genau zu bestimmen) jener scherzhafte Brief mit den beiden Kanons gerichtet:[1])

(Adresse) „Für Sein Wohlgeboren
Hr. v. Peters

„Was machen Sie? Sind Sie wohl oder unwohl? was macht ihre Frau? erlauben sie daß ich ihnen was singe





Was machen ihre jungen Fürsten?

Sind Sie heute zu Hause Nachmittags gegen 5 Uhr vielleicht besuche ich Sie samt meiner Staats Bürde[2])

in Eil ihr
Beethoven."

---

[1]) Diesen Brief schenkte Frau Peters dem Lobkow. Kapellmeister Cartellieri; von diesem kam er an Al. Fuchs, und von diesem an John Ella in London, wo ihn Thayer kopierte. Gedruckt ist er bei Thayer chron. Verz. 225 und Nohl N. Br. Nr. 231.

[2]) Damit ist doch wohl der Neffe und Mündel gemeint. (Nohl.)

Die Anspielung geht offenbar auf die Freunde Peters und Bernard, und die Zeit wird dadurch annähernd gegeben. In den Konversationen von Anfang 1820, während die Appellation schwebte,[1]) lesen wir, wie es scheint, von Bernards Hand:

„Sankt Petrus ist kein Fels
Auf ihn kann man nicht bauen.

Bernardus war ein Sankt,
Der hatte sich gewaschen,
Er hat der Hölle nicht gewankt,
u. nicht zehntausend Flaschen."

Diesen Scherz hat also Beethoven, wie es scheint, zu gunsten des Peters korrigieren wollen. Einmal heißt es auch: Bernardus non sanctus;[2]) doch wohl nicht von Bernards Hand. Wir leben also mit diesen Scherzen ganz in der Zeit des schwebenden Prozesses.

Der erste Teil dieses Scherzes, der sich auf Peters bezieht, schein aber zuerst und schon im Vorjahre entstanden zu sein, die sarkastische Erweiterung auf Bernard wäre dann nachgefolgt. In einem im Beethovenhause zu Bonn befindlichen Taschenskizzenbuche, welches die Jahreszahl 1819 trägt, fast durchweg mit Bleistift beschrieben und gefüllt ist mit eiligen und vielfach sehr undeutlichen Skizzen zur Messe (meist zum Credo, auch zum Gloria und Sanctus), zwischen welche Beethoven auch kleine Scherze einstreut, findet sich ein kurzes dreistimmiges Sätzchen, dessen Noten schwer zu deuten sind, welches aber nicht als Kanon gestaltet ist, auf die Worte
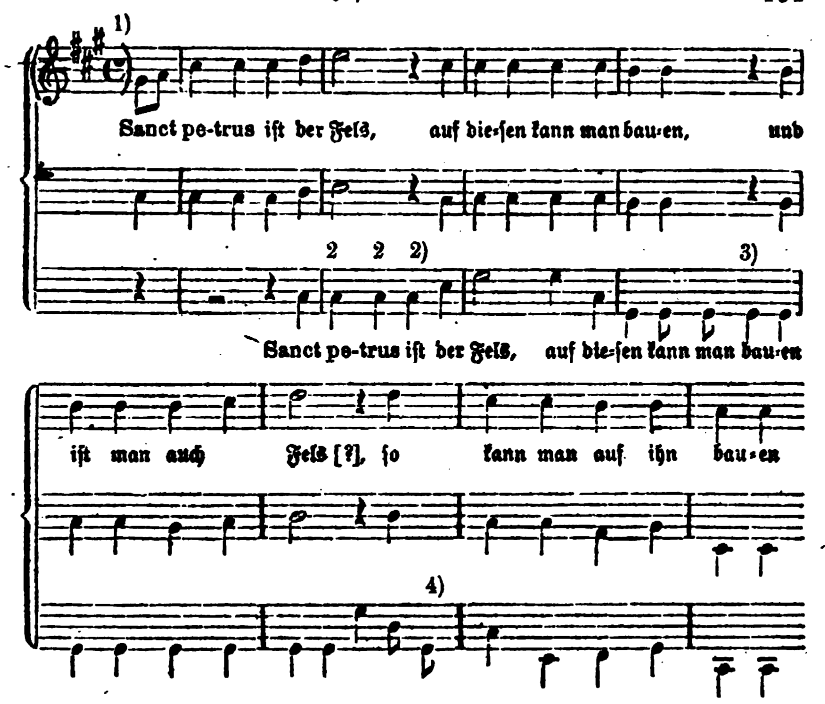
„Sanct petrus ist der Fels
auf diesen kann man bauen,
und ist man auch — Fels[3])
so kann man auf ihn bauen."

Das kleine Stück scheint aus A zu gehen; die beiden oberen Stimmen gehen zusammen und bringen das obige Motiv des Kanons, die dritte Stimme bewegt sich imitierend unter derselben. Ich lese mit etwas Freiheit folgendes:

[1]) Nicht Spätherbst 1819, wie Nohl meinte. Im Februar 1820 schreibt jemand im K. B.: „Die 2 schönen Canon sind gewiß schon ausgelöscht:
Sankt Petrus ist ein Fels
Auf diesen muß man
„Wann bekomm ich den Canon?" schreibt wieder jemand, wohl nicht Peters.

[2]) Damit wird öfter gescherzt. Peters meint einmal, er müsse jemanden für so viel Schönes gleich schreiben, sonst heiße es mit Recht Petrus non sanctus. Über Bernards Trägheit wird einmal geklagt.

[3]) Dies Wort ist hier undeutlich; kann auch „Wels" gelesen werden.



Es ist immer mißlich, Beethoven selbst in den Skizzen korrigieren zu wollen; ich kann nur wünschen, daß ein anderer, der dieses Skizzenbuch prüft, im Entziffern glücklicher sei. —

Der Neffe blieb einstweilen bei Blöchlinger; Beethoven fuhr fort für ihn zu sorgen.[5]) Die Zufriedenheit des Vorstehers war nicht immer die gleiche; er sei schwankend (sagt Blöchlinger im März) und zur Trägheit geneigt, er habe seine liebe Not mit ihm gehabt, ihn wieder zur Tätigkeit anzuhalten. „Er ist, seit er bei mir ist, jeder Zeit ernst behandelt worden, sonst wären wir noch nicht da, wo wir jetzt sind.“ Zusammenkunft mit der Mutter wünscht er lieber für Beethoven selbst. Von anderen hört Beethoven günstigere Urteile. „Der Probst von Michaeler,“ heißt es im April, „soll sich geäußert haben, er hätte gefunden, daß Carl ein gutes im Grunde

[1]) Dies ist von mir beigefügt.

[2]) In der Skizze h.

[3]) Das vorletzte e ist in der Skizze auch ein Achtel.

[4]) In der Skizze nicht Achtel, sondern Viertel.

[5]) In einem Skizzenbuche von 1820 notiert sich Beethoven: „Die Kunst in 2 Monaten Griechisch zu lernen —. Leipzig 1820“, offenbar für den Neffen, der in dieser Sprache nachzulernen hatte, auch befriedigend fortschritt.

unverdorbenes Kind sei, nur das böse Beispiel habe ihn verdorben." Es müssen aber wieder böse Erfahrungen gemacht sein; ebenfalls im April schreibt jemand: „Karl hat wenig Gemüth, und NB bei seinen Kenntnissen, die man bei ihm rühmt, wenig Verstand — das ist wohl der Schlüssel zu diesem sonst wirklich unverzeihlichen Betragen." „Der Bub' lügt, so oft er den Mund aufthut," heißt es im Juni (Oliva?). Und in demselben Monat Juni erzählt ihm Blöchlinger von einem „neuen" Auftritt. Es sollte mündliche Prüfung [sein, er], war aber früh zur Mutter gelaufen, weil er tags vorher seine Lektion nicht gelernt hatte. Frau v. Blöchlinger fuhr mit einem Bedienten hin und es gelang ihrer Energie, den Knaben von der Mutter, die ihn verleugnen wollte, herauszubekommen, wobei sie versprach, dahin wirken zu wollen, daß er nicht bestraft werde, „und ich ging mit zur Prüfung, die er ziemlich gut machte". Blöchlinger spricht sehr scharf gegen die Mutter, deren Nähe den Knaben verpeste, und wünscht eine Vollmacht zu haben, um jedesmal gleich die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. „Sie wissen ohnehin, wie sehr ich ihr voriges Jahr das Wort redete, aber sie ist selbst Schuld, hätte sie sich so verhalten, daß Carln kein Nachtheil durch sie zugekommen wäre, so würde ich selbst dafür gewesen sein, allein ich schäme mich eine solche verrufene H — in meinem Hause zu sehen." Karl gestand Blöchlinger, er sei weggegangen, um die Mutter zu bestimmen, daß sie für ihn bitte, daß er keine Strafe bekomme. Die Mutter dürfe aber nun das Haus nicht mehr betreten. So erzählte Bernard dem Meister, nachdem er dort gewesen. Beethoven scheint die Sache mit Bach besprochen zu haben; dieser meint (etwa August), der Mutter durch die Appellation alles Zusammenkommen mit dem Knaben zu verbieten gehe nicht an, und geheime Zusammenkünfte und geheime Korrespondenz werde man doch nicht verhindern können. Das einzige Mittel sei, auf den Knaben höchst wachsam zu sein und ihn nie allein mit der Mutter zu lassen. „Es gibt da keinen Gerichtszwang, wo im Verborgenen zu handeln gesucht wird. H. Blöchlinger kann ihr das Haus verbieten, und will sie den Knaben sehen, so muß sie ihn von dem Vormunde Hrn. Beethoven erbitten. — Der Zweck, die Mutter zu entfernen, kann am füglichsten damit erreicht werden, daß der Knabe so wenig als möglich sichtbar wird, das geschähe, wenn sie ihn nirgends anders als bei H. Beethoven sehen kann, weil sie dort nicht gern hingehen wird. — Der einzige Weg wäre, daß H. Beethoven mit mir zu Hofrath v. Sieber, wo ich sie begleiten würde, ginge, und würde den ersuchen, der Mutter alle Umtriebe zu untersagen, und sie kommen zu lassen, senza l'accompanement del Signor Blöchl." Ein Lehrer des Instituts

wie es scheint (Köferle), spricht sich um dieselbe Zeit dahin aus, daß die Mutter übel auf den Knaben wirke und nicht mehr zu ihm dürfe. — Vielleicht haben neue Maßregeln gefruchtet: im August schreibt Schindler im K. B.: „Karl ist fleißig, das sagen all seine Lehrer."

Beethoven litt natürlich unter diesen neuen Erfahrungen, und scheint zu klagen: das sei nun der Lohn für seine guten Bemühungen. Darauf wird ihm dann geantwortet: „die Anerkennung dessen, was Sie gethan haben, soll Ihr Lohn sein", oder: „es macht Ihnen auf jeden Fall sehr viel Ehre, und jeder Wohlgesinnte ist der Meinung", womit wohl eine allgemeine Meinung ausgesprochen wird.

Karls weiteres Leben und Treiben wird uns noch viel begegnen; jetzt aber wollen wir in der chronologischen Folge der Ereignisse weitergehen. —

Viel wird in den Konv. gesprochen über Anbringung einer Schallvorrichtung an Beethovens Klavier.

Eine artige Huldigung brachte Seyfried Beethoven dar, indem er in der Musikzeitung von Steiner u. Co. vom 23. Februar 1820 die einstigen prophetischen Worte Neefes aus Cramms Magazin von 1783 (s. Bd. I S. 139) abdruckte und dazu bemerkte: „Möchte der damalige Prophet dieses Genie im 19. Jahrhundert noch gekannt haben, wie ehrenvoll hätte er seine Behauptung gerechtfertigt gefunden."

Die Gesellschaft der Musikfreunde fuhr fort, seine Werke zur Darstellung zu bringen; am 20. Februar wurde die Eroica,[1]) am 9. April die C moll-Symphonie im Gesellschaftskonzerte aufgeführt. Ob Beethoven anwesend war, wird nicht berichtet.

An der Messe wurde stetig weiter gearbeitet, wie uns die Skizzenbücher zeigen; er glaubte die Vollendung nun bald vor sich zu sehen und faßte die Herausgabe schon ins Auge. Wir führen hier einen Brief an Simrock aus der ersten Zeit des Jahres an, aus dem das hervorgeht:[2])

„Wien am 18ten März 1820.

Lieber Herr Simrock!

Ich weiß nicht, ob ich mich im vorigen Briefe recht über alles geäußert — ich schreibe Ihnen daher nur kurz, daß ich auch wohl, wenn Sie es für nöthig finden, ihnen den Termin zur Herausgabe der Variationen verlängern kann[3]) — was die Messe betrift, so habe ich es reiflich überlegt und könnte

[1]) „Heut haben wir die Symphonie Eroica bewundert" im Konv. B. „Gut gegeben, doch die Violine zu schwach, nicht für das Allegro."

[2]) Der Brief wurde Thayer von Herrn E. Speyer in London mitgeteilt. Er war bereits in der Niederrhein. Musikzeitung 1865 Nr. 38 und von Nohl N. Br. Nr. 232 bekannt gemacht. Letztere Veröffentlichung ziehe ich auch hier zu Rate.

[3]) „d. h. länger als 6 Monathe" (unter dem Text von Beethoven beigefügt).

ihnen selbe wohl für das mir von ihnen angebotene Honor. von 100 Louisd'or geben, wenn sie vielleicht einige Bedingungen, welche ich ihnen vorschlagen werde, und eben, wie ich glaube, ihnen nicht beschwerlich fallen werden, eingehen wollten? Den Plan über die Herausgabe haben wir hier schon durchgegangen und glauben wohl, daß die Sache, jedoch mit gewissen Modifikationen recht bald ins Werk gesetzt werde können, welches sehr nöthig ist, daher ich denn auch eilen werde, ihnen baldigst die nöthigen Aenderungen vorzuschlagen — da ich weiß, daß die Kaufleute das Postgeld gerne sparen, so füge ich hier 2 österreichische Volkslieder als Wechsel bey, womit sie schalten und walten können nach Belieben, die Begleitung ist von mir — ich denke eine Volkslieder Jagd ist besser als eine Menschen-Jagd der so gepriesenen Helden — Mein Kopist ist eben nicht da, ich hoffe sie werden es wohl lesen können — d. g. könnten Sie manche von mir haben, wofür Sie mir eine andere Gefälligkeit erweisen können —
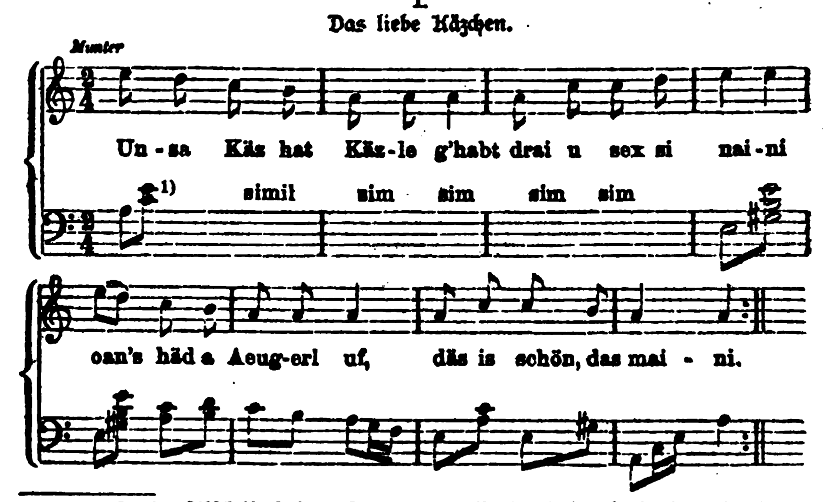
In Eil der Ihrige
Beethoven."

Adresse: „An Herrn Simrock
berühmten Kunstverleger
in Bonn
(am Niederrhein)"

Auf der Rückseite des Kuverts steht: ouvrés la lettre avec bien de ménagement. Trotz dieser Warnung ist das eine Notenblatt mit der Überschrift: „Der Knabe auf dem Berge" am oberen Ende abgerissen, so daß die ersten 4 Takte nicht mehr deutlich zu lesen sind.

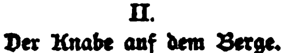
Die beiden beigegebenen Volkslieder sind folgende
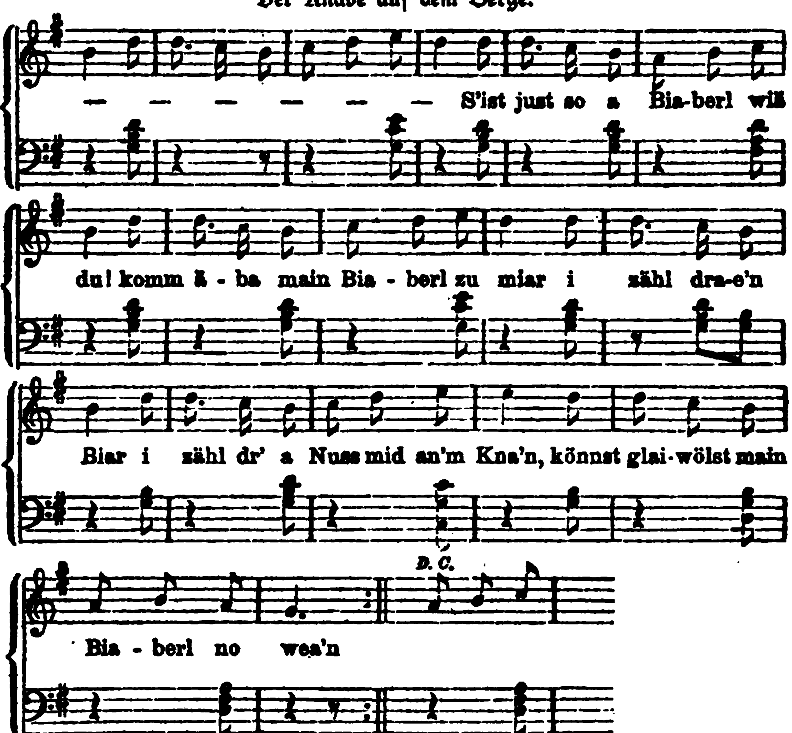
I.
Das liebe Käzchen.



[1]) In der Abschrift steht g statt a, was offenbar falsch ist, so kann Beethoven nicht geschrieben haben.

II.





Was auch Simrock zu diesen kleinen Abfällen von Beethovens Tätigkeit in Sammlung von Volksliedern gesagt haben mag; für uns sind sie ein weiterer Beweis für den Eifer, mit welchem er diese Spuren des Volksgesanges verfolgte. Hinsichtlich der in dem Briefe erwähnten Variationen ist zu bemerken, daß die Variationen Op. 107 tatsächlich 1820 (im Juni) bei Simrock erschienen sind. Sie waren aber, wie aus einem gleich zu nennenden Briefe hervorgeht, schon Anfang April in Wien vorrätig; entweder hätte also Simrock von der Erlaubnis, die Herausgabe zu verschieben, keinen Gebrauch gemacht, oder die Bemerkung bezieht sich auf ein anderes Variationenwerk. Letzteres vermutete Nottebohm unter Anführung einer Stelle aus einem kurz vorher (10. Februar) an Simrock geschriebenen Briefe.[1])

[1]) Nott. II. Beeth. S. 572. (Den Brief habe ich in den Materialien nicht gefunden.) Nach einer handschr. Bem. Nottebohms habe Beeth. in diesem Briefe 8 von den Var. Op. 107 Simrock angeboten. Simrock kündigt aber 10 an. Dann hätte Beethoven mehr geschickt als er versprochen, was ja möglich ist. Im Konv. Buch April 1820 schreibt jemand: „Sie haben ja größere Variationen angefangen, sind die nicht fertig geworden? Diabelli würde viel geben."

in welchem er eine Komposition mit folgenden Worten erwähnt: „Große Veränderungen über einen bekannten Deutschen — welche ich Ihnen indeß nicht zusagen kann.“ Deutscher war nach dem Sprachgebrauche dasselbe wie Walzer; daher glaubte Nottebohm, Beethoven habe die Variationen Op. 120 gemeint. Diese entstanden aber später, und Beethoven konnte nicht wohl einen Walzer von Diabelli einen bekannten Deutschen nennen. Es kann auch, wie Nott. handschriftlich (zu Thayers Verz. 240) bemerkt, ein anderes nicht fertig gewordenes Werk darunter gemeint sein. Wie dem auch sei — auf die Worte in dem Briefe vom 18. März kann es keinen Bezug haben, wie die Worte zeigen: „welche ich ihnen unterdeß nicht zusagen kann“; denn die Var. Op. 107 hatte ja Simrock schon. Dies also werden doch wohl die am 18. März erwähnten Variationen sein.

Anfang April schrieb Beethoven folgende Zeilen „An Ritter John Falstaff[1]) abzugeben bei Hr. Artaria et Comp.“ (Adresse):

„Sehr Bester Falstaff!

Ich ersuche höflichst, mir ein Exemplar von jedem der 2 Werke für Clavier u. Flöte zu schicken. — Die Quittung anbelangend so werden Sie selbe morgen erhalten, u. bitte deshalb um die gehörige Beförderung, Hr. Artaria lasse ich mich[2]) empfehlen u. zugleich für sein gütiges Zuvorkommen in Ansehung des Vorschusses bedanken, indem ich schon meine auswärtigen Gelder erhalten habe u. daher jetzt nichts bedarf. Lebt wohl Ritter Falstaff, seid nicht zu lüderlich,
leset das Evangelium u. bekehrt euch —
Wir sind übrigens euch bestens zugethan.

Beethoven.“

Die Inthronisation des Erzherzogs Rudolph als Erzbischof von Olmütz war inzwischen erfolgt;[3]) die Messe war aus den Gründen, welche wiederholt erwähnt sind, nicht fertig geworden. Vielleicht um sich darüber zu erklären, versuchte er in diesen Tagen den Erzherzog zu besuchen, wovon uns der nachstehende Brief Kunde gibt.[4])

---

[1]) Das Empfangsdatum ist 8. April 1820. Das Autograph ist im Besitze von Artaria u. Co. Dieser Ritter Falstaff war Carl Bolbrini, Mitglied der Firma Artaria u. Co. Er hatte das Musikgeschäft unter sich. Die Var. Op. 105 erschien bei Artaria in 2 Heften; und diese können hier gemeint sein.

[2]) In unserer Vorlage steht auch statt mich.

[3]) Am 20. März nach Nott. II Beeth. S. 152.

[4]) Das Original befindet sich im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Bei Köchel hat der Brief nicht Aufnahme gefunden, doch ist er nach dem Original abgedruckt bei Nohl Br. B. Nr. 229. Ich benutze eine Abschrift Thayers.

„Wien am 3ten April
1820

Ihro Kaiserliche Hoheit!

So viel ich mich erinnere, zeigte man mir, als ich mich bey ihnen einnden wollte, an, daß Höchstdieselben unpäßlich wären, ich kam jedoch Sonntags Abends, um mich zu erkundigen, indem man mir versicherte, daß J. K. H. Montags nicht fortreisen würden, meiner Gewohnheit nach mich nicht lange im Vorzimmer aufzuhalten, eilte ich nach erhaltener auskunft, obschon, wie ich merkte, mir der Hr. Thürsteher noch etwas sagen wollte, geschwinde wieder fort, leider erfuhr ich Montags Nachmittags, daß J. K. H. wirklich nach O. sich begeben hatten, ich gestehe es, Es verursachte mir eine höchst schmerzhafte Empfindung, jedoch mein Bewußtseyn, nicht irgend etwas verfehlt zu haben sagte mir wohl bald, daß, wie es in d. g. Momenten des menschlichen Lebens zu gehen pflegt, auch hier wohl der Fall eingetreten seyn konnte, ich konnte wohl denken, wie J. K. H. übermaßen überhäuft von Ceremonien u. vor Neuheit der Eindrücke nicht viel Zeit für Anderes übrig hatten in O. sonst hätte ich mich gewiß beilt [sic] im schreiben zuvor zu kommen. — Nun wünschte ich aber, daß J. K. H. mich gnädigst darüber aufklärten, wie lange Sie ihren Aufenthalt in O. festgesetzt haben, hier hieß es: J. K. H. würden bis Ende May wieder hierher sich begeben, vor einigen Tägen hörte ich unterdessen, daß Höchstdies. anderthalb jahre in O. verbleiben werden, ich habe vieleicht deswegen schon falsche Maßregeln ergriffen, jedoch in Rücksicht J. K. H. nicht, sondern in Rücksicht meiner, sobald ich nur eine Nachricht hierüber habe werde ich alles weiter aufklären, übrigens bitte ich J. K. H. manchen Nachrichten über mich kein Gehör zu verleihen, ich habe schon manches hier vernommen, welches man geklatsche nennen kann u. womit man sogar J. K. H. glaubt dienen zu können, wenn J. K. H. mich einen ihrer werthen gegenstände nennen, so kann ich zuversichtlich sagen, daß J. K. H. einer, der mir werthesten gegenständen im Universum sind, bin ich auch kein Hofmann, so glaube ich, daß J. K. H. mich haben so kennen gelernt, daß nicht bloßes kaltes interesse meine Sache ist, sondern wahre innige Anhänglichkeit mich allzeit an Höchstdieselben gefesselt und beseelt hat, und ich könnte wohl sagen, Blondel ist längst gefunden, und findet sich in der Welt kein Richard für mich, so wird Gott mein Richard seyn — Wie es scheint wird meine Idee, ein Quartett zu halten, gewiß das beste seyn, wenn man schon im großen solche productionen in O. leistet, so könnte durch ein solches noch bewunderungswürdiges für die Tonkunst entstehen in Mähren. — Sollten nach obigen Gerüchten J. K. H. im May wieder hierher komen so rathe ich bis dahin mir ihre Geisteskinder aufzubehalten, weil es besser, wenn ich jetzt selbe erst noch von ihnen vorgetragen höre, sollte aber wirklich ein so langer Aufenthalt in O. statt finden, so werde ich selbe mit gröstem Vergnügen empfangen u. mich bemühen J. K. H. zu dem höchsten Gipfel des Parnasses zu geleiten. — Gott erhalten J. K. H. zum besten der Menschheit u. besonders ihrer Verehrer gänzlich gesund, u. ich bitte mich gnädigst bald wieder

mit einem Schreiben zu beglücken, von meiner Bereitwilligkeit ihre Wünsche allzeit zu erfüllen, sind Höchstdieselben ohnehin überzeugt —

Wien am 3ten April 1820

Ihro Kaiserl. Hoheit treu gehorsamster Diener
L. v. Beethoven."

Weitere Beweise der tiefen Anhänglichkeit Beethovens an den Erzherzog wird man wohl kaum erwarten. Er fühlt sich im Innersten nicht frei von Schuld der Vernachlässigung; das ändert aber nichts an seinen Gesinnungen, und wir sind in keiner Weise berechtigt, seine Worte als bloße Phrasen aufzufassen.

Der Scherz: ich bin kein Hofmann, steht in Verbindung mit einigen anderen Äußerungen, welche gerade in diese Zeit fallen. Wie er überhaupt Wortspiele liebte, so war der Ausdruck „Hofmann" gegenüber solchen, welche diesen Namen führten, eine willkommene Quelle für seinen Wortwitz.

In einer schriftlichen Unterhaltung, welche Ende Februar oder Anfang März 1820 stattfand, sagt ein uns Unbekannter zu Beethoven: „In den Phantasie-Stücken von Hoffmann ist viel von Ihnen die Rede. Der Hoffmann war in Bromberg Musikdirektor, nun ist er Regierungs Rath. Man giebt in Berlin Opern von seiner Komposition." Beethoven schreibt darunter: „Hofmann — du bist kein Hof-mann."

Dadurch mag sich Beethoven veranlaßt gefunden haben, E. T. A. Hoffmanns Aufsätze über seine Arbeiten zu lesen und an ihn folgende Zeilen zu richten:[1])

„Wien den 23. März 1820.
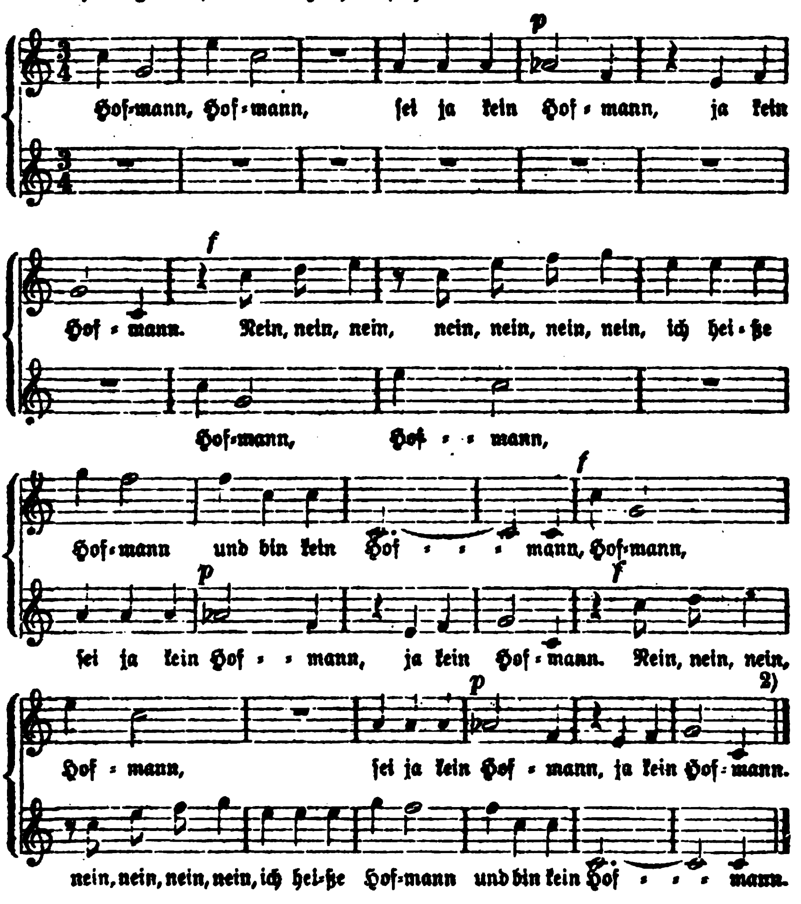
„Ich ergreife die Gelegenheit durch Herrn N. mich einem so geistreichen Manne wie Sie sind zu nähern. Auch über meine Wenigkeit haben Sie geschrieben, auch unser Herr N. N. zeigte mir in seinem Stammbuche einige Zeilen von Ihnen über mich. Sie nehmen also wie ich glauben muß, einigen Antheil an mir. Erlauben Sie mir zu sagen daß dieses von einem mit so ausgezeichneten Eigenschaften begabten Manne Ihresgleichen mir sehr wohl thut. Ich wünsche Ihnen alles Schöne und Gute und bin

Ew. Wohlgeboren
mit Hochachtung ergebenster
Beethoven."

In einem Tischgespräche kurze Zeit nachher kommt noch zweimal von Beethovens Hand der Scherz vor: „Höfmänn ÷ sey ja kein Hōfmänn;

[1]) Aus E. T. A. Hoffmanns Schriften von Nohl (Br. B. 226) abgedruckt. Über „E. Th. A. Hoffmann und Beethoven" veröffentlichte Kalischer eine interessante Studie in den Sonntagsbeilagen 6—8 der Vossischen Zeitung vom Febr. 1888, auf welche wir hier verweisen.

nein ÷ ÷ ÷ etc. ich heiße Höfmänn und bin kein Höfmann," und kurz vorher von anderer Hand ein Takt zu dem Kanon über diese Worte. Dieser Kanon[1]) mag bei seiner Kürze hier stehen:



Nottebohm erfuhr von Groß, dessen Vater das Autograph besessen hatte, der Kanon sei im Matschaker Hof, in welchem Beethoven zu Mittag aß, geschrieben, und beziehe sich auf einen Komponisten von Kirchenmusik

[1]) Er steht in der neuen Ausgabe. S. 23. Nr. 256, 9 (Seite 189). Zuerst wurde er in der Cäcilia 1825 (H. 7. S. 206) veröffentlicht mit der Aufschrift: „Auch einer welcher Hoffmann geheißen." Vgl. Thayer chron. Verz. Nr. 223. Nohl Br. B. Nr. 328.

[2]) „Das as nimmt sich gut aus darin [Noten] sey kein Hofmann", meint jemand (vielleicht Schindler) im K. B.

und Regens chori Hofmann, der, wenn er nicht irre, Vincenz geheißen habe.[1]) Dieser Vorname findet sich nicht in einem Verzeichnisse von Wiener Musikern dieses Namens, welches Nottebohm[2]) zusammengestellt; in diesem wird aber ein Musiker und Chorregent Joachim Hoffmann auf Grund verschiedener Angaben erwähnt, auf welchen die Angaben passen und für den sich auch Nottebohm im themat. Verzeichnis (S. 162) entscheidet. Die heitere Laune war Beethoven wiedergekehrt; hält man den Brief an den Erzherzog daneben, dann meint man, er wollte auch sich selbst mahnen. —

Um diese Zeit führte die Familie Giannatasio ihren Vorsatz, Beethoven zu besuchen, aus. Am 19. April 1820 schreibt Fanny in ihr Tagebuch:

„Heute Abends besuchten wir Beethoven, nachdem wir ihn bald ein Jahr nicht gesehen haben. Es schien mir, daß er uns gerne wiedersah, es geht ihm jetzt im Ganzen gut, wenigstens ist wieder ein Zeitpunkt, wo er vor den Quälereien der Mutter Karls Ruhe hat. Mit äußerst wehmüthigem Gefühl bedauerte ich, daß jede Verbindung mit diesem trefflichen Menschen aufgegeben ist; je mehr ich von seiner Gediegenheit in jeder Hinsicht ergriffen war. Sein Gehör ist fast noch schlimmer geworden. Ich schrieb alles. Er schenkte mir ein neues schönes Lied: ‚Abendlied unter dem gestirnten Himmel‘, was mir sehr viel Freude macht."

Auf dieses Lied kommen wir noch im Zusammenhang zurück.

Der besseren Stimmung folgte, wie man erwarten darf, neue Anregung der schaffenden Tätigkeit; außer kleineren Arbeiten, wie sie erwähnt werden, war sie vorzugsweise der Messe zugewandt, doch traten andere Arbeiten hinzu. Größere Pläne blieben einstweilen zurückgestellt. Bernard schrieb im April im K. B. „diesen Monat muß ich das Oratorium vollends beendigen, damit Sie in Mödling anfangen können;" daraus wurde nun bekanntlich nichts; aber andere Arbeiten traten in Sicht, wovon bald zu reden ist.

Ein anderer schreibt (später, August) „dem sanctus Bernardus habe ich ans Herz gelegt, daß es jetzt Zeit wäre, fertig zu werden, daß der Hauschka selbst aufs Ende dränge; — er will noch dieses Monat id est in 5 Tagen fertig sein, und heute Abend (um 8 Uhr bei Canehl) mit Ihnen sprechen —" — „Wie ich dem Bernard erzählte der Hauschka hätte Sie angegangen wegen der Oratorien ist er verlegen gewesen, mir scheint er redet sich auf Sie aus — er will seine poetische Impotenz nicht zeigen." — — (Oliva) Bernard verspricht es im August.

---

[1]) Nach weiterer Erzählung habe Beethoven im Matschaker Hof ein Notizbuch bei sich geführt und die Unterhaltung sei schriftlich geführt worden.

[2]) Handschr. Zusatz zu Thayers Verz. Nr. 223. Nohl meint, in Beethovens Phantasie möchten sich die beiden Hofmänner (E. Th. A. Hoffmann und der Wiener Komponist) miteinander vermischt haben. Dem pflichtet Kalischer (a. a. O.) bei.

Sowohl für seine Gesundheit als zur Förderung seiner Arbeiten bedurfte er der Ruhe des Landlebens, und auch für diesen Sommer wurde wieder Mödling ausersehen. Er wählte zur Wohnung aber nicht mehr das sog. Hafnerhaus, welches ihm der großen Unruhe wegen gekündigt worden war,[1]) sondern ein Haus in der Babenberger Straße, welches einem Herrn Johann Speer gehörte. Nachdem er dieselbe besichtigt, schrieb er am 26. April an den Besitzer („Nr. 110 in Mödling“) Speer folgendes:

„Mein Herr![2])

Ich melde Ihnen, daß ich Ende dieses Monathes oder spätestens ersten Mai in Mödling eintreffen werde, u. ersuche, daß Sie gefälligst die Wohnung gänzlich auspuzen und austreiben lassen, damit alles reinlich sei u. auch schön trocken; ich bitte nicht zu vergessen den Balcon in guten Stand zu setzen, wofür ich Ihnen die extra versprochene 12 fl. W. W. nebst dem ausgemachten Hauszins bei meiner Ankunft sogleich einhändigen werde. —
ich wünsche ihnen alles gute u. erfreuliche u. bin ihr

ergebenster
Beethoven.

Wien am 26ten Aprill 1820.“

Darüber wurde dann noch mündlich verhandelt; es scheint sogar, als ob Speer selbst einmal im K. B. auftritt, den Zeitpunkt des Eintreffens in Mödling müssen wir aus obiger Angabe entnehmen; spätestens also Anfang Mai, genauer können wir den Tag nicht angeben. Die Erinnerung an den Sommeraufenthalt in diesem oben erwähnten Hause hatte sich in der Familie des Eigentümers erhalten;[3]) auch wußte man, daß er von einem nahe liegenden Gebäude am Klavier sitzend gesehen worden sei und daß er sich dabei großer Hörrohre bedient habe.[4])

Beethoven benutzte auch in diesem Jahre die Bäder in Mödling. Dann war sein Dasein dem Genusse der schönen Natur und der Arbeit gewidmet. Vorzugsweise beschäftigte ihn die Messe, die noch lange nicht abgeschlossen war. Die Freunde dachten sich dieselbe weiter vorgeschritten als sie war; wiederholt wurde er gefragt, ob sie bald fertig sei, wann sie aufgeführt werde; in der Tat hoffte er sie bald zu beenden, da er ja schon mit Verlegern verhandelte. Die Angabe Schindlers, das Credo sei 1819

---

[1]) Schindler, Cäcilia 1828 S. 90.

[2]) Dieser Brief folgt hier nach einer Abschrift Nottebohms. Gedruckt ist er bei Nohl N. Br. Nr. 233, nach dessen Angabe ihn Kassier Ries in Wien besitzt.

[3]) Wir nehmen hier wieder Bezug auf Frimmels Mitteilungen in dem Aufsatze „Beethoven in Mödling“, Neue Beethov. S. 188 fg.

[4]) In den Konversationen aus jener Zeit wird über Anbringung von Schallvorrichtungen am Klavier mehrfach verhandelt.

fertig geworden, vermutet auch Nottebohm als verfrüht; das wird bestätigt durch ein, wie bereits erwähnt, im Besitze des Beethovenhauses in Bonn befindliches Taschenskizzenheft mit der Jahreszahl 1820, welches Beethoven zweifellos bei seinen Wanderungen fortgesetzt bei sich trug. In diesem stehen noch ausgedehnte Skizzen zum Credo, vielfach eilig und undeutlich, und so daß wir das allmähliche Entstehen vor uns haben; fertig ist nichts. Außerdem finden sich Bemerkungen zum Agnus Dei. Auch in den Unterhaltungen von 1820 finden sich wiederholt Notierungen zum Credo. Im August fragt einmal Schindler: „Ist das Benedictus schon ganz in der Partitur? — Sind das die Skizzen zum Agnus?"

An einer Stelle des Bonner Skizzenhefts findet sich der Ansatz zu einer „Sonate in E moll", der aber nicht weiter geführt wird. Das führt zu der Hinweisung, daß auch die drei letzten Klaviersonaten (Op. 109—111) damals in Sicht kommen. Die Sonate in E Op. 109 wurde nicht später als 1820 in Angriff genommen, die beiden anderen fallen ins folgende Jahr; wir kommen auf dieselben zurück. Neben den Skizzen der E dur-Sonate begegnen Skizzen zu einigen der Bagatellen Op. 119 (Nr. 7—11), über welche schon hier das erforderliche Biographische beigebracht sein mag. Der Regiments-Kapellmeister Friedrich Starcke[1]) gab eine „Wiener Pianoforteschule" heraus, deren dritter Teil Anfang 1821 erschien; in diesen waren jene Bagatellen Nr. 7—11 enthalten als ein „dem Herausgeber von dem großen Tonsetzer freundschaftlich mitgeteilter Beitrag mit der Bezeichnung ‚Kleinigkeiten'". Das Ersuchen um diesen Beitrag fällt aber ins Jahr 1820. Etwa im Februar schreibt jemand im K. B.: „Starcke wünscht ein kleines Musikstück von Ihnen zu haben, für seinen zweiten Teil der Klavierschule, wozu er schon Beiträge von den ersten Tonsetzern hat, nebst kurzen biographischen Notizen." „Wir müssen ihm etwas geben. Er ist bei seinem großen musikalischen und schriftstellerischen Verdienste doch immer äußerst bescheiden, fleißig und demüthig." (Bernard?) „Er versteht die Kunst gut zu kompiliren. Es gibt jetzt überall Schwache, selbst unter den Starken." Beethoven willfahrt dem Wunsche und gab ihm die genannten 5 Stücke; man wird in der kurzen Form und dem anspruchslosen Gehalte die ursprüngliche Bestimmung gerade dieser Stücke leicht erkennen. Gerade von diesen 5 Stücken finden sich Skizzen neben denen zur E dur-Sonate und dem Benedictus der Messe. Durch alles dieses ist ihre

[1]) Starcke war Kapellmeister in dem Infanterieregiment (33) Colloredo-Mansfeld, und brachte 1816 (12. und 19. Mai) im großen Redoutensaal seine „Schlacht bei Leipzig" zur Aufführung. (Th.)

Entstehung im Jahre 1820 ziemlich sichergestellt. Auch Nr. 6 findet sich skizziert neben dem Credo (Nottebohm S. 155). Über das ganze Opus haben wir noch im Zusammenhang zu sprechen.

Von den sonstigen Ereignissen des Sommers und Jahres geben uns Briefe und Unterhaltungsbücher Kunde. Erstere beginnen wir mit folgenden Scherzworten an Haslinger mit Bezug auf dessen Herausgabe von Mozarts Werken, deren Anzeige zu Anfang dieses Jahres erfolgt war:[1])

(„An Tobias Adjutant.")

„Sehr bestes Adjutanterl!

Ich habe eine Wette eingegangen um fl. 10 W. W., daß es nicht wahr sey, daß ihr hättet müssen dem Artaria wegen der Herausgabe der Mozartschen Werke (die obendrein schon allenthalben nachgestochen und nachgefahren verkauft) 2000 fl. als Schaden Ersatz bezahlen müssen — ich wünsche wirklich die Wahrheit zu wissen, ich kann es unmöglich glauben; sollte aber wirklich das Unrecht an Euch begangen worden sein, so muß „o dolce contanto" 10 fl bezahlen. Gebt mir einen wahren Bescheid —

lebt wohl und seid christlich

Euer

Beethoven."

Das Interesse Beethovens an dieser Sache kann damit zusammenhängen, daß 1820 zuerst der Gedanke an eine Gesamtausgabe von Beethovens Werken auftaucht. „Steiner rechnet schon darauf," schreibt jemand, wie es scheint Bernard, im K. B., in welchem sich auch Schindler sehr erfreut über den Plan ausspricht (im April) und nur meint, das Geschäft müsse mit einem Wiener Verleger gemacht werden, um weitläufige Korrespondenzen zu vermeiden. An einer andern Stelle heißt es: „Eckstein will es so einrichten, daß Sie fortwährend allen Gewinn ziehen und auch Ihre späteren Werke als Ihr Eigenthum verlegen. — Das 4. oder 5. Stück müsse immer ein neues sein, das ist auch Ecksteins Meinung." Der Plan kommt auch später wieder zur Sprache; leider kam er nicht zur Ausführung. —

Erzherzog Rudolph, jetzt Erzbischof von Olmütz, hatte seinen Sitz für einige Zeit verlassen und hatte seine Absicht, in Mödling einige Zeit zu verweilen, Beethoven mitgeteilt; letzterer antwortete:[2])

„Mödling, am 3. August 1820.

Eben erhalte ich Ihr mir zugedachtes Schreiben, worin mir Ihre Herreise von J. K. H. selbst angekündigt wird. — Ich danke von Herzen J. K. H.

[1]) Der Brief steht bei Seyfried, Beeth. Studien Anh. S. 37. Dann bei Nohl Br. B. Nr. 228. Hier steht er nach einer Abschrift bei Thayer. Nur die Überschrift entnehme ich Seyfried.

[2]) Köchel Nr. 54.

für diese Aufmerksamkeit. Ich wollte schon morgen in die Stadt eilen, um J. K. H. aufzuwarten, allein es war kein Wagen zu erhalten; jedoch hoffe ich bis künftigen Sonnabend einen zu erhalten, wo ich ungesäumet schon in der Frühe mich bei J. K. H. anfragen werde. — Wegen der Opfer, welche J. K. H. den Musen bringen wollen, werde ich mündlich J. K. H. die Vorschläge machen. Ich freue mich recht sehr, J. K. H. wieder in meiner Nähe zu wissen. Möchte ich nur ganz dazu beitragen können, alles zu erfüllen, was J. K. H. von mir wünschen. — Der Himmel segne J. K. H. und lasse allen Ihren Pflanzungen vollkommenes Gedeihen werden."

Beethoven führte den Vorsatz aus, wurde aber nicht lange nachher in dem Verkehre wieder gestört; am 2. September schrieb er wieder aus Mödling:[1])

„Seit Dienstag Abends befand ich mich nicht wohl, glaubte aber Freitags wieder so glücklich zu sein bei J. K. H. zu erscheinen. Es war jedoch ein Irrthum, und heute erst bin ich im Stande J. K. H. zu sagen, daß ich sicher hoffe künftigen Montag oder Dienstag wieder J. K. H. aufwarten zu können, wo ich mich in aller Früh anfragen werde. — Meine Unpäßlichkeit schreibt sich daher, daß ich ein offenes Postkalesch nahm, um J. K. H. nicht zu versäumen. Es war der Tag regnerisch und Abends hieher beinahe kalt. Die Natur scheint beinahe nur meine Freimüthigkeit oder Dreistigkeit übelgenommen zu haben und mich dafür bestraft zu haben. — Der Himmel sende alles Gute, Schöne, Heilige, Segensvolle auf J. K. H. herab, mir Ihre Huld! — Doch nur gebilligt von Gerechtigkeit! —"

Die letzten Worte haben wir doch wohl — da er sich die Huld des Erzherzogs durch seine Werke längst verdient zu haben sich bewußt war — so zu verstehen, daß er sie durch seinen Diensteifer sich fortgesetzt neu verdienen müsse. — Von der Messe spricht er nicht, obgleich er an derselben arbeitete, und sieht also deren Beendigung noch nicht unmittelbar vor sich; vielleicht denkt er auch an diese Pflicht. —

Bei einer Wirtshausunterhaltung erhielt er eine italienische Huldigung, welche wir hier nach dem Konv. Buche aufnehmen. Jemand schreibt ihm auf: „Der Herr nebenan will Ihnen, wenn Sie erlauben, einige Worte sprechen"; der Herr nimmt den Stift und schreibt: „Mi stimo ben felice di conoscer il famoso e per dir la verita Apolo della musica di nostri giorni — il Signor Bethofen. La stima per suo talento e il dolor per la sua sciagura non finira mai nella tomba — e resto con somma stima e summissione Doctor della medicina — Stich di la natione Polaco." —

In Mödling besuchte ihn auch der Neffe Karl; vermutlich brachte er seine freie Zeit bei ihm zu. Als am 5. Oktober (Donnerstags) die Familie

[1]) Köchel 55. Der 2. September war ein Samstag.

Giannatasio einen Ausflug nach Mödling machte, sahen sie „unsern guten Beethoven" im Hineinfahren mit Karl; „er fuhr eben in die Stadt."

Gegen Ende Oktober zog er wieder in die Stadt. Er wechselte wiederum und bezog eine Wohnung in der Landstraße, Hauptstraße Nr. 244, „im großen Hause der Augustiner",[1]) nächst der Kirche; es war eine Apotheke im Hause. Über die Zeit belehrt uns ein kleiner Papierstreifen mit folgenden Worten an den uns schon bekannten Boldrini, Teilhaber der Firma Artaria, in dessen Händen das Musikgeschäft war:[2])

„Wohlgeboren Hr. Artaria Falstaff
u. Comp.

Ich ersuche höflichst Hrn. v. Oliva den Betrag von 300 fl. wovon das Ganze nun schon hier sein wird, zu übergeben, eben erst im einziehen begriffen könnte ich nicht die Ehre haben mich bey Ihnen u. besonders bei Sir John Falstaff zu bedanken. —

Ihr
ergebenster Diener
Beethoven."

Wien am 26sten
October 1820."

Dabei findet sich auf einem anderen Streifen folgende Quittung:

„Von H. Artaria et Co. drey hundert Gulden W. W. als Rest der ihnen cedirten Sechs Hundert für Rechnung des Hr. v. Beethoven erhalten. Wien den 27. October 1820.

Fr. Oliva."

Ein anderes Zeugnis für denselben Gegenstand ist der nachstehende kurze, mit Bleistift geschriebene Brief an Dr. Müller aus Bremen, der damals in Wien war.[3])

„Für Herrn Professor Müller.

Sie verzeihen schon, daß ich Sie heute nicht erwarten konnte, ein Zufall, der mir höchst unangenehm ist, beraubt mich des Vergnügens Sie zu sehen, vileicht bleiben Sie noch einige Täge, welches ich schon von B. Streicher erfahren werde, u. dann werde ich mir das Vergnügen sie bei mir zu sehen noch ausbitten — mein eben Einziehen ist mit daran Schuld, wo ich noch mehrere Täge zu thun habe, um in Ordnung zu kommen —

Ihr
ergebenster
Beethoven."

---

[1]) Vgl. Frimmel, Beethovens Wohnungen, N. Fr. Pr. 1899, 11. August; die weiteren Angaben nach Thayer.

[2]) Autograph bei Artaria. Vgl. auch Nohl Br. B. N. 230; der die Quittung nicht bringt. Falstaff (wie sonst Schuppanzigh genannt wird) ist Boldrini.

[3]) Aus O. Jahns Nachlaß. Jetzt bei Kalischer, Neue B. Briefe S. 57.

Die besondere Verehrung, welche Beethoven in Bremen genoß, wurde schon früher erwähnt. Dr. W. Chr. Müller[1]) hatte dort 1782 ein „Familien-Concert“ begründet, in welchem seit dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts Beethoven besonders gepflegt wurde, namentlich durch die Mitwirkung seiner Tochter Elise Müller, welche Beethovens Klaviermusik meisterhaft gespielt haben muß. Er berührte auf seiner Reise nach Italien[2]) Wien, wo er im Oktober und Anfang November 1820 war und besuchte auch Beethoven, den er, wie seine Bemerkungen in dem Aufsatze „Etwas über Ludwig van Beethoven“[3]) vermuten lassen, auch am dritten Orte gesehen und beobachtet hat.

„Dieser Sinn einer weltbürgerlichen Freiheit und diese Schonung Anderer (bezüglich auf seine ökonomischen Verhältnisse) möchte wohl Ursache sein, daß er in Speisehäusern stets das angefangene Gespräch fortführte und frei und unbefangen über alles, auch über die Regierung, über die Polizei, über die Sitten der Großen, kritisch und satyrisch sich aussprach. Die Polizei wußte es, aber man ließ ihn, sei es nun als einen Phantasten, oder aus Achtung für sein glänzendes Kunstgenie, in Ruhe. Darum war auch seine Meinung und Behauptung, nirgends könne man freier reden, als in Wien. Sein Ideal einer Verfassung war jedoch die englische.“

Jener Beethovenkultus in Bremen wurde noch besonders unterstützt von dem jungen Dichter Dr. Karl Iken, dem Redakteur der Bremer Zeitung. Dieser versuchte es auch, zu Beethovens Werken Programme zu entwerfen, welche vor der Aufführung vorgetragen wurden, und von denen Schindler (II. S. 209) eine ergötzliche Probe gibt. Solche Programme schickte Dr. Müller an Beethoven, welchen sie aber, seinem künstlerischen Sinne entsprechend, mit Unwillen erfüllten. Im Herbst 1819 diktierte er Schindler einen freundschaftlichen, aber energischen Protest an Müller gegen solche Erklärungen und Unterlegungen von Bildern zu seiner und jeglicher Musik in die Feder, unter Hinweisung auf die Irrtümer, die dadurch erzeugt werden müßten. „Seien Erklärungen nothwendig, so sollen sich diese lediglich auf die Charakteristik des Tonstücks im allgemeinen beschränken, welche gebildeten Musikern nicht schwer fallen dürfte zu geben.“ Dieser Protest, wie überhaupt die Korrespondenz Müllers mit Beethoven, ist bisher

[1]) Vgl. hierüber Schindler II. S. 22. 208 fg. Nohl III. S. 854. 865. In einem Konversationsheft von 1819 lesen wir: „Sie sind in Bremen vergöttert. Vorgestern war in der Bremer Zeitung eine Anfrage, warum die hiesigen Blätter ganz über Sie verstummen, was doch nicht wahr ist.“

[2]) S. Müllers „Reise durch Italien“ I. 130 fg.

[3]) Allg. Mus. Ztg. 1827. Auf diesem Aufsatz wurde schon früher (Bd. I S. 118) mit Rücksicht auf Beethovens Kindheit Bezug genommen.

leider nicht aufgefunden. Gerade gegenüber manchen Bestrebungen unserer Zeit wäre es von Interesse und belehrend, Beethovens Standpunkt in dieser Frage zu kennen; so weit man ihn nicht aus seinen Werken selbst entnehmen will.

Dr. Müller beschreibt auch Beethovens Äußeres in jener Zeit in folgender Weise:[1] „In seinem Äußeren ist alles kräftig, manches rauh — wie der knochige Bau seines Gesichtes, mit einer hohen breiten Stirne, einer kurzen eckigen Nase, mit aufwärts starrenden, in groben Locken getheilten Haaren. — Aber er ist mit einem zierlichen Munde und mit schönen sprechenden Augen begabt, worin sich in jedem Momente seine schnell wechselnden Gedanken und Empfindungen abspiegeln — graziös, liebevoll, wild, zorndrohend, schrecklich — —." Die weiteren Mitteilungen Müllers über Beethovens Vernachlässigung des Äußern sind nicht ganz einwandfrei.[2]) Jedenfalls stand ihm eigene Anschauung und Erkundigung bei Kundigen zu Gebote, die sich in der Erinnerung getrübt haben mag. An die Angaben über Beethovens Jugend schließt er die Worte: „Noch als Jüngling war er ohne feinere Weltsitte. So fanden wir ihn auch noch in seinem 50. Jahre" — also 1820, als Müller in Wien war.

Durch Schlesingers Vermittlung ließ er 1822 Müller ein Exemplar der Sonate Op. 109 als Geschenk zugehen. —

Diese Bemerkungen über Beethovens Äußeres führen uns darauf, daß in diesen Jahren ein weiteres Bild von Beethoven entstanden ist. Der namhafte Porträtmaler Joseph Stieler war 1816 aus München nach Wien gekommen, um das Porträt des Kaisers Franz zu malen, und blieb dort bis 1820. Er war an Beethoven empfohlen und gefiel ihm; er wußte ihn zu bestimmen ihm zum Bilde zu sitzen.[3]) Dies geschah aber nach Stielers eigener Erzählung nur dreimal, und so wurde das Gemälde

[1]) Vgl. Frimmel N. Beeth. S. 269.

[2]) Wir verweisen auf Frimmels Bemerkung S. 230 f.

[3]) Schindler (II S. 289) verlegt dies ins Jahr 1821, was nach den Konversationsbüchern und nach anderen Nachrichten unrichtig ist. Die Bekanntschaft begann schon 1819, das Bild wurde vielleicht schon in diesem Jahre begonnen, ausgeführt wurde es 1820. Auch Schindlers Worte: „Sitzung auf Sitzung ward bewilligt und nicht eine Klage über Zeitverlust laut", stehen mit Stielers bestimmtem Zeugnisse in Widerspruch. Gerade weil Beethoven keine Sitzungen mehr gewähren wollte, war Stieler genötigt, die Hände ganz nach seiner Phantasie zu malen. — Nach wiederholter Bitte, sei (so erzählte Stieler der Gräfin Sauerma) Beethoven zu Stieler gekommen und habe gesagt: „Sie werden es wohl schon wissen, ich soll mich nun malen lassen." Die Familie Brentano habe ihn dazu bestimmt. So nach Mitteilung der Frau Gräfin Sauerma.

nicht ganz fertig, sondern blieb „skizzenhaft". Doch bildete sich ein Verkehr zwischen beiden Männern, und in den Unterhaltungen von 1820 erscheint Stieler selbst unter den Schreibenden. Im Verlaufe des Monats Februar, vielleicht März 1820, schreibt jemand auf: „Ihr Porträt wird sehr gut; es erkennts jeder gleich." Kurz vorher war von einem gemeinschaftlichen Mittagessen mit Stieler im Hotel gesprochen worden; zu Anfang dieses Buches ist von der bevorstehenden Abreise des Erzherzogs nach Olmütz die Rede, was aber auf Februar oder März 1820 hinweist. Frühe im Februar schreibt Stieler: „Das Bild muß trocknen, wenn es trocken ist, werde ich Ihnen schreiben, wenn Sie mir wieder eine Stunde schenken können." Noch früher, aber nachdem die Appellation in dem Prozeß schon eingelegt war — also im Januar — schreibt jemand: „Wann können und wollen Sie Stieler und mir — bei ersterem — die Ehre schenken zu Mittag zu speisen? 11er verschiedener Sorte? Staudenheimer kömmt auch wenn wir nur erst einmal den Tag wissen. — Stieler reist bald ab —[1]) und Sie hatten schon v. J. versprochen — auf seine Versprecheung zu kommen — aber Sie vergaßen es; Nun müssen Sie es wieder gut machen. Die vortreffliche Frau muß Sie doch kennen, ehe sie nach Rußland geht. — Welchen Tag? — Es ist recht schön bei Stieler und man ist ungenirter als im Wirthshaus."

Im März fragt Stieler: „Haben Sie nach Frankfurt[2]) geschrieben, daß ich Ihr Porträt angefangen habe — — Sie müssen ja die Bestimmung Ihres Bildes . . sagen . ich sage daß ich es für mich male — heute habe ich eine gute Sitzung gehabt, weil ich Ihnen viel beobachtet habe." Später heißt es: „Vergessen Sie nicht bis Montag ½ 10 zu Stieler zu kommen", — „ist Stieler mit Ihrem Porträt fertig?" und dann schreibt wieder Stieler selbst: „es wird Ihnen zu lange dauern. allein was heute gemacht wird ist überstanden für ein andermal. — noch ein kleines Viertelstündchen wenn es Ihnen nicht zu lange wird. — ich muß Ihnen bitten morgen ja gewiß zu kommen, weil auf übermorgen die Farben vertrocknet wären." Beethoven kam auch; denn die bald nachher zu lesenden Worte, „noch 10 Minuten dann sind wir fertig", rühren wohl auch von Stieler her. Dieser Zeit der „Sitzungen" wird das kurze Billett angehören, welches Nohl N. Br. Nr. 229 bekannt machte:[3])

[1]) Das war nicht richtig.

[2]) Vorher waren Brentanos erwähnt worden. Ich bemerke, daß mir die Konversationsbücher behufs Benutzung durch die Güte der Bibliotheksverwaltung in Berlin vorgelegen haben, aber von mir zurückgegeben sind. Auch Kalischer hat dieselben für diesen Zweck verwertet, s. u.

[3]) Nach Nohl im Besitze der Familie Stielers.

„Werthester Freund! Heute ist es unmöglich mich zu Ihnen zu begeben, Morgen werde ich aber punkt Eilf Uhr bei Ihnen sein — Sie verzeihen schon —

In Eile Ihr mit tiefster Hochachtung ergebenster Beethoven."

Auch Urteile werden bald Beethoven gegenüber laut. „Daß Sie en face gemacht sind," sagt jemand, „ist die Folge des größeren Studiums Ihrer Physiognomie. Ihr Geist erblickt sich in dieser Ansicht wie niemals im Profil." Dagegen erlaubt sich Schindler folgende Meinung: „Das untermalte Bild habe ich bei Stieler gesehen. Das von Schimon ist mir aber lieber, es ist mehr Ihr Karakter darin — so findet es jeder — Sie waren vor 2 Jahren sehr gesund u. jetzt kränkeln Sie stets."

Im April tut Stieler die Frage: „Aus welchem Tone geht Ihre Messe ich mögte blos auf das Blatt schreiben Messe aus —" Da schreibt Beethoven selbst darunter: „Missa solemnis aus D." Gleich darauf wieder Stieler: „nach der Ausstellung werde ich es an die Brentano schicken — Ich danke Ihnen tausend und tausendmahl für so viel Geduld." Und bald nachher ein anderer: „Er malt Sie gewiß noch einmal für sich selbst, denn er sprach heute mit Wolf, daß er es von Rahl stechen lassen will. Er schätzt es sehr hoch daß Sie ihm so viel Zeit geopfert haben." Wieder ein anderer (J. Czerny): „Wir sprachen eben von Ihrem Porträt. — Der Oliva meint Sie sind sehr gut getroffen." Ein anderer: „Vorgestern Nachmittag war der Wolf schon bei Artaria, um ihm anzurühmen, wie sehr Sie der Stieler getroffen hätte, und um es von dem geschickten Kupferstecher Rahl stechen zu lassen." Und so finden es noch andere sprechend ähnlich, den Geist von Beethovens Physiognomie gut erfaßt. Noch im Juli schreibt Stieler, der Beethoven in Mödling besuchte: „Bis zur nächsten Kunstausstellung werde ich Ihr Porträt nochmals machen, aber ganz Lebensgröße.[1]) Ihr Kopf macht sich vorzüglich gut von vorn, und es war so passend weil auf der einen Seite der Haydn auf der andern der Mozart — — Der Wachtl hat eine außerordentliche Freude mit Ihrem Porträt."

Es ergibt sich, daß Stieler noch bis in die zweite Hälfte des Jahres in Wien war, und daß das Bild, an welchem bereits im Februar gearbeitet wurde, etwa im April fertig war. Stielers Aufschrift auf der Rückseite des Gemäldes: „Ludwig von Beethoven, Tonsetzer, nach der Natur gemalt

[1]) Im K. B. ist die Rede von jemanden, der dies Bild in Lebensgröße haben wolle. Nach Kalischer wäre das dem Zusammenhang nach der Erzherzog gewesen. Ich kann die Stelle leider nicht mehr nachvergleichen. Thayer äußert sich nicht darüber.

von J. Stieler 1819", kann daher höchstens den frühesten Beginn des Gemäldes bezeichnen.

Das Gemälde[1]) blieb anfangs im Besitze der Familie Stielers und kam nach wiederholtem Wechsel in den Besitz der Gräfin Sauerma in Berlin, nach deren Mitteilung an Frimmel dasselbe allerdings sehr skizzenhaft gemalt war, da Beethoven nur einigemal gesessen hatte. Von den Freunden Beethovens, insbesondere auch von Stephan von Breuning, wurde das Bild für besonders ähnlich gehalten. Beethoven selbst hat es geschätzt, da er noch kurz vor seinem Tode den lithographischen Abdruck an seinen alten Freund Wegeler schickte. Wir kennen das Originalgemälde nicht und möchten nach den Nachbildungen nicht urteilen.[2]) Abgesehen von einigen Ungenauigkeiten in der oberen Gesichtsbildung (vgl. Frimmel S. 266) unterscheidet es sich von den meisten übrigen Bildnissen durch das, bei aller Energie der Züge, doch weniger vollkräftige, vielmehr (wenigstens in den Nachbildungen) leidende Aussehen; dann aber dadurch, daß gerade diesmal Beethoven uns in dem Augenblicke seiner schaffenden Tätigkeit vorgeführt wird. Gerade das leidende Aussehen galt für jene Zeit, in welcher Beethoven viel kränkelte, wie auch Schindler andeutet, besonders charakteristisch.[3]) Im übrigen urteilt Schindler (II S. 289) so über das Bild: „Als Kunstwerk ist das Stielersche Portrait bedeutsam — —. In Betreff des charakteristischen Ausdrucks ist der Moment gut wiedergegeben und fand Zustimmung. Hingegen stieß die vom Künstler beliebte Auffassung des Titanen, am meisten die Neigung des Kopfes, auf Widerspruch, weil der Meister den Mitlebenden nicht anders bekannt war, als seinen Kopf stolz aufrecht tragend, selbst in Momenten körperlichen Leidens. Ein mit seinem Wesen bekannter Maler würde ihm diese Stellung

[1]) Über das Bild Stielers nehmen wir auch hier auf Frimmels Darstellung und Beurteilung Bezug (Neue Beethov. S. 259), die auch die Mitteilungen der späteren Besitzerin, Gräfin Sauerma, verwertet. [Frimmel, Beethovens äußere Erscheinung, München und Leipzig 1905. S. 88 fg. Diese neueste Schrift Frimmels ist mir erst während des Drucks zugegangen.] Vgl. auch hier den bereits oben erwähnten Aufsatz Kalischers, welcher (wie Frimmel) das Originalgemälde gesehen und auch die Äußerungen im Konversationsheft verwertet hat. Wir machen auf seine Beschreibung des Bildes aufmerksam, und lassen sein Urteil folgen.

[2]) Mir steht nur die Einsicht der Nachbildung der Berliner photographischen Gesellschaft zu Gebote. Auch verdanke ich der Freundlichkeit der Frau Gräfin Sauerma einige Mitteilungen über das Bild.

[3]) Auf dem Originalbilde hat übrigens Beethoven nach der Mitteilung der Gräfin Sauerma (Frimmel S. 262) eine blühende Gesichtsfarbe. Das Original, schreibt Kalischer, „macht mit nichten den Eindruck des Schwächlichen und Hinfälligen." Und an einer anderen Stelle: „Das Gesicht, obwohl auch hier mit gesundester Gesichtsfarbe begabt, erscheint doch lange nicht so voll und rüstig wie bei Schimon."

nicht gegeben haben." Schindler und Frimmel geben dem Bilde von Schimon wegen der größeren Treue des Gesamteindrucks den Vorzug. Die besondere Eigenart des Stielerschen Bildes hebt Kalischer so hervor: „Unter allen Beethovenbildnissen giebt es keines, welches auch nur annähernd so wie das Stielersche Porträt alle Vorstellungen von Beethovens tiefsinnigem, tiefsinnendem Wesen, von seiner grenzenlosen Beschaulichkeit zum Ausdruck bringt. Hier allein tritt das Insichversunkensein, die momentane Erdenentrücktheit des Meisters in die Erscheinung." Damit stimmen wir vollständig überein.

Nach Stielers Gemälde wurde von Fr. Dürck eine Lithographie angefertigt, welche 1826 bei Artaria erschien. Sie hatte St. von Breuning bei seinem Urteile vor sich.[1]) —

In die Zeit, in welcher Beethoven in der neuen Wohnung lebte, gehört eine Erzählung des Musikers Horzalka, den Thayer 1860 bei F. Luib traf. Derselbe sprach zuerst in hohen Ausdrücken von Schindler und dessen uneigennütziger Treue gegen Beethoven, und berichtete dann weiter folgendes: Um 1820 bis 1821, so viel er sich erinnern könne, nahm die Witwe eines Majors Baumgarten Knaben zur Beköstigung in ihr Haus, welches sich an der Stelle befand, wo später (1860) der Saal des Musikvereins war.[2]) Unter diesen befand sich auch Beethovens Neffe. Bei ihr wohnte ihre Schwester Baronin Born. An einem Abend kam Horzalka, damals ein junger Mann, dorthin und traf nur Baronin Born zu Hause. Bald nachher kam ein anderer Besucher und blieb zum Tee — es war Beethoven. Unter andern Gegenständen kam Mozart zur Sprache, und die Baronin fragte Beethoven (natürlich schriftlich), welche der Mozartschen Opern er am höchsten schätze. „Die Zauberflöte", sagte Beethoven; und plötzlich faltete er die Hände, richtete seinen Blick nach oben und rief aus: „o Mozart!" Da Horzalka, wie damals die meisten, immer Don Giovanni für die größte Oper Mozarts gehalten hatte, machte jene Ansicht Beethovens tiefen Eindruck auf ihn.

Beethoven lud die Baronin auch zu sich ein, um seinen Broadwood-Flügel zu sehen.

---

[1]) Vgl. G. v. Breuning aus dem Schwarzspanierhause S. 72. Frd. Hiller, der Beethoven in seinen letzten Tagen sah, schreibt (aus den Tonleben N. F. S. 17): „Die Lithographie nach dem Bilde Stielers giebt eine getreue Anschauung von seinem damaligen leidenden Aussehen;" dieser leidende Ausdruck war eben wesentlich durch die Nachbildungen hineingekommen.

[2]) Tuchlauben 598, später 558, dann 16. Die Frau Baumgarten — es ist doch wohl dieselbe — wird auch in den Konversationen von 1820 erwähnt. Auch sie hatte einen Knaben in Blöchlingers Institut.

Als sie das Haus verließen, begleitete Horzalka den Meister eine Strecke Weges, bis dieser ihn nach einiger Zeit aufforderte, umzukehren, da er ihn nicht damit belästigen wollte, mit zu seiner Wohnung zu gehen, welche damals in der Landstraße, Hauptstraße nahe der Kirche in einem Eckhause war. Dort wohnte er zwei Treppen hoch. —

In den Unterhaltungen rät einmal ein Freund Beethoven, den Knaben nicht zum Mittagessen mit sich ins Wirtshaus zu nehmen. Ist Horzalkas Angabe richtig, dann wäre also Beethoven diesem Rate gefolgt. —

Über sonstige wichtige Ereignisse aus den letzten Monaten dieses Jahres, während welcher er in der Landstraße wohnte — überhaupt aus dem Winter 1820/21 — ist wenig zu berichten. Er war jedenfalls mit größeren Arbeiten beschäftigt, die Sonate Op. 109 wurde vermutlich um diese Zeit fertig. Die Kosten für den Unterhalt mögen ihm schwer gefallen sein, denn von größeren besonderen Einnahmen konnte damals kaum die Rede sein. Dazu kam, wenn wir einem gleich zu erwähnenden Briefe Steiners Glauben schenken, daß er auch von Krankheit nicht verschont blieb. Einen kleinen Einblick in seine äußeren Verhältnisse gewährt uns der nachfolgende Brief an Artaria vom 17. Dezember:[1])

„Für die Hr. Artaria & Comp."

„Hr. Artaria & Company,

Indem ich ihnen verbindlichst danke für die mir voraus geschossenen 750 fl. W. W. wofür ich ihnen die Quittung auf Se. Kaiserl. Hoheit den Kardinal lautend eingehändigt, ersuche ich Sie vor neuem, indem ich in Gefahr bin, eine von meinen 8 Bankaktien zu verliehren, mir noch 150 fl. C. M. vorzuschießen, welche ich ihnen mich verbinde, höchstens in 3 Monathen vom heutigen dato an, zurückzuzahlen; um ihnen aber meine Dankbarkeit zu beweisen, verbinde ich mich durch Gegenwärtiges schriftlich ein von mir gesetztes Tonstück aus ein, zwei oder mehreren Sätzen bestehend, als Eigenthum zu überlassen; ohne irgend auf ein Honorar dafür Anspruch zu machen.

allzeit ihr bereitwilligster
Beethoven.

Wien am 17. December
1820."

(Siegel)

Es ist nicht bekannt geworden, daß Beethoven irgend ein Werk dieser Art gegeben hätte.

Noch empfindlicher berührt uns der folgende Brief Steiners an Beethoven, der wegen seiner biographischen Wichtigkeit hier nicht fehlen kann.[2])

[1]) Thayer hatte Abschrift nach dem Original bei Artaria. Der Brief ist schon mitgeteilt von Nohl Br. B. Nr. 232, doch ungenau.

[2]) Dieser Brief mit Bleistiftbemerkungen Beethovens, im Besitze des Herrn Dr. Miller Ritter v. Aichholz in Wien, wurde in der Neuen Freien Presse 1900 17. August veröffentlicht. Die äußere Adresse lautet: A Monsieur Monsieur Louis van Beethoven, docteur de la musique et compositeur très renommée etc. etc.

„Wien, 29. Dez. 1820

„Hochzuverehrendester Herr und Freund Beethoven!

Beyliegend folgen die 3 Ouverturen in Partitur mit der Bitte, selbe nach Ihrem eigenen gefällig Anerbieten durchsehn, und die etwa eingeschlichenen Fehler verbessern zu wollen. — Gleich nach Erhalt dieser Verbesserung werden wir dann zum Stich und Druck schreiten, um diese Originalien so schnell als möglich erscheinen zu machen.[1])

Mit Ihrer Aeußerung über meine, Ihnen gesandte Rechnung, bin und kann ich nicht zufrieden seyn; denn ich habe Ihnen an Interessen für baar darliehenes Geld 6 % berechnet, wogegen ich Ihnen für Ihr bei mir liegen gehabtes Geld 8 %, und diese vorhinein pünktlich, und auch Ihr Capital selbst prompt bezahlt habe. — Was also dem einen Recht ist, muß dem Andern billig seyn; zudem bin ich nicht in dem Falle, Gelder ohne Zinsen ausleihen zu können. — Ich habe Ihnen als Freund in der Noth gedienet, ich habe auf Ihr Ehrenwort gebaut und geglaubt, und ich bin weder zudringlich gewesen, noch habe ich Sie auf eine andre Art jemals geplagt, und muß daher wider die mir gemachten Vorwürfe feyerlich protestiren. — Wenn Sie bedenken, daß mein Ihnen gemachtes Darlehen zum Theil schon in's fünfte Jahr gehet, so werden Sie sich selbst bescheiden, daß ich nichts weniger, als ein zudringlicher Gläubiger war; ich würde Sie auch jetzt noch schonen und in Geduld abwarten, wenn ich auf Ehre, dermalen nicht selbst bei meinen Unternehmungen Baarschaft höchst nothwendig hätte. — Wäre ich weniger überzeugt, daß Sie wirklich im Stande sind, mir nun auch in der Noth Ihren Beystand leisten und Ihr Ehrenwort halten zu können, ich würde, so schwer es mir auch ankäme, noch recht gerne einige Zeit in Geduld stehen; allein wenn ich rückdenke, daß ich Ihnen selbst vor 17 Monaten baare fl. 4000 Conv. Münz oder fl. 10 000 W. W. als Capital rückbezahlt, und bey dieser Rückzahlung auf Ihr Ersuchen meine Gegenforderung nicht gleich damals abgezogen habe, so muß es mir nun doppelt schmerzlich fallen, daß ich bey all meinem guten Willen und aus lauter Vertrauen auf Ihr Ehrenwort nun in Verlegenheit bin. — Ein Jeder weiß am Besten wo ihn der Schuh drückt, und in diesem Falle bin auch ich; daher beschwöre ich Sie wiederholt mich nicht im Stiche sitzen zu lassen, und Mittel aus zufinden, meine Rechnung so schnell als möglich zu saldiren. —

Uebrigens bitte auch meine Wünsche zum Wechsel des Jahres mit der Bitte anzunehmen, mir noch ferner Ihre Wohlgewogenheit und Freundschaft schenken zu wollen. Freuen soll es mich auch, wenn Sie Wort halten und mich bald mit einem Besuche beehren, noch mehr freuet es mich aber, daß Sie Ihre Krankheit glücklich überstanden haben und nun wieder hergestellt sind. — Gott erhalte Sie lange mit Gesundheit, Zufriedenheit und Vergnügen, dieß wünschet

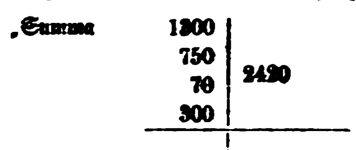
Ihr ganz ergebenster

S. A. Steiner."

---

[1]) Diese 3 Ouverturen können nur gewesen sein die zu den Ruinen von Athen, zu König Stephan und Op. 115, welche alle, aber nicht sogleich, bei Steiner erschienen.

Auf diesem Briefe hat Beethoven Verschiedenes mit Bleistift bemerkt, was der Herausgeber in der N. Fr. Pr. so zusammengestellt hat:



„Summa	1200	2420
	750	
	70	
	300	

Die 1200 fl. W. W. sind wahrscheinlich 1816 oder 17 aufgenommen worden. — Die 750 fl. W. W. noch später vielleicht 1819. — Die 300 fl. sind schulden welche ich für die Frau v. Beethoven übernommen und auch nur einige Jahre betragen können die 70 fl. dörften auch 1819 für mich bezahlt worden seyn —

Zur Bezahlung kann angewiesen werden jährl. 1200 fl. in halbjährigen raten. —"

Die Sache wurde, wie es weiter heißt, zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet. Auf dem Umschlage des Briefes notiert eine fremde Hand: „Hr. v. Steiner sagt, Er will das Pauschal von 1200 fl. W. W. annehmen, welche so zu bezahlen wären, daß bis 15. April d. J. [also 1821] die Hälfte und bis 15. October d. J. die andre Hälfte bezahlt werde." —

Den Brief von Steiner kann man nicht eben freundschaftlich nennen;[1]) eine gewisse Verstimmung, vielleicht darüber, daß Beethoven seine letzten Sachen nicht an die Firma gegeben hatte, scheint zu grunde zu liegen. Von der andern Seite sehen wir, daß Beethoven die Berechtigung der Forderung Steiners anerkannte. Die neuen Verpflichtungen, die er in seinem edeln Sinn übernommen hatte, schützte ihn nicht vor dem Eintreten in Schuldverhältnisse — und Steiner war kein schonender Gläubiger. Auch in der späteren Zeit war das persönliche Verhältnis gerade zu Steiner gerade kein herzliches. Die Bankaktien, von welchen in dem Briefe an Artaria die Rede ist, wollte er sparen, weil sie ein Erbteil des Neffen sein sollten.

Die Unterhandlungen wegen des Verlages der Messe hatten schon begonnen; wie wir aus dem Briefe an Simrock vom 18. März wissen, sollte Simrock sie erhalten, der 100 Louisdor geben wollte, dem aber Beethoven noch einige Bedingungen mitteilen wollte. In den Unterhaltungen von 1820 kommt die Frage wiederholt vor, es wird da nur nicht überall klar, ob von der Messe die Rede ist oder von anderen Plänen. Man wundert sich, daß Simrock mit der Antwort zögere, man redet Beethoven zu, an Simrock und an Brentano in Frankfurt zu schreiben, welcher letztere wie

[1]) Steiners Verhalten war auch weiterhin nicht eben freundschaftlich; wir nehmen schon hier Bezug auf die später folgenden Briefe an Peters.

wir sehen mit der Vermittlung der Geldsendung beauftragt war. „Haben Sie dem Simrock geschrieben, daß er nicht gleich die Messe herausgeben könne, da Sie sie wohl früher dem Erzh. schicken oder übergeben werden“ schreibt jemand im März oder April im K. B. Und weiter: „Wenn Sie den Brentano des Recepisse des Postwagens einschicken, so wird er Ihnen gewiß gleich das Geld schicken“ und später: „kürzer ist es, Sie geben die Musikalien auf den Postwagen, und schicken an Brentano das Recepisse des Postwagens — indem Sie zugleich dem Simrock anzeigen, daß Brentano schon von der Absendung versichert ist; — dann kann Ihnen Brentano gleich das Geld überschicken, ohne vorher die Musikalien erhalten zu haben,“ wobei allerdings zweifelhaft bleibt, ob sich die Worte auf die Messe beziehen. Auch scheint der Preis zwischendurch auf 200 Dukaten festgesetzt zu werden. „Er hat aber noch nicht bestimmt geantwortet, wo Sie ihm die Messe zuletzt antrugen?“ heißt es im April. — „Ich meine den Simrock. — 200 Ducaten könnten Ihnen alles helfen. — Ihrer Umstände wegen. — An Simrock und Brentano zu schreiben, müssen Sie nicht säumen. — Brentano kann Ihnen gleich das Geld schicken, wenigstens (recht? nicht?) bald. — „Daß er noch nicht geantwortet hat, wundert mich.“ Simrock hatte inzwischen geantwortet. „Lassen Sie mir den Simrockschen Brief, ich will ihn beantworten u. Ihnen heute Nachmittag geben. — Sie unterschreiben dann wenn es Ihren genehm ist und morgen schicke ich ihn fort man muß jetzt nicht zaudern“ — „er sagt, daß die Messe bloß bei Katholiken zu brauchen sei, was nicht wahr ist“, — „er gibt eher zu wenig als zu viel wenn er 200 Ducaten gibt.“ Die weiteren in dieser Sache an Simrock gerichteten Briefe befinden sich muthmaßlich noch im Besitze der Simrockschen Erben, welche leider mit denselben zurückhalten. Einige Aufklärung erhalten wir noch aus folgendem Briefe Simrocks an Brentano:[1])

Bonn, d. 12. Nov. 1820.

Zwischen Herrn von Beethoven und mir obwaltete eine kleine Irrung wegen des Preises einer neuen großen Musikmesse, wovon er mir sein Eigenthum für 100 Louisd'ors übertragen wolte. Ich sagte ihm diese 100 Louisd'ors zu, verstand aber solche in dem Sinne, wie man hier, in Leipzig, in ganz Deutschland solche versteht, gleich Friedrichsd'ors, Pistolen. Um aber nach Empfang der Messe keine Unannehmlichkeiten zu haben, so erklärte ich mich hierüber deutlich und wiederholte in meinem Schreiben vom 23. September, daß ich Louisd'ors gleich Friedrichsd'ors ex. verstehe, mehr aber in meiner Lage nicht geben könne, daß ich gegen Empfang der neuen großen

[1]) Dieser Brief befindet sich im Besitze des Herrn Dr. v. Brentano in Offenbach, durch dessen Güte ich eine Abschrift erhielt.

Messe, wozu den Lateinischen, H. v. Beethoven auch den deutschen Text unterzulegen versprochen, diese Summe hier bereit halten würde. Glaube auch noch bemerkt zu haben, daß ich seine Entschließung umgehend erwarte, weil ich mein Geld nicht unbenutzt in Frankfurt liegen lassen könnte. Ich muß gestehen, als ich nach 4 Wochen keine Antwort erhielt, so rechnete ich nicht mehr darauf und disponirte über mein Geld und komme nun nach Ihrem Werthen vom 8ten wo es scheint, daß H. v. Beethoven mir die Messe überläßt, in die Verlegenheit, daß ich nicht gleich wieder Louisd'ors in Golde vorräthig habe — da Sie aber noch nichts in Ihrem Briefe davon erwähnen, so werde ich in der Zwischenzeit Sorge tragen, diese Louisd'ors zu sammeln, im Fall sie den Wert zu fl. 9 36 ₰ nicht per Stück annehmen könnten.

Ich bitte mich über den Empfang der Musik zu benachrichtigen, damit ich Herrn Heinrich Verhuven davon benachrichtige solche bei E. wohlgb. gegen die bestimmte Summe in Empfang zu nehmen.

Ich grüße Sie ergebenst
p. N. Simrock."

Demnach hatte also Beethoven nochmals die Absicht ausgesprochen, die Messe an Simrock zu geben; auch schickt dieser das Geld an den genannten Verhuven; die „Musik" aber kam weder in diesem noch in den folgenden Jahren an ihn. Das alles wird weiter unten noch näher auszuführen sein. —

Inzwischen kam noch eine andere Aufforderung an Beethoven. William Gardiner, dessen Mitteilung über Beethovens erstes Streichtrio (in Es) im ersten Bande angeführt war (S. 290), hatte ein größeres Oratorienwerk „Judah" unternommen, in welchem alle Musikstücke — Gesänge, Instrumentalsätze, Chöre — bei welchen ein bestimmter Name des Verfassers nicht beigefügt ist, von ihm selbst komponiert waren. In seinem Buche Music and Friends (Bd. III S. 377) erzählt er, er habe gewünscht, eine Originalkomposition Beethovens für dieses Werk in Gestalt einer geeigneten Ouvertüre zu erhalten, und habe zu diesem Zweck einen Brief an Beethoven geschrieben, welchen Baron Neumann von der östreichischen Gesandtschaft nach Wien befördert habe. Letzterer habe hinzugefügt, daß es zweifelhaft sei, ob er eine Antwort von Beethoven erhalte, da derselbe ganz ohne Verkehr mit der Welt lebe. Dieser Brief war folgender:[1])

„To Louis van Beethoven

Dear Sir

At the house of Lady Bowater in Leicestershire in 1796[2]) I met with your Trio in E flat (for Violin, Viola a Bas.) Its originality and beauty gave me inexpressible delight; indeed, it was

[1]) Wir geben ihn, nach Thayer, englisch, um die Farbe nicht zu verwischen.
[2]) Nach Gardiners früher gegebenen Erzählung muß es früher gewesen sein.

a new sense to me. Ever since I have anxionsly endeavoured to procure your compositions, as much so as the war could permit. Allow me to present to you the first volume of my sacred melodies, which contain your divine Adagios appropriated to the British church. I am now engaged upon a work entitled „The Oratorio of Iudah", giving a history of that peculiar people from the Jewish scriptures. The object of this letter is, to express a hope that I may induce you to compose an Overture for this work, upon which you can bring all the force of your sublimo imagination (if it please you) in the Key of D minor. For this service my friend, Mr. Clementi, will accept your draft upon him for one hundred guineas.

I have the honor to be, dear Sir,

your faithful servant

William Gardiner."

Der Brief wird ohne Datum mitgeteilt; da aber „Judah" im Jahre 1821 in der Musical Review beurteilt wurde, nahm Thayer an, daß er in 1820 fallen könne. Gardiner klagt, daß er auf diesen Brief keine Antwort erhalten habe, obgleich ihm doch die Kaiserin für die Übersendung der sacred melodies gedankt habe. Wir werden uns aber kaum wundern, daß Beethoven auf dieses Ansinnen nicht einging und deshalb nicht antwortete; konnte ihm doch, wie wir ihn kennen, schon die Mitteilung von der Bearbeitung seiner Adagios zu einem anderen, auch noch so würdigem Zwecke keine Freude bereiten. —

Ein Ereignis aus dem Ende des Jahres (vielleicht Dezember) konnte Beethoven nicht unberührt lassen: sein Freund Oliva, der ihm eine Reihe von Jahren treuer Helfer in allen äußeren Dingen gewesen war, verließ Wien und begab sich nach Petersburg. Der Paß wurde ihm im Dezember 1820 ausgestellt. Er ließ sich in Petersburg als Sprachlehrer nieder und gründete dort sein Hauswesen.[1]) Von jetzt an wurde, nehmen wir an, Schindler mehr wie vorher Beethovens Freund und Faktotum. —

Über Aufführungen Beethovenscher Werke in Wien im Jahre 1820 haben wir noch folgendes zu bemerken. In den Gesellschaftskonzerten der Musikfreunde kamen zur Aufführung: am 20. Februar die Eroica, am 9. April die C moll-Symphonie, am 19. November die F dur-Symphonie. Im April 1820 schreibt Dr. [?] Ohmayr[2]) im Konv. Buch: „Im Namen unserer

[1]) Wir nehmen Bezug auf Bd. III S. 114.

[2]) Thayer las Aßmayr, Ohmayr ist aber ganz deutlich. Derselbe ist aber unter den musikalischen Persönlichkeiten der Zeit nicht nachzuweisen, während Aßmayr allerdings bekannter Musiker war und in späterer, nachbeethovenscher Zeit zu einflußreichen Stellungen gelangte. — Die neue Ouvertüre wurde in den Abendunterhaltungen von Moscheles, Giuliani und Mayseder am 16. und 23. April 1818 aufgeführt. Rotteb., handschr. Notiz zu Thayers Verz.

Wittwen und Waisen bitte ich Sie für Sonntag über 8 Tag um die Ouvertüre, welche Sie den H. Mayseder, Moscheles und Giuliani liehen. — Die Probe ist den 13ten um 11 Uhr im Saale des alten Universitäts Gebäude", in welchem die Wohltätigkeits-Konzerte stattfanden. Darauf bezieht sich denn wohl die Tagebuchbemerkung der Fanny Giannatasio vom 17. April. „Gestern hörte ich einmal wieder die Harmonieen der beiden Herrscher im Reiche der Töne, eine neue Ouvertüre von Beethoven und Ouvertüre aus Figaro von Mozart."[1]) Das war denn wohl die Ouvertüre in C dur Op. 115.

Ende des Jahres hatte Franz Xaver Gebauer, Chorregent an der Augustinerkirche, die Concerts spirituels ins Leben gerufen,[2]) in welchen Symphonien (und zwar, was charakteristisch hervorgehoben wird, „vollständige") und geistliche Chöre aufgeführt werden sollten, Konzerte und Bravourgesang aber ausgeschlossen war; anfangs im Saal zur Mehlgrube, später im landständischen Saal in der Herrngasse. Die Tendenz dieser Konzerte fand großen Anklang und so haben sie auch erfolgreich gewirkt; ihre Schwäche bestand in Mängeln der Ausführung, da sie dem Plane gemäß meist ohne Probe stattfanden. Beethoven wurde in den Konzerten eifrig gepflegt. In den 18 Konzerten der ersten Saison begegnen die vier ersten Symphonien und die Pastorale, außerdem die erste Messe und zweimal die „Meeresstille"; in den 18 der zweiten Saison (1820/21) die Symphonien in C moll, A dur und F dur und Christus am Oelberg.[3]) Beethoven hat diese Konzerte besucht, scheint aber von denselben keine hohe Meinung gehabt zu haben.[4]) Seyfried hat folgende Zeilen von ihm aufbewahrt:

---

[1]) Im Konv. B. aus dieser Zeit erzählt jemand Beethoven: „H. v. Giannatasio war heut auch mit seinen Töchtern da — — — der Schmerling, der die Giannatasio geheirathet hat, ist nun taub." Es ist aber ungewiß, was für ein Konzert hier gemeint ist, denn vorher wird die C moll-Symphonie genannt.

[2]) Vgl. über dieselben Hanslick, Gesch. des Concertwesens in Wien S. 185 fg. Der Name bedeutet geistliche Konzerte, weil sie ihren Ausgang von der Kirche nahmen.

[3]) Letztere Aufführung war am 13. April 1821, nach dem Tagebuche des Fräulein Giannatasio. — Im Unterhaltungsbuch von 1820 erzählt man einmal Beethoven von mangelhaften Aufführungen und Abkürzung Beethovenscher Symphonien, was hierher bezogen werden kann.

[4]) Joseph Hüttenbrenner schreibt: „Daß B. seit 1816 keinem Privat-Concert beiwohnte [Schindler II S. 175] ist unrichtig. B. besuchte die Concerts spirituels in den 820er Jahren, ich bediente ihn in einem derselben mit einem Programm u. Texte."

„An das berühmteste Musikcomptoir
in Europa, Steiner und Compagnie.
(Paternoster (miserere): Gässel)

Ich ersuche den Geh' Bauer um einige Billette (2), da einige von meinen Freunden sich in diese Winkelmusik begeben wollen — ihr habt vielleicht selbst dergl. Abtrittskarten, so schickt mir ein oder 2 —

Euer
Amicus
Beethoven
m. p.

Der Part gehört zu dem Chor, wozu der Bauer die Stimme hat.“ [1])

In diesem Jahre erregte eine kleine achtjährige Klavierspielerin Leopoldine Blahetka[2]) Aufsehen in Wien. Sie war Schülerin von Joseph Czerny, der auch Beethovens Neffen unterrichtete. Er studierte ihr Beethovens B dur-Konzert ein, welches sie am 3. April öffentlich spielte; „Ihr Konzert ist sehr gut gegangen“ heißt es im K. B. L. Bl. war bekanntlich später als Klavierspielerin und Komponistin tätig.[3]) —

Die Kompositionen des Jahres besprechen wir im Zusammenhang mit denen des folgenden und gehen einstweilen in der Erzählung weiter, da ohnehin an dieser Stelle ein rechter Abschnitt nicht zu machen ist; auch ist das folgende Jahr 1821 ziemlich arm an äußeren Ereignissen. Wir verließen ihn in seiner neuen Wohnung in der Landstraße; dort denken wir ihn uns, soweit es die in dieser Zeit viel angegriffene Gesundheit ihm erlaubte,[4]) mit bereits begonnenen und neuen Arbeiten beschäftigt.

Den Landaufenthalt nahm er zunächst in Unterdöbling, und vom

---

[1]) Seyfried Studien Anh. S. 36. Nach ihm Nohl Br. B. Nr. 234. Orig. jetzt im Besitze des Beethovenhauses in Bonn. Solche Wortspiele mit Namen liebte bekanntlich Beethoven. In einem Konversationsheft schreibt jemand den Namen Gebauer, Beethoven schreibt gleich eigenhändig darunter: Geh' Bauer.

[2]) Hanslick Concertw. S. 223.

[3]) J. Czerny im K. B. „Ich werde ihr die Stunde geben um 3 Uhr; jedoch gehe ich nun 2mal nach Hernals und zu Blahetka. Wenn Sie aber für Ihren Kleinen 3 Stunden wünschen, so muß ich zum 3ten Mal extra kommen.“ Er war verstimmt, daß er trotz des guten Ertrages des Konzerts der Blahetka nicht einmal ein Dankeswort für seine Mühen erhalten habe. Auch erzählt er Beethoven von seiner „zweiten Blahetka“, der gleichfalls sehr talentvollen ebenfalls 8jährigen Fanny Sallamon, die auch außer den gewöhnlichen Bravoursachen Beethovens Kompositionen spiele.

[4]) Auch ein rheumatisches Fieber wird unter seinen Krankheiten genannt, Kannes Musikzeitung 1821 10. Jan.

September ab auf Dr. Staudenheimers Anordnung in Baden,[1]) wo er sich einer Kur unterziehen sollte; da er diese nicht aushalten konnte, mußte er (wie er am 12. November an Brentano schrieb) wieder nach Wien „flüchten“, wo es ihm besser ging. „Schon seit vorigem Jahre bis jetzt war ich immer krank,“ schrieb er an Brentano. Zu seinen andern Leiden war die Gelbsucht gekommen, die ihn bis Ende August heimsuchte und wohl Veranlassung zu der ärztlichen Anordnung wurde. Dies drückte ihn sehr nieder und muß auch uns in hohem Grade ergreifen. Die Gelbsucht ist, wie jeder weiß, das Symptom einer Leber-Erkrankung, und an den Folgen einer solchen sollte er sechs Jahre später hingerafft werden. Mit inniger Teilnahme erfahren wir, daß der Keim dieser Krankheit schon jetzt sich zeigte und ihm noch so mannigfache Leiden in Aussicht stellte. Auch in einem Briefe an den Erzherzog spricht er sich über seine Krankheit aus:[2])

„Unterdöbling, d. 18. Juli 1821.

Ich hörte von Höchstdero Ankunft hier, welches, so erfreulich es mir wäre, nun ein trauriges Ereigniß für mich geworden, da es ziemlich lange werden dürfte, bis ich so glücklich sein kann, I. H. H. aufzuwarten. Schon lange sehr übel auf, entwickelte sich endlich die Gelbsucht vollständig, eine mir höchst ekelhafte Krankheit. Ich hoffe wenigstens, daß ich doch soweit hergestellt werden werde, daß ich noch I. K. H. hier vor Ihrer Abreise sehe. — Auch den vergangenen Winter hatte ich die stärksten rheumatischen Zufälle. — Vieles liegt in meiner traurigen Lage, was meine ökonomischen Umstände betrifft. Bisher hoffte ich durch alle möglichen Anstrengungen endlich darüber zu siegen. Gott, der mein Inneres kennt, und weiß, wie ich als Mensch überall meine Pflichten, die mir die Menschlichkeit, Gott und die Natur gebiethen, auf das Heiligste erfülle, wird mich wohl endlich wieder einmal diesen Trübsalen entreißen. — Die Messe wird I. K. H. noch hier überreicht werden. Die Ursache der Verzögerung derselben erlassen mir I. K. H. gnädigst. Die Details davon könnten nicht anders als wenigstens unangenehm für I. K. H. sein. — Sehr gerne hätte ich I. K. H. manchmal schon [von] hier aus geschrieben; allein I. K. H. hatten mir hier gesagt, daß ich abwarten sollte, bis Höchstdieselben mir schreiben würden. Was sollte ich nun thun? Vielleicht würde es I. K. H. unangenehm gewesen sein, wenn ich nicht Ihre Worte geachtet, und ich weiß, es gibt Menschen, welche mich gerne bei I. K. H. verleumden und dieß thut mir sehr weh. Ich glaube daher öfters nicht anders thun zu können, als mich still zu verhalten, bis I. K. H. wünschen etwas zu sehen oder zu hören von mir. — Ich hörte von einer Unpäßlichkeit I. K. H.; ich hoffe daß es von keiner Bedeutung ist. Der Himmel schütte seinen Segen in den reichsten Füllhörnern auf I. K. H. herab.

---

[1]) Wo er in der Rathhausgasse wohnte, vgl. Rollett, Beethoven in Baden. S. 7.
[2]) Köchel Nr. 56.

Ich hoffe, daß es doch nicht zu lange anstehen wird, bis ich so glücklich bin, J. K. H. sagen zu können, wie sehr ich bin

Ihro Kaiserlicher Hoheit
gehorsamster treuer Diener
Unterdöbling Nr. 11. Beethoven."

Diesem Briefe ließ er gleich am folgenden Tag, doch mit dem gleichen Datum versehen, noch ein kurzes Billet entsprechenden Inhalts folgen.[1])

In dem obigen Schreiben sind, außer den Krankheitszuständen, noch zwei Punkte bemerkenswert: die Erwähnung der ökonomischen Zustände, und die Erwähnung der Messe. Daß Beethoven damals, als er unter dem Einflusse der Krankheit nur wenig schreiben konnte, in pekuniären Schwierigkeiten war, läßt sich leicht denken und ist auch aus den vorher mitgeteilten Briefen zu erkennen; gerade jetzt in dieser traurigen Zeit mußte ihm die Huld seiner fürstlichen Gönner wertvoll sein, und so mag es nicht ohne geheime Absicht gewesen sein, daß er mit dieser Äußerung auch dem Erzherzog gegenüber nicht zurückhielt. Daß die Gehaltszahlung aus der Fürstlich Kinskyschen Verlassenschaft ihren Fortgang nahm, erfahren wir aus folgender

„Quittung

Über Sechshundert Gulden vom letzten September 1820 bis letzten März 1821 halbjährig vertagten Unterhaltungs-Beitrag, welchen ich Endesgefertigter von jener vermög K. K. Böhmisch landrechtlichen Konsens dt° Prag den 18 Jänner 1815 No. Exhib. 293 mir zuerkannten jährl. Gebühr v. 1200 fl. aus der Rudolph fürstlich Kinskischen prager pupillar Hauptkassa heute baar u. richtig empfangen zu haben annit quittiren.

Wien am 1ten April
1821
„Lebt an der Landé. Ludwig van
. . . pfarei Beethoven."[2])
5. April 1821"

Die Erwähnung der Messe könnte vermuten lassen, daß sie nahezu fertig war; das war aber leider nicht der Fall, er hat in diesem und dem folgenden Jahr noch anhaltend daran gearbeitet. Das langsame Vorrücken wird teils durch seine Krankheitszustände, teils wohl auch dadurch erklärt, daß er gleichzeitig andere Arbeiten in Angriff genommen hatte. Darüber erhalten wir Nachricht aus einem Briefe an Brentano in Frankfurt:[3])

---

[1]) Köchel Nr. 57. Nohl N. Br. S. 195.

[2]) Vgl. Bd. III S. 328. Die Quittung nach der Abschrift bei Thayer.

[3]) Dieser Brief, früher im Brentanoschen Nachlaß, befindet sich jetzt in den Sammlungen des Vereins „Beethovenhaus" in Bonn.

(Adr.) „Seine Wohlgeboren
Hr. Senator
Franz Brentano
in
Frankfurt
(am Main)“

„Wien
am 12ten Novemb.
1821.

Verehrter Freund!

Halten Sie mich ja nicht für einen schuften, oder ein leichtsinniges genie — Schon seit vorigem Jahr bis jetzt war ich immer krank, den Sommer über ebenfalls ward ich mit der Gelbsucht befallen, dies dauerte bis Ende aug. . Staudenheimers Verordnung zufolge mußte ich noch im September noch Baden, da es in der dortigen Gegend bald kalt wurde, ward ich von einem so heftigen Durchfalle überfallen, daß ich die Kur nicht aushalten konnte und wieder hieher flüchten mußte, nun geht es gottlob besser u. endlich scheint mich Gesundheit wieder neu beleben zu wollen, um wieder neu auch für meine Kunst zu leben, welches eigentlich seit 2 Jahren nicht der Fall sowohl aus Mangel an Gesundheit wie auch so vieler andere menschlicher leiden wegen — Die Meße hätte wohl noch früher können abgeschickt werden, aber Sie muß genau übersehen werden, denn draußen werden die Verleger mit meinem Manuscripte nicht wohl fertig ‘wie ich aus Erfahrung weiß,’[1]) u. eine solche abschrift zum stechen muß Note für Note durchgesehen werden, hierzu konnte ich meiner kränklichen Umstände wegen nicht kommen, um so mehr, da ich bey alle dem in Ansehung meiner Subsistenz mehrere Brodarbeiten (leider muß ich sie so nennen) vollbringen mußte — ich glaube wohl doch noch einmal den Versuch machen zu können, ob Simrock nicht die louisdors in einem höheren Werthe anrechnen mögte, da dann doch auch von anderen Seiten mehrere Nachfragen um die Meße da sind, worüber ich ihnen nun bald schreiben werde, übrigens zweifeln sie nicht an meiner Rechtschaffenheit, ich denke öfter an nichts als daß ihr gütiger Vorschuß auf das baldigste getilgt werde —

mit wahrer Dankbarkeit
u. Hochachtung
ihr Freund u. Diener
Beethoven.“

Demnach hatte Brentano ihm Geld geschickt, will man sich an den Wortlaut halten, schon als Vorschuß für die Messe. Offenbar war dem Briefe Beethovens ein Brief Brentanos vorhergegangen, in welchem auf die oben mitgeteilte Anfrage Simrocks Bezug genommen wurde; das geht

[1]) Das in ‘ ’ Eingeschlossene ist unten auf dem Rande beigefügt.

aus der Erwähnung des Wertes der Louisdors deutlich hervor. Obigem Briefe ließ er nicht lange nachher einen weiteren folgen; es scheint, daß er inzwischen auch an Simrock geschrieben hatte.

„Wien am 20ten Decemb.
1821

Edler Mann!

Ich erwarte noch einen Brief, was die Meße[1]) betrifft, den ich ihnen zur Einsicht in die ganze Angelegenheit sogleich mittheilen werde, auf jeden Fall wird das Honorar an Sie selbst angewiesen werden, wo Sie alsdann selbst mich gütigst sogleich von meiner Schuld an Sie entledigen können, mein Dank wird unbegrenzt immer gegen Sie seyn, ich war vorlaut ohne anzufragen, indem ich Ihrer Tochter Maxe ein Werk von mir widmete,[2]) mögten Sie dieses als ein Zeichen meiner immerwährenden Ergebenheit für Sie u. ihre ganze Familie aufnehmen — geben Sie dieser Dedikation keine üble Deutung auf irgend ein Interesse oder gar auf eine Belohnung — dies würde mich sehr kränken, Es gibt ja wohl noch edlere Beweggründe, denen man d. g. zuschreiben kann, wenn man schon durchaus Ursachen finden wollte — das neue Jahr ist im Eintreten begriffen, möge es ihnen alle ihre Wünsche erfüllen u. ihre Freude tägl. als Haußvater an ihren Kindern vermehren, ich umarme Sie von Herzen u. bitte mich noch ihrer ausgezeichneten einzig herrlichen Toni zu empfelen. —

Eurer wohlgeboren
Hochachtungsvoll
verharrender
Beethoven."

„Es sind mir schon von hier u. auswärts 200 #: in Gold für die Messe gebothen, ich glaube aber 100 fl. w. w. darüber noch vieleicht zu erhalten, hierüber erwarte ich von auswärts nur noch ein schreiben welches ich ihnen sogleich mittheilen werde, man könnte alsdann die sache Simrock vorstellen, der doch nicht verlangen wird, daß ich so viel verliere, bis dahin gedulden sie sich gefälligst u. glauben sie ja nicht, daß sie gegen einen unwürdigen großmüthig sich gezeigt haben"

[Adresse] „An Sein Wohlgeboren
H. Franz Brentano
Senator

Frankfurt
(am Main)"

Simrock wurde durch Brentano von der Lage der Sache in Kenntnis gesetzt; die Briefe aber, welche dieses klar stellen, gehören ins folgende

[1]) Mutmaßlich einen Brief von Simrock, was die folgende Bemerkung über das Honorar nahe legt.

[2]) Sonate Op. 109. Davon wird sogleich die Rede sein. Die Dedikation war von einem Briefe vom 6. Dezember begleitet s. u.

Jahr, und wir sind daher dem Plane unserer Arbeit entsprechend genötigt, die Angelegenheit hier zu unterbrechen, um sie im folgenden Kapitel im Zusammenhang weiter zu verfolgen. —

Bevor wir zu den größeren Kompositionen dieser beiden Jahre übergehen, sind noch ein paar Einzelheiten teils biographischer, teils musikalischer Art zu erwähnen.

In eines dieser Jahre, und zwar in eines, in welchem Beethoven einen Teil der Herbstzeit in Baden verlebte, fällt jene Arretierungsgeschichte, welche Thayer in seinem kritischen Beitrage[1]) erwähnt hat. Wir erzählen sie hier, und bemerken gleich, daß sie auch ins folgende Jahr gehören kann; bestimmt kann das Jahr nicht angegeben werden. Thayer besuchte 1860 den Professor Höfel[2]) in Salzburg, welcher ihm folgendes erzählte. Im Jahre 1820 war er als Professor der Malerei in Wiener-Neustadt angestellt worden. Ein oder zwei Jahre später saß er mit Eisner und anderen seiner Kollegen und dem Polizeikommissar im Garten des Wirtshauses „zum Schleifer", kurz vor der Stadt. Es war im Herbst und bereits dunkel, als ein Polizeidiener kam und dem Kommissar folgendes meldete: „Herr Kommissar, wir haben jemand arretiert, welcher uns keine Ruhe gibt und immer schreit, daß er der Beethoven sei. Er ist aber ein Lump, hat keinen Hut, alten Rock usw., keinen Ausweis, wer er ist, usw." Der Kommissar befahl, daß der Mann bis zum Morgen in Arrest behalten werden solle. „Dann werden wir verhören, wer er sei" usw. Am nächsten Abend war die Gesellschaft sehr neugierig zu hören, wie die Sache verlaufen sei; der Kommissar erzählte, daß er ungefähr um 11 Uhr von einem Polizeidiener geweckt und ihm gemeldet worden sei, daß der Gefangene ihm keine Ruhe lasse und verlange, daß Herzog, der Musikdirektor von Wiener-Neustadt, gerufen werde, um ihn zu identifizieren. Der Kommissar stand auf, kleidete sich an, ging zu Herzog und ließ ihn wecken, und kam um Mitternacht mit ihm zum Wachthause. Sobald Herzog den Mann erblickte, rief er aus: „Das ist der Beethoven", nahm ihn mit sich nach Hause und gab ihm sein bestes Zimmer. Andern Tags kam der Bürgermeister und bat um Entschuldigung. Wie sich herausstellte, war Beethoven früh am Morgen, nachdem er rasch einen alten Rock angezogen hatte, ohne Hut ausgegangen, um einen kleinen

[1]) Thayer ein krit. Beitr. S. 15. Dort sagt er 1822 oder 1823. Nach Thayers Mitteilung in seinen Aufzeichnungen erzählte Höfel, daß sich die Sache 1 oder 2 Jahre nach Erlangung seiner Stellung in W.-Neustadt (1820) zugetragen habe. Also 1821 oder 1822.

[2]) Das war derselbe, der für Artaria das Bild Beethovens von Letronne gestochen hatte.

Spaziergang zu machen. Er gelangte auf den Leinpfad beim Kanal, ging in Gedanken vertieft immer weiter, verlor die Richtung, hatte nichts zu essen bei sich und fand sich schließlich beim Kanalbassin am Ungerthore von Wiener Neustadt. Hier sah man ihn, da er nicht wußte, wo er war, in die Fenster der Häuser hineinsehen, und da er wie ein Bettler aussah, riefen die Leute einen Polizeidiener, der ihn verhaftete. Bei seiner Verhaftung sagte er: „ich bin Beethoven," erhielt aber zur Antwort: „Warum nicht gar? Ein Lump sind Sie, so sieht der Beethoven nicht aus!" Herzog versah ihn mit ordentlichen Kleidern, und der Bürgermeister ließ ihn im Magistrats-Staatswagen nach seinem Wohnort Baden zurückfahren.

Auf diese einfache Geschichte hat man später eine abenteuerliche Erfindung gebaut, welche in Wien erzählt wurde: Beethoven sei in diese Verlegenheit dadurch gekommen, daß er den Truppen aus Wien folgte, um einem Scheingefecht bei Wiener Neustadt beizuwohnen und dadurch Stoff zu seiner Schlachtsymphonie zu sammeln. Damit geht freilich obige ganze Erzählung zu grunde. Die Zeitbestimmung widerlegt jenes Märchen vollständig.

In Baden sah ihn Helm, wie er Thayer erzählte, als Knabe immer am frühen Morgen als den ersten im Bade für sich brummend, bis jemand kam; auf freundliche Grüße antwortete er brummend, nicht unfreundlich. Helm verlegt dies in 1818—19; es wird aber, wie Thayer annahm, 1821 gewesen sein.

Hierher gehört auch der musikalische Scherz, den er bald nach seiner Ankunft in Baden an Haslinger richtete, und der uns zeigt, wie ihn sein Humor doch nicht ganz verlassen hatte.

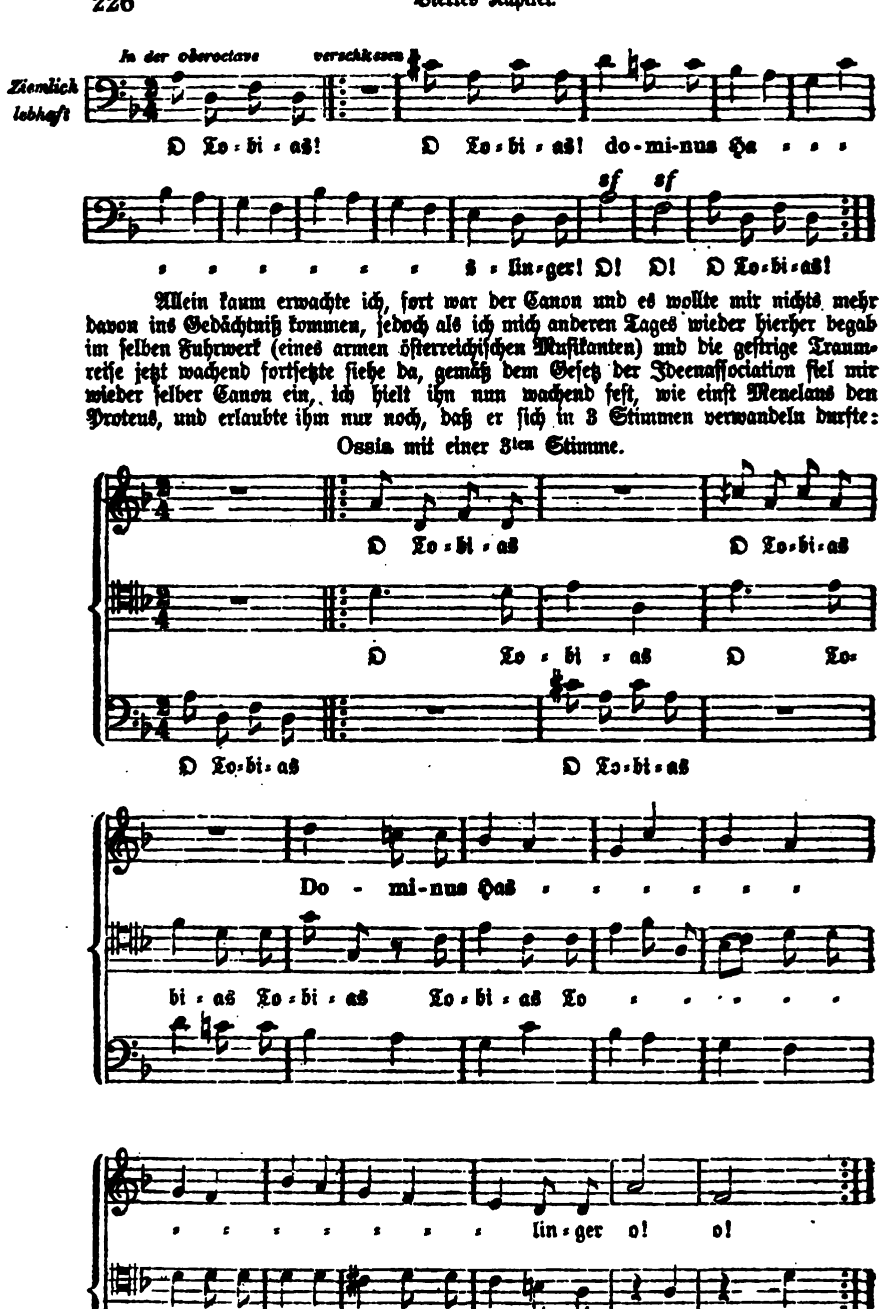
H. T. v. Haslinger.[1])

Baden, den 10ten September
1821

Sehr Bester!

Als ich gestern auf dem Wege nach Wien mich im Wagen befand, überfiel mich der Schlaf um so mehr als ich beinahe nie (des Frühaufstehens wegen hier) recht geschlafen hatte. Während ich nun schlummere so träumte mir ich reiste sehr weit nicht weniger nach Sirien nicht weniger nach Indien wieder zurück nicht weniger nach Arabien, endlich kam ich gar nach Jerusalem die Heilge Stadt erregte den Gedanken an die Heilgen Bücher kein Wunder, wenn mir nun auch der Mann Tobias einfiel, und wie natürlich mußte mir also auch unser Tobiasserl und das pertobiasser dabei in den Sinn kommen, nun fiel mir während meiner Traumreise folgender Canon ein:

[1]) Der Brief war in Haslingers Besitz und folgt hier nach der Abschrift Thayers nach Nottebohm, welcher ihn bereits in der Allg. Mus. Ztg. 1863 S. 727 fg. veröffentlicht hatte. Nach ihm Nohl Br. B. Nr. 238.



Allein kaum erwachte ich, fort war der Canon und es wollte mir nichts mehr davon ins Gedächtniß kommen, jedoch als ich mich anderen Tages wieder hierher begab im selben Fuhrwerk (eines armen österreichischen Musikanten) und die gestrige Traumreise jetzt wachend fortsetzte siehe da, gemäß dem Gesetz der Ideenassociation fiel mir wieder selber Canon ein, ich hielt ihn nun wachend fest, wie einst Menelaus den Proteus, und erlaubte ihm nur noch, daß er sich in 3 Stimmen verwandeln durfte:

Ossia mit einer 3ten Stimme.

Lebt wohl nächstens werde ich auch auf Steiner was einschicken, um zu zeigen, daß er kein Steinernes Herz hat lebt wohl sehr bester wir wünschen allzeit, daß Ihr dem Namen Verleger nie entsprecht, und nie in Verlegenheit seid, sondern Verleger, welche nie verlegen sind weder im Einnehmen noch ausgeben — singt alle Tage die Episteln des Heil. Paulus, geht alle Sonntage zum pater Werner, welcher euch das Büchlein anzeigt, wodurch ihr von Stund an in Himmel kommt, ihr seht meine Besorgniß für euer Seelenheil, und ich verbleibe allzeit mit größtem Vergnügen von Ewigkeit zu Ewigkeit

Euer treuster Schuldner
Beethoven."

Man wird in diesem Brief des Kranken ebenso die humor- und geistvolle Gemütsverfassung, wie das Geschick bewundern, mit welchem er dem Kanon eine selbständige melodische Stimme zusetzt. Wer diesen Brief und diesen Kanon schrieb, hatte doch gewiß die innere Freiheit und Schaffenslust wiedergewonnen. —

Wir gehen jetzt zu den in diesen beiden Jahren entstandenen und fertig gewordenen Arbeiten Beethovens über. An Brentano hatte er geschrieben, er habe neben der Messe auch noch einige Brotarbeiten fördern müssen. Damit wollte er wohl nicht nur auf kleinere Stücke, wie die Bagatellen, hinweisen, auch nicht ausschließlich auf die Bearbeitung von Volksmelodien, wenngleich ihn dieselben noch immer in Anspruch nahmen, sondern auf größere Arbeiten, die ihn nötigten, die Hauptarbeit aller dieser Jahre, die Messe, zeitweise zurückzustellen. Diese Arbeiten waren die drei letzten Klaviersonaten Op. 109, 110 und 111.[1])

Schindler erwähnt im Eingang seines zweiten Bandes die Urteile der Menschen, welche sich wunderten, daß im Laufe der letzten Jahre so wenig Bedeutenderes von Beethoven hervorgetreten war. „Beethoven hat sich ausgeschrieben," hieß es, „er vermag nichts mehr," und die Allgemeine Mus. Zeitung meinte sogar: „Beethoven beschäftigt sich, wie einst Vater Haydn, mit Motiven schottischer Lieder, für größere Arbeiten scheint er gänzlich abgestumpft zu sein." Schindler teilt mit, Beethoven habe sich an solchen Äußerungen ergötzt und wohl gesagt: „wartet nur, ihr sollet bald eines andern belehrt werden." Und daran schließt er folgende Worte: „Im Spätherbst [1820] von seinem Sommeraufenthalt in Mödling zurückgekehrt, wo er in gewohnter Weise bienenartig Ideen eingesammelt hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb die drei Sonaten, Op. 109, 110 und 111 „in einem Zuge" nieder, wie er sich in einem Briefe an den Grafen Brunswick ausgedrückt, um diesen Freund über seinen Geisteszustand

[1]) Br. u. H. Gesamtausgabe Serie 16 Nr. 153—155.

zu beruhigen.“ Das „in einem Zuge“ war auch Schindler zweifelhaft, und in der Tat liegt ein etwas längerer Zwischenraum zwischen der ersten dieser Sonaten und den beiden letzten.[1])

Die Sonate Op. 109 gehört dem Jahre 1820 an. Schon in den Konversationen aus dem April 1820 steht von Beethovens Hand das Thema des ersten Satzes; sie wurde skizziert, ehe er das Benedictus der Messe in Angriff nahm, und während der Arbeit an diesem, dem Credo, dem Agnus Dei und den Bagatellen für Starke;[2]) das weist alles auf dasselbe Jahr. In demselben Jahre erhielt Erzherzog Rudolf das Manuskript für seine Sammlung (nicht früher), wie das Verzeichnis derselben ergibt.[3]) Sie erschien im Nov. 1821 bei Schlesinger in Berlin und wurde am 19. Dez. 1821 von Steiner in der Wiener Zeitung unter den „Neuen ausländischen Musikalien“ aufgeführt. Dann erschien sie 1822 bei Cappi. Die Korrektur machte viel zu schaffen, wie aus zwei Briefen an Diabelli hervorgeht:

„Döbling am 7-ten juni 1821.[4])

Euer Wohlgeborn!

Leider erhielt ich erst Vor einigen Tägen indem ich noch von Wien entfernt war, ihre Zuschickung, ich glaubte nun nach den gütigen Bemühungen des H. Lauska[5]) bald und geschwinde Mit der Correktur fertig zu werden, Es scheint, so Viel ich in der Eile erblicken konnte, die Abschrift der Sonat[6]) beinahe ganz Korrekt zu seyn, allein nach dieser hätte die erste und 2te Correktur in Berlin sollen gemacht werden, und mir alsdann erst Zugeschickt werden sollen, daher sind nun freylich sehr Viele und wichtige Fehler Zu verbessern, und wahrscheinlich werde ich sie mit Nummern anzeichn müssen, damit alles richtig dort erkannt werde — Heute 8 Täge kann die Korrektur auf den postwagen gegeben werden, wie es aber ganz gewiß auch ge-

[1]) Das bezeugt auch Schindler in einem Zusatz zu Czernys Bemerkungen bei O. Jahn: „Ich ging bei Beeth. aus und ein als er Op. 110 u. 111 geschrieben, das war 1820 u. 1821. Von Op. 109 habe ich nichts gehört und gesehn, als die fertige Composition.“

[2]) Vgl. über alles Nottebohm II. Beethov. S. 460 fg.

[3]) Nottebohm handschr. Zusatz zu Thayers Verz. Nr. 227.

[4]) Diesen Brief teilte Frimmel in der Zeitschrift „an der schönen blauen Donau“, die mir nicht zur Verfügung steht, mit; ich entnahm ihn dem Ausschnitte in Thayers Nachlaß. Es ist wohl derselbe, den Kalischer S. 61 erwähnt, der 1888 als das Jahr der Veröffentlichung angibt.

[5]) Franz Ser. Lauska, namhafter Klavierspieler und Komponist, geb. 1764 in Brünn, lebte in Berlin, wo er 1825 starb. 1804 war er Schüler Albrechtsbergers in Wien, wo er vermutlich mit Beethoven bekannt wurde. (Nach Frimmel und Gerber.)

[6]) Daß hier die Sonate Op. 109 gemeint war, geht daraus hervor, daß die beiden Op. 110 u. 111, wie gleich erhellen wird, noch nicht fertig waren.

schehen wird — die andre . . . sonate[1]) erhalten sie bald, Meine Gesundheit ist noch immer wankend und dies dürfte wohl so bleiben, bis ich in das mir Vom arzte verordnete Bad gehen kann — die Namen der Autoren Von den Liedern[2]) sollen mit der Correktur abgeschickt werden — für heute glaube ich das nöthigste erwähnt zu haben, gar Zu überhäuft beschäftigt emphele mich ihnen bestens und zeichne mich

mit Achtung ihr ergebenster

Beethoven."

Der Brief hat nach Frimmel drei Nachschriften, aus denen man erkennt, „wie sehr dem Künstler an sauberer Wiedergabe seiner Werke gelegen war":

„psc.: ich weiß H. Lauska wird es mir nicht abschlagen, wenn ich ihn bitte, doch auch die Lieder Correctur gütigst mit Zu besorgen, es ist mir ungemein leid, daß ihnen durch mein Manuscript aufenthalt gemacht worden ist obschon ich hier schon auch Manus(cripte) habe stechen lassen ich werde nun künftig alles abschreiben lassen und genau durchsehen!"

„ps. Sie machen nur wie gewöhnl gütigst die Adresse an mich „an Ludwig Van Beethoven in Wien" wo ich sodann auf meinem Landaufenthalt alles richtig erhalte —

ps.: Ich bitte ja nicht eher die Sonate herauszugeben bis die Correctur angebracht ist da wirklich Zu viel Fehler drin sind —"[3])

Die Korrektur fuhr fort ihn zu beschäftigen; einen Monat später ließ er noch einen Brief folgen:[4])

„Euer Wohlgebohren!

Erhalten Sie die Korrektur, eine schwierigere und mühseligere ist mir nie vorgekommen — der Hauptfehler ist daß die erste Korrectur nicht in Berlin gemacht wurde, wodurch die Menge der Fehler hier und da kaum im gestochenen Exemplar anzubringen, für jetzt ist zu trachten, daß die Abschrift (da wie es scheint mein Original nicht lesbar genug) ganz korrect ist, und sich in allem nach ihr zu richten ist — im gestochenen Exemplar sind die Fehler theils mit rother Dinte angezeigt, die Täcte aber mit grauem Bleistift angezeigt. — Die Verbesserungen in der Abschrift sind mit rother Dinte angezeigt — das Verzeichniß der Fehler ebenfalls mit rother Dinte. Es ist

[1]) Wohl sicher Op. 110.

[2]) Dies bezieht sich auf die Sammlung der Schottischen Lieder Op. 108, welche Ende 1821 ebenfalls bei Schlesinger erschienen. Auf dem Manuskript eines Teiles derselben (fr. bei Artaria) steht von Beethovens Hand (1815): „Namen der Dichter und Titel muß nachgeschickt werden an Schlesinger."

[3]) Die Adresse hatte Beethoven nur begonnen, ein anderer hat sie vollendet. Bei Schlesinger erhielt dann der Brief die Aufschrift: „Wien d. 7. Juni 21, L. v. Beethoven, beantw. d. 7. July 21."

[4]) Mitgeteilt nach Nohl (N. Ztschr. 1870 S. 375) von Frimmel N. B. S. 123. Den Brief besaß Buchhändler Leibrock in Braunschweig.

wohl möglich, daß mehrere Fehler im gestochenen E. angedeutet, aber im Verzeichniß der Fehler sich nicht finden, alsdann ist sich nur in der jetzt best-corrigirten Abschrift, welche mein Manuscript entbehrlich macht, Rath zu erhohlen, übrigens muß immer ein Sachverständiger hierbei mitwalten, da wohl noch 2 bis 3 Correcturen nöthig sind, bis das gestochene Exempl. dem abgeschriebenen ganz ähnlich sein wird — ich glaube mit größter unendlichster Mühe diese Correctur erschöpft zu haben, Hrn Lanska dem ich mich empfehle, bitte sorgsam nachzusehen. —

in Eil Euer Wohlgebohren

Döbling, am 6ten Juli 1821. ergebenster Beethoven."

Die Sonate widmete Beethoven der Tochter Brentanos Maximiliane, derselben, für welche er 8 Jahre früher das kleine Trio in B in einem Satze geschrieben hatte, und begleitete die Widmung mit folgendem Briefe.[1])

„An Maximiliana v. Brentano —

Eine Dedication!!! — nun Es ist keine, wie d. g. in Menge gemißbraucht werden — Es ist der Geist, der edle u. bessere Menschen auf diesem Erdenrund zusammenhält, u. den keine Zeit zerstören kann, dieser ist es, der jetzt zu ihnen spricht, und der Sie mir auch in ihren Kinderjahren gegenwärtig zeigt, eben so ihre geliebte Eltern, ihre So vortreffliche geistvolle Mutter, ihren So von wahrhaft guten u. edlen Eigenschaften beseelten Vater, stets dann wohl seiner Kinder eingedenk, u. so bin ich in dem Augenblick auf der Landstraße — u. sehe sie vor mir, u. indem ich an die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Eltern denke, läßt es mich gar nicht zweifeln, daß Sie nicht zu Edler Nachahmung sollten begeistert worden seyn, u. täglich werden — nie kann das Andenken einer edlen Familie in mir erlöschen, mögen Sie meiner manchmal in Güte gedenken —

Leben sie herzlich wohl, der Himmel segne für immer ihr und ihrer aller Daseyn —

Wien am 6ten Decemb. 1821

Herzlich u. allezeit ihr Freund Beethoven."

---

[1]) Abgedruckt in dem Katalog der Beethoven-Ausstellung von 1890 S. 67, danach bei Kalischer S. 175. An der erstgenannten Stelle findet sich noch folgendes Brieffragment an Schlesinger vom 7. März 1821:

. . . „was aber die sonate anbelangt, die sie nun schon längst haben müssen, So ersuche sie folgenden Titel nebst Dedication beyzusetzen, nemlich

Sonate für das
Hammerklavier
verfaßt u.
dem Fräulein Maximiliana Brentano
gewidmet von Ludwig van Beethoven
109tes Werk.

wollen sie die Jahrzal noch beyfügen, wie ich es oft erwünscht, aber nie ein Verleger hat thun wollen? — . . ."
Das Autograph der Sonate verblieb Schlesinger.

Bei den beiden folgenden Sonaten ist die Zeitbestimmung dadurch einfacher, daß Beethovens eigene Datierung vorliegt, welche, wie wir wohl mit Recht annehmen, den Zeitpunkt der Fertigstellung bezeichnet. Die As dur-Sonate Op. 110 trägt von Beethovens Hand das Datum: „am 28ten Decemb. 1821.“[1]) Skizzen zu derselben folgen auf solche des Agnus Dei der Messe, welche zunächst 1820 in ihren Anfängen begegnen und dann fortgesetzt werden.[2]) Es ist anzunehmen, daß die Sonate 1821 komponiert und fertig geworden ist, wenn auch kleine Änderungen vor der Herausgabe nicht ausgeschlossen waren (Nott. S. 471). Sie erschien bei Schlesinger in Berlin und Paris und wurde von Steiner in der Wiener Zeitung unter der Rubrik „Ausländische Musik“ angezeigt (23. August 1822). Dann zeigt sie Joh. Cappi am 3. September als „zu haben“ an, und wieder Cappi und Diabelli am 23. September ihre Ausgabe als „Correcte Ausgabe“ und nochmals Cappi (am 27. Sept.) als „Correcte und wohlfeile Ausgabe“. Eine Widmung hat die Sonate nicht, obwohl Beethoven eine solche beabsichtigt hatte. Kalischer (S. 62) gab an, daß sie nach einem Originalzettel Beethovens für Frau v. Brentano bestimmt war. Sicherlich meint er einen auf der Berliner Bibliothek befindlichen Zettel an Schindler aus 1822, auf welchem folgendes steht: „Die Dedikation der zwei Sonaten in As und C moll ist für Frau Brentano gebohrne Edle von Birkenstock. Ries — nichts.“ In einem kleinen Briefe an Moritz Schlesinger in Paris (s. u. 1823) steht bezüglich der C moll-Sonate von Beethovens Hand dasselbe. Die Widmung der C moll-Sonate hat dann Beethoven nachträglich dem Verleger überlassen.

Gleichzeitig mit dieser Sonate tauchen die Gedanken zu der Sonate in C moll Op. 111 auf, deren Entwürfe sich im zweiten und ausgedehnter im dritten der von Nottebohm (S. 460 fg.) beschriebenen Skizzenhefte aus den Jahren 1819—1822 neben den Skizzen zur Messe, speziell zum Agnus Dei, finden. Das vollständige Originalmanuskript trägt die Aufschrift: „Ludwig Ludwig am 13ten jenner 1822.“ Dennoch dauerte die Fertigstellung bis ins folgende Jahr, wenn auch die Hauptarbeit 1821 geleistet war. Die Sonate erschien wieder bei Schlesinger im April 1823, nachdem sie Beethoven vorher auch dem Musikverleger Peters in Leipzig angeboten

---

[1]) Das Autograph besaß früher Artaria, dann Dr. Prieger in Bonn, jetzt, wie wir glauben, die Königl. Bibliothek in Berlin. Eine revidierte Abschrift, früher in J. Brahms Besitz, trug wieder die Aufschrift: „Sonate für das Hammerklavier von Ludwig van Beethoven“; er persönlich wollte also diese Bezeichnung beibehalten.

[2]) Nottebohm II. Beethov. S. 465. 471.

hatte.[1]) Am 18. Juni 1823 wurde sie in der Wiener Zeitung als angekommen angezeigt. Cappi in Wien druckt sie nochmals, wobei Beethoven sich ernstlich der Korrektur annahm. „Die Sonate in C moll," schreibt er am 1. Juni 1823 an den Erzherzog,[2]) „ward in Paris gestochen sehr fehlerhaft, und da sie hier nachgestochen wurde, so sorgte ich so viel wie möglich für Correctheit." An Diabelli schreibt er:[3]) „Sobald die Correctur von der Sonate vollendet, senden sie mir selbe sammt Französischem E. wieder zu." Und an Schindler:[4]) „Erkundigen Sie sich bei dem Erzflegel Diabelli, wenn das französische Exemplar der Sonate in C moll abgedruckt, damit ich es zur Correktur erhalte; zugleich habe ich mir 4 Exemplare ausbedungen davon, wovon eins auf schönem Papier für den Cardinal — —" Mit der Abschrift der von Beethoven ausgezogenen Druckfehler war Schindler beauftragt, nach dessen Mitteilung[5]) schon die Pariser Ausgabe die Reise nach Wien wegen der vielen Fehler zweimal machen mußte; eine dritte Rücksendung verweigerte die Verlagshandlung. Die Sonate wurde wiederum dem Erzherzog Rudolph gewidmet, Beethoven überließ Schlesinger die Widmung in folgender Zuschrift vom 1. März 1822:

„Euer Wohlgeboren!

Sie werden nun wohl die Schottisch. Lieder längst haben, welche hier bei Diabelli abgegeben worden — was den letzten Satz der 3ten Sonate anbelangt, so folgt hierbei der Schein. Ich hoffe Sie werden Selb. schon haben, ich bitte noch einmal selben sogleich zu bezeichnen und die zuerst erhaltene Abschrift sogleich zu vernichten. Was die zweite Sonate in as betrifft, so habe ich die Zueignung an Jemand bestimmt, welche ich Ihnen beim nächsten zusenden werde — die 3te steht ihnen frei, jemandem, wem sie wollen, zu widmen." — — —[6])

Beethoven ist aber doch in irgendeiner Weise an dem Entschlusse Schlesingers beteiligt gewesen, denn in dem erwähnten Briefe an den Erz-

---

[1]) In einem später zu erwähnenden Briefe vom 5. Juni 1822.

[2]) Köchel Nr. 60.

[3]) In dem Briefe bei Frimmel Neue Beethov. S. 127. Der Brief kann erst nach dem April 1823 geschrieben sein, nicht wie Fr. glaubte schon im Oktober 1822.

[4]) In dem in Berlin befindlichen Briefe, welchen Kalischer (S. 131) mitteilt. Bei Nohl (Br. B. Nr. 255) steht er unvollständig, auch die demselben nebenstehend entnommene, auf unsern Gegenstand bezügliche Bemerkung. Der Brief dürfte ins Jahr 1823 fallen, in welchem der Nachdruck Cappis erfolgte. Übrigens ging die Ausgabe von Cappi und Diabelli später ein, da Diabelli sein Verlagsrecht reklamierte.

[5]) Schindler B. II S. 3.

[6]) Der weitere Inhalt des Briefes bezieht sich auf die Messe und kommt daher später Kap. 5 zur Erwähnung. Den Brief habe ich abschriftlich in Thayers Materialien nach O. Jahn. Gedruckt ist er jetzt bei Kalischer S. 59.

herzog vom 1. Juni 1823 schreibt er: „Da E. K. H. schienen Vergnügen zu finden an der Sonate in C moll, so glaubte ich mir nicht zu viel heraus zu nehmen, wenn ich Sie mit der Dedication an Höchstdieselben überraschte.“ Daraus darf man doch wenigstens so viel entnehmen, daß Schlesinger bei Beethoven vorher noch einmal anfragte.

Diese drei Sonaten[1]) sind also die einzigen größeren Arbeiten, welche in den beiden Jahren 1820 und 1821 fertig geworden sind; sie sind neben der Messe, die ihn unausgesetzt beschäftigte, gleichsam Nebenarbeiten („Brotarbeiten“), stehen aber doch ganz unter dem Einflusse der Umstände, unter denen sein Leben weiterging. Beethoven atmete nach dem günstigen Ausgange des Prozesses wieder freier auf, er war gleichsam dem Leben wiedergegeben. Aber weitere Unruhen standen bevor, seine gesteigerten Pflichten forderten gesteigerte Opfer. Dazu fühlte er schwer seine Pflichten gegen den Erzherzog, für den jetzt vor allem die Messe fertig zu stellen war. Die verschiedenartigen Gemütslagen, in denen er sich befand, spiegelten sich in den Sonaten wieder. Vor allem kennzeichnen sie sich als Erzeugnis einer wieder erhöhten Schaffensfreude; der Born melodischer Erfindung strömt wieder reichlich und ungehindert. Auch auf die Äußerung, sie seien in einem Zuge niedergeschrieben, an dem schon Schindler Anstoß nahm, wird nicht zu viel Gewicht zu legen sein, die Sonaten sind ebenso sorgsam skizziert wie andere Werke, und die Gestaltung und formelle Ausarbeitung bis ins harmonische und technische (auch klaviertechnische) Detail zeigt die gleiche Sorgsamkeit und souveräne Sicherheit. Trotzdem sind sie, wie schon angedeutet, nicht die Hauptarbeit jener Jahre; das blieb die Messe. Die ganze Fülle seines Könnens hat er hier nicht ausgegeben; durchweg erscheinen sie leichter geformt und rascher gearbeitet, wie z. B. noch die B dur-Sonate, wenn auch seine Seele sich überall voll und rein ausspricht. Reinecke wies darauf hin (Beethovens Klaviersonaten S. 89), daß es den Sonaten an eigentlichen ausgeführten Adagiosätzen fehle; wir wollen aber nicht vergessen, daß dies auch in andern Werken Beethovens der Fall ist, und daß derselbe sich in späterer Zeit überhaupt nicht mehr an die überlieferte Regel band. Die Vorliebe für polyphone Gestaltung und die für die Variation zeigt sich auch in diesen Arbeiten.

Die erste der Sonaten (E dur Op. 109) hat keinen ausgeführten ersten Satz; an die Stelle desselben tritt ein phantasieartiges Gebilde, in welchem ein schnellerer Satz mit einem langsameren wechselt. Mit einem

---

[1]) Die drei Sonaten behandelt eingehend Nagel: Beethoven und seine Klaviersonaten Bd. II S. 310 fg.

kurzen Motiv beginnt ein anmutiges Spiel, in welchem auch der melodische Faden leicht verfolgt werden kann,[1] mit dem Ausdrucke eines wohligen Genügens. Gerade wo es auf der Dominanten-Tonart abschließen will, tritt ein scharf dissonierender Akkord ein und es beginnt (Adagio espressivo) ein Zwischensatz mit bewegten, weit sich ergehenden Figuren, der sich aber doch milde und freundlich löst und das H dur gewinnt. Ich kann hier nicht, wie andere, ein Aufwallen jähen Schmerzes finden, es klingt eher wie eine ernste Mahnung und Erwägung, der Meister will sich des heiteren Glückes nicht zu früh bemächtigen; es sind noch nicht alle Kämpfe überwunden. In H dur setzt das Anfangsthema, zuerst in umgekehrter Stimmbehandlung, wieder ein, entwickelt sich ausgedehnter, ernster, tiefer bewegt, um in kräftigem Aufschwunge das E des Anfangs wieder zu gewinnen.[2] Derselbe Trugschluß, dieselbe Wiederholung des Adagios, die entsprechende Rückführung zum Thema, das Schlußstück ernst und gewichtig ausgeführt, der Abschluß gesammelt und ruhig. Der ernste Mann sieht innerlich befriedigt dem Spiele zu. Die hier zurückgehaltene Leidenschaft kommt in dem folgenden Prestissimo zum Ausdruck; zürnend, ungestüm rollt es hin, in den kurz rhythmisierten, immer wechselnden Themen, ein meisterlich geformtes Bild einer schwer zu beschwichtigenden Unruhe. Es vertritt die sonstige Stelle eines Scherzo und folgt zunächst auch der Form eines solchen, bringt immer neue Gedanken, welche zur Tonart der Dominante leiten, kurz ausruhen, die erwartete Ruhe aber nicht finden und ganz unerwartet das heftige Anfangsthema wieder auftreten und sich entwickeln lassen, so daß sich das Stück zu einem kleinen Sonatensatze in knappster Gestaltung entwickelt. Den Höhepunkt der ganzen Sonate bilden die Variationen in E dur, deren unvergleichlich schönes Thema, „gesangvoll und mit innigster Empfindung" vorzutragen, eine wunderbare Friedlichkeit atmet; einen Frieden, der nach schweren Kämpfen errungen ist.[3] Dieser

[1] Das deutet Beethoven in der Ausarbeitung durch die Viertelstriche an, wie es schon in einem Konversationsbuche vom April 1820 geschieht, wo von seiner Hand folgendes steht:

Das ist auch für die Zeitbestimmung wichtig.

[2] Hier ist eine Stelle, wo Reineckes Klage wegen der weit getrennten Tonlage der beiden Hände Berechtigung haben möchte.

[3] Über eine Verzierung im 6. Takt vgl. Nottebohm Beethoveniana (I) S. 35, welcher aus den Skizzen dartut, daß Beethoven den Doppelschlag nicht vor der Note (wie gedruckt ist), sondern auf dem 3. Taktviertel gespielt haben wollte.

Charakter erscheint in der wonnigen Melodie der ersten Variation noch gesteigert; auch die übrigen bringen einen großen Reichtum der Erfindung und Gestaltung, erheben sich stellenweise zu frischem Aufschwunge (Var. 3) und geben auch polyphoner Behandlung Raum (Var. 5); in Var. 6 kehren sie zu stillster Friedlichkeit zurück, welche zuerst in dem mit der Quinte der Tonart erklingenden Thema zum Ausdrucke kommt; dann nimmt die Bewegung allmählich zu und steigert sich durch Achtel, Triolen, Sechzehntel, Zweiunddreißigstel zum Triller; zu dem im zweiten Teile sich entwickelnden, schönen und eigenartigen Figurenwerk erklingen in höchster Höhe, glitzernden Sternen vergleichbar, die abgebrochenen Achtel, welche das Thema andeuten; schön läßt er die Bewegung sich beruhigen und leitet zum Thema zurück, mit welchem das Werk schließt; er hinterläßt das wohltuende Bild eines nach manchen Kämpfen wieder errungenen seligen Friedens. Bei diesem und den folgenden Werken, welche so recht Emanationen der Seelenstimmung des Meisters sind, fragen wir nicht noch besonders nach der Klaviertechnik. Der Spieler muß die technisch ausgebildete Fertigkeit besitzen, dann aber mit den musikalischen Gedanken sich vertraut machen; ihnen ist unter der Hand des genialen Meisters das Instrument dienstbar, er ist sich des Klanges und der Leistungsfähigkeit noch voll bewußt, verlangt auch zur Darstellung vollkommen freie Herrschaft, strebt aber nicht nach besonderen pianistischen Künsten um ihrer selbst willen. Czerny meinte unter Berufung auf Beethovens eigenes Wort, der Umstand, daß er nicht mehr wie früher im stande war, seine späteren Werke am Klavier zu probieren, habe ihn verhindert, manche Stellen, die nicht wohlklingend oder für die Hand unbequem gesetzt seien, zu ändern. In diesen drei Sonaten können wir solche Stellen nicht namhaft machen.

Die zweite Sonate (Op. 110 As dur) gemahnt in ihrem ersten Satze noch mehr an die alte Sonatenform und scheint auch in der Stimmung in alte Zeiten zurückzuführen. In ruhigem ¾ Takt tritt ein zartes, sinniges Thema auf („sanft, con amabilita", schreibt der Meister dazu), dem ein weicheres nicht ohne sehnsüchtige Beimischung sich anschließt.[1]) Es folgt dann ein längeres Spiel mit raschen Figuren in gebrochenen Akkorden, welches bei der Wiederholung mit dem Thema verbunden wird und demselben erhöhtes Leben gibt. Dann entwickelt sich der erste Satz in organischer Weise und drückt wechselnd Festigkeit und innige Hingabe aus. Zu einem recht ausgeprägten zweiten Thema kommt es nicht; auch die Durchführungspartie

[1]) Eine auffallende Übereinstimmung mit einem Thema in der G dur-Sonate Op. 30 hebt Reinecke hervor.

wird sehr kurz behandelt, das Anfangsthema wird durch verschiedene Tonarten geführt und von einer Baßfigur kontrapunktisch begleitet; einzelne harmonische Übergänge (S. 3 Syst. 1, S. 5 Syst. 2 der neuen Ausgabe) erfolgen überraschend schnell; alle diese Wahrnehmungen führen zu der Ansicht von der verhältnismäßig raschen Konzeption und Ausführung dieses Satzes; am Schlusse möge man, nach dem Ausdruck voller Befriedigung und Hingabe, den schmerzlich rückblickenden Akzent nicht übersehen. Recht wild und trotzig rast wieder der zweite Satz (F moll 2/4 hin, der die Stelle eines Scherzo vertritt, im Trio durch sanft abwärts steigende echt Beethovensche Gänge gemildert; in der kurzen Coda erhebt er sich mit mächtigen Akkorden, als solle ein feierlicher Choral anheben, über das wilde Erdentreiben, schließt aber bald, milde und leise bewegt, mit dem Durakkord. Nun tritt der Schmerz des Daseins in seine Rechte; wir kennen zur Genüge die Gründe desselben. Eine Einleitung (B moll Adagio ma non troppo) von tief traurigem, fast hülflosem Ausdruck geht in ein kurzes Rezitativ über, in welchem im 5. und 6. Takt jene öfter begegnende bebende Bewegung auf demselben Tone sich zeigt,[1]) die langsam beginnend, an Schnelligkeit und Tonstärke wachsend mit dem Ausdrucke andringender Heftigkeit, schließlich wieder matt und trostlos zurücksinkt. Es beginnt eine rührende Klage (Beethoven schreibt darüber: „Klagender Gesang“, wie er überhaupt in diesem Stücke mit Vortragsbezeichnungen besonders reichlich vorgeht), in den Tonschritten, den synkopierten Noten, der Modulation von ergreifender Innigkeit. Wie er die Klage überwindet und zu neuem Leben sich aufrafft, weiß er uns auch künstlerisch empfinden zu machen. Es folgt eine dreistimmige Fuge, deren Thema (As dur) feste und bewußte Erhebung und Erwachen neuer Tatenlust und neuen Mutes atmet; dieselbe wird kunstvoll und regelrecht, dabei wohlklingend und stimmungsvoll durchgeführt. Aus einem künstlerischen Bedürfnisse der Symmetrie bringt er den Gegensatz noch einmal, wobei er den Ausdruck noch zu steigern und zu vertiefen weiß; zuerst der Klagegesang („ermattet, klagend“ schreibt er darüber) in G moll, wenig in den Teilen der Melodie verändert; aus den gebrochenen Motiven klingt es wie ein Schluchzen und das Schmerzgefühl tritt uns wie unmittelbar nahe. Erwartungsvoll löst er den Druck, die Seele hebt sich wieder, er bringt das Fugenthema in der Umkehrung („nach und nach wieder auflebend“; „die Umkehrung der Fuge“ schreibt er dazu), behandelt die Fuge jetzt freier, verbindet die Umkehrung mit der ersten Gestalt,

[1]) Vielleicht eine Erinnerung an ehemaliges Spiel auf dem Clavichord, auf welchem sich dergleichen ausführen ließ, vgl. Frimmel Neue Beethov. S. 26.

vergrößert und verkleinert das Thema in den Zeitwerten, läßt auch die begleitenden Figuren aus dem Thema hervorwachsen und läßt dann das Hauptthema siegreich und glänzend begleitet durch alle Stimmen gehen; festlich und energisch schließt das Stück, in welchem Beethoven, ganz seiner späteren Weise entsprechend, verschieden von der Weise früherer Zeiten, uns das, was ihm im Innern lebt, unmittelbar sprechend vor die Seele führt.

Die dritte der Sonaten, C moll Op. 111, überragt die beiden anderen an Gehalt und äußerer Vollendung. Sie besteht nur aus zwei Sätzen, befriedigt aber an Ausdehnung und innerer Entwicklung alle Forderungen, welche wir an ein Tongebilde dieser Art stellen dürfen. Hat ja doch Beethoven auch schon früher Sonaten nur aus 2 Sätzen bestehen lassen (Op. 54, 78, 90). Dem ersten Satze schickt er eine wuchtige Introduktion vorher, welche nach dreimaligem heftigen Ansturme, in herrlichen Modulationen sich beruhigend, allmählich das C moll wie eine unerbittliche Notwendigkeit erreicht, aus dessen Dominantakkord mit grollendem Wirbel (der Pauke vergleichbar) das Thema des ersten Satzes gewonnen wird. Dieser ist dann fast ganz auf dieses Thema und seine Anhänge gebaut,[1]) bald einfach als Hauptmelodie, bald in fugierter Weise, doch mit voller Freiheit behandelt, immer unruhig und leidenschaftlich, mit dem Ausdrucke finsterer Entschlossenheit, energischen Kampfes gegen die Mächte seines trüben Geschicks; er hat den festen Willen zu entschlossener Abwehr gewonnen. Der Satz ist im ganzen einfach gebaut und rollt in gleichmäßigem Flusse hin; auch hier kommt es nicht zu einem ausgeprägten zweiten Thema, an dessen Stelle die ergreifend schönen Figuren und Motive treten, mit welchen die Durtonart (As dur, im 2. Teil C dur) auftritt.[2]) Das mehrfach auftretende Zurückhalten (poco ritenente usw.) kennzeichnet recht die unruhige Bewegung des Innern; überhaupt ist er auch hier reich und sorgfältig in der Vortragsbezeichnung. Alles einzelne können wir hier nicht aufzählen; hingewiesen sei nur noch auf die Stelle, wo die heftige Bewegung schließlich zu einer Reihe wuchtiger Akkordschläge auf dem schlechten Taktteile führt, welche energische Abwehr alles Feindlichen und Schlechten bekunden, und dann in leisem Aufsteigen,

[1]) Nottebohm stellt (II. Beeth. S. 467, 468) aus den Skizzen fest, daß dieses Thema anfangs für einen dritten Satz geplant war und auch nach Feststellung seiner jetzigen Bestimmung zunächst fugiert behandelt werden sollte. — Von Interesse ist, daß Beethoven dieses Thema schon 20 Jahre früher in einem Skizzenbuche, neben dem Entwurfe zur A dur-Sonate Op. 30, aufgezeichnet hat (Nottebohm, im Skizzenbuch von Beethoven S. 19, 41). Dort steht es in Fis moll. Vielleicht war es also für diese Sonate bestimmt.

[2]) Nagel (II S. 384) faßt diese Stelle als „zweites Thema" auf.

während der Baß dumpf weiter grollt, in das weiche, hoffende Dur sich auflöst. Daran schließt sich dann ganz natürlich und organisch die Arietta in C dur mit den herrlichen Variationen. In einfachster Gestaltung auftretend, atmet sie ganz Ruhe und Frieden, nicht ohne trübe Beimischung in dem A moll des zweiten Teiles.[1]) Es schwebt ihm eine längst vergangene glückliche Zeit vor, die er aber nicht wieder erlangen kann. Dieses sehnsüchtige Gefühl steigert sich in rührender Weise in der stufenweise beschleunigten Bewegung der ersten Variationen, die alle aus dem Anfangsmotiv hervorwachsen; es ist, als wollte er Verlorenes mit Aufbietung aller Mühe wieder gewinnen. Die Bewegung sinkt abwärts und in ganz tiefer Lage zittert sie, bei anscheinender Beruhigung, in schönen Harmonien fühlbar nach; rasch schreiten die Töne wieder in die Höhe und es ertönen (gleichfalls als Variation) nun Klänge, wie man sie auf dem Klavier kaum zu hören gewohnt war, Klänge von einer so wunderbaren Reinheit und Verklärung, daß man mit dem Meister aller irdischen Fesseln entkleidet zu sein meint und sich zu reineren, lichteren Sphären emporgehoben fühlt. Daraus läßt er dann das Gefühl voller Sicherheit und Befriedigung hervorwachsen, welches wir mehr und mehr empfinden, je mehr wir uns dem Schlusse nähern. In den Skizzen begegnet die Bemerkung „zuletzt das Thema" (Notteb. S. 470), er bringt es aber nicht einfach und in der ursprünglichen Form, wie in Op. 109, sondern reich ausgeschmückt und belebt durch die Begleitung, besonders durch den langen Triller (man denkt an den letzten Satz der Waldstein-Sonate), und mit dem Motive des Themas in verschiedener Stimmlage schließt das Stück mit dem Ausdrucke voller Zuversicht. Der Schluß erfolgt kurz und auf dem schwachen Taktteile; eine Bemerkung Reineckes (S. 89) über die von Beethoven in manchen der letzten Werke geübte kurze Behandlung der Schlüsse mag hierhin passen; das soll uns aber die Freude am ganzen nicht beeinträchtigen. Schindler erhielt auf die Frage, warum Beethoven nicht einen dem Charakter des ersten Satzes entsprechenden letzten Satz zu der Sonate geschrieben, von dem Meister die Antwort, es habe ihm an Zeit gefehlt, und darum habe der zweite Satz diese Ausdehnung erhalten müssen; trotzdem hat sich Schindler auch später über das Fehlen des dritten Satzes nicht beruhigen können. Beethoven mag die törichte Frage so freundlich er konnte beantwortet haben; der

[1]) Das Thema war, wie Nottebohm aus den Skizzen zeigt, anfangs noch einfacher gedacht, als es jetzt erscheint; die zart beschwichtigende Figur: [musical notation] ist Beethoven erst, während er an den Variationen arbeitete, aufgegangen und als gestaltend verwendet worden. Nott. S. 470.

„Freund" verstand eben nicht, daß das Seelengemälde mit dem Ende der Variationen völlig abgeschlossen sei,[1]) und bedachte nicht, daß Beethoven auch sonst in seiner letzten Zeit seiner Idee zuliebe sich manche Freiheit erlaubte. Auch der Verleger Schlesinger vermißte einen weiteren Schlußsatz, s. im folgenden Kapitel.

Andere Kompositionen aus diesen beiden Jahren sind kaum noch namhaft zu machen.[2]) Einiger Kanons wurde bereits früher gedacht, auch die 5 Bagatellen (Op. 119, 7—11), welche Beethoven für Starcke schrieb, wurden schon erwähnt. Dann haben wir noch ein Lied zu nennen, das „Abendlied unter dem gestirnten Himmel", welches auf dem Originalmanuskript das Datum des 4. März 1820 trägt und im Beiblatt zur Wiener Zeitschrift für Kunst usw. (Modenzeitung) vom 28. März 1820 mit einer Widmung an Dr. Braunhofer erschien.[3]) Der Dichter war Heinrich Göble. Der Text, in welchem aus dem Eindruck der abendlichen Natur, besonders des Sternenhimmels, der ihn immer so hoch entzückte, sich die Ahnung baldiger Erlösung emporringt, mochte Beethovens damaliger Stimmung ganz entsprechen; er hat dieser beruhigten, sehnsuchtsvollen Stimmung einfach schönen Ausdruck gegeben. Er behandelt das Lied strophisch, paßt aber in jeder Strophe Begleitung und Melodie dem Sinn der Worte angemessen an; dem letzteren wird er in schlichter Weise, doch mit großem Feinsinn gerecht; man beachte namentlich den schönen Aufschwung auf dem H dur. Daß die Melodie gut in der Stimme liegt, sangbar ist und die Worte gut deklamiert werden, sei nur für diejenigen bemerkt, welche dem Meister diese Eigenschaften absprechen möchten.

---

[1]) Beethoven hatte nach den Skizzen allerdings die Sonate anfangs ganz anders geplant (Notteb. S. 466 fg.); ehe das Thema der Variationen auftaucht, scheint er an eine dreisätzige Sonate gedacht zu haben, in welcher das jetzige Thema des ersten Satzes zum 3. Satz verwendet werden sollte; also eine ganz anders geartete Entwickelung.

[2]) Der Gedanke an eine 4händige Sonate wurde ihm schon in jener Zeit nahegelegt. Ein Bekannter, vielleicht Jos. Czerny, schreibt im April 1820 ins Konversationsbuch: „eine Sonate zu 4 Händen sollten Sie noch schreiben, darnach sehnen sich alle Klavierspielenden."

[3]) Thayer, Chronol. Verz. Nr. 222. Aufschrift auf dem Autograph (im Bes. der K. K. Hofbibliothek in Wien), „Abendlied unter dem gestirnten Himmel von H. Goeble, in Musik gesetzt von L. v. Beethoven am 4. März 1820." Mit drei andern Liedern (Geheimniß, Resignation, So oder so) zusammen erschien es 1821 oder 1822 bei Sauer und Leidesdorf mit der willkürlichen Opuszahl 113. Am 19. April 1820 schenkte er es der Fanny Giannatasio. In die neue Br. u. H. Gesamtausgabe ist es Serie 23 Nr. 247 aufgenommen.

Im Jahre 1821 erschienen auch die 25 Schottischen Lieder Op. 108 bei Schlesinger in Berlin. Im übrigen verzichten wir hier auf die Aufzählung der in diesem Jahre veröffentlichten Kompositionen, da das Notwendige schon bei Besprechung der Werke selbst angegeben ist. —

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1822.

Verhandlungen wegen der Messe, Johann van Beethoven. Oberdöbling, Baden. Rochlitz, Rossini. Die Weihe des Hauses, Gratulationsmenuett. Neuaufführung des Fidelio.

Die Zeit, in welche wir jetzt eintreten, ist für Beethovens künstlerische Tätigkeit weit bedeutsamer als die vorhergegangene, es ist die Zeit, welche die Vollendung der größten Werke, die seiner letzten Schaffensperiode angehören und derselben ihre Signatur geben, einschließt. Das Jahr, welches wir eben behandeln wollen, sah die Beendigung der großen Messe (bis auf einige Nachbesserungen, in denen er sich ja nie genug tat); außerdem brachte es ihn nach längerer Unterbrechung wieder mit der Öffentlichkeit in Berührung. In der Erzählung der Ereignisse folgen wir wieder tunlichst dem chronologischen Faden, suchen aber doch das Zusammengehörige, soweit erforderlich, nicht zu zerreißen.

Beethoven wohnte zu Anfang des Jahres noch in dem zu Ende 1820 bezogenen Hause auf der Landstraße, Hauptstraße 244.[1])

Gleich zu Anfang des Jahres widerfuhr ihm die Ehre, zum Ehrenmitgliede des Steiermärkischen Musikvereins ernannt zu werden. Hier das Dokument:[2])

„Der von Seiner K. K. Majestät allergnädigst beſtättigte Musik Verein in der Steiermark
welcher durch Ausbildung und Vervollkommung der Tonkunst auf dem Blumenpfade geistiger Vergnügungen das hehre Ziel moralischer Veredlung religiöser Erhebung der Gemüther im Vaterlande zu erreichen strebt, gibt sich die Ehre, Euer Hochwohlgeborn Herrn Ludwig van Beethoven würdig und[3])

---

[1]) Wir nehmen Bezug auf die Angaben des vorigen Kapitels und auf unsere unten folgenden Bemerkungen zu den Briefen an Simrock.

[2]) Aus Amerlings Sammlung.

[3]) Die Stelle ist zweifelhaft; sie steht hier nach Thayers Abschrift.

die Hochverdienste des größten Tonsetzers unseres gegenwärtigen Jahrhunderts, hiermit die Ernennung zum auswärtigen Ehren-Mitgliede durch gegenwärtiges Diplom bekannt zu geben.

Gratz den ersten Jänner 1822.

(L. S.)

Ignatz Graf von (Affmes)[1]
Praeses.

Johann Ritter von
(Kalchberg)[1])
Represtentant.

Johann Baptist Jenger
Sekretair." —

Daß am 13. Januar die Sonate Op. 111 beendigt wurde, ist schon früher bemerkt.

In den ersten Monaten des Jahres war Beethovens alter Bonner Genosse und Freund Bernhard Romberg in Wien und gab mit seiner Tochter Bernhardine und seinem elfjährigen Sohn Carl, ebenfalls einem angehenden Cello-Virtuosen, eine Anzahl von Konzerten,[2]) von denen das erste am 6. Januar im Universitätssaale, die meisten der übrigen im landständischen Saale stattfanden. Auf eins der letzteren, am 12. Februar, bezieht sich folgender Brief Beethovens:[3])

„Ich bin diese Nacht wieder von den bei mir in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Ohrenschmerzen befallen worden, deine Töne selbst würden für mich heute nur Schmerz seyn, diesem nur schreibe es zu, wenn du mich nicht selbst siehst — vieleicht ist[s] in ein Paar Tägen besser, wo ich dir dann noch lebewohl sagen werde — wenn du mich übrigens nicht zum Besuch bei dir gesehen hast, so bedenke die Entlegenheit meiner Wohnung, meiner . . . . . gesetzten[4]) Beschäftigungen, um so mehr da ich ein ganzes Jahr hindurch krank war, wodurch ich in so manchen begonnenen Werken aufgehalten wurde — und am Ende braucht es die nichtssagenden Complimente zwischen uns ohnedem nicht — Ich wünsche dir zu dem vollen Tribut des Beifalles deiner hohen Kunst auch die metallische Anerkennung was jetzt selten der Fall ist; — wenn ich nur ein wenig kann so seh ich dich samt deiner Gattin und Kindern, welche ich hier von Herzen grüße, gewiß noch.

Leb wohl großer Künstler
wie immer
Am 12ten Febr. der deinige
1822 Beethoven."

[1]) Beide Namen waren, wie es scheint, undeutlich.

[2]) Hanslick Concertw. S. 246. Es waren im ganzen 6 Konzerte, vgl. Wiener allg. Mus. Ztg. vom 9. Febr. 1822, Leipziger Allg. Mus. Ztg. 27. Febr. und 3. April 1822, 3 im Januar, 3 im Februar, von diesen letzteren eins im Kärnthnerthor-Theater (23. Febr.) in Anwesenheit des Hofes.

[3]) Aus O. Jahns Nachlaß, nach Thayers Abschrift. Jetzt gedruckt bei Kalischer Neue B. Br. S. 58.

[4]) Ich vermute „unausgesetzten".

Die „metallische Anerkennung“ fehlte nicht; Romberg soll nach Hanslick in dieser Saison in Wien 10000 Gulden verdient haben.

Was weiterhin aus der ersten Hälfte dieses Jahres und auch noch später zu berichten ist, bezieht sich auf Herausgabe von Werken, in erster Linie der Messe, über welche er mit verschiedenen Verlegern unterhandelt. Er behandelt sie in diesem Jahre überall als fertig, und meinte damit wohl, daß sie in den Skizzen fertig war, was zu Anfang 1822 jedenfalls der Fall war, und nur noch der Abschrift harrte; diese wurde auch vor Ende 1822 im Autograph fertig gestellt; am 19. März 1823 überreichte er ja die schön geschriebene Abschrift dem Erzherzog.[1]) Wir wissen, daß er auch nachher noch manches änderte; für jetzt genügt das historisch Angeführte, daß das Jahr 1822 als das Vollendungsjahr der Messe zu bezeichnen ist.

Wir nehmen hier den Faden des im vorigen Kapitel Mitgeteilten wieder auf. Wir wissen, daß Beethoven die Messe an Simrock für 100 Louisdors abgeben wollte und sich nur noch einige Bedingungen vorbehielt. Die Verhandlung ging durch Brentanos Vermittlung, es war noch eine Differenz über den Wert der Louisdors entstanden, die Simrock nur als Friedrichsdors berechnen wollte. Beethoven hatte noch einmal geschrieben, und Simrock hatte das Geld bereits deponiert, jedenfalls nach seiner Berechnung, da er das Eintreffen der Messe erwartete.[2]) In dem Briefe an Brentano vom 12. Nov. wird die Verzögerung der Absendung erklärt und entschuldigt; nach diesem hatte Brentano schon einen Vorschuß geschickt; in einem folgenden Briefe vom 20. Dez. 1821 wird noch einmal die Geldfrage berührt, und wiederholt, wie bereits in dem vorigen, von anderweitigen Angeboten auf die Messe gesprochen. Damals war noch weiter zwischen Beethoven und Simrock korrespondiert worden; auch machte Brentano dem letzteren Mitteilung von Beethovens Briefen. Simrock wurde jetzt ungeduldig und erinnerte Beethoven an sein Versprechen in folgendem Briefe:[3])

„Bonn, d. 13ten May 1822.

Herrn Louis van Beethoven!
in Wien!

Jetzt ist es ein Jahr, daß Sie mir sicher versprochen daß ich Ende April die Messe ganz fertig erhalten würde. Seit dem 25. 8ber 1820 habe

---

[1]) Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 152. 153.

[2]) S. o. den Brief Simrocks an Brentano, Kap. 4, S. 215.

[3]) Aus Amerlings Sammlung. Adresse: „Herrn Herrn Louis van Beethoven, Josephstädter Glacis Fürstlich Auersberg'schen Hause gegenüber Nr. 16 im Hause des Freiherrn von Fingerlin in Wien.“ Dazu bemerkt der Postsekretär: „befindet sich in Döbling“. (S. u.) Die Angabe der Wohnung war unrichtig, es war die vorherige; in dem folgenden Briefe Beethovens wird sie berichtigt.

ich 100 Louisd'or in Frankfurt deponirt damit Sie gleich ihre Zahlung erhalten sollten. Am 19ten März schrieben Sie mir noch ausdrücklich daß Sie 6 wochen bettlägerig gewesen und noch nicht ganz wohl seyen. Ich sollte nur ganz ruhig seyn, Sie schreiben nur dies damit ich nichts anders denken sollte. Nun fragte ich in der Herbstmesse bei H. Brentano und abermal in dieser Ostermesse, allein es ist als immer nicht angekommen. Ich bitte Sie nun doch endlich einige Worte darüber zu schreiben: Ich schreibe deswegen damit Sie nicht gar glauben ich sey gestorben, welches beynahe diesen verflossenen Winter geschehen wäre!

Einstweilen habe ich mir vorgenommen ihre 6 Sinfonieen in Partitur herauszugeben, welches schon mehrmal geschehen sollte — sogar öffentlich angezeigt worden, aber nicht geschehen; weil nichts dabei zu gewinnen ist, das weiß ich zwar auch recht gut, allein ich wollte meinem würdigen alten Freund ein würdiges Denkmal stifften und ich hoffe daß Sie mit der Ausgabe zufrieden seyn werden, da ich mein möglichstes gethan habe! Die zwey ersten habe ich zu gleicher Zeit erscheinen lassen, und werde Ihnen mit der ersten Sendung nach Wien solche zusenden!

Wir glaubten Sie im vorigen Sommer hier bey uns zu sehen, wie Sie in eben dem Briefe vom 19. März versprochen haben, allein auch das geschah nicht.

Wir alle grüßen Sie herzlich.

N. Simrock."

Ob und was Beethoven hierauf antwortete, ist unbekannt, da die hierher gehörigen Briefe Beethovens an Simrock der Forschung bisher nicht zugänglich sind. Dagegen schrieb er kurz nachher an Brentano; der Brief kann wohl als unmittelbare Folge jenes Simrockschen Briefes betrachtet werden.[1])

"Wien
am 19. May
1822.

Sie werden, wer weiß was, von meiner Unordnung denken, allein ich bin wieder 4 Monathe im̃er mit gicht auf der Brust behaftet u. nur mich wenig zu beschäftigen im stande, die Messe wird endlich bis künftigen Monat Ende juni ganz gewiß in Frankfurt bei ihnen anlangen, der Cardinal Rudolph, der überhaupt für meine Werke sehr eingenommen ist, wollte nicht, obschon ich bisher von seiner Großmuth nichts weiß, daß die Meße sobald herauskommen sollte, u. erst vor 3 Tagen erhielt ich partitur und Stimmen zurück,[2])

---

[1]) Dieser Brief, aus dem Brentanoschen Nachlaß stammend, befindet sich jetzt im Besitze des Beethovenhauses in Bonn. Auf dem Briefe steht von anderer Hand: "auf der Landstraße No. 244 Hauptstiege 2ter Stock". Durch diese Wohnungsangabe, welche auch zu den übrigen Angaben stimmt (s. vor. Kap.), wird die Angabe auf die vorigen Briefe Simrocks berichtigt; da sie auf einem Briefe Beethovens selbst steht und also doch aus seiner Umgebung stammt, ist ihr Glaube beizumessen.

[2]) Beethoven hatte also schon vor Übergabe der Abschrift, welche am 19. März 1823 erfolgte, eine eigenhändige Partitur übergeben. Die Partitur, welche er zurückerhielt, kann doch nicht die schon abgeschriebene für den Erzherzog gewesen sein. Das würde auch zu dem Datum nicht stimmen.

damit, wie höchstdieselben sich ausdrückten, mir nicht beim Verleger geschadet werden könne. Sie baten sich dabey aus, daß sie ihm gewidmet werden sollte, ich lasse jetzt nur die partitur noch einmal abschreiben u. übersehe sie genau, dies geht alles bei meiner schwächlichen Gesundheit nur langsam — höchstens bis Ende des künftigen Monaths ist die Meße in Frankfurt. H. Simrock kann also bis dahin den ausgemachten Ehrensold ihnen zustellen, da mir jetzt alles beschwerlich fällt — ich habe hier u. auch von auswärts wohl noch beßere Anträge erhalten, habe aber alle zurückgewiesen, da ich einmal Simrock mein wort gegeben habe, obschon ich dabey verliere, da ich, wenn es meine Gesundheit mir zuläßt, mehrere andere werke ihm vorschlagen werde, wo es mir wieder zu gute kommen kann. — und man auch mit der Herausgabe Sämtliche[r] werke mit ihm übereinkommen könnte, da mich der winter immer hier beynahe mordet, so erfordert es meine Gesundheit, endlich Wien auf einige Zeit zu verlaßen, ihre mir so oft bewiesene freundschaftliche Güte läßt mich hoffen daß sie diese ganze angelegenheit zu meinem besten besorgen.

mit wahrer Hochachtung
ihr Freund u. Diener
Beethoven."

Diesen Brief scheint Brentano sofort nach dem Empfang Simrock mitgeteilt zu haben; denn auf ihn paßt durchaus der nachstehende Brief Simrocks: [1])

„Bonn, 29ten May 1822.

Herrn Franz Brentano in Frankfurth.

Ich danke sehr für die gütige Mittheilung des Beethoven's Brief. Es ist mir sehr leid, daß Krankheit die Mitursache der Zögerung ist.

Schon über ein Jahr habe ich das Honorar für die Messe bey Herrn Heinrich Verhuven deponirt, weil ich solche täglich erwartete und nicht einen Tag den guten Beethoven auf die Zahlung warten lassen wollte.

Beliebenen Sie bey Ankunft der Messe Herrn Verhuven es wissen zu lassen, der dann unverzüglich gegen Empfang derselben die 100 frdd'or oder Werth an Sie bezahlen wird.

Mit Hochachtung
gd
N. Simrock."

Simrock verhielt sich, wie man sieht, durchaus loyal gegen Beethoven und betrachtete die Sache als abgeschlossen; daß auch noch andere Verhandlungen schwebten, dürfte er nicht gewußt haben. Wir wissen jetzt, daß die Messe schließlich nicht bei Simrock, sondern bei Schott in Mainz erschien, und ebenso kennen wir die Sorgen, die den unglücklichen Meister quälten, und die Ursachen, aus welchen er mehr wie früher auf Vermehrung seiner

[1]) Abschrift durch gütige Vermittlung des Herrn Dr. von Brentano in Offenbach. — Daß es dieser Brief war, ist ja doch wahrscheinlicher, als daß es der vom 12. Nov. 1821 war, auf den Simrocks Antwort auch passen würde.

Einnahmen bedacht sein mußte. Wir müssen uns also für diese besondere Angelegenheit eines Urteils über Beethoven enthalten, da wir seine Briefe an Simrock nicht kennen. —

In dem Briefe an Schlesinger vom 1. März 1822, dessen Anfang schon im vorigen Kapitel S. 232 angeführt wurde, heißt es weiter:

„Es geht mir Gottlob wieder besser mit meiner Gesundheit; wegen der Messe bitte ich sie nun bald alles, alles[1]) in Richtigkeit zu bringen, da auch andere Verleger sie gewünscht haben, insbesondere von hier aus deswegen manche Schritte mir sind gemacht worden, jedoch habe ich schon längst bestimmt, daß selbe hier nicht erscheinen solle, indem dieses Mal mir sehr wichtig ist. — Für den Augenblick bitte ich Sie mir nur anzuzeigen ob sie meinen letzten Antrag in Hinsicht der Messe mit den beigefügten 2 Liedern genehmigen, was hernach die Abführung des Honorares betrifft, so mag es damit auch länger als 4 Wochen dauern, ich muß darauf dringen, da hauptsächlich zwei andere Verleger, welche die Messe ebenfalls wünschen in ihren Katalog, auf eine bestimmte Antwort mich beständig schon geraume Zeit auf eine bestimmte Antwort deßwegen bitten — Leben sie nun recht wohl und schreiben sie mir ja sogleich, es würde mir sehr leid sein, wenn ich ihnen gerade dieses Werk nicht zu übergeben hätte.

Mit Achtung ergebenst
Beethoven."

(Aeußere Adresse:)

„An Seine Wohlgeboren
Herrn Ad. M. Schlesinger
in Berlin.

Berühmter Kunst-
und Musikal.-Verleger."

Es waren also mit Schlesinger bereits Verhandlungen angeknüpft; wann und in welcher Weise, erfahren wir nicht. Vielleicht hatte Beethoven hierbei schon die Vermittlung des Bruders Johann in Anspruch genommen, der ja weiterhin in die Angelegenheit eingeweiht erscheint. Jedenfalls ließ Beethoven seinen Briefen noch mehrere folgen, welche wir nicht haben;[2]) auf sie antwortet Schlesinger in nachstehendem Briefe:

„Berlin d. 2. July 1822.

Sehr geehrter Herr van Beethoven!

Drey Ihrer mir stets geehrten Zuschriften vom 9. Ap. 29. May, 1. May [Juni?] hatte ich das Vergnügen nach einander richtig zu erhalten. In deren Erwiederung muß ich Sie geehrter Herr tausendmal um Entschul-

[1]) So, in der Abschrift aus O. Jahns Nachlaß.

[2]) „Die Briefe Beethovens an diese Firma scheinen völlig verloren gegangen zu sein" Kalischer, Neue Beethovenbr. S. 61. Der folgende Brief Schlesingers stammt aus Amerlings Sammlung.

digung bitten, daß meine Antwort nicht früher erfolgt ist. Ich war nehmlich in Leipzig zur Messe, wo ich unwohl wurde, und nach meiner Rückkehr einige Wochen sehr unpäßlich mich befunden habe. Während dieser Zeit hatten sich mehrere Geschäfte aufgehäuft, dergestalt daß ich nicht früher als heut Ihnen mein Schreiben senden kann. Wegen der Messe sind wir ganz in Ordnung, und bitte ich Sie solche sobald als möglich nebst den zwei Liedern abzusenden, und dann R T 650 „—" 14 Tage nach sicht auf mich anzuweisen, die ich prompt annehmen und bezahlen werde, denn ich habe keine Gelegenheit auf dort anzuweisen, obschon mehrere Ihrer Musikhändler dort mir bedeutend schuldig sind, so kann man nie darauf rechnen, daß dieselben prompt bezahlen. Diese Herren haben zwei sehr häßliche Eigenschaften, 1. respectiren sie kein Eigenthum, und 2. sind sie mit Mühe nur dahin zu bringen daß sie die schuldigen Saldis bezahlen. Die Buchhändler dorten sind dagegen bei weitem[1]) solider.

Ihrem Wunsche zufolge sende ich durch Einschluß ein Ex. Ihrer Sonate Op. 109 an Herrn Dr. Wilh. Chr. Müller in Bremen, mit der Bemerkung, daß solches als Geschenk von Ihnen sei. Die folgenden Sonaten werden in Paris gestochen, damit solche recht brillant erscheinen. Die eine ist von Herrn Moscheles corrigirt. — Zeigen Sie mir daher gefälligst bald an, wem Sie die 2te Sonate zueignen wollen. — Für Ueberlassung der Zueignung der 3ten Sonate danke ich bestens. Wie stehts mit den vierstimmigen Liedern und Quartetten? Mein Sohn, welcher in Paris ist, hat mir aufgetragen, Sie herzlich zu grüßen. Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre, in baldiger Erwartung einer gefälligen Antwort, zu sein

Ihr ganz ergebenster
M. Ant. Schlesinger."

In denselben Tagen schrieb auch Schlesingers Sohn in Paris an Beethoven:[2])

„Herrn v. Beethoven, Wien.

Paris, d. 3. July 1822.

Unendlich erfreuet war ich bey meiner Jüngsten Anwesenheit in Berlin zu sehen, daß Ew. Hochwohlgeb. in lebhafter Verbindung mit meinem Vater sind, und daß mehrere Ihrer Meisterwerke in seinem Verlage erscheinen. Wie Sie bereits erfahren, habe ich mich jetzt hier etablirt, und werde zur besseren Verbreitung und damit Ihre Werke auch dem Innern werth [entsprechend] äußerlich ausgestattet werden, dieselben hier stechen lassen. Bereits ist die

---

[1]) „meisten" in der Abschrift.

[2]) Diesen Brief machte Frimmel in seinem wichtigen und schönen Aufsatze: „Neue Beethoven-Studien", Wiener Zeitung vom 16. Dezember 1888, bekannt; nach seiner Angabe war Herr Rob. Holz Eigentümer des Originals. Die äußere Adresse ist nach Frimmel: „Monsieur L. de Beethoven, celebre compositeur, par Adr. Mrs. Steiner et Co. marchands de musique,

Vienne
Autriche. am Graben, Paternostergässchen."

2te Sonate vollendet, und wird nächstens dem Publico überliefert werden. Da ich das Vergnügen gehabt, vor einigen Tagen Ihre 3te Sonate zu erhalten, die so viele Schönheiten enthält, daß der große Meister nur im Stande war sie zu schaffen, nehme ich mir die Freiheit, ehe ich solche stechen lasse, bei Ihnen gehorsamst anzufragen, ob Sie für dies Werk nur 1 Maestoso und 1 Andante geschrieben oder ob vielleicht das Allegro zufällig beim Notenschreiber vergessen worden. Ich halte es für Schuldigkeit Ihnen diese Anfrage zu machen, da jedes Meisterwerk streng nach dem Willen des Schöpfers, gedruckt werden muß es wäre daher ein Unrecht ohne bei Ihnen vorher anzufragen dieß Werk zu drucken.[1]) Sehr würde ich mich freuen wenn Sie gütigst meinem Vater oder mir, wie Ihnen dies am besten convenirt einige Quartetten und Quintetten schreiben wollten. Sie haben der Welt seit einiger Zeit so wenig dieser Gattung von Musik geschenkt, daß Sie gewiß meine Bitte nicht befremden wird, und wahrscheinlich manches bereits in Ihrem Portefeuille fertig liegt. Wie steht's mit den ein und mehrstimmigen Liedern die Sie für meinen Vater gütigst schreiben wollten?[2]) Nun noch eine Bitte, würden Sie wohl die Güte haben, mir in Ihrer Antwort die Metronom Bezeichnungen die bey allen 3 Sonaten vergessen worden anzugeben, die Liebhaber haben sich dermaßen an diese Weise gewöhnt die Stücke nach dem Wunsch der Meister auszuführen, daß alle Welt danach frägt. Stets werde ich mich der Stunden erinnern die ich das Glück hatte bey Ihnen zuzubringen den mir damals gegebenen Anfang eines Canons[3]) ehre ich wie ein Heiligthum und bewahre solchen mit der höchsten Sorgfalt zur Freude aller derer die nie das Glück hatten etwas von Ihrer Hand geschriebenes zu sehen, wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn durch irgend einen Zufall, eine kleine Romanze oder irgend ein kleines Musikstück Ihrer Composition in meine Hände geriethe, um nur für mich und meine Freunde bewahrt zu werden. Indem ich mich freuen würde eine Gelegenheit zu finden Ihnen hier nützlich oder angenehm zu sein erwarte ich Ihre Befehle und bin

Ihr ergebener

Maurice Schlesinger
Rue de richelieu Nr. 107."

„Einliegender Brief lag für Sie auf der Post und konnte da er nicht frankirt war keinen Cours erhalten."

Der ältere Schlesinger ließ seinem Briefe bald nachher einen zweiten folgen:[4])

---

[1]) Diese Bemerkungen beziehen sich, wie leicht zu sehen, auf die 3 letzten im vorigen Kapitel besprochenen Sonaten, die letzte speziell auf die C moll-Sonate. Der junge Schlesinger scheint sie gar nicht genauer zu kennen, wenn er in derselben ein Allegro vermißt.

[2]) Das kann sich nicht gut auf die Schottischen Lieder Op. 108 beziehen, die längst an Schlesinger gelangt waren und schon Ende 1821 erschienen.

[3]) Das war das oben S. 176 erwähnte Stück „Glaube und hoffe" aus dem J. 1819.

[4]) Derselbe befand sich im Besitze der Witwe van Beethoven.

„Berlin den 13. July 22.

Sehr geehrter Herr!

Mein jüngstes Schreiben wird wohl in Ihren Händen sein, und sehe ich dessen Beantwortung entgegen, ebenso werden Sie die erschienenen schottischen Lieder erhalten haben.

Mit gegenwärtigem wollte ich nur anfragen, ob Ihre mir gesendete zweite Sonate, wo das zweite Stück die Überschrift hat

„Arietta" adagio molto semplice
e molto cantabile

nicht ein drittes Stück bekommt, und mit diesem beendet ist, und an wen Sie Ihre Zueignungen machen wollen.

Ich bitte Sie sehr, dies an meinem Sohn nach Paris unter add. Ms. Maurice Schlesinger, Libraire et Marchand de Musique Quai Malaquai No. 13, où Rive de Richelieu près des Boulevardes, senden oder anzeigen zu wollen.

In dieser Erwartung zeichnet mit aller Hochachtung
d. Herrn v. Beethoven
ganz ergebenst
Ad. M. Schlesinger."

Beethoven mag von dieser nochmaligen Frage nach einem dritten Satze der C moll-Sonate und nach den Zueignungen, über die er ja zum Teil sich schon geäußert hatte, nicht eben angenehm berührt gewesen sein. Aber es muß noch eine andere Verstimmung eingetreten sein, über deren Veranlassung wir nicht näher unterrichtet sind. Jedenfalls kam es dahin, daß Schlesinger die Messe nicht erhielt, und dieser Entschluß muß sehr bald nachher gefaßt worden sein; denn schon am 26. Juli schreibt er an Peters in Leipzig: „Schlesinger erhält auf keinen Fall mehr etwas von mir, da er mir ebenfalls einen jüdischen Streich gemacht hat; er gehört ohnehin nicht zu denen die die Messe erhalten hätten." [1])

C. F. Peters in Leipzig hatte in einem längeren Briefe vom 18. Mai 1822 [2]) Beethoven mitgeteilt, daß er seit Übernahme des Geschäftes von Hoffmeister und Kühnel sich eifrig bemühe, vorzügliche Werke gut herauszugeben und längst gewünscht habe, mit Beethoven in Verbindung zu treten; er habe nur Rücksicht auf die Wiener Verleger genommen und gefürchtet, diese böse zu machen, „wenn ich Sie von ihnen abzöge, und ich

[1]) Es sei schon hier bemerkt, daß später eine Aussöhnung stattgefunden hat und zwei der letzten Quartette bei Schlesinger erschienen sind. Vgl. Kalischer, Neue B. Br. S. 62.

[2]) Den Brief besaß Frau van Beethoven; er folgt hier auf Grund der Abschrift Thayers im Auszuge.

mag niemand zu nahe treten, sondern gönne jedem das seine." Nun sehe er aber, daß Beethoven jetzt seine Kompositionen wieder außer Wien verlegen lasse und sogar dem Juden Schlesinger gebe (über den er sehr wegwerfend spricht), und er lasse daher jene Rücksichten fallen und bitte ihn, von seinen Kompositionen ihm zukommen zu lassen; er und seine Verehrer würden sich freuen, wenn seine Werke bei ihm in besseren Ausgaben als jene Berliner erschienen. Auch Steiner, den er auf der letzten Messe gesprochen, habe nichts dagegen, freue sich sogar, wenn Peters statt Schlesingers seine Werke erhielte, und habe sich sogar erboten, sich bei Beethoven für ihn zu verwenden, und habe sich ein Verzeichnis von Werken ausgebeten, die er zu haben wünsche. Er habe ihm auch ein solches mitgegeben und darauf bemerkt: Sinfonien für Orchester, Quartetten und Trios für Pianoforte, Solosachen für Pianoforte („worunter auch kleinere Werke sein könnten"), Gesänge für Pianoforte und dergleichen; was Beethoven ihm sende, werde ihm willkommen sein, „denn ich suche Ihre Verbindung nicht aus Eigennutz, sondern aus Ehre".

Darauf antwortete Beethoven:[1])

„Wien am 5. Juni 1822.

Euer Wohlgeboren!

Indem Sie mich mit einem Schreiben beehrten, und ich gerade sehr beschäftigt bin und seit 5 Monaten mich kränklich befand,[2]) beantworte ich Ihnen nur das Nöthigste. — Obschon[3]) ich mit Steiner vor einigen Tagen

---

[1]) Der Brief befand sich in Amerlings Sammlung. Das Autograph blieb in Wien, Peters erhielt eine Abschrift, die von Beethoven unterschrieben war, und einzelne Abweichungen nicht wichtiger Art enthielt. Nottebohm brachte ihn in der Allg Mus. Ztg. (N. F. I S. 680) zur Veröffentlichung (nach ihm Nohl Br. B. Nr. 237). Der Redakteur der Allg. Mus. Ztg. betrachtete die Abschrift bei Peters als maßgebend und glaubte danach Nottebohms Abschrift, die nach dem Autograph genommen war, korrigieren zu dürfen; auch meinte er in sehr unkritischer Weise, die Eigentümlichkeiten von Beethovens Schreibweise verwischen zu dürfen. Uns liegt eine Abschrift Thayers nach dem Original mit den Zusätzen vor. Wir glauben dennoch den Brief tunlichst, wie ihn Peters wirklich erhielt, hier geben zu müssen, fügen aber die Varianten des Originals (mit Ausnahme einzelner unwesentlicher) bei. Die Adresse lautet auf dem Original: „An Seine Wohlgeboren Herrn C. F. Peters Bureau de Musique
in
Leipzig",
der Abschrift (nach der A. M. Z.)
„Herrn C. F. Peters,
Musik- und Kunsthändler in Leipzig."

[2]) Orig. „befinde".

[3]) Orig. „das nöthigste — obschon" und so auch an andern Stellen.

zusammengekommen und ihn scherzweise fragte, was er mir mit von Leipzig [1]) gebracht hätte, erwähnte er Ihres Auftrages auch mit keiner Sylbe. So wie auch Ihrer selbst, drang aber sehr heftig in mich, ihm zu versichern, daß ich nur ihm allein sowohl meine jetzigen, als auch zukünftigen Werke geben sollte, und dieses zwar contractmäßig; ich lehnte es ab. — Dieser Zug beweißt Ihnen genug, warum ich öfter andern auswärtigen und auch inländischen Verlegern den Vorzug gebe; ich liebe die Geradheit und Aufrichtigkeit und bin der Meinung, daß man den Künstler nicht schmälern soll, denn leider ach, so glänzend auch die Aussenseite des Ruhms ist, ist ihm doch nicht vergönnt, alle Tage im Olymp bei Jupiter zu Gaste zu sein, leider zieht ihn die gemeine Menschheit nur all zu oft und widrig aus diesen reinen Aetherhöhen herab. [2]) —

Das größte Werk, welches ich bisher geschrieben, ist eine große Messe mit Chören und 4 obligaten Singstimmen und großem Orchester; mehrere haben sich darum beworben, 100 schwere [3]) Louisd'or hat man mir dafür geboten, ich verlange unterdessen wenigstens 1000 Fl. C.-M. in 20 Fl. Fuß [4]) — wofür ich auch den Clavierauszug selbst verfertigen würde. — Variationen über einen Walzer für Clavier allein (es sind viele) ein Honorar von 30 Ducaten in Gold NB. Wiener Ducaten. [5]) —

Was Gesänge betrifft, so habe ich davon größere ausgeführte, so z. B. eine komische Arie mit ganzem Orchester auf den Text von Goethe „Mit Mädeln sich vertragen" etc., [6]) wieder eine andere Arie ähnlicher Gattung, wofür ich für jede 16 Stück Ducaten verlange (nach Verlangen Clavierauszug dazu) — für mehrere ausgeführte Gesänge mit Clavier für jeden derselben 12 Ducaten, worunter sich auch eine kleine italienische Cantate befindet mit Recitativ —, auch unter den deutschen Gesängen befindet sich ein Gesang mit Recitativ. — [7]) Für ein Lied mit Clavier 8 Ducaten. — Für eine Elegie für 4 Singstimmen mit Begleitung von 2 Violinen, Viola, Violoncell für ein Honorar von 24 Stück Ducaten. — [8]) Für einen Derwisch-Chor mit ganzem Orchester 20 Stück Ducaten. [9])

Von Instrumentalmusik wäre noch Folgendes: Ein großer Marsch für ganzes Orchester mit Clavierauszug für 12 Ducaten, geschrieben zu dem

---

[1]) Orig. „L." statt Leipzig.

[2]) „herab" fehlt im Orig.

[3]) „schwere" fehlt im Orig.

[4]) „in 20 gf" ist im Orig., nicht von Beethovens Hand, mit Bleistift beigeschrieben.

[5]) Statt Wiener Ducaten im Orig. „Sage 30 # —"

[6]) Das war ein Jugendwerk (s. Bd. I S. 281) wie vermutlich auch das folgende, in dem wir die „Prüfung des Küssens" vermuten dürfen (ebd. S. 280).

[7]) Die Worte „auch — Recitativ" sind im Orig. unten am Rande beigefügt. Ob diese Lieder unter den seither herausgegebenen nachzuweisen sind, bleibe dahingestellt. Bei der italien. Kantate kann man an die Arie Primo amore (Br. u. H. G. A. S. 23, 271) denken, doch hat dieselbe Orchesterbegleitung.

[8]) Der „elegische Gesang" Op. 118 erschien 1826 bei Haslinger.

[9]) „für 20 #" im Orig. mit Bleistift beigefügt.

Trauerspiel Tarpeja. — Eine Violin-Romanze (Solo mit ganzem Orchester) für 15 Ducaten. —.[1]) Ein großes Terzett für 2 Oboen und 1 Englisches Horn (könnte auch auf andere Instrumente übertragen werden) für 30 Ducaten. —[2]) 4 militärische Märsche mit türkischer Musik, auf Verlangen bestimme ich das Honorar. —[3]) Bagatelles oder Kleinigkeiten für Clavier allein, auf Verlangen das Honorar. Obige Werke sind alle fertig. —[4]) Für eine Solosonate für Clavier 40 Ducaten, welche Sie bald haben könnten.[5]) — Ein Quartett für 2 Violinen, Bratsche und Violoncell 50 Ducaten, welches Sie ebenfalls bald erhalten könnten.[6]) — Näher als das Alles liegt mir die Herausgabe meiner sämmtlichen Werke sehr[7]) am Herzen, da ich selbe in meinen Lebzeiten besorgen möchte; wohl manche Anträge erhielt ich, allein es gab Anstände, die kaum von mir zu heben waren und die ich nicht erfüllen wollte und konnte; ich würde die ganze Herausgabe in 2, auch möglich in 1 oder 1½ Jahr mit den nöthigen Hülfsleistungen[8]) besorgen, ganz redigiren und zu jeder Gattung Composition ein neues Werk liefern, z. B. zu den Variationen ein neues Werk Variationen, zu den Sonaten ein neues Werk Sonaten und so fort zu jeder Art, worin ich etwas geliefert[9]) habe, ein neues Werk[10]) und für alles dieses zusammen verlangte ich Zehntausend Fl. C. M. im 20 Fl. Fuß.[11]) —

Kein Handelsmann bin ich und ich wünschte eher, es wäre in diesem Stück anders, jedoch ist die Concurrenz, welche mich, da es einmal nicht anders sein kann, hierin leitet und bestimmt. — Ich bitte Sie um Verschwiegenheit,[12])

---

[1]) Die beiden Romanzen Op. 40 u. 50 waren längst erschienen. Es scheint also, daß Beethoven noch eine dritte zu schreiben beabsichtigte und entworfen hatte, er bezeichnet ja alle diese Werke als fertig.

[2]) Das Trio Op. 87 war längst bei Artaria erschienen. Für dieselben Instrumente hatte Beethoven auch Variationen über La ci darem aus Don Juan geschrieben, welche bei der ersten Aufführung (1797) als „Terzett" bezeichnet werden. Thayer Verz. 284 mit Nottebohms handschr. Bem. Dies kann er hier gemeint haben.

[3]) Vor „auf Verlangen" steht im Orig. mit Bleistift 24.

[4]) Diese letzten Worte fehlen im Orig.

[5]) Eine der Sonaten Op. 109—111 kann das nach den früheren Angaben nicht gewesen sein, da Schlesinger sie längst hatte. Wir dürfen also annehmen, daß Beethoven noch eine Sonate schreiben wollte.

[6]) Hier ist im Orig. noch beigefügt: „alle übrigen angegebenen Werke könnten sie gleich haben"; nach Weglassung dieser Worte scheint er also die obige Bemerkung (Anm. 4) beigefügt zu haben. — Die Erwähnung eines Quartetts gestattet die Vermutung, daß Op. 127 bereits begonnen war.

[7]) „gar sehr" im Orig.

[8]) Das Orig. sagt nur: „in 2 Jahren besorgen".

[9]) „geleistet" Orig.

[10]) „Produkt" Orig.

[11]) Orig.: „10 000 (Zehntausend) fl. C. M." Die folgende Angabe „im 20 Fl. Fuß" fehlt.

[12]) „um die höchste Verschwiegenheit", Orig.

indem, wie Sie schon aus den Handlungen dieser Herren ersehen können, ich sonst manchen Plackereien ausgesetzt bin. Erscheint einmal etwas bei Ihnen, alsdann kann man mich nicht mehr plagen. — Es sollte mir erwünscht sein, wenn sich ein Verhältniß zwischen uns anknüpfte, indem mir manches Gute von Ihnen versichert worden ist. Sie würden alsdann auch finden, daß ich lieber mit Jemandem von dieser, als mit so manchem der gewöhnlichen Gattung zu thun hätte. —

Ich bitte Sie um eine schnelle Antwort, indem ich gerade im Begriff bin, mich mit der Herausgabe mancher Werke jetzt entschließen zu müssen.[1]) Liegt Ihnen daran, so senden Sie mir gefälligst eine Abschrift von dem Verzeichniß, welches Sie Herrn Steiner[2]) mitgegeben haben. — In Erwartung einer baldigen Antwort

Ihr
mit Achtung ergebenster[3])
Ludwig van Beethoven."[4])

Die Antwort von Peters erfolgte in der Tat schnell, sie ist datiert vom 15. Juni. Wir geben das Wichtigste daraus:[5])

„Leipzig den 15. Juny 1822.

Euer Hochwohlgeboren geehrte Antwort hat mir viel Vergnügen gemacht, nicht blos weil Sie sich darinnen zur Erfüllung meiner Wünsche geneigt zeigen, sondern Ihre Sprache war auch so freundlich und zutraulig, daß ich in Ihnen eben so sehr den Menschen lieb gewonnen als ich den Künstler verehre; doch wie selten ist etwas vollkommen, denn so sehr ich mich über Ihren Brief freute, so schmerzlich war es mir auch Herrn Steiners wirklich hinterlistiges Verfahren daraus kennen zu lernen."

Er läßt sich darüber weiter aus und erzählt dabei, Steiner habe ihm gesagt, Beethoven habe ihn aufgefordert, für ihn Bestellungen anzunehmen, da es ihm (Steiner) recht lieb schien, wenn Beethovens Werke an Peters und nicht an den Juden Schlesinger kamen. Nach weiteren Betrachtungen spricht er die Hoffnung aus, daß Steiner nicht sowohl absichtlich, sondern aus Schwäche falsch an ihm gehandelt habe. Dann fährt er fort:

„Was ich zunächst von Ihrer Composition zu haben wünsche und weshalb ich Steiner beauftragte, war:

1 Quartett für Pianoforte, Viol. u. s. w.
1 Trio — do. — do. —

---

[1]) Hier steht noch im Orig.: „Wie leid ist es mir, daß Steiner, welcher schätzenswürdige Eigenschaften hat sich hier wieder als gemeiner Kaufmann gezeigt hat."

[2]) Orig. „ihm" statt „Herrn Steiner".

[3]) „ergebener" Orig.

[4]) Orig. nur „Beethoven".

[5]) Der Brief war im Besitz der Frau van Beethoven und ist zum Teil mitgeteilt von Nohl N. Br. B. S. 199. Uns liegt eine Abschrift Thayers vor. Nach dem Postvermerk ging er am 17. Juni ab.

1 Concert-Ouvertüre à grand Orchestre
Lieder für Pianoforte
Kleinere Solo Sachen für Pianoforte, als Capriccios, Divertissements u. s. w."

Er geht dann über zur Erwähnung der Werke, die Beethoven schon angeboten habe.

„Das vorzüglichste unter selbigen ist Ihre große Messe, welche Sie nebst dem Klavierauszuge, für Ein Tausend Gulden Convent. Münze mir überlassen wollen und [zu] deren Annahme, um diesen Preis, ich mich hiermit bekenne.

Als Wahrheit liebender Mann versichere ich Ihnen, daß Unternehmungen dieser Art die unvortheilhaftesten sind die wir nur machen können, nicht allein weil solche viel kosten und keinen großen Absatz haben können, sondern weil wir auch in der langen kostbaren Zeit die wir zu deren Herausgabe brauchen, eine Menge andrer gangbarer Werke drucken könnten, allein ich wähle dieses Werk, zuerst, um Ihrentwillen, zweitens, zur Ehre meiner Handlung, worauf ich eben so sehr als auf Gewinn sehe, drittens, weil mir Steiner sagte, daß Schlesinger auch darum handle, und nun in die Hände eines Juden, zumal eines solchen Juden, kann doch eine christliche von einem Beethoven komponirte Messe nicht kommen.

Zwischen offenen Männern wie wir sind bedarf es keines Contrakts, wollen Sie aber einen solchen, so senden Sie mir ihn und ich sende Ihnen solchen unterzeichnet zurück, wenn aber nicht, so geben Sie mir gefälligst bloß schriftlich, daß ich jene Messe nebst Klavierauszug für Ein Tausend Gulden in 20 f. fuß, erhalten soll und bemerken Sie dabei, wenn ich solche werde erhalten können, und daß solche dann für immer und einzig mein Eigenthum sey. — Ersteres wünsche ich, damit ich diesen Handel als abgemacht betrachten kann, und die Zeit wünsche ich, um mich wegen der Herausgabe einrichten zu können.

Wäre ich ein reicher Mann, ich wollte Ihnen dieses Werk ganz anders bezahlen, denn ich vermuthe daß es etwas recht tüchtiges ist, zumal da es ein Gelegenheitsstück ist, allein für mich sind f. 1000 für eine Messe eine große Ausgabe und das ganze Unternehmen geschieht wahrhaftig bloß um mich Ihnen und der Welt als ein Verleger zu zeigen der etwas für die Kunst thut.

Doch eine Bedingung muß ich Ihnen dabei noch machen, nehmlich daß niemand erfahre, wie viel ich Ihnen für diese Messe gezahlt habe, wenigstens vor mehrerer Zeit niemand es erfahre; ich bin kein vermögender Mann sondern muß mich placken und sorgen, allein ich bezahle die Künstler so gut ich vermag und im allgemeinen besser als andre Verleger — — —"

Er wünscht daher für jetzt nicht mehr größere Gesangwerke Beethovens zu übernehmen, doch auch die Messe nicht ganz allein von ihm zu bringen, sondern mit mehreren Werken aufzutreten, um Beethoven in den Stand zu setzen, den Wiener Verlegern erklären zu können, er habe mit Peters ein

Abkommen getroffen und müsse ihm fortwährend etwas zukommen lassen. Daher bittet er ihn noch um einzelne Lieder für Pianoforte, einige Bagatellen für Pianoforte allein, die 4 militärischen Märsche für türkische Musik; auch würde er gern das neue Streichquartett nehmen, doch 50 Dukaten würden seine Kräfte übersteigen: „denn das theuerste, was ich bis jetzt für ein Quartett für Viol. zahlte, waren f. 150 C. M. und ich habe dabei zu thun ehe ich meine Rechnung finde.“ [1]) An die Herausgabe von Beethovens sämtlichen Werken habe er schon oft gedacht, behalte sich aber eine Auslassung darüber für ein späteres Schreiben vor. Steiner dürfe er nur der Wahrheit gemäß sagen, daß er sich mit Steiners Wissen und Willen an Beethoven gewendet und dieser ihm künftig seine Kompositionen zugesagt hätte.

Darauf antwortet nun Beethoven aus Wien am 26. Juni. [2])

„Ew. Wohlgeboren.

Ich schreibe Ihnen nur daß ich Ihnen die Messe sammt dem Clavier-Auszug für eine Summe von 1000 Fl. C. M: im 20 Guldenfuß zusage. Bis Ende Juli werden Sie solche in Partitur wohl abgeschrieben erhalten, vielleicht auch einige Täge eher oder darnach; da ich immer sehr beschäftigt bin und schon seit 5 Monaten kränklich und man doch die Werke sehr aufmerksam durchgehen muß, sobald sie in die Ferne kommen, so geht dieses schon etwas langsamer mit mir. Schlesinger erhält auf keinen Fall mehr etwas von mir, da er mir ebenfalls einen jüdischen Streich gemacht hat; er gehört ohnehin nicht zu denen, die die Messe erhalten hätten; jedoch ist die Concurrenz um meine Werke gegenwärtig sehr stark, wofür ich dem Allmächtigen danke, denn ich habe auch schon viel verloren.

Dabei bin ich der Pflegevater meines mittellosen verstorbenen Bruders Kindes; da dieser Knabe mit 15 Jahren soviel Anlage zu Wissenschaften bezeigt, so kostet nicht allein die Erlernung derselben und die Unterhaltung desselben jetzt viel Geld, sondern es muß auch für die Zukunft auf ihn gedacht werden, da wir weder Indianer noch Irokesen, welche bekanntlich dem lieben Gott alles überlassen, sind, und es um einen pauper immer ein trauriges Dasein ist.

Ich verschweige alles unter uns, welches mir ohnehin das Liebste,

---

[1]) Hier hat Beethoven nach Nohls Angabe mit Bleistift die Preise der Stücke hingekritzelt und noch ein besonderes Verzeichnis derselben gemacht, worauf er dann den gleich mitzuteilenden Brief folgen ließ.

[2]) Den Brief bringt Nohl N. Br. Nr. 240 nach dem Original. Das Datum lautet „Wien am 26. Juli 1822“. Nohl sah richtig, daß das Datum irrtümlich ist und der Brief in den Juni gehört. Er ist offenbar die direkte Antwort auf Peters' Brief, der noch eine zweite, welche die erste voraussetzt, am 6. Juli folgte. Er war auch, aber nicht ganz korrekt und vollständig, abgedruckt in der N. Ztschr. 1837. 14. März. (Nr. 21.)

und bitte selbst ganz meine jetzige Verbindung mit mir zu verschweigen, ich werde es Ihnen schon sagen, wenn es Zeit ist zum Reden, welches jetzt gar nicht nöthig ist — Um Ihnen wenigstens zum Theil meine Wahrhaftigkeit zu beweisen, lege ich dieses Formular von Steiner, dessen Hand Sie erkennen werden, bey.[1] Es fällt etwas schwer zu enträthseln, ich versichere Sie auf meine Ehre, welche mir nächst Gott das Höchste ist, daß ich nie Steiner aufgefordert Bestellungen für mich anzunehmen. Es ist mein Hauptgrundsatz von jeher gewesen keinem Verleger mich anzutragen, nicht aus Stolz, sondern weil ich gerne wahrgenommen hätte wie weit sich das Gebiet meines kleinen Talentes erstreckte. Ich vermuthe daß Stein. Ihnen diesen ganzen Antrag listiger Weise gemacht habe, denn ich erinnere mich, daß Sie mir gütigst Musikal. von England durch Stein. übermachten, wer weiß, ob er deswegen nicht auf diese Idee dadurch diesen Streich gespielt hat, da er vielleicht vermuthete, Sie würden mir einen Antrag machen. — Was die Lieder, so habe ich mich schon darüber ausgesprochen, ich denke für die 3 Lieder mit den 4 Märschen wird ihnen das Honorar von 40 # nicht zuviel seyn — Sie können mir darüber schreiben — sobald die Messe gerichtet ist, werde ich es Ihnen zu wissen machen, u. Sie bitten, an ein hiesiges Haus das Honorar anzuweisen, wo ich alsdann sogleich gegen Empfang desselben das Werk abgeben werde, übrigens aber doch Sorge tragen werde, daß ich dabey bin bei der Abgabe auf die Post, auch daß die Fracht nicht zu viel koste. Mit ihrem Plan wegen der Herausgabe Sämmtl. Werke wünsche ich bald bekannt zu werden, denn dieses Unternehmen muß mir gar sehr am Herzen liegen.

Für heute schließe ich und wünsche Ihnen alles Ersprießliche und bin achtungsvoll

Ihr ergebenster
L. v. Beethoven."

Peters antwortete auf diesen Brief am 3. Juli:[2]) er ist bereit, für die Lieder und Märsche 40 Dukaten zu zahlen und einen Teil seiner Schuld schon vorher zu entrichten, teilt ihm einen Teil eines Briefes von Steiner mit, worin dieser sich zu entschuldigen sucht, und geht dann auch auf Beethovens Klage über seine ökonomischen Zustände ein, zu deren Vorteil er gern beitragen würde; „übrigens", meint er, „ist es unrecht, daß ein Mann wie Sie, ökonomische Umstände zu berücksichtigen hat; die Großen der Erde sollten Sie längst in eine ganz sorgenlose Lage versetzt haben, so daß Sie nicht mehr von der Kunst, sondern blos noch für die Kunst zu leben hätten".

Beethoven schreibt dann noch einmal am 6. Juli, als zweite Antwort auf den Brief Peters' vom 15. Juni, wie der Inhalt ergibt:[3])

---

[1]) Wir nehmen hier, Nohl folgend, Bezug auf Schindlers Darlegungen II, S. 89.

[2]) Auszugsweise mitg. bei Nohl, N. Br. S. 206. 210.

[3]) Nohl, N. Br. Nr. 244 (nach dem Original).

„Euer Wohlgebohren!

Indem ich erst ihren Brief recht gelesen habe, bemerke ich noch, daß Sie von den Bagatellen für das Klavier allein wünschen wie auch ein Quartett für 2 Violinen etc. — Was die Bagatellen anbetrifft, so nehme ich für eine 8 # in Gold, werunter manche von ziemlicher Länge, Sie könnten selbe auch einzeln herausgeben und unter deutschem noch eigentlicherm Titel nämlich Kleinigkeiten Nr. 1 Nr. 2 etc., wie es Ihnen am besten dünkt.

Was das Viol. quart. anbelangt, welches nicht ganz vollendet, da mir etwas anderes dazwischen gekommen, so dürfte es schwer sein, von diesem ihnen das Honorar zu verringern, indem gerade d. g. mir am höchsten honorirt werden, ich möchte beinahe sagen zur Schande für den großen allgemeinen Geschmack, welcher in der Kunstwelt durch den Privatgeschmack weit unter jenem öfters steht. — Vielleicht aber später ein anderes Quartett wenns möglich. Was die # betrifft, so können sie auch selber zu 4 fl. 30 kr. im 20ger Fuß verrechnen, dies gilt mir gleich — da sie sowohl die Lieder als auch die Märsche wie auch die Bagatellen sogleich haben können, so ersuche ich sie mir nun bald hierüber zu schreiben, damit ich mit meiner Eintheilung nicht zu kurz komme, indem ich gerade auch um d. g. Kleinigkeiten von mehreren Seiten angegangen worden bin — St. Verfahren requiescat in pace, es scheint ihm selbst sehr viel daran gelegen zu sein. Entschuldigen kann ich d. g. Mittel nicht, allein — man muß, mag man wollen oder nicht, d. g. Menschen doch nehmen wie sie sind, wo nicht, so lebt man in fortdauerndem Kriege.

Wegen der Messe habe ich ihnen schon alles geschrieben, wobey es auch verbleibt. Vergessen Sie nicht auf die Herausgabe Sämmtl. Werke — etc. etc. und nun bitte ich Sie mir baldigst auch das noch Betreffende zu beantworten —

ich wünsche ihnen alles erdenkliche Gute.

Achtungsvoll

ihr ergebenster

Beethoven."

Aus den vorstehenden Briefen erfahren wir, daß Beethoven die Diabelli-Variationen und ein neues Quartett bereits in Angriff genommen hatte; und, was jetzt wichtiger, daß die Messe Peters definitiv zugesagt war. Peters antwortete nun am 12. Juli:[1])

„Ew. Hochwohlgeb. melden mir in ihrem geehrten vom 6ten d. daß die 4 Märsche, die Lieder und die Bagatellen für Pianoforte zum absenden bereit liegen, ich bitte daher, mir solche zu übermachen.

Da ich nicht weiß wie stark die Bagatellen sind, so kann ich auch erst nach deren Empfang sehen, ob ich solche einzeln oder zusammen herausgeben werde, belieben Sie mir indeß nur mehrere derselben zu übersenden und mir dabei zugleich wissen zu lassen, wie viel Sie solche kleine Stücke besitzen, wahrscheinlich würde ich dieselben alle übernehmen können, so daß Sie sich deshalb nicht erst mit einem andern Verleger einzulassen brauchen.

---

[1]) Der Brief befand sich in Amerlings Sammlung.

Wegen den Liedern verlasse ich mich ganz auf Ihre Auswahl wobei zugleich auf hübsche Texte Rücksicht zu nehmen bitte; am liebsten wäre es mir, wenn ich einige einzelne Lieder, auf die Art wie Ihre Adelaide, Schloß Markenstein etc., erhalten könnte; ich möchte gerne zum Anfang unserer Geschäftsverbindung mit recht hübschen einnehmenden Sachen auftreten.

Nach den mir bemerkten Preisen wird das was Sie mir jetzt senden, zwischen 2 und 300 Gulden in zwanzigern machen, da ich solches aber nicht genau bestimmen kann, so belieben Sie sich nur den Betrag bei dem dortigen Banquier Herrn Gebrüder Meiß [Meisl], gegen Vorzeigung der Zulage und gegen Ihre Quittung, auszahlen zu lassen, ich habe diese Freunde heute davon benachrichtigt; übrigens ist es mir gleich, ob Sie dies Geld jetzt oder später sich auszahlen lassen, denn von jetzt an liegt es dort für Sie bereit und steht also ganz in Ihrem Belieben; auf diese für Sie bequeme Art werde ich Ihnen jedesmal wenn ich Manuscripte von Ihnen erhalte, das Honorar dafür auszahlen lassen.

Ich lasse mir nicht beykommen, von dem was Sie fordern etwas abzuhandeln, denn ich kann ein Kunstprodukt einer Waare nicht wohl gleichstellen, dagegen verlasse ich mich aber auch ganz auf Ihre Billigkeit, daß Sie mir die Preise in ähnlichem Verhältnisse wie den andern Verlegern stellen, damit ich diese nicht auf den Hals bekomme, denn schon mehrmals ist mir vorgeworfen worden daß ich zu hohes Honorar zahle — ich zahle gewiß dem Künstler gern was ich kann, allein es braucht es niemand zu erfahren, genug daß ich es weiß, wie sauer es mir wird, das Geld herbeizuschaffen, welches die vielen guten Werke kosten, die ich jetzt jährlich drucke.

Daß Sie Ihr Violinquartett hoch im Preise halten, verdenke ich Ihnen nicht, allein da ich, wie eben bemerkt, nicht abhandeln kann und das dafür verlangte Honorar für meine Kräfte zu hoch ist, so stehe ich lieber davon ab, auch pressire ich so eben nicht um neue Violin Quartetten indem ich in diesem Jahre noch 4 neue Quartetten von Spohr, 1 von B. Romberg und 1 von Rode zu drucken habe, welches alle schönen vorzüglichen Werke sind, indeß um einen für mich billigern Preis hätte ich gern [das Ihrige?] auch noch übernommen, erhalten Sie aber von einem andern mehr dafür, nun so entbehre ich es gerne, und freue mich, wie Sie dabei profitiren.

Uebrigens bemerke, daß ich vorerst nicht sowohl ein Violin Quartett, sondern ein Quartett für Pianoforte mit Viol. etc., von Ihnen zu haben wünschte, und wenn Sie einmal ein solches componiren, so soll es mir willkommen sein, dann bitte es aber ja nicht gar zu schwer zu machen, damit sich gute Diletanten desselben erfreuen können, denn bei dem jetzt verdorbenen Geschmacke, muß man die Liebhaber durch nicht zu schwere sondern mehr angenehme Werke guter Meister auf den besseren Geschmack zurückführen; durch zu schwere Werke bahnen die guten Meister den oberflächlichen Komponisten gar oft den Weg, denn die Liebhaber werden durch das schwierige abgeschreckt und greifen nach dem schlechten leichten, wenn aber die guten Künstler sich Mühe geben nicht zu schwer sondern recht gefällig zu schreiben, dann erhält sich der gute Geschmack — ich als Verleger kann solches recht oft beobachten

und gar viele barmen [so!], daß sie gern die Werke großer Meister vorzögen, wenn nicht immer zu viel schweres sie abschreckte. Nächstens ein mehreres, indeß verbleibe mit wahrer Hochachtung —

Ihr ganz ergebenster
C. F. Peters."

Diese wohlgemeinten, aber etwas unberufenen Ratschläge hätten wohl Beethoven, wie wir ihn kennen, sehr unmutig machen können. Die noch folgenden Briefe lassen aber davon nichts erkennen. Er war wohl durch die vielen Sorgen und Schwierigkeiten, welche auf ihm lasteten, etwas gleichgültiger gegenüber solchen Verlegerbedenken geworden, und wollte auch wegen solcher theoretischen Fragen die für ihn wichtige Verbindung mit Peters nicht scheitern lassen. Im übrigen verhielt sich Peters durchaus entgegenkommend gegen Beethoven; er erklärte sich bereit, nicht nur die Messe, sondern auch andere Kompositionen nach Beethovens Forderungen zu übernehmen, soweit seine Kräfte reichten, und hatte, wie er mitteilte und wie wir auch sonst erfahren, einen Teil des Geldes schon bei einem Wiener Bankier angewiesen.[1]) Beethoven schrieb am 3. August von seiner Krankheit, von der darin begründeten Unordnung, von der Zeit, welche ihm die Korrekturen wegnehmen; „in Ansehung der Lieder und der übrigen Märsche und Kleinigkeiten bin ich noch in der Wahl uneinig, jedoch wird bis 15. dieses Monats alles abgegeben werden können, — ich erwarte darüber ihre Verfügung und werde keinen Gebrauch von Ihrem Wechsel machen. Sobald ich weiß, daß das Honorar für die Messe und für die übrigen Werke hier ist, kann bis zum 15. dieses schon alles abgegeben werden —" Dann müsse er noch in ein Heilbad, und es liege ihm daran, alles Beschäftigende eine Weile zu meiden. Peters möge nichts auf unedle Weise von ihm aufnehmen;

[1]) Piringer, der bei Steiner verkehrte, hatte am 25. Juli in einer kurzen Zuschrift, die Nohl, N. Br. B. S. 213 mitteilt, Beethoven geschrieben: „Domine Generalissime! Victoria in Döbling — frische Truppen rücken an! — Die Großhändler, Gebrüder Meisl in der Rauhensteingasse im eignen Hause 2ter Stock haben von Hr. Peters in Leipzig den Auftrag erhalten dem Herrn Ludwig van Beethoven einige hundert Gulden auszuzahlen. — Ich eile mit Degens Flügeln, diese frohe Nachricht Illustrissimo sogleich mitzutheilen. — Heute ist der erste traurige Tag im Wiener Kalender, weil gestern die letzte italienische Oper war. —

25. VII. 22.

Mit der größten Hochachtung
Illustrissimi Generalissimi
humillimus servus
Ferd. Piringer".

Diese Zuschrift hatte Beethoven einem Briefe an Peters vom 13. September als Beilage beigefügt, um zu zeigen, daß schon Geschwätz über die Sache entstanden war. Damals hatte er das Geld in Empfang genommen, s. u.

„ich leide — wenn ich handeln muß“.[1]) Am 13. September schrieb er schon aus Baden[2]) und verspricht „die Kleinigkeiten alle“ nächstens zu schicken; er fürchtet schon, Peters möge sich von ihm hintergangen glauben; schreibt von seinen Bedrängnissen durch den Kardinal und von den neuen, durch die Eröffnung des Josephstädter Theaters bevorstehenden Arbeiten; „ich würde ihnen diese kleinen Sachen schon geschickt haben, jedoch sind unter den Märschen einige, zu welchen ich neue Trios bestimmt habe. Eben so ist es auch mit den andern, wo noch hier und da etwas hinzukommen soll. — Ich konnte aber aus Mangel an Zeit und meiner Gesundheit wegen, die ich nicht vernachlässigen darf, nicht dazu kommen. Sie sehen wenigstens hieraus, daß ich kein Autor um bloßen schnöden Gewinn bin. Es ist mir sehr leid, daß Sie das Geld dafür so früh geschickt haben. Ich hätte es auch nicht genommen, wenn es nicht Geschwätzes wegen geschehen wäre, wovon Sie sich durch gegenwärtige Beilage überzeugen können.[3]) Der Schreibende geht täglich zu Steiner und ich vermuthe, daß er nicht geschwiegen habe. Sie werden sich erinnern, daß ich Sie gebethen habe, daß alles vor diesem Menschen geheim bleibe. Warum? das werde ich Ihnen mit der Zeit offenbaren. Ich hoffe, Gott wird mich noch schützen vor den Ränken dieses bösen Steiner.“ Er möge nie etwas von ihm erwarten, wodurch er seinen Charakter schänden oder andern Nachteil bereiten könnte; er möge sich vor falschen Nachrichten über ihn hüten.

Beethoven scheint zu fühlen, daß man ihm Vorwürfe machen könnte; solche scheinen auch von seiten Peters', soweit es dessen Interesse betraf, nicht ausgeblieben zu sein. Am 23. November[4]) wehrt er sich dagegen — „so anstößig es scheint, so weiß ich Sie würden in einigen Minuten mit mir ausgesöhnt sein, wären wir zusammen“. Was für Peters bestimmt sei, sei schon alles beisammen bis auf die Wahl der Lieder, er erhalte deren noch eins mehr als nach dem Übereinkommen. Von Bagatellen könne er noch mehr schicken als die festgesetzten vier, es seien deren noch 9 oder 10 vorhanden. Seine Gesundheit sei durch die Bäder noch nicht völlig hergestellt, im ganzen aber habe er gewonnen.

[1]) Dieser Brief stand in der N. Ztschr. für M. 1837, 14. März, und bei Nohl, Br. B. Nr. 239. Wir können nicht alle Briefe an Peters hier vollständig mitteilen.

[2]) Nohl, N. Br. Nr. 248.

[3]) Der Brief Piringers, s. o. Beethoven fürchtete, Piringer möchte es Steiner erzählen.

[4]) Der Brief in der N. Ztschr. für Mus. 1837, 14. März, und bei Nohl, Br. B. Nr. 241.

„Mit der Messe verhält es sich so: ich habe eine schon längst ganz vollendet, eine andere aber noch nicht.[1]) Geschwätz muß nun über unser Einen immer walten und so sind Sie auch hierdurch irre geleitet worden. Welche von beiden Sie erhalten, weiß ich noch nicht; gedrängt von allen Seiten müßte ich beinahe das Gegentheil von dem „der Geist wiegt nichts" bezeugen. Ich grüße Sie herzlichst und hoffe daß die Zukunft ein ersprießliches und für mich nicht unehrenvolles Verhältniß zwischen uns Beiden obwalten lasse.

Beethoven."

Es fällt auf, daß Beethoven jetzt noch nicht einmal weiß, welche Messe Peters erhalten solle, da früher doch immer nur von der fertigen, seinem größten Werke, d. i. der Missa solemnis, die Rede war.[2]) In der Tat beschwerte sich Peters, daß die ihm zugesagten Kompositionen nicht fertig seien. Darauf antwortet Beethoven am 20. Dezember; er versichert, nichts von dem, was Peters gehöre, sei nicht fertig, er könne ihm nur aus Zeitmangel nicht alles auseinandersetzen; er nennt zwei Herausgeber, von denen der eine nichts von ihm erhalten habe, der andere nur um Bestätigung einer Schenkung von den Liedern der Modezeitung g ebeten habe,[3]) „welche ich zwar eigentlich nie für Honorar machte, allein es ist mir unmöglich, in allen Fällen nach per Centen zu handeln; fällt es mir doch schwer öfter als es sein muß darnach zu rechnen". — Er könne nicht allen Anträgen Gehör geben, es seien ihrer zu viele, auch sei nicht immer dem Wunsche des Autors gemäß, was man fordere. „Wäre mein Gehalt nicht gänzlich ohne Gehalt, ich schrieb nichts als große Symphonieen, Kirchenmusik, höchstens noch Quartetten. —" Von kleineren Werken könnte er noch haben: Variationen für 2 Oboen und 1 englisch Horn über das Thema aus Don Giovanni Da ci la mano,[4]) und ein Gratulationsmenuett für ganzes Orchester.[5]) „Wegen der Herausgabe sämmtlicher Werke hätte ich auch Ihre Meinung gewünscht."

An Peters wurden nun 3 Gesänge (das Opferlied, das Bundeslied, die Ariette „der Kuß", nach Nottebohm), 6 Bagatellen und 4 Märsche

---

[1]) Nottebohm II. Beeth. bringt Skizzen zu einer „Messe aus Cis moll", S. 152, 541, 543, deren Zeit also hierdurch annähernd bestimmt wird.

[2]) Beethoven begann in jener Zeit allerdings eine zweite Messe für den Kaiser, von welcher Nottebohm Skizzen mitteilte. Sogar noch eine dritte hatte er die Absicht zu schreiben.

[3]) Nach Nottebohms Vermutung (zu Thayers Verz. 222) Sauer u. Leidesdorf. Vgl. auch Nohl, Biogr. III S. 889 (Anm. 151), der bei dem Worte nach per Centen ein nicht ausgefallen glaubt.

[4]) Vermutlich das schon früher erwähnte Terzett (S. 251).

[5]) Das war eine ganz neue Arbeit, die wir weiter unten zu erwähnen haben.

(3 Zapfenstreiche und ein Marsch) abgeschickt [1]) Ein Violin- und Klavierquartett könne er nicht gleich liefern (wie er am 20. März 1823 schreibt), möchte aber wissen, wann Peters sie zu haben wünsche. Dann schreibt er noch von einem andern außerordentlichen Antrage, den er anzunehmen bereit sei, nur solle ihm Peters anzeigen, wann er „selbe" wünsche, sonst werde es, „so gern ich Ihnen den Vorzug gebe", fast unmöglich sein. Das kann sich nur auf die Messe, oder auf eine Messe beziehen, wie auch die folgende Stelle ergibt. „Es haben sich außer Ihnen noch zwei Männer gefunden, welche ebenfalls auch jeder eine Messe wünschen, indem ich wenigstens 3 gesonnen bin zu schreiben, die 1te ist längst ganz vollendet, die 2te noch nicht, die 3te noch gar nicht angefangen. Allein ich muß in Ansehung Ihrer doch Gewißheit haben, damit ich auf jeden Fall versichert bin."

Das Ende war bekanntlich, daß Peters die große Messe nicht erhielt: sie wurde einstweilen überhaupt nicht gedruckt und erschien später bei Schott. Eine weitere Messe ist überhaupt nie fertig geworden.

Der eine der beiden Männer, die Beethoven erwähnt, kann Artaria gewesen sein, an welchen er um jene Zeit folgenden Brief schrieb: [2])

„Für Seine Wohlgeboren
H. v. Artaria.

Euer Wohlgeboren

Indem ich gerade überhäuft beschäftigt bin, kann ich nur kurz sagen, daß ich die mir von ihnen bezeugten Gefälligkeiten soviel als mir möglich allzeit erwidern werde. — Was die Messe betrifft, so ist mir 1000 fl. C. M. darauf angetragen. Meine Umstände lassen es nicht zu von ihnen ein geringeres Honorar zu nehmen. Alles was ich thun kann ist ihnen den Vorzug zu geben.

Seyen Sie versichert, daß ich keinen Heller mehr von ihnen nehme als mir von Anderen angetragen ist. „Ich könnte ihnen dieses schriftlich beweisen." Sie können dieses überlegen, doch muß ich Sie bitten mir bis morgen Mittag darüber eine Antwort zukommen zu lassen, da morgen Posttag ist und man meine Entschließung anderwärts auch erwartet. —

Wegen den 150 fl. C. M. welche ich ihnen schuldig bin, werde ich ihnen ebenfalls einen Vorschlag machen, nur dürfen sie freylich jetzt noch nicht abgerechnet werden, da ich die 1000 fl. sehr nothwendig brauche. —

Ich bitte Sie übrigens was die Messe betrifft alles geheim zu halten.

Wie immer
ihr dankbarer
Freund
Beethoven."

---

[1]) Vgl. den Brief an Peters vom 15. Febr. 1823 (in der Allg. Mus. Ztg. 1874 Nr. 2, mit Nottebohms Anmerkungen), und den Brief vom 20. März 1823, in der Neuen Zeitschr. für Musik 1837 Nr. 21 und bei Nohl, Br. B. Nr. 252.

[2]) Nach Thayers Abschrift. Der Brief ist im Besitze von Artaria und auch von Nohl, Br. B. Nr. 240 veröffentlicht. Er trägt das Empfangsdatum 22. bis 23. August 1822.

Hier ist freilich von der Messe, d. h. der Missa solemnis, nicht von einer unter mehreren die Rede. Als Beethoven diesen Brief schrieb, hatte er die Messe, wie früher Simrock, so jetzt Peters zugesagt; auch die Äußerungen an Schlesinger ließen die Absicht einer Zusage vermuten. Es waren also nicht weniger als 4 Verleger, welche nach Beethovens eigenen Worten sich Hoffnung machen durften, die Messe zu erhalten. Auch fällt auf, daß er wiederholt Hoffnung auf Werke erregt, welche nicht fertig, ja kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen waren.

Bei diesen frappierenden Erscheinungen müssen wir uns Beethovens Persönlichkeit und die Umstände, unter denen er lebte, gegenwärtig halten. Beethoven arbeitete langsam und umständlich, er konnte sich bei Werken, die so ganz aus dem inneren Herzen kamen, namentlich in diesen späteren Jahren, nie genug tun. War er bei einer Arbeit, die sein Herz erfüllte, dann waren die Sorgen hinter ihm, und er war nur der künstlerischen Forderung hingegeben. In dem Briefe vom 20. März 1823 schreibt er an Peters, in seiner Lage müsse er zwar auf den Vorteil sehen; „ein anderes ist es aber mit dem Werke selbst, da denke ich nie, Gott sei Dank, an den Vortheil, sondern nur wie ich schreibe." Das gibt seine Grundsätze wieder.

Dazu kam sein Gesundheitszustand und alle die uns bekannten Bedrängnisse, welche die Elastizität seiner Natur beeinträchtigten und die Schaffenslust minderten. „Ihm graue vor dem Anfange großer Werke" soll er ja einmal gesagt haben. Darum blieben so manche größere Pläne unausgeführt, und die Vollendung größerer Werke nahm eine geraume Zeit in Anspruch. Dann schrieb er des Verdienstes wegen Kleineres und holte ältere vergessene Sachen wieder hervor. Denn sein Einkommen hatte sich, nach der empfindlichen Herabminderung des von seinen fürstlichen Gönnern ihm ausgesetzten Gehalts,[1]) und infolge der längere Zeit hindurch verminderten Produktivität, sehr verringert, und doch bedurfte er des baren Geldes; die Sorgen um den Neffen, seine Bade-Aufenthalte und so manches mußten ihn auf den Erwerb sehen lassen. Daher die Notwendigkeit, für seine Arbeiten möglichst hohe Honorare zu erhalten, daher leider auch sein Ausschauen nach verschiedenen Seiten und die Annahme von Vorschüssen. Seine Verlegenheiten hatten ihn genötigt, da er einmal die ihm gehörigen Bankaktien in seinem idealen Sinne als unantastbares Erbteil des Neffen betrachtete, Geld zu leihen; so war er unter andern den Wiener Verlegern

[1]) Wir nehmen Bezug auf Bd. III, S. 188.

Steiner und Artaria verschuldet, dem ersteren, wie er dem Bruder schreibt, mit annähernd 3000 Gulden; daher die peinlichen Beziehungen namentlich zu Steiner, daher zum Teil wenigstens der Wunsch, seine neuen Werke auswärts zu verlegen.[1]) An Artaria schreibt er, die geschuldeten 150 fl. dürften von den eventuell zu zahlenden 1000 fl. nicht abgezogen werden; das wirft ein Licht auf die Sorgen, die ihn beherrschten.

Wir zollen diesen Umständen das tiefste Mitgefühl, wir kennen genugsam die edlen Regungen seines Gemütes auf allen andern Gebieten, wir kennen die Gründe, welche ihn nötigten, zur Verbesserung seiner Verhältnisse alles zu versuchen. Der gewissenhafte Berichterstatter kann offenkundig vorliegende Tatsachen nicht ignorieren und kann, so hart es ist, Beethoven von dem Vorwurfe nicht freisprechen, daß sein Verfahren mit den Grundsätzen strenger Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit nicht übereinstimmte. Das sind trübe Episoden in Beethovens Geschichte, welche, wer ihn auch menschlich ganz verstehen will, nicht übersehen kann; die erklärenden und entschuldigenden Momente liegen gleich daneben, und die Höhe der unter diesen traurigen Verhältnissen entstandenen Schöpfungen hebt darüber hinweg. —

In diese geschäftlichen Angelegenheiten greift, wie wir sehen werden, auch Beethovens Bruder Johann ein, den wir gerade in dieser Zeit wieder in den Vordergrund treten sehen. Auch von ihm erhielt Beethoven ein Darlehen; es war natürlich, daß er ihn an den Interessen bei Herausgabe seiner Werke und womöglich auch an dem Erlöse für dieselben teilnehmen ließ. Daß gerade in diesem Jahre wieder ein lebhafter Verkehr mit dem Bruder begann, geht sowohl aus den Konversationsheften als aus den Briefen hervor; es ist daher angezeigt, mit einigen Worten auf diesen Bruder einzugehen. Über seine Geburt und früheren Erlebnisse, seine Niederlassung zu Linz (1808) und seine Verheiratung ist an früheren Stellen das Nötige beigebracht.[2]) Auch wissen wir bereits, daß Johann es zu einigem Wohlstande brachte und 1819 im stande war, sich bei Gneixendorf unweit Krems das Landgut Wasserhof zu kaufen, wodurch es ihm möglich wurde, im Winter in Wien zu leben. Dort finden wir ihn im Frühjahr 1822 im Hause seines Schwagers, des Bäckermeisters Obermayer, Ecke der Roth-

---

[1]) Auf einem früher in Haslingers Besitz gewesenen Exemplar der „Meeresstille" stand von Beethovens Hand mit roter Tinte: „NB. Schon wieder 150 fl. getilgt an der mea culpa, mea manima culpa und am heutigen dato auf dem Glacis der Schein davon in Feuer und Flammen aufgegangen. Wien am 19ten Apr. 1822". Ich entnehme diese Notiz Thayers Aufzeichnungen.

[2]) Vgl. Bd. III S. 80 fg., S. 216 fg.

gasse und Pfarrgasse. Hier fanden sich denn die beiden Brüder zu näherem Verkehre wieder zusammen, welcher dann auch, wenngleich ohne besondere Herzlichkeit, doch auch ohne besondere längere und ernstere Zerwürfnisse bis zu Beethovens Lebensende fortdauerte. In Wien bildete Johann bis zu seinem eigenen Tode eine viel bemerkte, vielfach komische Figur.

Um uns von seinem Äußeren eine Vorstellung zu machen,[1]) benutzen wir eine handschriftliche Beschreibung Gerhards von Breuning, der ihn wohl gekannt hat, in Thayers Nachlaß. „Sein Haar war schwarzbraun, dazu glatt niedergekämmt, sein Hut wohlgebürstet, seine Kleidung sauber, wie bei einem Mann, der sich für den Sonntag elegant kleiden will, aber mehr zopfig, plump, was durch seinen Knochenbau veranlaßt war, welcher eckig und unschön war. Seine Taille war etwas schmal, nichts von Embonpoint; seine Schultern breit; wenn ich mich recht erinnere, hielt er die Schultern etwas ungleich, oder war es seine eckige Gestalt, daß seine Gestalt etwas verschroben schien. Seine Kleidung war meistentheils blauer Frack mit Messingknöpfen, weiße Halsbinde, weiße Weste, leichte Beinkleider, ich glaube Trappfarben, weite Zwirnhandschuhe, deren Finger zu lang waren, so daß sie umkippten oder schlotternd länger vorstanden. Seine Hände waren breit und knochig. Seine Gestalt war nicht eben groß, doch weit größer als die Ludwigs. Seine Nase war groß und ziemlich lang, die Stellung seiner Augen ungleich, und man hatte den Eindruck, daß er mit dem einen Auge etwas schielend auswärts sah. Der Mund war schief, der eine Mundwinkel etwas schief aufwärts gezogen, was ihm etwas den Ausdruck moquanten Lächelns gab. Er spielte sich in seiner Kleidung auf den wohlhabenden Elegant, aber es paßte der eckig-knochigen Gestalt nicht an. Er war seinem Bruder Ludwig ganz und gar nicht ähnlich."[2]) Weiter sagt Breuning (Schwarzspan. S. 126), daß man ihn im Prater zwei-, auch vierspännig in einem altmodischen Phaethon habe fahren sehen, entweder selbst kutschierend, oder nachlässig hingegossen, hinter sich zwei galonierte Diener. Der Spott hierüber wurde auch in Beethovens Umgebung laut. Graf Moritz Lichnowsky sagt in einem Konversationsbuche vom Winter 1822/23: „es hat ihn jeder Mann zum Narren; wir nennen ihn blos den

---

[1]) Sein Bild befand sich nach G. v. Breuning im Besitze der Witwe Carls van Beethoven. Gerh. v. Breuning, aus dem Schwarzspanierhause S. 126, wo auch eine kurze Beschreibung gegeben wird.

[2]) „Mein Vater [Stephan von Breuning] hat wiederholt geäußert, wie so ganz unähnlich Ludwig und Johann in Gesicht wie Gestalt und Charakter seien." Gerh. v. Breuning in seinen Bemerkungen zu Thayers Broschüre.

Chevalier. — Die ganze Welt sagt [von] ihm, das einzige Verdienst, was er hat, ist daß er Ihren Namen führt.“

Es ist namentlich durch und seit Schindler üblich geworden, auf diesen Bruder Johann alles Schlechte zu häufen und ihn als das böse Prinzip im Leben des Komponisten zu behandeln, ihm vorzuwerfen, daß er den Bruder nur habe ausnutzen wollen und sich in dessen Angelegenheiten immerfort unbefugterweise eingemischt habe. Da die Vorwürfe zeitweise das erlaubte Maß überschritten, unternahm es Thayer in der kleinen Schrift „ein kritischer Beitrag zur Beethovenliteratur“ (Berlin 1877), die Ehre des viel und nach seiner Überzeugung mit Unrecht geschmähten Mannes herzustellen.[1]) Diesem Bestreben, welches Thayer ohne besondere Sympathie für den Mann im Interesse der Wahrheit verfolgte, können wir Anerkennung zollen, wenn es ihn auch stellenweise zu weit geführt haben mag; manche seiner Aufstellungen, bei welchen nur Kombination und Vermutung waltet, halten doch vor den Aussagen gleichzeitiger Zeugen nicht stand. Die Wahrheit möchte auch hier in der Mitte liegen.

Jenes prahlerische, lächerliche Auftreten Johanns stand zweifellos mit seinem ganzen Charakter in Verbindung. Von Hause aus unbedeutend und in durchaus kleinlichen, alltäglichen Anschauungen aufgewachsen, war er durch das Gelingen seiner geschäftlichen Unternehmungen, durch den erworbenen Wohlstand und durch das Bewußtsein, der Bruder eines berühmten Mannes zu sein, aus dem Geleise geraten; er hatte nicht die Geistes- und Herzensbildung, um diesen Gegensatz auszugleichen, und es konnte nicht fehlen, daß er durch sein Auftreten eine lächerliche Figur machte. Auch seine häuslichen Verhältnisse konnten nicht dazu beitragen, ihm Achtung zu verschaffen. Zwar lagen die Gründe zu den sittlichen Vorwürfen, welche früher behandelt sind, der Zeit nach weit zurück.[2]) Aber auch das weitere anstößige Gebaren der Frau, gegen welche auch unser Beethoven eine tiefe Abneigung hatte, mußte die Umgebung abstoßen und von ihm zurückhalten. Daß Johann geizig war, wird durch manche Äußerungen in den Konversationen klar, und das hat auch Beethoven zu erfahren Gelegenheit gehabt; bei den Ratschlägen, die Johann dem Bruder gibt, ist immer die Rücksicht auf Gewinn im Hintergrunde, an welchem auch er teilzunehmen hoffte; es kann aber nicht nachgewiesen werden, daß er ihm in seinen Angelegenheiten hätte schaden wollen

[1]) Einige der ärgsten Übertreibungen hat Nohl auf Grund besserer Information berichtigt (vgl. dessen Musik. Skizzenbuch S. 221, Neue Ztschr. für Musik 1878 Nr. 23), was Thayer unbekannt war.

[2]) S. Bd. III S. 216 fg.

oder geschadet hätte. Beethoven hat auch gewiß unter augenblicklichen Eindrücken manches bittere Wort über ihn gesprochen, wozu er sich ja leicht hinreißen ließ, um ebenso leicht wieder versöhnlichen Stimmungen Raum zu geben. Wir werden uns hinsichtlich seiner Gesinnung richtiger an seine Briefe halten, aus denen wir noch Mitteilungen zu machen haben. Aus ihnen geht jedenfalls hervor, daß Beethoven Vertrauen zu ihm hatte; wenn auch Johann für Beethovens künstlerische Bedeutung und sittliche Höhe kein Verständnis hatte, so war er doch weit entfernt, ihm schaden zu wollen, im Gegenteil war er immer bereit, ihm in schwierigen Lagen, soweit er konnte, zu helfen. Die Frage, ob er musikalisch gewesen sei, darf wohl einfach verneint werden. In einer Unterhaltung (1824) erzählt der Neffe, Johann sei in einem Quartett gewesen, und da Beethoven ein Bedenken zu äußern scheint, was er da gewollt habe, lautet die Antwort: „Er will Geschmack bekommen. — Er schreit immer Bravo". Und Holz erzählt 1826: Johann habe das Es dur-Quartett wohl zehnmal gehört, bei der Aufführung 1826 aber gesagt, er höre es zum erstenmal.

Im einzelnen wendet Thayer sich besonders scharf gegen den Vorwurf, daß Johann sich unberufen in Ludwigs Angelegenheiten einmischte und daraus für sich Vorteile zu erzielen suchte. Diese Einmischung, sagt Thayer, ist nicht erwiesen und wird schwerlich je erwiesen werden. Beethoven, sagt er, hatte in dieser Zeit keinen, der ihm hülfreich zur Seite stand; er hatte von Johanns Geschäftskenntnissen eine gute Meinung und es war ihm erwünscht, ihn wieder in der Nähe zu haben. Das erste Zusammentreffen, als Beethoven die Familie nach mehr wie 9 Jahren wiedersah (den Bruder hatte er vielleicht schon vorher gesprochen), war ein freundliches; Beethoven wünscht sehr, daß sie zusammenwohnen, nachdem ihm Johann schon vorher seine Hülfe angeboten; später bittet er dringend, zu ihm zu kommen, um ihm beim Verkaufe von Werken behülflich zu sein; Johann beeilte sich nicht, zu kommen. Beethoven unterrichtet ihn über abzugebende Werke und was ihm für solche geboten sei.

Was nun den Vorwurf wegen unberufener Einmischung betrifft, so kommt es darauf an, was wir darunter verstehen. Gewiß hat Johann nicht ohne Beethovens Wissen über Werke desselben verhandelt oder Bestimmungen getroffen. Aber Beethoven hat ihn ganz ersichtlich ermächtigt, für ihn zu verhandeln, z. B. mit Steiner über die bei Eröffnung des Josephstädter Theaters geschriebenen oder aufgeführten Werke; in der Korrespondenz kommt auch die Messe vor.[1]) Also allgemeine Aufträge hatte Johann.

[1]) Brief vom Aug. 1822 (Nohl N. Br. Nr. 246): Da du schreibst, daß du

Was nun jenen Vorwurf betrifft, so hält G. von Breuning in einer schriftlichen Auslassung an Thayer, welche seinem Exemplar der oben zitierten Schrift beiliegt, denselben auf Grund des Zeugnisses von Augenzeugen, wie seines Vaters Stephan von Breuning und seiner selbst, aufrecht. Wir werden nicht umhin können, anzunehmen, daß Johann in Überschreitung der ihm zuteil gewordenen Aufträge sich manche Eigenmächtigkeiten erlaubt hat; dafür haben wir auch andere Zeugnisse. So sagt Graf Moritz Lichnowsky im Konversationsbuch an der bereits erwähnten Stelle: „Sie sollten ihm untersagen ohne Ihre Unterschrift Geschäfte oder Correspondenz in ihrem Namen zu führen. — — Vielleicht hat er in Ihrem Namen dort schon Contract abgeschlossen." Das deutet doch sehr bestimmt auf ein von den Freunden befürchtetes willkürliches Verfahren; wir haben aber kein Mittel, zu erforschen, auf welches bestimmte Werk oder Ereignis sich diese Worte beziehen; vielleicht auf Verhandlungen mit Steiner. Aber noch 1826 erzählte Holz, daß Johann sich gern, auch in Briefen, als Beethovens Bruder und gewissermaßen Vertreter geltend gemacht habe. Wenn ihn also Thayer von dem Vorwurfe unberufener Einmischung ganz frei machen will, dürfte er zu weit gehen; daß er dabei auch an seinen Vorteil gedacht, ist nicht ausgeschlossen; daß er ihn in unrechtlicher Weise habe ausnutzen wollen, dafür allerdings ist ein Beweis nicht erbracht.

Weiter wendet sich Thayer gegen den Vorwurf Schindlers, der Bruder habe unsern Meister in eine für ihn ganz unpassende Wohnung gebracht, in welcher er sich nicht wohl fühlen konnte. Die Wohnung lag in der Rothgasse neben der des Bruders, mit welchem ja Beethoven gern zusammen wohnen wollte. Daß die Verhältnisse des Nebeneinanderwohnens und die Beschaffenheit der Wohnung selbst Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte, dafür mißt Beethoven, wie er selbst in einem Briefe schreibt, dem Bruder keine Schuld bei und erkennt seinen guten Willen an; er sucht das entstandene Zerwürfnis auszugleichen; wenn er später die Schuld in Briefen und Äußerungen Johann zuschob und seinem Groll Ausdruck gab, so war das, nach Thayer, nur — Beethovenisch, ein Ausdruck, dem auch Gerh. v. Breuning ohne weiteres beistimmt.

die Messe wünschest, so bin ich ganz damit einverstanden, nur wollte ich nicht, daß du dabei irgend einen Schaden habest." Vorher hatte er geschrieben, daß er an Simrock geschrieben, er wolle ihm die Messe für 1000 G. überlassen. Und am 6. Okt.: „Wegen der Messe bitte ich wohl zu überlegen, weil ich Simrock antworten muß, wenn du in keinen Schaden kommst, sonst bitte ich es nicht zu übernehmen." Das wäre also wieder ein Neues; er will also auch diese Verhandlung in Johanns Hand legen.

Auch warf man Johann vor, daß er sich geweigert habe, bei Beethovens drückendem Schuldverhältnisse Geld vorzustrecken oder Bürgschaft zu übernehmen. Nun erwähnt Thayer, Johann hatte ihm ja bald nach seiner Rückkehr (ehe Beethoven nach Baden ging) 200 Gulden geliehen,[1] und es habe ihm bei seinen geschäftlichen Unternehmungen, namentlich dem Gutskaufe, nicht zugemutet werden können, sein Besitztum mit neuen Schulden zu belasten, „bloß um seines Bruders Bankaktien zu sparen". Diese Bankaktien betrachtete Beethoven in seinem edlen Sinne schon jetzt als unantastbares Eigentum des Neffen. Das war nun freilich für Johann kein Rechtsgrund, und in seinem alltäglichen kaufmännischen Sinne konnte er eine solche Betrachtung immerhin hegen. Aber wiederholt bot ihm Johann Wohnung auf seinem Gute an, im Jahre 1824 sogar ganz kostenlos, aber bis 1826 war Beethoven aus Abneigung gegen die Frau nie darauf eingegangen; die Ereignisse von 1826 kommen im Zusammenhange zur Sprache. Thayer kennt Johanns Schwächen und Fehler, will nur die Übertreibungen auf ihr Maß zurückführen und schließt so: „Trotz allem, was man gegen ihn geschrieben hat, war er von freundlicher Natur, gutmütig und ein großer Verehrer der Talente seines Bruders." Das letztere bestreitet G. v. Breuning und führt an, daß in seiner Gegenwart Johann die Werke seines Bruders als „Narrenwerke" und ihn selbst als einen Narren bezeichnet habe, daß er aber allerdings in späterer Zeit mit Ostentation die Bewunderung für Beethovens Werke affektiert habe. Das übrige Lob Thayers läßt er unbeanstandet und gutmütig und sorglich lassen ihn auch die Konversationen im ganzen erkennen; für den Neffen zeigt er Interesse und äußert bei späterer Gelegenheit, was auch Schindler anerkennen muß, praktische und dabei wohlmeinende Ansichten über die Bedürfnisse desselben. Beethoven in seinem edlen Sinn sah in ihm immer den Bruder und wollte dieses natürliche Band nicht zerreißen lassen, und wenn in Johanns kleiner Seele, in welcher die Rücksicht auf Gelderwerb immer die erste Rolle spielte, ein volles Verständnis für des Bruders Größe nicht wohnte, so ließ sich Beethoven doch dadurch nicht beirren, die Beziehungen festzuhalten und immer wieder anzuknüpfen. Wenn wir zugeben, daß Thayer, der doch aufrichtig die Wahrheit suchte, in manchen Punkten übers Ziel schießt, so darf man ihm doch darin recht geben, daß ein Versuch einer Ehrenrettung Johanns zugleich zu Beethovens Ehre geschieht; denn wäre jener wirklich der ganz gemeine und schlechte Mensch gewesen, als welchen ihn manche Dar-

[1]) Das wird in den Briefen erwähnt, s. u.

stellungen erscheinen lassen, da wäre es unerklärlich, daß Beethoven von jetzt an bis zu seinem Lebensende fortgesetzt und auch herzlich mit ihm verkehrte.

Das Verhältnis wird erläutert durch die Briefe, die Beethoven in dieser Zeit an ihn schrieb. An der Hand dieser Briefe begleiten wir auch Beethovens Dasein während der folgenden Zeit. Wir berichten daher hier vorwegnehmend, daß Beethoven diesmal seinen Sommeraufenthalt, den ersten, in Oberdöbling nahm, wo er jedenfalls im Juli war; genau läßt sich die Zeit der Übersiedelung nicht bestimmen, doch scheint er nach dem Vermerk auf Simrocks Brief vom 13. Mai schon im Mai dort gewesen zu sein. Er wohnte in der Alleegasse 135. Leider hat Beethoven die meisten seiner Briefe nicht datiert; der nachstehende stammt aber gewiß aus der Oberdöblinger Zeit und wird ins Frühjahr oder Sommer 1822 zu setzen sein.[1])

„Ich hofte dich gewiß zu sehen — aber vergebens — auf Staudenheimers Verordnung muß ich noch immer Medizin nehmen, u. darf mich nicht zu viel bewegen — Ich bitte dich statt heute in Prater zu fahren den Weg zu mir zu nehmen mit deiner Frau u. Tochter — ich wünsche nichts als daß

---

[1]) Nach Thayers Abschrift; das Original besaß Frau van Beethoven. Veröffentlicht ist der Brief von Nohl N. Br. Nr. 254, aber chronologisch nicht richtig eingeordnet. Die Brüder waren noch nicht lange zusammen, eine gemeinsame Wohnung ist noch nicht gefunden und von der Reise nach Baden ist noch keine Rede. Der Brief ist also in frühe Zeit des Sommers zu setzen. — In dieselbe Zeit gehören folgende Zeilen des alten Freundes Zmeskall, welche wir hier einfügen, da sich ein anderer Zusammenhang nicht ergibt:

„Lieber Beethoven,

Mit Erstaunen entdeckte ich dieser Tage, daß auf meinem Dachboden sich Sachen befinden, die Ihnen zugehören, und von denen ich nie etwas wußte, außer von zwei Gypsbüsten, die ich längst schon von den nämlichen Bedienten, dem Sie selbige zur Aufbewahrung übergeben hatten, Ihnen zurückgestellet worden zu sein, geglaubt habe: Hier schicke ich Ihnen alles zurück, was sich vorgefunden hat, und was ich für Ihnen gehörig halte. Auch erhalten Sie noch hiermit Ihr Buch von Weißenbach und Rabenfedern, die Sie mir vor längerer Zeit zugeschickt haben.

Ich reise übermorgen nach Carlsbad und Teplitz, wo ich noch mein Heil suchen will. Ihnen wünsche ich ununterbrochenes Wohlsein und Freuden des beglücktesten Menschen.

Wien den 4ten May 1822. Zmeskall."

Vier Flaschen Ofner folgen mit

Die Fracht ist ganz berichtigt.

Der Brief war im Besitze der Frau van Beethoven; ob er nach Wien geschrieben war, ist nicht zu entscheiden.

das Gute, welches unausbleiblich ist, wenn wir zusammen sind, ungehindert erreicht werde, wegen Wohnungen habe ich mich erkundigt, es sind ihrer passende genug zu haben, u. du hast eben nicht nöthig vielmehr zu bezahlen als bisher, bloß ökonomisch betrachtet, wie viel läßt sich auf beiden Seiten ersparen, ohne deswegen nicht auch an einiges Vergnügen zu denken. — Gegen deine Frau habe ich nichts, ich wünsche nur daß sie einsehe, wie viel auch für dein Daseyn mit mir gewonnen kann werden, u. daß alle armseeligen Kleinigkeiten des Lebens keine Störungen veranlassen —

Nun leb wohl, ich hoffe dich ganz gewiß zu sehn heut Nachmittag, wo wir alsdann nach Nußdorf fahren könnten, welches mir auch zuträglich wäre. —

Dein treuer Bruder
Ludwig.

Nachschrift.

Friede Friede
sey mit uns, Gott gebe nicht daß das natürlichste Band zwischen Brüdern wieder unnatürlich zerrissen werde, ohnehin dürfte mein Leben nicht mehr von langer Dauer seyn, ich sage noch einmal, daß ich nichts gegen deine Frau habe, obschon mir ihr Betragen gegen mich jetzt ein paar mal sehr aufgefallen ist, u. ohnehin bin ich durch meine jetzt schon 3½ monathliche Kränklichkeit sehr, ja äußerst empfindlich u. reizbar, fort mit allen dem, was den Zweck nicht befördern kann, damit ich u. mein guter Karl in ein mir besonders nöthiges gemäßeres Leben kommen kann — Sehe nur meine Wohnung allhier, so siehst du die Folgen, wie es geht, da ich, wenn ich besonders kränklich mich fremden Menschen anvertrauen muß, geschweige von anderen noch zu reden, was wir ja ohnehin schon besprochen haben.

Im Falle du heute kommst, könntest du Karl abhohlen, ich füge deswegen diesen offenen Brief an H. v. Blöchlinger bey, welchen du gleich hinschicken kannst an selben. —"

Dieser Brief deutet auf bereits vorher stattgehabte Zusammenkünfte, bei welchen auch vergangene Ereignisse verhandelt waren oder wenigstens ihren Einfluß geübt hatten; Beethoven in seinem edlen Sinn war bereit, alles zu vergessen. Der Wunsch, zusammen zu wohnen, scheint auf Ludwigs Seite stärker zu sein wie auf der Johanns. Von geschäftlichen Sachen bei den Werken ist noch keine Rede; auch das deutet auf frühe Zeit dieses Sommers. Von einem Zudrängen Johanns ist hier keine Spur.

In die Döblinger Zeit, vielleicht in die Zeit der Übersiedelung, fällt auch folgender kurze Brief:[1])

„Mein lieber Bruder!

Werde nicht ungeduldig, da ich der Urheber so vieler Plagen für dich bin — ich hoffe, daß ich wohl noch ausfindig machen werde, wodurch ich

[1]) Aus Thayers Papieren, nach Jahns Abschrift. Nohl, N. Br. Nr. 239 teilt ihn „nach einem Facsimile" mit, sagt aber nicht, wo sich dieses befindet.

wenigstens einigermaßen meine Dankbarkeit bezeigen kann. Carl bitte ich dich im nach Döbling fahren seine Schuhe zukommen zu lassen.[1])

In der Wohnung von mir im Carls-Institut[2]) ist noch im Zimmer eine Seitenthür worin ein Nachtstuhl, gestanden. Zu dem englischen Piano müßten nebst den Füßen an der Leyer unten vermittelst eines Beißels die Schrauben gezogen werden, du brauchst wohl mehrere Menschen in dem Döblingschen Loch wegen dem Clavier? am besten würde es wohl getragen? Nun leb wohl, könntest du Sonntags Nachmittags herabkommen,[3]) so wäre es recht schön, denn Montags Nachmittags denke ich wohin zu schlendern.[4])

Ich umarme dich von Herzen
dein treuer Bruder
L. v. Beethoven."

Es folgen zwei längere Briefe aus dem Ende des Monats Juli. Der erste, vom 26. Juli, ist folgender:[5])

„Lieber Bruder!

äußerst beschäftigt und unbequem in allem mit Wohnung u. mit meinen Leuten, welche beyde äußerst ungeschickt sind konnte ich dir noch nicht schreiben. Meine Gesundheit betreffend, so geht es besser, ich muß seit einigen Tägen Johannes Brunnenwasser trinken. Die Pulver des Tages 4 mal nehmen; u. nun soll ich nach Baden, dort 30 Bäder brauchen, wenn es möglich ist zu bewerkstelligen so begebe ich mich bis 6 oder 7ten August dahin. Könntest du nur kommen auf einige Täge, mir zu helfen, jedoch wird dir der Staub u. die Hitze zu stark seyn, wäre das nicht du könntest mit mir in Baden ein 8 Täge zubringen ad tuum libitum, hier habe ich noch die Correcturen zu besorgen von der Messe.[6]) Ich erhalte 1000 fl. C. M. dafür von Peters, so wie er auch noch von andern kleineren Werken nimmt, Er hat schon hier 300 fl. C. M. angewiesen, könntest du nun die Briefe lesen, ich habe aber das Geld noch nicht genommen, auch Breitkopf u. Härtel haben den Sächsischen Chargé d'Affaires wegen Werken zu mir geschickt,[7]) auch von Paris habe ich aufforderungen wegen Werken von mir erhalten auch von Diabelli in Wien, kurz man reißt sich um Werke von mir, welch' unglücklicher glücklicher Mensch bin ich!!! — auch dieser Berliner hat sich eingestellt — wird nur meine Gesundheit gut, so dürfte ich noch auf einen grünen Zweig kommen. —

[1]) „zu machen" bei Nohl, der auch „Schuhe u. Schuhe [sic]" druckt.

[2]) „in Karls Institut" bei Nohl, ganz unverständlich. Ich folge der Einheitlichkeit wegen der Jahnschen Abschrift.

[3]) „Sonntags herkommen" Nohl.

[4]) Statt „wohin zu schlendern" druckt Nohl „von hier zu schreiben".

[5]) Der Brief war im Besitze von Frau (Karl) van Beethoven. Ich folge der Abschrift Thayers. Gedruckt ist er bei Nohl, N. Br. Nr. 245.

[6]) Das war also die Hauptarbeit in Döbling.

[7]) S. u. den Brief Griesingers.

Der Erzherzog Kardinal ist hier, ich gehe alle Woche 2mal zu ihm,[1]) von Großmuth u. Geld ist zwar nichts zu hoffen, allein ich bin doch auf einem so guten vertrauten Fuß mit ihm daß es mir äußerst wehe thun würde, ihm nicht etwas angenehmes zu erzeigen, auch glaube ich ist die anscheinende Kargheit nicht seine Schuld. — Ehe ich nach Baden gehe, brauche ich Kleidungen, weil ich wirklich zu ärmlich darin bin, selbst auch an Hembden wie du schon gesehen, frag deine Frau, was sie von dieser Leinwand hält, sie kostet die Ehle 48 X W. W. — Wenn du kommen kannst, so komme, jedoch ohne dir Leides zuzufügen, im September komme ich zu dir mit Karl, wenn ich nicht nach Olmütz zum Kardinal gehe welches er sehr wünscht. — Wegen der Wohnung da sie schon genommen ist, so mag's seyn,[2]) ob sie aber eben auch gut für mich ist, ist nun die Frage. — Die Zimmer gehen in den Garten, nun ist aber Gartenluft gerade die unvortheilhafteste für mich, alsdann ist der Eingang durch die Küche zu mir, welches sehr unangenehm und unzuträglich ist — u. nun muß ich ein 4-tel Jahr für nichts bezahlen, hierfür werden wir denn Karl und ich, wenns möglich, uns bei dir in Krems einfinden, u. wacker drauf loß leben, bis dieses Geld wieder eingebracht ist — d. h. wenn ich nicht nach Mähren gehe — schreibe doch sogleich nach Empfang dieses, grüße mir die deinigen, müßt ich nicht nach Baden, so würde ich gewiß schon künftig. Monath zu dir gekommen, nun aber ist es einmal nicht anders, wenn du kannst, so komme, es wäre mir große Erleichterung — Schreibe gleich — lebe recht wohl — ich umarme dich von Herzen und bin wie immer

dein treuer
Bruder
Ludwig.

Wien am 26ten Juli[3])
1822."

Wir sehen aus diesem Briefe, daß zwischen den Brüdern inzwischen auch Geschäftliches zur Sprache gekommen war; Beethoven macht ihm Mit-

---

[1]) Zur Erläuterung folge hier das Schreiben eines Dieners des Erzherzogs (wie es scheint) an Beethoven, welches sich im Besitz der Frau van Beethoven befand:

„Pour Monsieur van Beethoven
zu Oberdöbling Alleegasse No. 135.

Hochgeehrter Herr van Beethoven,

Ich berichte Ihnen hiermit daß Se. Kaiserliche Hoheit Sich nicht wohl befinden. Dahero ist morgen hir nichts zu machen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so möchten Sie Mittwoch als den 31ten July, um halb sechs Uhr kommen, da würden Se. Kaiserliche Hoheit Sie erwarten.

Nun leben Sie wohl, ich bin mit aller Hochachtung,

dero

am 26. July 1822." ergebenster Zips.

[2]) Die Wohnung ist die in der Rothgasse, Johann hatte also, wie es scheint, bei Ludwigs Unschlüssigkeit durchgegriffen.

[3]) Beethoven war, wie der vorher mitgeteilte Zettel von Zips zeigt, noch in Oberdöbling, hatte aber noch die Stadtwohnung.

teilungen über die ihm gemachten Angebote, aber wie es scheint zum erstenmal, das einzelne war Johann noch unbekannt. Das war also der Anfang weiterer Verhandlungen; die Fortsetzung gibt der folgende Brief:[1])

„Liebes Brüderl![2]) Großmächtigster
Gutsbesitzer!

Gestern schrieb ich dir, jedoch ermüdet von vielen Anstrengungen und Beschäftigungen, und mit einer schlechten Feder mag es dir schwer werden zu lesen. Schreib mir für's Erste, wie geschwind die Posten hin u. her gehen, von dir zu mir, u. von mir zu dir. Ich schrieb dir daß der Leipziger Verleger die Messe für f. 1000 nimmt, ich wünschte nur daß ich dir die Briefe alle schicken könnte, es ist aber zu umständlich.[3]) Es wäre besser, daß du bey allem gegenwärtig wärst, indem ich glaube, daß ich ihm von den andern Kleinigkeiten manches zu wohlfeil gegeben habe; 4 Märsche für 20 # erhält er noch. für 3 Lieder jedes 8 #. 4 Bagatellen eine zu 8 #. Ich habe, mir die Umständlichkeiten zu vermeiden, ihm geschrieben, er möchte das Geld in Silbermünze bezahlen. Weil er aber noch nicht wußte, wieviel Bagatellen er erhält, so hat er, wie du aus dem beygefügten Zettel siehst, mir gleich 300 f. angewiesen.

Nun kann ich aber die Kleinigkeiten nicht gleich schicken, da der Copist mit der Messe beschäftigt ist, die das Wichtigste ist, u. wo ich, sobald ich nur einige Tage vorher schreibe, daß die Messe von hier abgeht, sogleich die 1000 fl. erhalte, welche ich, wenn ich gewollt hätte, schon jetzt hätte erhalten können. Aus allem ist der Eifer des Mannes für meine Werke zu sehen, ich möchte mich aber nicht gerne bloßgeben: u. es wäre mir lieb, wenn du mir schriebst, ob du einiges[4]) entbehren kannst, damit ich nicht gehindert werde, bey Zeiten nach Baden zu gehen, wo ich einen Monath wenigstens bleiben muß. Du siehst, daß hier keine Unsicherheit statt findet, so wie du die 200 fl. im September mit Dank zurückerhalten wirst. Den beyliegenden Zettel bitte ich dich, mir gleich wieder zurückzuschicken. Übrigens bist du als Kaufmann immer ein guter Rathgeber.[5]) — Die Steiner treiben mich ebenfalls in die Enge. Sie wollen durchaus schriftlich haben, daß ich ihnen alle meine Werke gebe — Jeden Druckbogen wollen sie bezahlen; nun habe ich aber erklärt, daß ich nicht eher mit ihnen in eine solche Verbindung treten will, bis sie die

---

[1]) Dieser Brief befand sich ebenfalls im Besitze der Witwe des Neffen Carl. Er folgt hier nach Thayers Abschrift. Mitgeteilt von Nohl N. Br. Nr. 241. Bis auf Unterschrift und Nachschrift von der Hand des Neffen.

[2]) „Bestes Brüderl" bei Nohl.

[3]) Die Worte nehmen direkten Bezug auf den vorigen Brief, es ist also klar, daß der gegenwärtige Brief nach dem vorigen geschrieben ist.

[4]) „einige" bei Thayer, Nohl wohl richtig „einiges", da offenbar von einer zu entleihenden Summe die Rede ist. Der Betrag von 200 fl. war wohl vorher schon besprochen. — Übrigens zeigen die vorstehenden Mitteilungen, daß Johann bei den früheren Verhandlungen noch nicht beteiligt war.

[5]) Diese Worte scheinen doch zu zeigen, daß Johann sich nicht aufdrängt.

Schuld tilgen. Ich habe ihnen dazu 2 Werke vorgeschlagen, welche ich nach Ungarn geschrieben, u. die als ein paar kleine Opern zu betrachten sind; wovon sie auch früher schon 4 Stücke genommen haben. Die Schuld beträgt ungefähr 3000 fl. sie haben aber abscheulicher Weise noch Interessen dazu geschlagen, die ich nicht eingehe. Einen Theil Schulden habe ich von Carl's Mutter hierbey übernommen, da ich ihr gerne alles Gute erzeige, insofern Carl dadurch nicht gefährdet wird. Wärst du hier, so wären diese Sachen bald abgethan; nur die Noth zwingt mich zu dergleichen Seelenverkäuferey. Wenn du kommen, u. auf 8 Tage mit nach Baden gehn könntest wäre es recht schön, nur mußt du zugleich schreiben wie du es zu halten denkst. Küche u. Keller setze unterdessen in besten Zustand; denn vermuthlich werde ich mit meinem Söhnchen unser Hauptquartier bey dir aufschlagen, u. wir haben den edlen Vorsatz gefaßt, dich gänzlich aufzuzehren. Es versteht sich, daß bloß vom Sept. die Rede ist.

Jetzt lebe wohl, bestes Brüderl! lies alle Tage das Evangel; führe dir die Episteln Petri u. Pauli zu Gemüth, reise nach Rom, u. küsse dem Papst den Pantoffel. Grüße mir die Deinigen herzlich. Schreibe bald. Ich umarme dich von Herzen.

Dein treuer Bruder
Ludwig" (eigenhändig).

„Ich Sekretarius umarme Sie ebenfalls von Herzen; u. wünsche Sie bald wieder zu sehen. Carl."

[Eigenhändige Nachschr. Beethovens.]

„am 31ten Jul. 1822.[1])

N. B. Ich sende die Anweisung von 300 fl. C. M. nicht mit, da ich fürchte es könnte vielleicht etwas damit geschehen."

Zu dem Inhalte dieses Briefes hat noch eine Zuschrift engen Bezug, welche von Nohl N. Br. Nr. 242 mitgeteilt wird. Dieselbe hat kein Datum.[2])

„An Seine Wohlgeboren
Herrn Johann van Beethoven
Gutsbesitzer in Gneixendorf (bey Krems).

Alles Schöne an die Deinigen.

Bey den Gebrüdern Meisel allhier sind die[3]) 300 fl. C. M. angewiesen, es wäre mir doch lieber, im Fall ich es bedarf, du machtest mir einen Vorschuß, denn die Messe wird bis 15ten des künftig. Monath längstens abgeschickt."

[1]) Bei Nohl „am 8ten July 1822". In den beiden Abschriften bei Thayer steht 31ten. Jenes Datum ist unmöglich, der Inhalt des letzten Briefes zeigt deutlich, daß er nach dem vom 26. geschrieben ist. Aber die Nachschrift kann ein paar Tage später geschrieben sein, wegen des „Gestern" am Anfang des Briefes.

[2]) Nach Nohl „ins Couvert geschrieben". Er hielt für möglich, daß die Zuschrift zu dem vorigen Briefe gehörte. Doch war sie wohl eine neue, hatte ja auch ihre eigene Aufschrift. Sie befand sich ebenfalls bei Frau van Beethoven.

[3]) In Thayers Abschrift dir, was unmöglich ist, da das Geld für Ludwig angewiesen war. Daher Nohl richtig die.

Dieser Brief hat noch einige Umschriften:

„N. B. Die Haushälterin ist ein altes Kind, Es ist sehr schwer für mich mit dieser Sr [?] die Kocherey ist höchst mittelmäßig, ja mir beynahe gar nicht angemessen, u. schreiben kann sie kaum.

N. B. so wie ich Peters schreibe daß er die 1000 fl. für die Messe schicke so erhalte ichs sogleich.

N. B. Es wäre doch besser, als den H. Petrus in Leipzig merken zu lassen, qu'on a besoin de l'argent."

Diese Zuschrift wird wohl, wenn sie auch nicht einen Teil des vorigen Briefes bildete, doch um dieselbe Zeit geschrieben sein. Beethoven ist noch eifriger bedacht, den Bruder über alles zu unterrichten, übergeben hat er ihm aber nichts. Aber er ist nun im Begriffe, nach Baden überzusiedeln, und zu diesem Zwecke geht er den Bruder um Geld an. Die Reise nach Baden sollte in der ersten Zeit des August stattfinden; jetzt wurde sie bis Anfang September verschoben. Kurz vorher schrieb er noch folgenden Brief:

„An Seine Wohlgeboren
Herrn Johann van Beethoven
in Gneixendorf pr. Krems[1])

Wien
am 31ten Aug.
1822.

Lieber Bruder!

Du wirst meinen Brief wohl schon empfangen haben mit Papieren darin, ich gab ihn an Schlemmer[2]) ab, Staudenh. will durchaus, daß ich nach Baden gehe, ich gehe also Morgen oder Übermorgen längstens, bey alle dem wäre es mir lieb, daß du heraufgekommen wärest, um so manches mit dir zu besprechen, u. auch mit Steiner alles zu beendigen, denn sie müssen die Ruinen von Athen stechen bis Ende 8ber, wo das Theater eröffnet wird, u. da noch nichts ausgemacht ist, so können sie nicht wohl anfangen. — übrigens könntest du ja in Baden einige Zeit bleiben, bey mir, welches dir gut anschlagen würde — — ich geh gerade auf Baden, bleibe im Wirthshaus einen Tag, während dessen ich mir eine Wohnung miethe — Leb wohl ich umarme dich von Herzen, Es ist mir wirklich leid, daß ich nicht lieber zu dir hätte gehn können. — leb wohl ich umarme dich von Herzen

dein treuer
Bruder
Ludwig.

Gott mit dir
grüße mir
die deinigen."

---

[1]) Nach Thayers Abschrift. Der Brief war ebenfalls im Besitze der Frau van Beethoven. Bei Nohl N. Br. Nr. 247.

[2]) Statt dessen bei Nohl „bei Steiner", sicher unrichtig. Einen Brief an den ruder gab er wohl nicht bei Steiner ab.

Wir schließen aus diesem Briefe auf den Fortgang der Verhandlungen zwischen den Brüdern; insbesondere scheint Johann die Verhandlungen mit Steiner übernommen zu haben, und dabei wird zum erstenmal die bevorstehende Aufführung zur Eröffnung des Josephstädter Theaters erwähnt, die uns bald beschäftigen wird.

Beethoven begab sich also nun am 1. September nach Baden zur Kur, und von hier aus schrieb er bald nachher wieder an den Bruder:[1])

„1822. Sonntag den 8. Sept.

Lieber Bruder!

Wir sind zum Theil bekümmert, daß du nicht wohl bist, wegen deines Stillschweigens, zum Theil aber komme ich dadurch in Verlegenheit, weil ich nicht weiß, was aus den Aufträgen geworden, die du selbst liebevoll übernahmst. Was Simrock anbelangt, so hat er wieder um die Messe geschrieben, zwar mit dem alten Preise; wenn man ihm aber schreiben würde, glaube ich wol, er würde darauf legen. Über meinen Gesundheitszustand läßt sich nicht mit Gewißheit von einer wirklichen Besserung sprechen, ich glaube aber doch, daß durch die Kraft der Bäder das Übel, wenn nicht gehoben, doch unterdrückt werden wird. Da wir keinen Brief erhalten, und auch sonst nichts von dir hören, so vermuthen wir, daß du schon fort bist. Dem sei wie ihm wolle, so laß uns einige Zeilen zukommen, bitt' ich dich, du magst sein, wo du willst. Ich schlage diesen Brief ein an Herrn Obermayer,[2]) damit auf den Fall, daß du nicht hier bist, dir der Brief sogleich zukomme. Heute wird hier eine Ouvertüre von mir und ein darauf passendes großes historisches Tableau, „Stephan I.", gemacht.[3]) Hensler hat uns zwei Freibillette geschickt und beträgt sich recht artig gegen uns. Zwei Sängerinnen besuchten uns heute, und da sie mir durchaus die Hände küssen wollten und recht hübsch waren, so trug ich ihnen lieber an, meinen Mund zu küssen.[4]) Dies ist beiläufig das Kürzeste, was wir dir sagen können. Ich bitte dich nochmal, mir gleich zu schreiben, ob und was du ausgerichtet, damit ich weiß, woran ich bin.

Lebe wohl.

Dein treuer Bruder Ludwig
als Vormund meines minderjährigen Lümperls.

Den Deinigen von mir alles Wünschenswerthe."

---

[1]) Den Brief hat L. Nohl in der N. Fr. Presse 1871 1. Sept. (in dem Aufsatze „K. Holz's Mittheilungen über Beethoven") mitgeteilt, dann in „Beethoven, Liszt und Wagner" S. 109. Gedruckt und erläutert ist er wieder bei Kalischer N. Br. B. S. 176. Der Brief war dem Neffen Karl diktiert.

[2]) Bäckermeister Obermayer, der Schwager Johanns; siehe die Adresse auf dem letzten Briefe dieser Reihe.

[3]) Die Ouvertüre war also die zu König Stephan, wie auch Kalischer S. 178 annahm.

[4]) Nach Kalischer wären das die Damen Unger und Sonntag gewesen. Beide waren damals in Wien, insofern wäre es möglich. Aber die Sonntag lernte Beethoven, wie aus den Konversationen von 1824 hervorgeht, erst in diesem Jahre kennen.

(Der Neffe setzt noch folgendes hinzu:)

„Ich bin jetzt zwei Tage wegen eines kleinen Hustens gezwungen gewesen, das Bett zu hüten, bin aber schon wieder recht wohl und kann also schon wieder die Secretariatsstelle bei meinem lieben Onkel übernehmen. Haben Sie die Güte auch wegen meines Überrocks zu schreiben. Ihr Sie herzlich liebender Karl.

N. B. Mein lieber Onkel läßt Sie bitten, mit Ihrer Antwort das Tempo zu beobachten, welches man prestissimo heißt."

Um dieselbe Zeit, wahrscheinlich kurz nachher, war der folgende Brief geschrieben: [1])

„An Herrn Herrn
Johann van Beethoven
Gutsbesitzer in Gneixendorf.

Lieber Bruder!

Ich war in großer Verlegenheit wegen des Ausbleibens deiner Antwort. Mein Gehörzustand, der mich auf eine gewisse Weise abgeschlossen von den Menschen macht, verursachte, daß ich glaubte, du habest dich mit Steiner zertragen. Auch vermuthete ich, du würdest aufgebracht seyn wenn ich nicht davon spräche, dir deine Schuld zurückzustellen. In dieser Verlegenheit, da ich bang war wegen der Messe, so schrieb ich an Simrock (der an mich auch geschrieben hatte) daß ich sie ihm für 1000 fl. C. M. überlassen wolle. [2]) Da du schreibst, daß du die Messe wünschest, so bin ich ganz damit einverstanden, nur wollte ich nicht, daß du dabey irgend einen Schaden habest. Vom übrigen was du schreibst, wollen wir mündlich sprechen. Du sagst, du werdest bald nach Wien kommen; wenn das ist, so komme nur nach Baden, denn nach Döbling gehe ich nicht mehr. Aus beyliegendem von Steiner siehst du, daß die Sache noch nicht ganz richtig ist. Mittlerweile hat mich die Josephstadt hier in Arbeit gesetzt, welches mir bey meiner Wasser- und Bade-Cur wirklich beschwerlich fällt, um so mehr, da Staudenheimer mir nun 1½ Stunden zu baden rieth. Ich habe unterdessen schon einen neuen Chor mit Tänzen und Sologesängen gemacht. [3]) Läßt es meine Gesundheit zu, so mache ich noch eine neue Ouvertüre. Wenn du gleich schreiben wolltest, wann du von Krems nach Wien zu kommen gedenkst, so wäre es mir um so lieber, damit ich genau wüßte, wie ich dran bin. Ich grüße dich und die deinigen herzlich und bitte dich nochmals zu schreiben.

Leb wohl
dein
(eigenhändig) treuer Bruder
Ludwig"

„Auch ich wünsche herzlich daß Sie nach Baden kämen, so lange ich noch daselbst mit meinem lieben Onkel bin, wir würden gewiß noch recht vergnügt seyn. Ich grüße Sie herzlich u. bin ihr Carl."

---

[1]) Nach Thayers Abschrift; der Brief war im Besitze der Frau van Beethoven. Er ist vom Neffen geschrieben, von Beethoven nur unterschrieben. Beethoven hat die Jahreszahl 1822 darauf geschrieben. — Bei Nohl N. Br. Nr. 246, welcher den Brief unrichtig in den August verlegt.

[2]) Dieser Brief ist gewiß bei der Firma noch vorhanden, uns aber nicht zugänglich.

[3]) Das ist der Chor „Wo sich die Pulse" usw., der nach Beethovens Aufschrift auf einer Abschrift „gegen Ende September" geschrieben ist.

Der vorstehende Brief bringt uns insofern etwas Neues, als Bruder Johann jetzt bereit ist, die Messe zu übernehmen, und Beethoven sie ihm auch geben will, und dabei nur besorgt ist, daß er keinen Schaden dabei erleide. Erst jetzt schreibt er an Peters, daß es noch ungewiß sei, welche Messe er erhalte. Außerdem sehen wir, daß er jetzt das Darlehen vom Bruder erhalten hat.

Da im Vorstehenden die Arbeit, welche Beethoven für das Theater in der Josephstadt übernommen hatte, bereits erwähnt werden mußte, so wird es gestattet sein, hier auch noch den folgenden Brief einzufügen, obwohl uns derselbe über diese Zeit schon hinausführt, damit die Briefe an den Bruder Johann aus diesem Jahre zusammen bleiben; wir werden dann später auf diesen Brief Bezug nehmen. Der Brief ist nicht datiert, stammt aber, wie sich aus einer Bemerkung in demselben ergibt, vom 6. Oktober 1822.[1])

„An
Herrn Herrn
Johann van Beethoven
in Wien
Kothgasse No. 61.
beym Hrn. Bäckermeister Obermeyr.

Bestes Brüderl!
Besitzer aller Donauinseln um Krems!
Director der gesammten österreichischen
Pharmacie!

Ich mache dir in Ansehung des Werkes bey der Aufführung in der Josephstadt folgenden Vorschlag, was Steiner betrifft. (Aus der gestrigen Zeitung[2]) ersehe ich, daß sie den Chor mit Marsch pompeusement[3]) angekündigt haben.) Nach dem Verzeichniß der Preise für die Werke wollen wir sogleich den 1ten u. letzten Versuch machen. Außer den 2 Nro. die sie schon haben und wovon sie jetzt eins angekündigt haben, sind noch 8 Nro die

---

[1]) Ich gebe ihn nach Thayers Abschrift, der ihn seiner Angabe nach aus Jahns Nachlaß hatte. Er ist gedruckt bei Nohl N. Br. Nr. 249, nach dessen Angabe er im Besitze von W. Künzel in Leipzig war. Der Brief ist von des Neffen Hand, von Beethoven nur unterschrieben.

[2]) In der Wiener Zeitung vom 5. Okt. 1822 stand folgende „vorläufige Nachricht“ Steiners: „Der mit allgemeinem Beifall bei der Eröffnung des neuen Theaters in der Josephstadt in Wien aufgeführte große Marsch mit Chor zu dem Gelegenheitsgedichte die Weihe des Hauses in Musik gesetzt von L. v. Beethoven, den wir von dem berühmten Compositeur als Eigenthum an uns gekauft haben, wird in wenigen Tagen in verschiedenen Ausgaben in unserem Verlage erscheinen.“ Demnach wurde der Brief am 6. Oktober geschrieben.

[3]) Nohl druckt: „promptement“. Einige andere Abweichungen übergehen wir.

sie nicht haben: die Ouvertüre und 7 andere Nro. Die Ouvertüre haben sie im Verzeichniß zu 30 # angesetzt, einen Gesang mit Instrumentalbegleitung zu 20 #.

Bleiben wir also hierbey stehen

Ouvertüre 30 # auch 40 #

Vier Gesänge mit Instrumentalbegleitung jeder zu 20 # 80 #

2 Nro blos Instrumental M. rechne ich zu 10 # jede Nummer

Summa 140 #

Wollen sie noch haben Ungarns ersten Wohlthäter König Stephan, so sind hierin 12 Nro wovon 4 zu 20 # gerechnet werden (jede einzelne zu 20 # versteht sich) die übrigen jede zu 10 # eine zu 5 #

Summa summarum 155 #

Jetzt bitte ich wohl zu merken daß das Obere im Josephstädter Theater aufgeführt wird [ward?] das andere aber nur in Partitur zu haben ist. Sollten sie nur das 1te nehmen, so werden wir das andere irgendwo anbringen, worüber man ihnen kurze Bedenkzeit läßt.

Was den Clavierauszug vom Marsch betrifft, wie alle andern Clavierauszüge, die sie machen werden, werde ich sogleich verbessern und eilig ihnen wieder schicken. Wegen der neuen Ouvertüre kannst du ihnen sagen, daß die alte nicht bleiben konnte, weil das Stück in Ungarn nur als Nachstück gegeben, hier aber das Theater damit eröffnet wurde, überdies ist sie für sie nicht verloren, denn sie können sie dennoch aller Orten anbringen.

Die Partitur nebst allen anderen kann in 3 Tagen abgeschrieben seyn und nicht für sie verloren gehen, wenn sie es ebenso wie den Marsch ankündigen, und muß bald eine decidirte Antwort erfolgen.

Damit du die Sache noch deutlicher einsiehst, schicke ich dir das Verzeichniß, welches ich aber wohl aufzuheben bitte, und wenn du, wie es sich schickt, zu mir kommst mit Wagen und Pferd, es wieder mitzubringen.

Einige Preise sind sehr vortheilhaft angesetzt.

Wir schicken dir zugleich Schneppen und wünschen daß dir der Schneppendreck sehr wohl bekomme. Was du nicht davon brauchst, kannst du nach Linz in die pharmaceutische Fabrik schicken.

Leb wohl, bestes Brüderl!

Lies die heutige Epistel samt
Petri und Pauli.

Wir hoffen bald dies und jenes von dir zu hören
und sind dir ganz erstaunlich zugethan

Dein treuer Bruder
Ludwig
Grüße die Deinigen

(von Beethovens Hand)

„Wegen der Messe bitte ich wohl zu überlegen, weil ich Simrock antworten muß; wenn du in keinen Schaden kommst, sonst bitte ich es nicht zu übernehmen. Komm zu uns sobald als möglich."

Im vorstehenden haben wir die wichtigsten Briefe an den Bruder Johann aus dem Jahre 1822 zusammengestellt; sie sind geeignet, die Anklagen gegen ihn auf das richtige Maß zurückzuführen. Überall ein herzlicher, mit Humor gemischter Ton, daneben der Wunsch, Mißhelligkeiten nicht aufkommen zu lassen; der aufrichtige Wunsch Beethovens, daß Johann, der sich gar nicht zudrängt, ihm rate und beistehe. Johann übernimmt die Verhandlung mit Steiner wegen der Ruinen von Athen und wenn möglich König Stephan. Bei den früheren Verhandlungen wegen der Messe war er nicht beteiligt gewesen; jetzt wünscht er sie zu haben, und Beethoven ist auch bereit, sie ihm zu geben und wünscht nur, daß Johann keinen Nachteil davon habe. Es ist vielleicht nicht Zufall, daß wir von da ab nichts von Fortsetzung der Verhandlungen mit Peters usw. mehr hören; wie die mit Simrock endigten, wissen wir freilich nicht, da uns die Korrespondenz fehlt. Jedenfalls kam die Sache auch jetzt noch nicht zum Ziele; die autographe Partitur war fertig, Beethoven ließ sie in dieser Zeit abschreiben, fuhr aber fort zu ändern und zu bessern; erst im folgenden Jahre erfolgt die Überreichung und die weitere Sorge für die Bekanntwerdung.

Wir sind in Mitteilung der Briefe schon über einen großen Teil des Jahres hinweggeeilt und haben noch den biographischen Zusammenhang der Ereignisse herzustellen, welche gerade in diesem Jahre reich sind; es ist namentlich über interessante Begegnungen Beethovens zu berichten. Vom Äußerlichen beginnend, erinnern wir, daß er von seiner Wohnung auf der Landstraße aus, mutmaßlich im Mai, die Sommerwohnung in Oberdöbling (Alleegasse 135) bezog, neben welcher er die Stadtwohnung einstweilen beibehielt. Hier hatte er seine Gesundheit durch Pulver und Brunnentrinken zu pflegen; hier auch feilte er noch eifrig an der Messe, die jetzt allmählich fertig wurde; daneben mögen auch kleinere Arbeiten (z. B. einige der Bagatellen) niedergeschrieben oder verbessert sein; auch erhielt er verschiedene Aufträge von auswärts, von denen er dem Bruder erzählt. Von Döbling aus nahm er auch, wie wir ebenfalls schon wissen, wöchentlich zweimal seinen Dienst beim Erzherzog Rudolf wahr, gewiß sehr unregelmäßig; einzelne der undatierten Entschuldigungszettel am Schlusse von Köchels Sammlung mögen in diesen Sommer gehören. Wir führten oben die Zuschrift des Dieners Zips vom 26. Juli an, nach welcher er am folgenden Tage (einem Samstage) nicht zum Erzherzog kommen solle; auf diese Absage bezieht sich vielleicht folgender kleine Brief:[1])

---

[1]) Köchel, Nr. 67.

„Ich kam eben gestern nach Hause, als ich hörte, daß ich nicht die Gnade haben sollte zu J. K. H. zu kommen Schon gestern machte die Witterung üble Wirkung auf mich; ich bin daher verbunden, noch heute zu Hause zu bleiben, ich werde es künftige Woche schon einzubringen suchen. Ich bedauere nur mich selbst, von der Gnade, bei J. K. H. sein zu können, heute mich ausgeschlossen sehen zu müssen."

Es ist natürlich nur Vermutung, daß der Brief hierher gehören könne, an sich bedurfte es ja einer weiteren Entschuldigung nicht. Wollte er dem Erzherzog vielleicht auch seinerseits sein Bedauern aussprechen?

Unter den Personen, welche ihm Offerten machten, befand sich der in einem Briefe an Johann erwähnte sächsische Chargé d'affaires, der Legationsrat Griesinger; sein Brief lautet so:[1])

(Adresse:) „Sr. Wohlgeboren
Herrn Ludwig v. Beethoven
zu Döbling.

Wien d. 17. Juni 1822.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr,

H. Härtel schrieb mir aus Leipzig: „ob Sie denn nicht ein Ihrer Kunst würdiges Operngedicht finden und bearbeiten könnten, ehe Sie Ihre Harfe gänzlich aufhängen? Es thue ihm leid sein früheres Verhältniß mit Ihnen nicht wieder angeknüpft zu haben, und er wünschte es wieder zu erneuern." Wollen mir Ew. Wohlgeboren die Ehre geben zu mir zu kommen (ich wohne am Hof in der großen Weintraube, No. 329 im 2ten Stock) oder mir einen Ort angeben wo ich mit Ihnen zusammentreffen kann, so werde ich Ihnen Hn. Härtels Brief zeigen. Ich muß glauben, daß H. Härtel bereit wäre Ihnen angenehmere Bedingungen als irgend jemand zu machen, ersuche Sie aber vor der Hand seinen Antrag ganz für sich zu behalten.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr
gehorsamster Diener
v. Griesinger
Kön. Sächs. Legat. Rath."

Griesinger, der bekannte Verfasser der biographischen Notizen über Haydn, war schon als junger Mann mit Beethoven bekannt gewesen;[2]) von

[1]) Nach Thayers Abschrift; der Brief befand sich in Amerlings Sammlung. Er ist von Nohl, N. Br. B. S. 208 mitgeteilt. Auf die Außenseite des Briefes schrieb Beethoven mit Bleistift

„die 7 Bankak.
196 fl. C. M.
in W. W. 490 fl."

[2]) S. Bd. II S. 69. Piersons Ausg. v. Seyfrieds Beeth. Studien.

späteren Beziehungen zwischen ihnen ist nichts bekannt. Der Antrag freut Beethoven, wie wir aus dem Brief an Johann schließen; aus der Ausführung wurde freilich nichts. Beethoven hat im Januar 1823 in der Angelegenheit der Messe auch Griesingers Rat in Anspruch genommen, obigen Brief aber, wie es scheint, nicht beantwortet.[1])

In dieser Verbindung ist auch ein Brief von Charles Neate vom 2. September 1822 zu erwähnen, den wir nicht ausführlich mitteilen wollen. Derselbe bezieht sich auf den von Beethoven ersichtlich gewünschten Ankauf des Manuskripts von drei Quartetten; bei der Aufforderung zur Subskription hat Neate Schwierigkeit gefunden, glaubt aber die Summe von 100 L. Sterling beschaffen zu können, welche aber nicht eher bezahlt werden könne, als bis das Manuskript angekommen sein werde. Auch fürchtet man, die Quartette könnten in Wien abgeschrieben werden, was aber Beethoven wohl verhindern werde. Beethoven hatte auch schon an Peters von einem neuen Quartett geschrieben, welchem vielleicht später noch ein anderes folgen könne. Wir erkennen also aus diesem Briefe Neates in Verbindung mit den Äußerungen gegen Peters, daß Beethoven auch schon vor dem Antrage Galitzins die Komposition von Quartetten wieder in Aussicht genommen hatte.

Auch durch persönliche Begegnungen wichtiger Art ist dieser Sommer bezeichnet, welche wir hier im chronologischen Zusammenhange zu verzeichnen haben. Am 24. Mai 1822 war Friedrich Rochlitz von Leipzig nach Wien gekommen und am 2. August wieder abgereist.[2]) Über seine Erlebnisse hat er uns in zwei Briefen, vom 28. Juni aus Wien (an Härtel) und vom 9. Juli aus Baden (an sein Haus und wieder an Härtel) Bericht gegeben; der letztere ist hier für uns der wichtigere, da er die Begegnung mit Beethoven enthält; bei seiner Prüfung sind wir allerdings genötigt, Rochlitz' Neigung zu Ausschmückungen und Erfindungen in Rechnung zu ziehen.[3]) Wir müssen die Hauptpunkte seiner ausführlichen Schilderung hier folgen lassen. Da er Beethoven nie gesehen, hatte er den Wunsch, daß dies möglichst bald geschehe. Er begab sich in das Steinersche Lokal

[1]) Den Brief an Griesinger aus 1823 teilt Kalischer in den Neuen Beeth. Briefen S. 66 mit und gibt dort auch weitere Mitteilung über Griesinger.

[2]) Diese Daten finde ich in Thayers Exemplar des Schindler, anscheinend von F. Luibs Hand. Ich muß ihm die Verantwortung überlassen.

[3]) Die Briefe stehen in Rochlitz' Werk „Für Freunde der Tonkunst“ Bd. IV S. 319 fg., der auf Beethoven bezügliche S. 339. Auf letzterem beruhen die Angaben bei Schindler II S. 28, 291 und bei Nohl III S. 303. Über Rochlitz brauchen wir nur auf O. Jahns Vorreden zu Mozart hinzuweisen.

im Paternoster-Gässel und sprach mit Beethovens Freund, doch wohl Haslinger, über seinen Wunsch.[1])

„„Er wohnt auf dem Lande," sagte dieser. „So fahren wir hinaus." „Das wohl, aber seine unglückliche Taubheit hat ihn nach und nach ganz menschenscheu gemacht. Er weiß, daß Sie hierher haben kommen wollen; er wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft; gleichwohl sind wir nicht sicher, daß er nicht, siehet er uns ankommen, davonläuft; denn, wie zuweilen die frischeste Fröhlichkeit, so überläuft ihn öfters die heftigste Verstimmung, urplötzlich, ohne Grund, und ohne daß er widerstehen könnte. Aber er kömmt in die Stadt, wöchentlich wenigstens einmal, und dann jederzeit zu uns, weil wir ihm seine Briefe und dergleichen besorgen. Dann ist er meist guter Dinge und dann haben wir ihn fest. Wenn Sie daher der guten, gequälten Seele so weit nachgeben wollten, sich gefallen zu lassen, daß wir es Ihnen sogleich meldeten und Sie — es sind ja nur wenige Schritte — dann wie von ungefähr kämen" . ."

Das nahm Rochlitz gern an; Sonnabends kam der Bote, er ging und traf Beethoven munter zu seinem Freunde sprechend, den er verstand, indem er die Worte aus den Bewegungen des Gesichts und der Lippen zu lesen wußte. Sie wurden einander vorgestellt.

„Beethoven schien sich zu freuen, doch war er gestört. Und wär' ich nicht vorbereitet gewesen: sein Anblick würde auch mich gestört haben. Nicht das vernachlässigte, fast verwilderte Aeußere, nicht das dicke, schwarze Haar, das struppig um seinen Kopf hing, u. dergl., sondern das Ganze seiner Erscheinung. Denke Dir einen Mann von etwa funfzig Jahren, mehr noch kleiner als mittler, aber sehr kräftiger, stämmiger Statur, gedrängt, besonders von starkem Knochenbau — ungefähr, wie Fichte's, und besonders von vollerm, runderem Gesicht; rothe, gesunde Farbe; unruhige, leuchtende, ja bei fixirtem Blick fast stechende Augen; keine oder hastige Bewegungen; im Ausdruck des Antlitzes, besonders des geist- und lebensvollen Auges, eine Mischung oder ein, zuweilen augenblicklicher Wechsel von herzlichster Gutmüthigkeit und von Scheu; in der ganzen Haltung jene Spannung, jenes unruhige besorgte Lauschen des Tauben, der sehr lebhaft empfindet; jetzt ein froh und frei hingeworfenes Wort: sogleich wieder ein Versinken in düsteres Schweigen;[2]) und zu alle dem, was der Betrachtende hinzubringt und was immerwährend mit hineinklingt: das ist der Mann, der Millionen nur Freude bringt — reine geistige Freude!"

---

[1]) Vorstehendes ist Nohls Vermutung, die wir für richtig halten. Rochlitz nennt weder Ort noch Namen.

[2]) Schindler macht hier auf das ganz anders geartete Verhalten Beethovens im vertrautem Kreise aufmerksam. Im übrigen erkennt er die persönliche Schilderung als getreu an.

Beethoven, erzählt Rochlitz weiter, sagte ihm in abgebrochenen Sätzen einiges Freundliche und Verbindliche; Rochlitz sprach ihm mit möglichst gehobener Stimme Dank und Bewunderung für seine Werke aus und erzählte von den Leipziger Aufführungen der Symphonien.

„Er stand hart an mir, bald mit Spannung mir in's Gesicht blickend, bald das Haupt senkend; dann lächelte er vor sich hin, nickte zuweilen freundlich mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort. Hatte er mich verstanden? hatte er's nicht? Endlich mußte ich ja wohl aufhören; da drückte er mir heftig die Hand und sagte kurzab zu ** [Haslinger]: Ich habe noch einige nothwendige Gänge! Und indem er ging, zu mir: Wir sehen uns wohl noch! ** [Haslinger] begleitete ihn hinaus und mußte bei seiner Rückkehr den Gast auf seine Frage darüber belehren, daß Beethoven kein Wort von ihm verstanden habe; er habe nicht unterbrechen wollen, weil Beethoven leicht empfindlich werde. „Auch hoffte ich wirklich, er würde Manches verstehen: aber das Geräusch auf der Straße, Ihre ihm ungewohnte Sprache, und vielleicht selbst seine Hast, Alles zu verstehen, weil er Ihnen wohl ansahe, daß Sie ihm Angenehmes sagten — Es war so traurig!"

Auch Rochlitz nahm sich in seiner Ergriffenheit vor, ihn nicht wiederzusehen, „und Hrn. H.s Auftrag schriftlich an ihn gelangen zu lassen." [1])

Etwa 14 Tage später, erzählt Rochlitz weiter, begegnete ihm Franz Schubert, zu welchem Beethoven über Rochlitz gesprochen hatte. Wenn er ihn unbefangen und fröhlich sehen wolle, dürfe er nur eben jetzt in dem Gasthause speisen, wohin er gerade in derselben Absicht gegangen sei. [2])

„Er brachte mich hin. Die Plätze waren meist besetzt: Beethoven saß umgeben von Mehreren seiner Bekannten, die mir fremd waren. Er schien wirklich froh zu sein. So erwiderte er meinen Gruß: aber absichtlich ging ich nicht zu ihm. Doch fand ich einen Platz, wo ich ihn sehen und, weil er laut genug sprach, auch großentheils verstehen konnte. Es war nicht eigentlich ein Gespräch, das er führte, sondern er sprach allein, und meistens ziemlich anhaltend, wie auf gut Glück ins Blaue hinaus. Die ihn Umgebenden setzten wenig hinzu, lachten blos oder nickten ihm Beifall zu. Er — philosophirte, politisirte auch wohl, in seiner Art. Er sprach von England und den Engländern, wie er nämlich Beide in unvergleichlicher Herlichkeit sich dachte — was zum Theil wunderlich genug herauskam. Dann brachte er mancherlei Geschichten von Franzosen aus der Zeit der zweimaligen Einnahme Wiens. Diesen war er nicht grün. Alles trug er vor in größter Sorglosigkeit und ohne den mindesten Rückhalt; Alles auch gewürzt mit höchst originellen, naiven Urtheilen oder possirlichen Einfällen. Er kam mir dabei vor, wie ein Mann

---

[1]) Über diesen Auftrag Härtels s. u.

[2]) Eine so weit gehende nähere Beziehung zwischen Beethoven und Schubert hat schwerlich damals bestanden, wenngleich sie sich vorübergehend wohl öfter gesehen haben mögen, als gewöhnlich angenommen wird.

von reichem, vordringendem Geist, unbeschränkter, nimmer rastender Phantasie, der als heranreifender, höchstfähiger Knabe, mit dem, was er bis dahin erlebt und erlernt hätte, oder was an Kenntnissen ihm sonst angeflogen wäre, auf eine wüste Insel wäre ausgesetzt worden, und dort über jenen Stoff gesonnen und gebrütet hätte, bis ihm seine Fragmente zu Ganzen, seine Einbildungen zu Ueberzeugungen geworden, welche er nun getrost und zutraulich in die Welt hinausrufte. — Jetzt hatte er seine Mahlzeit beendigt, stand auf kam zu mir. Na, geht's gut im alten Wien? sagte er freundlich. Durch Zeichen bejahete ich, trank auf sein Wohl und forderte ihn auf, es zu erwidern. Er nahm's an, winkte mir aber nach einem kleinen Seitenzimmer. Das war eben recht. Ich nahm die Flasche und folgte. Hier waren wir nun allein, bis auf zuweilen einen Gucker, der aber bald wieder abtrollte. Er bot mir ein Täfelchen, worauf ich schreiben sollte, was er aus meinen Zeichen nicht verstand. Er begann mit dem Lobe Leipzigs und seiner Musik, nämlich dessen, was zur Aufführung in Kirche, Konzert und Theater gewählt wird, sonst kennt er Leipzig nicht und ist nur als Jüngling, als er nach Wien ging, durchgereiset.[1]) Und wenn darüber nichts gedruckt wäre, als die dürren Register; ich läse es doch mit Vergnügen, sagte er. Man sieht doch: es ist Verstand darin, und guter Wille gegen Alle. Hier hingegen . . . Nun gings los, und derb; auch ließ er sich gar nicht Einhalt thun. Er kam auf sich: Von mir hören Sie hier gar nichts. „Jetzt, im Sommer!" schrieb ich. Nein, rief er, im Winter auch. Was sollten Sie hören? Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören.[2]) Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit.[3]) Die Konzerte? Da orgelt jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? Die sind hier längst aus der Mode, und die Mode thut Alles. Höchstens sucht der Schuppanzigh manchmal ein Quartett hervor[4]) u. s. w. So viel Uebertreibung darin ist: ohne Grund und Wahrheit ist es nicht. Endlich hatte er sich ausgeschüttet und kam auf Leipzig zurück. Aber, sagte er, Sie leben ja wohl eigentlich in Weimar? Er mochte nach meiner Adresse sich das gedacht haben. Ich schüttelte. „Da kennen Sie also auch den großen Göthe nicht?" Ich nickte, und das tüchtig. Ich kenn' ihn auch, fuhr er fort, indem er sich an die Brust warf und helle Freude aus seinen Zügen sprach. In Carlsbad hab' ich ihn kennen gelernt, vor — Gott weiß wie langer Zeit.[5]) Ich war damals noch nicht so taub: wie jetzt, aber schwer hörte

[1]) Das kann nur auf der Berliner Reise gewesen sein, von der Rochlitz nichts zu wissen scheint.

[2]) Das paßt nur auf die beiden vorhergegangenen Jahre, in allen übrigen seit 1814 ging Fidelio wiederholt über die Bühne.

[3]) Beethovens Symphonien wurden sowohl in den Spirituelkonzerten, wie in den Konzerten der Gesellschaft der Musikfreunde wiederholt aufgeführt.

[4]) Schuppanzigh war noch nicht aus Rußland zurück. Nohl dachte (III S. 882) an eine Verwechslung mit Böhm, die aber in Beethovens Munde schwer denkbar ist. Ich glaube, alle die vorhergegangenen Worte kann Beethoven so nicht gesprochen haben.

[5]) Unrichtig, in Teplitz, nicht in Carlsbad. Das war 1812. — S. Bd. III S. 208.

ich schon. Was hat der große Mann da für Geduld mit mir gehabt! was hat er an mir gethan! Er erzählte vielerlei kleine Geschichtchen und höchst erfreuliche Details. „Wie glücklich hat mich das damals gemacht! Todtschlagen hätt' ich mich für ihn lassen; und zehnmal. Damals, als ich so recht im Feuer saß, hab' ich mir auch meine Musik zu seinem Egmont ausgesonnen;[1]) und sie ist gelungen — nicht wahr?""

Rochlitz gibt seine Freude zu erkennen und erzählt, daß sie die Musik in Leipzig fast jedes Jahr im Konzert mit einer Erläuterung aus dem Gedichte geben.

„Ich weiß! ich weiß! rief er. Seit dem Carlsbader Sommer lese ich in Göthe alle Tage — wenn ich nämlich überhaupt lese. Er hat den Klopstock bei mir todtgemacht.[2]) Sie wundern sich? Nun lachen Sie? Aha, darüber, daß ich den Klopstock gelesen habe! Ich habe mich Jahre lang mit ihm getragen; wenn ich spazieren ging, und sonst. Ei nun: verstanden hab' ich ihn freilich nicht überall. Er springt so herum; er fängt auch immer gar zu weit von oben herunter an; immer Maestoso! Des dur! Nicht?[3]) Aber er ist doch groß und hebt die Seele. Wo ich ihn nicht verstand, da rieth ich doch — so ungefähr. Wenn er nur nicht immer sterben wollte! Das kömmt so wohl Zeit genug. Nun: wenigstens klingt's immer gut u. s. w. Aber der Göthe: der lebt, und wir Alle sollen mitleben. Darum läßt er sich auch komponiren. Es läßt sich keiner so gut komponiren, wie er. Ich schreibe nur nicht gern Lieder . . .[4])"

Hier glaubte Rochlitz die Gelegenheit gegeben, einen Auftrag Härtels auszurichten und schrieb ihn Beethoven auf. Es war, nach einer beigefügten Anmerkung von Rochlitz, der Vorschlag, eine Musik zu Goethes Faust, ähnlich der zum Egmont, zu schreiben.

„Er las. Ha! rief er aus und warf die Hand hoch empor. Das wär' ein Stück Arbeit! Da könnt' es was geben! In dieser Art fuhr er eine Weile fort, malete die Gedanken sich sogleich und gar nicht übel aus, und sahe dabei, zurückgebeugten Hauptes, starr an die Decke. Aber, begann er hernach, ich trage mich schon eine Zeit her mit drei andern großen Werken. Viel dazu ist schon ausgeheckt; im Kopfe nämlich. Diese muß ich erst vom Halse

[1]) Wieder ganz falsch, die Egmontmusik wurde 1810 geschrieben, zwei Jahre vor Beethovens Bekanntschaft mit Goethe. Solche Irrtümer gestatten den Zweifel, ob nicht Rochlitz auch sonst in dieser Darstellung manches erdichtet hat.

[2]) Daß Beethoven Klopstock hoch hielt, wissen wir auch sonst; er hielt ihn für schwer zu komponieren, und wir wissen nicht, daß er je etwas von ihm komponiert hätte. Seine Verehrung für Goethe war mindestens ebenso alt.

[3]) Einer Charakteristik der Tonarten ist Beethoven auch sonst nicht abhold. H moll nennt er einmal „eine schwarze Tonart". Vgl: Nottebohm II. Beeth. S. 326.

[4]) Das soll der Komponist des Liederkreises „an die entfernte Geliebte" gesagt haben?

haben; zwei große Symphonieen, und jede anders; und ein Oratorium. Und damit wird's lange dauern; denn, sehen Sie, seit einiger Zeit bring' ich mich nicht mehr leicht zum Schreiben. Ich sitze und sinne und sinne; ich habs lange: aber es will nicht aufs Papier. Es grauet mir vor'm Anfange so großer Werke.[1]) Bin ich drin: Da geht's wohl . . . Und so fuhr er noch lange fort. Da zweifle ich nun. Doch wollen wir hoffen, weil ihn der Gedanke reizt und er einmal über das andere versichert, ihn nicht außer Acht lassen zu wollen."

Wir haben diese Mitteilungen hier wiedergegeben, da sie mit dem Anspruche eines historischen Berichtes auftreten, mußten aber stellenweise unsere Bedenken aussprechen und wiederholen unsere Mahnung zur Vorsicht bei Benutzung derselben. Der Gedanke, Goethes Faust zu komponieren, war schon früher einmal aufgetaucht[2]) (1808) und noch in seinen letzten Lebensjahren schwebte er ihm vor. Daß er mit Rochlitz darüber gesprochen, ist an sich wohl glaublich. Hier machen wir auf eins aufmerksam. Der Antrag Griesingers (oben S. 281), ein neues Operngedicht zu bearbeiten, kam ebenfalls von Härtel; er fällt in der Zeit mit Rochlitz' Aufforderung beinahe zusammen. Das waren doch zwei verschiedene Dinge, welche Härtel nicht ohne weiteres als ein einheitliches vorschlagen konnte. Ich bin daher geneigt anzunehmen, daß der Vorschlag, Musik zu Faust zu komponieren, von Rochlitz selbst und nicht von Härtel herrührt, wenigstens nicht als unmittelbarer Vorschlag; sonst hätte doch Griesinger nicht davon geschwiegen.

Wir entnehmen aber anderen Angaben, daß in jener Zeit Rochlitz eigene Pläne mit Beethoven verfolgte. Nach Schindler (I S. 199) hatte er 1822 bei seiner Anwesenheit Beethoven seine Dichtung „Preis der Tonkunst" zur Komposition vorgelegt; dieselbe wurde bekanntlich in einer neuen von Haslinger veranstalteten Ausgabe (1836) der Kantate „Der glorreiche Augenblick" zu grunde gelegt. Rochlitz aber hatte noch weitere Wünsche; in einem Briefe an Haslinger vom 10. September 1822 (damals war er also in Leipzig zurück) schreibt er:[3])

„Übrigens wünschte ich sehr, daß sich der herrliche Beethoven auch einmal durch eines meiner musikalischen Gedichte (Auswahl 5ter Band) zu einer Komposition begeistert fühlte; und zwar vielleicht durch das, eben für ihn

[1]) Eine solche Äußerung kann Beethoven ganz wohl getan haben; wir wissen, daß er damals langsam arbeitete und große Werke schwer in Angriff nahm. Aber das „aufs Papier bringen fertiger Gedanken" war ihm doch nicht so schwer, man denke an die ausgedehnte Arbeit in den Skizzenbüchern.

[2]) Vgl. Nohl, Beeth. II S. 510.

[3]) Kenntnis dieser Briefe verdankte Thayer dem Schubertbiographen Kreißle; ich finde sie in seinem Nachlasse.

wenn ich nicht irre, am meisten passende der erste Ton. Ich wünsche es nicht aus Eitelkeit, oder sonst in Rücksicht auf mich — als worüber ich längst hinweg bin, sondern weil er da Raum und Stoff für seine reiche Fantasie und große Kunst der Ausmalung fände — Raum und Stoff in Überfluß."

Beethoven prüfte den Gedanken, ging aber auf denselben nicht ein, und lehnte die Komposition ab. Am 28. Dezember 1822 schrieb Rochlitz nochmals an Haslinger:

„Beethoven hat, wie ich wirklich erst auf seine Erinnerung bemerke, nicht unrecht, wenn er sagte, die musikalische Bearbeitung des ersten Tons möchte an Haydns „Schöpfung" erinnern. Zwar ließe sich diesem ausweichen, wenn man eine ganz andere Behandlung erwählete, nämlich daß man das Gedicht als Declamationsstück mit Zwischenmusik der Instrumente (melodramatisch) behandelte; aber so ist es schon früh einmal, obgleich nicht gut in Musik gesetzt worden, und da wird es unser Künstler nicht nochmals so machen wollen, obgleich jene Composition fast gar nicht bekannt geworden ist und auf der ganzen Erde Niemand weniger als Er diese Collision zu scheuen hätte. Sollte er dennoch in diese Idee eingehen wollen, so dürfte der äußere Zuschnitt am vortheilhaftesten also zu machen sein."

Daß Beethoven auf den Gedanken nicht einging, wird niemand wundern, der von dem Gedicht Kenntnis nimmt. Wir teilen es im Anhang mit.[1])

Von diesen weiter gehenden Wünschen erzählt uns nun Rochlitz in seinem Berichte, der ja erst ein Jahrzehnt später an die Öffentlichkeit trat, nichts, obgleich sie ihn doch sicherlich beschäftigten; und z. B. die Frage wegen des Textes „Preis der Tonkunst", bei welcher auch Haslinger interessiert war, gewiß besprochen ist; dadurch wird unser Vertrauen in die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen nicht gestärkt. Wir wollen hier noch die Fortsetzung seines Berichtes folgen lassen, den wir oben unterbrochen haben. S. 358 fährt er fort:

„Unsere dritte Zusammenkunft war die heiterste von allen. Er kam hierher, nach Baden,[2]) und zwar diesmal ganz nett und sauber, ja elegant. Doch hinderte ihn dies nicht (es war ein heißer Tag), bei einem Spaziergange im Helenenthal — und das heißt, auf dem Wege, den Alles, selbst der Kaiser und sein hohes Haus geht, und wo Alle auf meist schmalem Pfade hart an einander vorbei müssen — den feinen schwarzen Frack auszuziehen, ihn am Stocke auf den Rücken zu tragen und blosarmig zu wandern. Er blieb von ungefähr Vormittags zehn, bis Nachmittags sechs Uhr. Jener sein Freund

[1]) S. Anh. VI. Die Tonmalerei, die hier geradezu herausgefordert wird, war wohl keine Beethoven sympathische Aufgabe.

[2]) Rochlitz' Brief ist vom 9. Juli aus Baden datiert.

und Gebauer[1]) waren mit ihm. Diese ganze Zeit über war er überaus fröhlich, mitunter höchst possierlich, und Alles, was ihm in den Sinn kam, mußte heraus. („Ich bin nun einmal heute aufgeknöpft"; so nannte ers, und bezeichnend genug.) Sein ganzes Reden und Thun war eine Kette von Eigenheiten, und zum Theil höchst wunderlichen. Aus allem leuchtete aber eine wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Zutraulichkeit gegen Alle, die ihm nahe kamen, hervor.[2]) Selbst seine keifenden Tiraden — wie jene, gegen die jetzigen Wiener, deren ich oben gedachte — sind nur Explosionen der Phantasie und augenblicklichen Aufgeregtheit. Sie werden ohne allen Hochmuth, ohne alles Erbitterte und Gehässige der Gesinnung — sie werden mit leichtem Sinn, gutem Muthe, in wirrig humoristischer Laune herausgepoltert; und damit ist's aus.[3]) Auch beweiset er im Leben — und für seine Subsistenz nur allzuoft und allzuentscheidend — daß er demselben, der ihn schwer verletzt und gegen den er in der einen Stunde am heftigsten geeifert, in der zweiten den letzten Thaler hingiebt, wenn dieser ihn nöthig hat. Da nun zu alle dem noch das froheste Anerkenntniß fremder, wenn nur wahrhaft ausgezeichneter und zugleich wahrhaft selbstständiger Verdienste kömmt; (wie spricht er von Händel, Bach, Mozart!) da er über die größeren seiner Arbeiten sich zwar nicht meistern läßt, (und wer hätte auch dazu das Recht?) aber wahrlich sie nicht überschätzt, und die kleineren lachend mehr preisgiebt, als vielleicht irgend ein Anderer; da überdies, ist er einmal in Bewegung gesetzt, derbschlagende Witzworte, possierliche Einfälle, überraschende, aufregende Kombinationen und Paradoxien, ihm immerfort zuströmen: so behaupte ich in vollem Ernst: er erscheint selbst liebenswürdig; oder erschrickst Du hier vor diesem Worte, so sage ich: der dunkle, ungeleckte Bär hält sich so treumüthig und zutraulich, brummt auch und schüttelt die Zottelchen so gefahrlos und kurios, daß man sich freuen und ihm gut sein müßte, sogar wenn er nichts wäre, als solch ein Bär, und nichts geleistet hätte, als was nun eben ein solcher kann. Die Geschichte dieses Tages aber, oder vielmehr die Summe seiner kleinen originellen Geschichtchen, muß ich für mündliche Mittheilung aufheben; denn wann wollte ich Kurgast, der nicht schreiben soll, zu Ende kommen. Indessen — als ich den guten Beethoven in den Wagen geschoben hatte und allein in jenem reizenden Thale auf und ab ging: da wurde mir's doch wieder sehr ernst zu Muthe."

---

[1]) Mit Gebauer bestanden keine näheren Beziehungen. Rochlitz verwechselt ihn wohl mit Schindler, den er auffallenderweise nirgendwo nennt, der aber jedenfalls bei zweien dieser Zusammenkünfte anwesend war, s. II S. 23. Schindler war, wie er selbst erzählt, in diesem Sommer ebenfalls in Baden, im Juli, sagt er, habe Beethoven mit seiner neuen Arbeit begonnen (was verfrüht ist).

[2]) Dieses Bild läßt sich auch durch die Erzählungen der Fanny Giannatasio ergänzen.

[3]) Gegen diese Schilderung erhebt Schindler aus seiner Kenntnis Einspruch, II S. 23. Dr. Bertolini erzählte O. Jahn, allerdings auf eine etwas frühere Zeit bezüglich: „Beethoven war in Gesellschaft guter Freunde ungemein heiter und aufgeräumt, voll witziger Einfälle."

wenn ich nicht irre, am meisten passende der erste Ton. Ich wünsche es nicht aus Eitelkeit, oder sonst in Rücksicht auf mich — als worüber ich längst hinweg bin, sondern weil er da Raum und Stoff für seine reiche Fantasie und große Kunst der Ausmalung fände — Raum und Stoff in Überfluß."

Beethoven prüfte den Gedanken, ging aber auf denselben nicht ein, und lehnte die Komposition ab. Am 28. Dezember 1822 schrieb Rochlitz nochmals an Haslinger:

„Beethoven hat, wie ich wirklich erst auf seine Erinnerung bemerke, nicht unrecht, wenn er sagte, die musikalische Bearbeitung des ersten Tons möchte an Haydns „Schöpfung" erinnern. Zwar ließe sich diesem ausweichen, wenn man eine ganz andere Behandlung erwählete, nämlich daß man das Gedicht als Declamationsstück mit Zwischenmusik der Instrumente (melodramatisch) behandelte; aber so ist es schon früh einmal, obgleich nicht gut in Musik gesetzt worden, und da wird es unser Künstler nicht nochmals so machen wollen, obgleich jene Composition fast gar nicht bekannt geworden ist und auf der ganzen Erde Niemand weniger als Er diese Collision zu scheuen hätte. Sollte er dennoch in diese Idee eingehen wollen, so dürfte der äußere Zuschnitt am vortheilhaftesten also zu machen sein."

Daß Beethoven auf den Gedanken nicht einging, wird niemand wundern, der von dem Gedicht Kenntnis nimmt. Wir teilen es im Anhang mit.[1])

Von diesen weiter gehenden Wünschen erzählt uns nun Rochlitz in seinem Berichte, der ja erst ein Jahrzehnt später an die Öffentlichkeit trat, nichts, obgleich sie ihn doch sicherlich beschäftigten; und z. B. die Frage wegen des Textes „Preis der Tonkunst", bei welcher auch Haslinger interessiert war, gewiß besprochen ist; dadurch wird unser Vertrauen in die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen nicht gestärkt. Wir wollen hier noch die Fortsetzung seines Berichtes folgen lassen, den wir oben unterbrochen haben. S. 358 fährt er fort:

„Unsere dritte Zusammenkunft war die heiterste von allen. Er kam hierher, nach Baden,[2]) und zwar diesmal ganz nett und sauber, ja elegant. Doch hinderte ihn dies nicht (es war ein heißer Tag), bei einem Spaziergange im Helenenthal — und das heißt, auf dem Wege, den Alles, selbst der Kaiser und sein hohes Haus geht, und wo Alle auf meist schmalem Pfade hart an einander vorbei müssen — den feinen schwarzen Frack auszuziehen, ihn am Stocke auf dem Rücken zu tragen und blosarmig zu wandern. Er blieb von ungefähr Vormittags zehn, bis Nachmittags sechs Uhr. Jener sein Freund

[1]) S. Anh. VI. Die Tonmalerei, die hier geradezu herausgefordert wird, war wohl keine Beethoven sympathische Aufgabe.

[2]) Rochlitz' Brief ist vom 9. Juli aus Baden datiert.

und Gebauer[1]) waren mit ihm. Diese ganze Zeit über war er überaus fröhlich, mitunter höchst possierlich, und Alles, was ihm in den Sinn kam, mußte heraus. („Ich bin nun einmal heute aufgeknöpft"; so nannte ers, und bezeichnend genug.) Sein ganzes Reden und Thun war eine Kette von Eigenheiten, und zum Theil höchst wunderlichen. Aus allem leuchtete aber eine wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Zutraulichkeit gegen Alle, die ihm nahe kamen, hervor.[2]) Selbst seine keifenden Tiraden — wie jene, gegen die jetzigen Wiener, deren ich oben gedachte — sind nur Explosionen der Phantasie und augenblicklichen Aufgeregtheit. Sie werden ohne allen Hochmuth, ohne alles Erbitterte und Gehässige der Gesinnung — sie werden mit leichtem Sinn, gutem Muthe, in wirrig humoristischer Laune herausgepoltert; und damit ist's aus.[3]) Auch beweiset er im Leben — und für seine Subsistenz nur allzuoft und allzuentscheidend — daß er demselben, der ihn schwer verletzt und gegen den er in der einen Stunde am heftigsten geeifert, in der zweiten den letzten Thaler hingiebt, wenn dieser ihn nöthig hat. Da nun zu alle dem noch das froheste Anerkenntniß fremder, wenn nur wahrhaft ausgezeichneter und zugleich wahrhaft selbstständiger Verdienste kömmt; (wie spricht er von Händel, Bach, Mozart!) da er über die größeren seiner Arbeiten sich zwar nicht meistern läßt, (und wer hätte auch dazu das Recht?) aber wahrlich sie nicht überschätzt, und die kleineren lachend mehr preisgiebt, als vielleicht irgend ein Anderer; da überdies, ist er einmal in Bewegung gesetzt, derbschlagende Witzworte, possierliche Einfälle, überraschende, aufregende Kombinationen und Paradoxien, ihm immerfort zuströmen: so behaupte ich in vollem Ernst: er erscheint selbst liebenswürdig; oder erschrickst Du hier vor diesem Worte, so sage ich: der dunkle, ungeleckte Bär hält sich so treumüthig und zutraulich, brummt auch und schüttelt die Zottelchen so gefahrlos und kurios, daß man sich freuen und ihm gut sein müßte, sogar wenn er nichts wäre, als solch ein Bär, und nichts geleistet hätte, als was nun eben ein solcher kann. Die Geschichte dieses Tages aber, oder vielmehr die Summe seiner kleinen originellen Geschichtchen, muß ich für mündliche Mittheilung aufheben; denn wann wollte ich Kurgast, der nicht schreiben soll, zu Ende kommen. Indessen — als ich den guten Beethoven in den Wagen geschoben hatte und allein in jenem reizenden Thale auf und ab ging: da wurde mir's doch wieder sehr ernst zu Muthe."

---

[1]) Mit Gebauer bestanden keine näheren Beziehungen. Rochlitz verwechselt ihn wohl mit Schindler, den er auffallenderweise nirgendwo nennt, der aber jedenfalls bei zweien dieser Zusammenkünfte anwesend war, s. II S. 23. Schindler war, wie er selbst erzählt, in diesem Sommer ebenfalls in Baden, im Juli, sagt er, habe Beethoven mit seiner neuen Arbeit begonnen (was verfrüht ist).

[2]) Dieses Bild läßt sich auch durch die Erzählungen der Fanny Giannatasio ergänzen.

[3]) Gegen diese Schilderung erhebt Schindler aus seiner Kenntnis Einspruch, II S. 23. Dr. Bertolini erzählte O. Jahn, allerdings auf eine etwas frühere Zeit bezüglich: „Beethoven war in Gesellschaft guter Freunde ungemein heiter und aufgeräumt, voll witziger Einfälle."

Die Betrachtungen, welche Rochlitz hier weiter anschließt, zuerst Beethovens Leiden betreffend, dann allgemeiner Natur, übergehen wir hier.

Was die Zeit dieser Zusammenkunft betrifft, so wissen wir bereits, daß Beethoven seit dem 1. September für längeren Aufenthalt nach Baden gekommen war; hier handelt es sich aber um einen Besuch von einem Tage, und zwar an einem heißen Tage, und so ist diese spätere Zeit ausgeschlossen. Da nun Rochlitz am 9. Juli schrieb, so muß also Beethoven von Oberdöbling aus, wo er damals noch war, mit Freunden in der ersten Zeit des Juli[1]) einen Ausflug nach Baden gemacht haben. Da auch Schindler gegen das Tatsächliche in diesen Mitteilungen keinen Einwand macht, so haben auch wir keinen Anlaß, an der Richtigkeit von Rochlitz' Erzählung zu zweifeln; seine Mitteilungen im einzelnen werden einer prüfenden Kritik zu unterziehen sein.

Von späteren Beziehungen zwischen Beethoven und Rochlitz ist nichts bekannt; doch blieb bei Beethoven die Schätzung des geistvollen Schriftstellers bestehen, und noch in seiner letzten Krankheit erklärte er auf eine Frage, daß er Rochlitz zu seinem Biographen erwählen würde. Wir Nachgeborenen brauchen es nicht zu bedauern, daß Rochlitz den an ihn gerichteten Antrag — seiner Gesundheit wegen — abgelehnt hat. —

Eine andere, uns noch mehr interessierende Begegnung hatte Beethoven in diesem Jahre (doch früher) mit Rossini.[2]) Rossinis Opern waren schon seit mehreren Jahren in Wien aufgeführt worden und hatten Aufsehen und wachsenden Enthusiasmus erregt, der sich unter der Einwirkung von Rossinis Anwesenheit bis zum Fanatismus steigerte. Auch Beethoven hatte den Barbier, nachdem er vorher von der Partitur Einsicht genommen, von den besten italienischen Sängern aufführen gesehen und war davon sehr befriedigt (er liebte ja italienischen Gesang), so daß er sogar auf den Gedanken kam, eine italienische Oper zu schreiben, der nun freilich, wie so manches andere, unausgeführt blieb.[3]) Rossini war früh im Jahre 1822 nach Wien gekommen;[4]) man war entzückt von dem gebildeten, liebenswürdigen Manne. Am 13. April wurde die für Wien geschriebene Oper Zelmira in Anwesenheit des Maestro aufgeführt; bei den weiteren Vor-

---

[1]) Dies nahm auch Nohl (III S. 310) richtig an.

[2]) Wir nehmen hier Bezug auf den lehrreichen und interessanten Aufsatz Kalischers: „Beethoven und Rossini" in der Neuen Berliner Musikzeitung von 1892, Jahrg. 46 Nr. 3 fg.

[3]) So erzählt Schindler, II S. 49.

[4]) Im März war er dort, nach Nohl III S. 323, der eine Quelle nicht angibt.

stellungen steigerte sich der Jubel und erreichte bei der Schlußvorstellung der Saison, Rossinis Corradino, seinen Höhepunkt.[1]) Daß dieses Eindringen neu-italienischer Musik den Geschmack des Wiener großen Publikums stark beeinflußte und dasselbe zeitweise von den deutschen Meistern abwandte, ist erklärlich; auch ernste Männer verfielen dem Enthusiasmus. Davon war auch Beethoven betroffen und empfand es, war aber im Bewußtsein seiner künstlerischen Größe für die Folgen ruhig. In einem Gespräche über die neuen Zustände, die manchem fast trostlos erschienen, hörte ihn Schindler mit Emphase erwidern: „Nun, den Platz in der Kunstgeschichte können sie mir doch nicht nehmen!“[2]) Seine Äußerungen über Rossini lassen wohl erkennen, wie entschieden er den Abstand seiner Kunst von der Rossinis empfand.[3]) Doch brauchte er nicht zu fürchten, daß diese leicht fließende und faßliche, auf den Glanz gesanglicher Leistungen gerichtete, nicht in die Tiefe des Herzens dringende, dabei aber geschickt und mit Kenntnis der Bühne und musikalischen Technik geschriebene Musik für die Dauer der mehr und mehr sich Bahn brechenden Wirkung seiner Schöpfungen Gefahr bereiten könne.

Rossini hatte die Quartette Beethovens, durch Mayseder vorgetragen, gehört und war von denselben sehr begeistert; der Wunsch, Beethoven zu besuchen, war natürlich, er hatte denselben auch dem Bruder Johann oder dem Neffen[4]) ausgesprochen, wie einer derselben in einer Konversation aus jener Zeit dem Meister aufschreibt. Nun erzählt Schindler (II S. 178), Rossini habe zweimal in Begleitung Artarias (der auch zweimal habe anfragen lassen) bei Beethoven vorzusprechen gesucht, Beethoven aber habe sich stets entschuldigen lassen. Das sei in Wien viel besprochen und kommentiert worden; in Beethovens Gegenwart habe man dies nicht er-

[1]) Vgl. Schindler, II S. 57 fg.

[2]) Schindler II S. 282.

[3]) Auf die Frage: „was ist Rossini“ soll er nach Seyfried (Anhang S. 24) niedergeschrieben haben: „ein guter Theatermaler.“ Ebenda S. 39 lesen wir Beethovens Äußerung: „Da ihr Abgott, der Rossini, hätte ihm Fortuna nicht ein hübsches Talent, und verliebte Melodieen schockweise bescheert, von dem was er aus der Schule mitbrachte würde er seinen Wanst höchstens mit Kartoffeln abfüttern können.“ Zu Freudenberg (aus dem Leben eines alten Organisten S. 42) räumte er ein, „Rossini sei ein Talent und melodievoller Komponist, seine Musik passe für den frivolen sinnlichen Zeitgeist und seine Productivität brauche zur Composition einer Oper so viel Wochen, wie die Deutschen Jahre.“ Seiner Abneigung hat er auch später noch Ausdruck gegeben; auch in seinem Kreise wurde dieselbe gepflegt. Das zeigen die Konversationen, aus denen Kalischer bezeichnende Stellen anführt.

[4]) Kalischer läßt es unbestimmt, ob es der Bruder oder der Neffe war.

wähnen dürfen.[1]) Jene Erzählung, welche von Nohl (III S. 326) und Wasielewsky (II S. 127) ohne Kritik nacherzählt wurde, ist vollständig irrtümlich und später durch Rossini selbst widerlegt.[2]) Im Jahre 1867 besuchte Hanslick mit 2 Begleitern in Paris Rossini und berichtete darüber an die Neue Freie Presse;[3]) aus ihrer Unterhaltung ist folgendes mitzuteilen.

„Aber plötzlich, als wollte er absichtlich an Höheres erinnern, fragte er, ob denn Mozarts Denkmal in Wien schon vollendet sei? Und Beethovens? Wir drei Österreicher sahen etwas verlegen drein. „Ich erinnere mich sehr genau an Beethoven," fuhr Rossini nach einer Pause fort, „obwohl es bald ein halbes Jahrhundert her ist. Bei meinem Aufenthalt in Wien habe ich mich beeilt, ihn aufzusuchen." — „Und er hat Sie nicht vorgelassen, wie Schindler und andere Biographen versichern." — „Im Gegentheil," corrigierte mich Rossini, „ich ließ mich durch Carpani, den italienischen Dichter, mit dem ich zuvor auch Salieri besucht, bei Beethoven einführen, und dieser empfing uns sofort und sehr artig. Freilich währte der Besuch nicht lange, denn die Conversation mit Beethoven war geradezu peinlich. Er hörte an dem Tage besonders schlecht und verstand mich nicht trotz des lautesten Schreiens; obendrein mag seine geringe Uebung im Italienischen ihm das Gespräch noch erschwert haben."

Ganz ähnlich hatte Rossini schon früher (1856) Hiller beim Gespräche über Beethoven erzählt:[4])

„Während meines Aufenthalts in Wien habe ich mich durch den alten Calpani [Carpani] bei ihm vorstellen lassen; aber bei seiner Taubheit und meiner Unkenntnis der deutschen Sprache war kein Gespräch möglich. Ich freue mich, ihn wenigstens gesehen zu haben."[5])

---

[1]) Noch 1826 (August) schreibt jemand im Konv. Buch: „Nicht wahr, Rossini wollte Sie besuchen, Sie aber haben es abgeschlagen?"

[2]) Rich. Wagner Ges. Schr. III S. 255, 2. Aufl., beschränkt sich darauf, zu sagen, daß Rossini Beethoven einen Ehrenbesuch abstattete, den dieser nicht erwiderte; was wir nicht weiter auffallend finden werden. — Thayer hörte (wie ich in seinen Papieren finde) von einem Schwager Dr. Bertolinis, Miller, daß Beethoven mit Rossini bei Artaria zusammengetroffen sei; Bertolini sei zugegen gewesen.

[3]) N. Fr. Pr. 1867, 21. Juli (Thayer). Sein Bericht (Brief vom 18. Juli 1867) ist wieder abgedruckt in dem Buche „aus dem Concert-Saal", 2. Aufl. Wien und Leipzig 1897 S. 594.

[4]) Ferd. Hiller, Aus dem Tonleben unserer Zeit, Bd. II S. 49.

[5]) Entsprechendes erzählte Azevedo in seiner Biographie Rossinis (1864) und der Berichterstatter der Zeitschrift „Salon" (III S. 484 fg. 1869). Nach dem ersteren habe Rossini den Meister in einer kleinen schmutzigen Wohnung gefunden (Oberdöbling?) [dans un reduit des plus exigus, de plus sales, des plus miserables]. Diese Hinweisungen verdanke ich Kalischer in dem oben erwähnten Aufsatze, der auch noch Alfr. v. Wurzbach (Zeitgenossen 1870—71; H. 5) und Georg Grove in seinem Dictionary of Music and Musicians als zustimmend anführt.

Es kam hier nur darauf an, festzustellen, daß die persönliche Begegnung von Beethoven und Rossini nach des letzteren eigenem Zeugnisse stattgefunden hat, und daß der Vorwurf einer ungewöhnlichen Unfreundlichkeit und Abschließung auf Beethovens Gedächtnis nicht lastet, wenn auch seine Ansicht über Rossini dieselbe blieb und später auch wohl noch schärfer zum Ausdruck kam. Wir sehen aber auch hier wieder, welche Vorsicht bei der Annahme von Schindlers Mitteilungen geboten ist. —

Letztere Erfahrung machen wir auch aus Schindlers Mitteilung über eine Begegnung Beethovens mit Franz Schubert, welche ebenfalls in dieses Jahr verlegt wird.[1]) Wir hatten früher Veranlassung zu bemerken, daß Schubert und Beethoven sich zwar kannten und sich zuweilen am dritten Orte sahen, daß aber eine nähere Beziehung zwischen ihnen nicht bestand; Beethoven hatte bisher von dem jungen Komponisten wenig Notiz genommen, während dieser mit Bewunderung und scheuer Verehrung zu ihm aufblickte.[2]) Nun erzählt Schindler, daß Schubert, in Begleitung Diabellis, dem Meister die ihm gewidmeten vierhändigen Variationen überreichte, daß ihn aber im Angesicht der Künstler-Majestät der Mut ganz verlassen habe, so daß er kaum im stande gewesen sei, die an ihn gerichteten Fragen schriftlich zu beantworten. Als ihm aber Beethoven eine kleine harmonische Unrichtigkeit gezeigt habe, welche jedoch „keine Todsünde“ sei, sei er ganz außer Fassung gekommen und habe sich erst außerhalb des Hauses wieder zusammengerafft, aber niemals wieder den Mut gehabt habe, sich dem Meister vorzustellen. Dem gegenüber führt Schuberts Biograph, Heinrich von Kreißle, (S. 261) das Zeugnis Joseph Hüttenbrenners an, der mit Schubert nahe befreundet war und von diesem gehört habe, daß er sich allerdings zu Beethoven begeben habe, ihn aber nicht zu Hause getroffen und die Variationen der Magd oder dem Diener übergeben habe, damals also Beethoven weder gesehen noch gesprochen habe. Später habe Schubert mit Freude vernommen, daß Beethoven an den Variationen Gefallen finde und

[1]) Schindler, Bd. II S. 176.

[2]) Schuberts Bruder Ferdinand Schubert sagte später (vgl. N. Ztschr. f. M. Bd. 10 Nr. 34): „Mit Beethoven, den er heilig hielt und der sich oft in großer Anerkennung namentlich über seine Lieder aussprach, kam er öfters zusammen, ohne daß man ihn deshalb, wie oft geschehen, einen Schüler Beethovens nennen durfte.“ Nach Kreißle (S. 265) hat derselbe Ferdinand auf eine Frage geantwortet, sie seien selten zusammengekommen. Dem fügt Kreißle hinzu, im Steinerschen Lokale im Paternostergäßchen sei Schubert mit Beethoven öfter zusammengekommen. Die Begriffe öfter und selten sind hier wohl nicht bestimmt abzugrenzen. Die Tatsache des Zusammenkommens darf nach diesen Zeugnissen wohl als feststehend gelten.

sie oft und gern mit seinem Neffen Carl durchspiele.[1]) Nähere Bekanntschaft mit Schuberts Kompositionen machte Beethoven erst später, auf seinem Krankenlager nach Schindler; und da wird uns auch Schubert noch einmal begegnen. Die obige Erzählung Schindlers trägt, auch wenn wir Hüttenbrenners Zeugnis nicht hätten, die Spur der Unwahrscheinlichkeit in sich; auch konnte Schindler nicht Augenzeuge gewesen sein, da er das gewiß gesagt hätte; er wohnte in diesem Jahre noch nicht mit Beethoven zusammen. —

Noch eine interessante Begegnung hatte in diesem Jahre der Schauspieler Heinrich Anschütz mit Beethoven, welche er uns in seinen Erinnerungen erzählt.[2]) Er hielt sich im Sommer 1822 in Döbling auf und sah auf einem Spaziergange in der Nähe von Heiligenstadt auf dem Wiesengrunde zwischen Bäumen und dem Bach

„einen Mann gelagert, in etwas ungeordneter Kleidung, den gedankenschweren, geistreichen, wildschönen Kopf in die linke Hand gestützt, und den Blick auf ein Notenblatt geheftet, in das er mit der Rechten mystische Runenzüge eingrub, während er in den Zwischenpausen mit den Fingern trommelte. Ah, Beethoven! rief ich in Gedanken aus. Ich hatte ihn eine Weile mit dem höchsten Interesse beobachtet und wollte mich soeben, um ihn in seinen Künstlerträumen nicht zu stören, nach der Richtung, woher ich gekommen war, wieder zurückziehen, als er plötzlich das Haupt erhob und unsere Blicke sich begegneten. Ich grüßte ihn, was er kurz erwiderte. Unwillkürlich gefesselt, trat ich näher und entschuldigte, daß ich ihn gestört hätte. „Der Weg ist für jedermann.“ „Darf ich wissen, was da gerade im Entstehen ist?“ „Dummes Zeug, ein Orchesterstück, das ich hier aufführen will, um die Gelsen (Mücken) und Ameisen zu vertreiben.“ Hiermit war die Unterhaltung aus. Er starrte in das Notenblatt, trommelte, schrieb und vergaß ganz und gar auf den Nachbar. Endlich entfernte ich mich leise, und er war so verloren, daß er es nicht bemerkte. Ich begegnete ihm nun öfter. Obwohl damals schon sehr schwerhörig, war er doch dem Umgang mit Menschen noch nicht ganz verschlossen. Wir wurden bald näher bekannt. Eines Tages begleitete ich ihn eine Strecke. Wir sprachen über Kunst, Musik und endlich über Lear und Macbeth. Wie zufällig warf ich die Bemerkung hin, daß mich schon öfter der Gedanke beschäftigt habe, ob er nicht als Seitenstück zur Egmontmusik den Macbeth musikalisch illustrieren sollte? Der Gedanke schien ihn zu elektrisiren. Er blieb wie angewurzelt stehen, sah mich mit einem durchdringenden, fast dämonischen Blicke an und erwiderte hastig: „Ich habe mich auch schon damit beschäftigt. Die Hexen, die Mordscene, das Geistermahl, die Kesselerscheinungen, die Nachtwandlerscene, Macbeths Todesraserei!“ Es war im höchsten Grade interessant, seinem Mienenspiele zu folgen, in welchem sich die

[1]) Letzteres wird bei Beethovens Gehörzustand bezweifelt werden dürfen.

[2]) Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Leipzig, Reclam (1866) S. 207 fg.

blitzschnellen Gedanken jagten. In wenigen Minuten hatte sein Genius das ganze Trauerspiel durchgearbeitet. Bei der nächsten Frage, die ich an ihn richtete, drehte er sich um und rannte nach einer flüchtigen Begrüßung davon. Leider aber war seiner stürmischen Erregung nicht die That gefolgt. Als ich nach einiger Zeit das Thema noch einmal berührte, fand ich ihn verdrießlich und schwieg. Welcher Schatz ist der Musikwelt durch die wachsende Verdüsterung seines Innern entzogen worden! Was müßte Macbeth mit Unterstützung seiner Töne geworden sein!"

Daß Beethoven von diesem Gedanken stark ergriffen wurde, daß er sagt, er habe sich auch schon damit beschäftigt, fällt nicht auf, da wir bereits wissen, daß Beethoven in den Jahren 1808/9 eine Oper Macbeth zu komponieren vorhatte, zu welcher Collin den Text nach Shakespeare zu schreiben begonnen, denselben aber nicht vollendet hatte.[1]) Heinrich Anschütz war derselbe, welcher die von Grillparzer verfaßte Gedächtnisrede an Beethovens Grabe zu halten hatte. Auch davon erzählt er uns in seinen Erinnerungen (S. 252). —

Und jetzt ist es an der Zeit, daß wir uns der Hauptarbeit dieses Jahres und der Aufführung, für welche sie bestimmt war, zuwenden. Vorher sei erwähnt, daß Beethoven nach Beendigung des Badener Aufenthalts und nach der Rückkehr in die Stadt das neue von dem Bruder gemietete Quartier in der Kothgasse (jetzt Gumpendorfer Straße) bezog, wo er mit dem Bruder in demselben Hause wohnte. Bei diesem Umzuge traf ihn noch ein besonderes Mißgeschick. In einem Artikel des Morgenblatts vom 5. November 1823 über Beethoven, welchen die Wiener Theater-Zeitung vom 15. November 1823 abdruckte, und der von einer kundigen Hand herrührt, lesen wir: „Sehr schmerzlich fiel es ihm, daß im verflossenen Jahre bei Gelegenheit seiner Übersiedlung vom Lande in die Stadt, vielleicht durch Nachlässigkeit, vielleicht durch Treulosigkeit des mit dem Fortschaffen der Effekten Beauftragten — denn häufig wird der nur mit seiner Kunst Beschäftigte hintergangen — seine ganze Korrespondenz in Verlust geriet." „Im vorigen Jahre", also 1822. Alles weitere muß Vermutung bleiben, da dieses Ereignis sonst nicht erwähnt wird; daß es der definitive Umzug von Baden nach Wien, nicht ein vielleicht nur vorübergehender von Oberdöbling nach Wien war, ist uns wahrscheinlicher.

Aber schon vorher, als er noch in Baden war, hatte ihn die neue Arbeit in Anspruch genommen, die ihn wieder einmal mit der Öffentlichkeit in Verbindung bringen sollte — die Musik zu der Weihe des Hauses,

---

[1]) Thayer Beeth. III S. 38 fg., 88. Nottebohm, 2. Beethoveniana S. 225 fg.

d. h. zur Einweihung des Josephstädter Theaters. „Kaum bin ich hier," schreibt er am 13. September aus Baden, „so befindet sich ein Theaterdirektor, der ein Theater in Wien erbaut und es mit einem Werke von mir eröffnet, hier, dem zu Gefallen ich einige neue Werke hinzuschreiben mußte." Und in demselben Monat schreibt er an Bruder Johann, ebenfalls aus Baden: „Mittlerweile hat mich die Josephstadt hier in Arbeit gesetzt, welches mir bei meiner Wasser- und Badekur wirklich beschwerlich fällt. — Ich habe unterdessen schon einen neuen Chor mit Tänzen und Sologesängen gemacht.[1]) Läßt es meine Gesundheit zu, so mache ich noch eine neue Ouvertüre."

Carl Friedrich Hensler,[2]) Direktor der vereinigten Bühnen von Preßburg und Baden, mit Beethoven gut bekannt und von ihm sehr geschätzt, hatte 1821 das Privilegium des Theaters in der Josephstadt an sich gebracht und für dasselbe ein neues Haus aufgeführt, welches 1822 am 3. Oktober, dem Namenstage des Kaisers, feierlich eröffnet werden sollte. Als Feststücke waren zwei Dichtungen von Carl Meisl[3]) gewählt, „Die Weihe des Hauses" und „Das Bild des Fürsten". Ersteres war eine Nachbildung der zu ähnlichem Anlasse für Pesth geschriebenen „Ruinen von Athen" (1812). Meisl hatte also die Worte der Veränderung des Orts anzupassen, dieselben aber doch so einzurichten, daß sie zu Beethovens Musik zu den Ruinen paßten. Selbstverständlich war Beethoven in Anspruch genommen und auch bereit, mitzuwirken, daß das neue Stück, welchem ein längst komponiertes Werk Beethovens zu grunde gelegt war, für den neuen Zweck hergerichtet werde; er sollte die nötigen Abänderungen vornehmen und einiges Neue hinzukomponieren.

Es ist Nottebohm gelungen, das Textbuch wieder ausfindig zu machen; er hat dasselbe in der Allg. Mus. Ztg. von 1873 (Nr. 25) mitgeteilt.[4])

[1]) Es wurde schon bemerkt, daß dieser Chor von Beethovens Hand die Aufschrift „gegen Ende September" trägt.

[2]) Hensler war 1761 geboren, seit 1784 in Wien, gestorben am 24. November 1825, schrieb zahlreiche Bühnenstücke, von welchen das „Donauweibchen" am bekanntesten geworden ist. Vgl. Goedekes Grundriß V 2. S. 327. Ich folge hier und im folgenden der Erzählung Schindlers (II S. 5), der ja Augenzeuge der Ereignisse war, sich aber dennoch nicht überall genau unterrichtet zeigt.

[3]) In Böckhs Merkwürdigkeiten der Stadt Wien (1823) wird Carl Meisl, „K. K. Marine-Kriegs-Kommissar", unter den Schriftstellern angeführt. (Nottebohm, handschr. Bem. zu Thayers Verz. Nr. 235.)

[4]) Danach ist es wieder abgedruckt in Nottebohms 2. Beethoveniana S. 385 fg. Wegen des Textes zu den Ruinen von Athen nehmen wir auf die gedruckte Partitur Bezug, in welcher derselbe enthalten ist; bei Revision des 3. Bandes werden wir uns über denselben noch zu äußern haben.

Durch Nottebohms Verdienst sind wir in den Stand gesetzt, den Text mit dem uns bekannten zu den Ruinen zu vergleichen. Den Text zur Weihe des Hauses hat Meisl in dem von ihm herausgegebenen „Taschenbuch vom K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt. Zwölfter Jahrgang. Wien 1825“, mitgeteilt, und zwar nach Nottebohms wohl begründeter Vermutung so, wie er ihn geschrieben und der Theaterdirektion übergeben hatte, ohne die bei der Aufführung noch nötig gewordenen Änderungen zu berücksichtigen. Nach Beethovens Durchsicht mußte der Text sich noch Veränderungen gefallen lassen; denn es war Meisl nicht gelungen, seine Worte der vorhandenen Musik Beethovens ordentlich anzupassen, mit andern Worten, den ursprünglichen Text Kotzebues genau nachzubilden. Diese und andere Klagen mögen Beethoven den Ausruf entlockt haben, den Schindler in seiner Handschrift las: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?!“

Gleich der erste Chor ist musikalisch ganz derselbe wie in den Ruinen; Meisl hat aber die Worte geändert, weil sie jetzt nicht wie dort an Minerva, sondern an Thespis, den Vertreter der dramatischen Dichtkunst, gerichtet sind. Es heißt daher nicht: „Tochter des mächtigen Zeus! erwache!“ sondern: „Folge dem mächtigen Rufe getrost!“ und anstatt „sein Ruf ertönt,“ heißt es jetzt: „Hierher! hierher!“ Es war klar, daß diese Worte nicht zu Beethovens Melodie paßten; sie wurden daher, sicherlich auf seine Veranlassung, geändert in „Folge dem mächtigen Ruf der Ehre! Hierher, hierher!“ Auch dieses hierher! will nicht recht zu Beethovens Noten passen.[1])

Auf den Ruf kommt nun Thespis mit seinem Karren und den Attributen der Bühnenkunst (in den Ruinen spricht hier Minerva); er sucht eine Ruhestätte, einen Tempel für die Kunst, findet sich aber in einer rauhen Gegend, und weiß nicht, wohin er sich wenden soll. In diesen gesprochenen Partien ist Meisl natürlich selbständig und von Kotzebue unabhängig. Am Schlusse seiner Worte schreibt Meisl „Akkord“ und denkt sich wohl Apollos Erscheinen von Musik begleitet. Es erscheint Apollo, der ihn auch bisher geleitet; er ermuntert ihn, seiner Kunst sich bewußt zu werden, welche belebend gleich der Sonne in die Finsternis dringe und aus der Wüste ein Paradies schaffe.[2]) Nottebohm wirft hier die Frage auf, ob Beethoven von diesen Andeutungen Meisls Gebrauch gemacht und

---

[1]) Eine von Beethoven revidierte Abschrift dieses Chores im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien enthält diese Fassung des Textes. Nottebohm a. a. O. S. 387.

[2]) Apollos Worte (in der 2. Scene) werden von „einer fernen Harmonika“ begleitet (Nottebohm a. a. O. S. 390).

an diesen beiden Stellen (Akkord und Harmonika) Musik eingelegt habe; das darf aber wohl verneint werden, weitere Musikstücke außer den bekannten sind nicht vorhanden und Beethoven würde sie, wenn sie fertig waren, sicherlich nicht haben untergehen lassen. Bei Apollos Worten wandelt sich die Gegend in eine schöne, rosig beleuchtete Landschaft; Apollo gibt sich dem erstaunten Thespis zu erkennen, und da dieser niederknien will, belehrt er ihn:

„Nicht sollst du die Kniee beugen,
Dieses ziemt dem Künstler nicht.
Freisinn — Kunstsinn sei ihm eigen,
Dann gelanget er ans Licht,"

und knüpft daran eine weitere Vorhaltung über die Pflichten des Künstlers. Auf die weiteren Fragen des dankbaren Thespis belehrt er ihn (in geschmackloser Nachbildung von Goethes „Kennst du das Land") über das Land, in welchem sie sich befinden, den Strom (Donau), die Stadt (Wien), und verspricht dem Zagenden, ihm selbst einen Tempel zu bauen. Thespis will einen ernsten Weihegesang „zur Probe" liefern, zuerst aber, da die Kunst dort, wo sie geboren, in Fesseln liege und nur aus den Ruinen seufze, in einem kurzen Zwischenspiele den Verfall schildern; ein Jüngling und ein Mädchen kommen klagend, Ruinen von Tempeln werden sichtbar. Dieses Zwischenspiel enthält das Textbuch nicht, es war also der Ausführung überlassen. Hier wurde also zunächst das Duett „Ohne Verschulden" aus den Ruinen eingelegt; das steht durch die Berichte in den Zeitschriften jener Tage[1]) und Schindlers Zeugnis (II S. 9) fest. Dann folgte nach aller Wahrscheinlichkeit der Derwischchor und der türkische Marsch; denn Thespis zeigt eine Mehrheit von Bildern des Verfalls,[2]) und durch Hinzunahme dieser Stücke wird die Zahl von 10 Stücken des neuen Werkes, welche Beethoven in einem Briefe an den Bruder angibt, voll; von dem „Akkord" und der „Harmonika" muß hier doch wohl abgesehen werden. Apollo mahnt ihn jetzt, nicht alles aus den Verfallzeiten zu schildern; die ewig blühende Kunst solle sich einen neuen Schauplatz suchen; hier in diesem schönen Lande, bei dem seinem Herrscherhause treuen Volke soll sie wohnen.[3]) Auf seinen Wink wird das neue Haus sichtbar, es erscheinen

[1]) Nottebohm S. 392.

[2]) „Mit beredten wahren Bildern zeigtest du mir den Verfall", sagt Apollo. Vgl. noch Nottebohm S. 403, der die Frage nicht entscheiden will, so lange wir die alten Theaterzettel nicht haben.

[3]) Apollos Worte geben die Gedanken des Greises in den Ruinen wieder.

„Thaliens Sprossen", der Tanz und die Grazie mit ihrem Gefolge, und es beginnt von beiden geführt der Chorsatz:

„Wo sich die Pulse
jugendlich jagen,
Schwebet im Tanze
das Leben dahin" usw.

Das ist der Chor, welchen Beethoven im September 1822 zu diesem besonderen Zwecke hinzukomponierte.[1]) Auch hier zeigt der Text des Musikstücks Verschiedenheiten gegenüber dem ursprünglichen Meislschen Text. Nun läßt Apollo die verschiedenen Dichtungsgattungen — Lustspiel, Satire, Parodie, schließlich Melodram und Gesang — erscheinen; wir werden in den Tempel geführt, der mit Altären und den Bildern der Musen geschmückt ist, und es beginnt der Marsch mit Chor, wie wir ihn aus den Ruinen kennen. Diesen hat Beethoven zu dem vorliegenden Zwecke neu eingerichtet; die gesprochenen Worte (S. 62 der Partitur) fehlen, der gesungene Text ist erweitert („Empfanget uns —"); die zugefügten Worte stehen nicht bei Meisl.[2]) Dann tritt der Oberpriester auf; die Worte, die ihn Meisl zuerst sprechen läßt, stimmen mit geringen Änderungen und Weglassung der Schlußworte mit den Worten überein, welche in den Ruinen der Greis spricht (Nr. 5, S. 59 der Partitur) und waren zweifellos von derselben melodramatischen Musik begleitet wie dort, wenngleich Meisl dies nicht sagt.[3]) Dann folgt das Rezitativ des Oberpriesters (Ruinen Part. S. 82, wieder die Worte Kotzebues) mit einer unwesentlichen Änderung, hierauf der Chor: „wir tragen empfängliche Herzen" (Part. S. 85, mit Kotzebues Worten), dann die Arie des Oberpriesters (Part. S. 90) mit entsprechend geänderten Schlußworten, und es erhebt sich ein dritter Altar, nicht wie in den Ruinen mit dem Bilde des Königs, sondern mit „Oesterreichs Schutzgeist"; ein kurzer Jubelchor, und nach einer neuen Anrede Apollos folgt

[1]) In einer alten Abschrift (Nott. S. 403) wird dieser Chor als Nr. 4 bezeichnet. Vielleicht wurde in der Abschrift für die Aufführung das ganze Zwischenspiel als eine Nummer (3) behandelt.

[2]) Der neu eingerichtete Marsch mit Chor ist von Beethoven als Op. 114 besonders neu herausgegeben. Abgesehen von der Textvermehrung und kleinen Vereinfachungen des Chorsatzes ist derselbe hinsichtlich der Gestalt und Ausdehnung ganz gleich mit dem in den Ruinen, es ist kein Takt hinzugekommen. Die Ausgabe erfolgte in 2- und 4händ. Klavierauszuge bei Steiner noch 1822, in Partitur 1824. In der neuen B. u. H. Gesamtausgabe S. 20 Nr. 207a.

[3]) Im Textbuch folgt „die Musik hinter der Scene" (6) auf den Marsch mit Chor (Nott. S. 402).

der glänzende Schlußchor („Heil unserm Kaiser"), in welchem statt der früheren „ungarischen" Treue „alte österreichische Treue" geschworen wird.[1])

Außer dem einen genannten Chore hat dann Beethoven dem Werke aus diesem Anlasse eine neue Ouvertüre gegeben, die zur „Weihe des Hauses." Die Ouvertüre zu den Ruinen konnte sich als Eröffnungsstück nicht eignen, diese waren ja bei jener früheren Gelegenheit das zweite Stück, oder wie Beethoven selbst an den Bruder schreibt, ein „Nachstück".

Der Meislsche Text verrät nach Erfindung und Sprache keine poetische Begabung und steht durchaus unter dem Kotzebueschen; wir können uns Beethovens Unmut wohl erklären.[2]) Die anfängliche Unklarheit der Lokalität, die gezwungene Einführung des Zwischenspiels und die seltsame Aufzählung der Dichtungsgattungen, von denen er die ernsteren gar nicht auftreten läßt, wenngleich sie nachher (nach Kotzebue) genannt werden, durften wohl Bedenken erregen und erklären uns, weshalb Beethoven die Wahrheit vermißte. Die Änderungen bei der Aufführung gingen noch weiter, wie bereits erwähnt, und erstreckten sich auch auf die Personen; insbesondere wurde Apollo durch Pallas [Minerva] ersetzt.[3])

Wann hat Beethoven die neue Musik geschrieben? Den Endpunkt gibt uns der 3. Oktober, der Tag der Aufführung; wann hat er begonnen? Bei dieser Frage mußte uns Schindler Führer sein, ist aber leider kein ganz sicherer. Schindler erzählt II S. 6:

> „Den Sommer von 1822 in Baden weilend, wo der Verfasser sich gleichfalls befand, machte er sich nach völlig beendigter Feile an der **Missa solemnis** im Laufe des Monats Juli an diese neue Arbeit, die jedoch in Folge der überaus warmen Temperatur der Jahreszeit nicht so rasch von Statten gehen wollte, wie aller Seits gewünscht worden."

---

[1]) Bäuerles Theaterzeitung 1822, 12. Okt. „Das Gelegenheitsstück selbst ist kein eigentlicher Gegenstand für die Kritik, und durch Tadel an solchen flüchtigen Arbeiten zum Ritter werden wollen, würde unbescheiden sein."

[2]) Noch 1826 schärft er dem Sänger Ehlers, als es sich um eine neue Bearbeitung der Ruinen für Berlin handelte, ein, die Wahrheit nicht zu vergessen, welche durch die Meißnerische [Meislsche] Bearbeitung gelitten habe und nur im Kotzebueschen Text zu finden sei. Dieser Brief kommt 1826 an seiner Stelle zur Erwähnung. Er ist jetzt gedruckt bei Kalischer N. B. Br. S. 193 und bei Nohl Mosaik S. 334.

[3]) Das entnehmen wir der Wiener Zeitschr. für Kunst vom 10. Okt. 1822. Vgl. Nottebohm S. 386. Auch Schindler (II S. 6) scheint das zu bestätigen. „Unter den Spielenden war Dem. Kaiser als Minerva im ersten Stück eine liebliche Erscheinung; Vortrag und Spiel sind erhaben — die Begeisterung seelenvoll" heißt es in der Theaterzeitung a. a. O.

Beethoven war aber, wie wir aus den Briefen an Peters und an Bruder Johann wissen, erst seit dem 1. September in Baden und wohnte vorher in Döbling. Erst in Baden hat er die neuen Stücke geschrieben, wie die schon angeführten Briefe ergeben. Eine von Beethoven revidierte Abschrift des Chores „Wo sich die Pulse" trägt von Beethovens Hand die Aufschrift: „geschrieben gegen Ende September 1823, aufgeführt am 3. Oktober am Josephstädt. Theater." Die falsche Jahreszahl 1823 steht auch auf einer Abschrift der Ouvertüre und des später zu erwähnenden Gratulationsmenuetts; es ist ein Irrtum Beethovens, es muß natürlich 1822 heißen.[1]) Da das Stück leicht erfunden und gestaltet ist, steht der Annahme, daß es im September nicht bloß beendigt, sondern auch begonnen ist, nichts entgegen. Bei der Ouvertüre kann vollends kein Zweifel sein; Beethoven erzählt dem Bruder (s. o. S. 277), daß er den neuen Chor mit Tänzen und Sologesängen komponiert habe, und fügt hinzu, daß er, falls es seine Gesundheit zulasse, auch noch eine neue Ouvertüre machen werde.[2]) Sie gehört also in den September. Schindler war also hinsichtlich der Zeit, wenn er den Juli für diese neuen Kompositionen angibt, im Irrtum und hat sich wohl in der Erinnerung getäuscht. Daß die Ouvertüre wirklich im September in Baden entstanden ist, geht aus Schindlers eigener Erzählung hervor. Er erzählt II S. 7:

„Mittlerweile war der September herangekommen. Es war daher an der Zeit, an Ausarbeitung einer neuen Ouvertüre zu gehen, denn der Meister hatte längst die den Ruinen von Athen zugehörige aus begreiflichen Gründen zur bevorstehenden Eröffnungsfeier für nicht geeignet befunden. Eines Tages mit ihm und seinem Neffen in dem schönen Helenenthale bei Baden uns ergehend, hieß Beethoven uns eine Strecke voraus zu wandern und ihn an einer bezeichneten Stelle erwarten. Nicht lange hatte er uns schon eingeholt, bemerkend: er habe nun zwei Motive zu einer Ouvertüre notirt. Sofort äußerte er sich auch über den Plan der Bearbeitung dahin, daß das eine in freiem, das andere aber in strengem Styl, und zwar im Haendel'schen, ausge-

[1]) „Der Schreibfehler ist zu erklären, wenn man annimmt, daß er die Abschriften um die Zeit überschrieb, als er sie dem Erzherzog schickte." Nottebohm S. 396.

[2]) Auch in den Skizzen folgten die zur Ouvertüre denen zu dem Chore, Nottebohm S. 404. Das Autograph der Ouvertüre, früher im Besitze von Artaria, dann des Herrn Dr. E. Prieger in Bonn, trägt die Aufschrift: „Overtüre geschrieben von L. v. Beethoven zur Eröffnung des Josephstädter Theaters, zu Ende September 1822 — aufgeführt am 3. Oktober 1822." Die Abschrift für den Erzherzog und eine an Stumpff in London gesendete Abschrift (Bd. II S. 249) trug die unrichtige Jahreszahl 1823.

führt werden solle. Soviel seine Stimme vermochte, sang er beide Motive und frug dann, welches uns wohl am besten gefalle? Es mag dies seine momentan rosige Stimmung bezeichnen, in welche er durch Auffinden zweier Edelsteine versetzt worden, nach denen er vielleicht schon lange gesucht hatte. Der Neffe entschied sich für beide, meiner Seits sprach ich den Wunsch aus, das Fugen-Motiv zu obigen Zweck bearbeiten zu wollen. Keinesfalls hat jedoch Beethoven die Ouverture „zur Weihe des Hauses" ausgearbeitet, weil ich es gewünscht, sondern weil er sich längst mit dem Plan umgetragen, eine Ouverture im strengen, und zwar ausdrücklich im Haendel'schen Style zu schreiben."

Die Ouvertüre wurde denn auch zur Aufführung fertig; „das neu zusammengestellte Orchester des Josephstädter Theaters erhielt sie erst am Nachmittage vor der Eröffnung mit unzähligen Schreibfehlern in jeder Stimme. Was für ihre Einübung bei einem nahezu schon ganz gefüllten Parterre geschehen konnte, genügte kaum zur Correktur der größten Schreibfehler." [1])

Die beiden für die „Weihe des Hauses" neu komponierten Stücke, Chor und Ouverture, sind also im eigentlichsten Sinne Gelegenheitskompositionen; sie sind in einer so kurzen Zeit konzipiert und ausgearbeitet, wie kaum ein anderes Werk jener Periode. Das hat man sich bei Aufnahme und Beurteilung derselben gegenwärtig zu halten. Wir wollen die Stücke kurz betrachten.

Der neue Chor hatte (s. o. S. 299) seine Stelle dort, wo der neue Kunsttempel sichtbar geworden und nun Tanz und Grazie mit ihrem Gefolge tanzend erscheinen; [2]) während des Gesanges und am Schlusse des Tanzes gruppiert sich alles. Beethoven hatte bei diesem Stück mit dem Textdichter und dem im Amte noch neuen Ballettmeister, der ein neu zusammengestelltes Korps einzuüben hatte, viele Schwierigkeiten; auch die fertige Nummer wollte er nicht ausfolgen, bis er das ganze Werk wieder durchgesehen; unter vielfachen Klagen wurde die Sache endlich geordnet. Die Vergleichung der komponierten Worte mit den ursprünglichen des Textbuches zeigt, daß einige ganz törichte Worte des letzteren wegfielen und eine längere Stelle in dem Gesange der Grazie hinzugedichtet wurde; [3]) die Verteilung zwischen Chor und Soli ist, wie wir doch wohl annehmen müssen, von Beethoven selbst bestimmt. Folgendes sind die Worte, die er komponierte:

---

[1]) Schindler II S. 8.

[2]) Der Chor wurde früher und noch vor Thayers chronol. Verzeichnis (Nr. 235), ehe das Textbuch bekannt war, als Schlußchor bezeichnet. Der Irrtum scheint auf eine Äußerung Sonnleithners zurückzugehen.

[3]) Nottebohm S. 395, wo es Z. 11 anstatt Streben „Sterben" heißen muß.

(Der Tanz.)

(Chor) „Wo sich die Pulse
jugendlich jagen,
Schwebet im Tanze
das Leben dahin.

(Solo) Laßt uns im Tanze,
das fliehende Leben
Neckend erhaschend,
dem Drucke entschweben.

(Solo und Chor) Ist es im Herzen
Arglos und jung
Ist selbst das Sterben
Zur Ruhe ein Sprung.

(Grazie.)

(Solo) Paart sich im Tanze
die Anmuth im Blicke,
In den Geberden
die Grazie mild,
Wird es ein Bild
des verschönerten Lebens.

(Solo und einige Stimmen) Lasset im Tanze
glühendes Leben
fröhlich entfalten
Mit heiteren Sinnen.
Jugend und Liebe —
Göttergefühle,
Jugend muß tanzen,
Ihr winket Freude.
Mögen die Alten
Mögen sie schleichen,
Uns rufet Freude
Zu fröhlichen Tänzen.
Jugend und Frohsinn
Pflücken die Blumen,
Winden sie alle
Zu festlichen Kränzen.

(Chor) Lasset uns tanzend
Blumen hier pflücken
Und mit Entzücken
Gönnern sie streun."

(Tableau).

Zu Anfang regt es sich in einer lebhaften leisen Geigenfigur im Orchester, man hört kurze Motive der Hörner und eine anmutige einfache Melodie der Geige, und es folgt ein frischer Chorsatz, heiter, edel gestaltet, durchweg mit lebhafter Begleitung; sicher war er vom Tanze begleitet. Ihn unterbricht ein Solostück (wohl „der Tanz"), wieder munter und lebendig, welches an die Geläufigkeit und die Höhe der Sopranstimme nicht geringe Anforderungen stellt; hier sucht der Meister auch dem Ausdruck der Worte gerecht zu werden, man beachte die Koloratur auf „entschweben".[1]) Nun bildet eine kurze Kadenz einer Solo-Violine (con grazia) den Übergang zu einem langsamen Satze, in welchem, nach Intonierung der Melodie durch die Violine, die „Grazie" die Vereinigung von Anmut im Blicke und der Grazie in den Gebärden im Tanze preist, in einer sanften, einschmeichelnden, eigentümlich an Mozart anklingenden Weise (pizz. und kurze abgestoßene Figuren der Bläser); die Begleitung ist hier stiller und diskreter, beherrscht von der Kantilene der Solovioline. Man möchte vermuten, daß auch hier ein Solotanz die Scene begleitete. Nach kräftig aufrufendem Übergange beginnt in lebhaftem Tempo ein munteres Tanzlied, einfach und zierlich, von einer Soloflöte begleitet, zwischen Solo und „einigen Stimmen" wechselnd; von den tieferen Stimmen wird die Tanzbewegung hübsch nachgeahmt; humoristisch wirkt es auch, wenn bei den Worten: „mögen die Alten, mögen sie schleichen" die Molltonart angeschlagen wird. Auch hier ist die Begleitung diskret; die Klangfarbe sehr reizend. Die klare Symmetrie der Abschnitte dient jedenfalls dem Tanze. Dann kehrt der Anfangschor wieder, diesmal kräftiger und voller; ein glänzendes Chorstück, in welchem nur Beethoven die hohen Stimmen stark anstrengt, das hohe C muß mehrere Takte hindurch ausgehalten werden. Lebhafte Triolenbewegung der Geigen und volle Harmonie der Blasinstrumente begleiten den Satz, der sich zu hohem Glanze steigert; ein langes festliches Nachspiel begleitet das „Tableau", für dessen Gestaltung die letzten Worte „lasset uns tanzend Blumen hier pflücken und mit Entzücken Gönnern sie streun" eine Hindeutung geben mögen. Die eigensinnige monotone Baßbegleitung zu dem jubelnden Ausgang zeigt den Humor, mit welchem Beethoven das Stück ausarbeitete.

Das Stück ist durchaus einfach erfunden und gestaltet und verleugnet die Spur rascher Konzeption und Ausarbeitung nirgendwo. Aber man würde demselben doch nicht gerecht, wenn man es einfach als „heiter un-

[1]) Die Sopranistin in dem Konzert war Fräulein Heckermann, von der die Allg. Mus. Ztg. (1823 S. 650) schreibt: „Das Stimmchen ist recht artig, auch ziemlich Geläufigkeit vorhanden." Nohl III S. 886.

bedeutend" abtut (Nohl III S. 883). Von Anfang bis zu Ende zeigt es Beethovens Geist und in Erfindung und Faktur Beethovens Eigenart und läßt vor allem die Klarheit und Objektivität erkennen, mit welcher er gegebenen Voraussetzungen sich anzupassen wußte. Der Chor gehörte zu den Nummern, welche durch Johanns Vermittlung Steiner angeboten wurden; das zerschlug sich damals, und so blieb der Chor ungedruckt bis zum Jahre 1888, in welchem er im Supplementbande der neuen Gesamtausgabe nach Mandyczewskis Revision[1]) zum erstenmal veröffentlicht wurde. Aufgeführt wurde er am 23. März 1873 durch Johannes Brahms in einem Gesellschaftskonzerte zu Wien, wohl zum erstenmal seit 50 Jahren.

Das andere neue Werk, welches Beethoven zu der Aufführung schrieb, die Ouvertüre in C, hebt uns nun freilich auf eine größere Höhe und läßt jenen Chor weit hinter sich; hier haben wir unseren Beethoven jener Zeit in seinem vollen Glanze. Es galt die Feier der Eröffnung eines neuen Kunsttempels; und seine Kunst zu feiern, das griff tief in sein Inneres, es nahm seine ganze Begeisterung in Anspruch. Über die Zeit der Entstehung der Ouvertüre wurde oben das Nötige gesagt, auch darüber, daß sich Beethoven entschlossen hatte, die Ouvertüre im strengen, speziell Händelschen Stile zu schreiben. Darin werden wir wohl nichts mehr zu suchen haben als die Absicht, im polyphonen, fugierten Stile zu schreiben, welchen er ja, wie wir längst wissen, in jenen Jahren mit bewußter Vorliebe und energischem Eifer pflegte; und wenn er speziell Händel nennt, so galt ihm dieser ja wie überhaupt so gerade in diesem Stile als der höchste und unerreichte Meister, und er mochte sich, da es eine Ouvertüre galt, an so manche Ouvertüre Händels erinnern, welcher ja gern seine Eröffnungsstücke mit einem langsamen, gewichtigen Stücke beginnt und diesem einen fugierten Satz folgen läßt; man denke an das Alexanderfest, den Messias und manche andere seiner Oratorien. Hier ist es von Interesse, was aus den Skizzen zu entnehmen ist, daß Beethoven nach Feststellung der Skizzen zu dem festlichen Einleitungssatze, den er auch beibehielt, zunächst ein anderes Thema für den Hauptsatz in Angriff nahm, wohl das, was er in Baden neben dem fugiert zu behandelnden gefunden hatte. Dies ließ er dann liegen, begann die Bearbeitung des Fugenthemas, nahm aber den Einleitungssatz zu diesem herüber. So hat die Ouvertüre Op. 124 einen

[1]) Br. u. H. Ges. A. Serie 25 Nr. 266. Das Autograph befindet sich jetzt auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Einleitungssatz bekommen, der ursprünglich für einen anderen Hauptsatz bestimmt war.[1]) Für die Beurteilung der Ouvertüre ist diese an sich interessante Tatsache doch ohne Belang; in der Gestalt, welche ihr der Meister in der Ausarbeitung gab, ist sie doch sicherlich ein Werk aus einem Gusse.

Nach mächtigen, die Erwartung spannenden Akkordschlägen des ganzen Orchesters beginnt ein Gesang von wunderbarer, ernster Feierlichkeit, zuerst von den Bläsern, dann vom vollen Orchester, gleichsam das Herannahen eines Festzuges andeutend (wie Marx treffend bemerkt). Diese Einleitung zeigt gleich, in wie erhabener Weise Beethoven seinen Gegenstand erfaßt; wir blicken in seine Phantasie hinein und stellen uns vor, wie er den prächtigen, symmetrisch aufgebauten, hoch gewölbten Bau vor sich erschaut. Die Stimmung ist da; das Fest soll vor sich gehen; die Trompeten, muntere Läufe der Fagotte, von vollen Akkorden begleitet, beleben das Bild[2]) und geben ihm ein humoristisches Gepräge; dann nehmen auch die Geigen an der Sechzehntelbewegung teil, welcher sich auch andere Instrumente begleitend gesellen, eine kräftige Steigerung will einen Abschluß auf der Dominantentonart bringen, der aber leise und erwartend sich hinzieht, bis ein neues kleines Motiv, in Streich- und Blasinstrumenten wechselnd, auf- und absteigend, allmählich festen Zusammenhalt gewinnt und in kräftiger fester Steigerung unter Beschleunigung des Tempos das Thema des Hauptsatzes, jubelnd und festlich, gewinnt. Diesem gesellt sich ein Kontrasubjekt in synkopierten Gängen, denen sich Sechzehntelfiguren anschließen. So wird das Stück eine Zeitlang in der Weise der Doppelfuge durchgeführt; doch löst sich Beethoven bald von der strengen Überlieferung der Form, deren volle Beherrschung er wieder zeigt, und geht zu freierer Entwicklung des Satzes über; das Kontrasubjekt läßt er zurücktreten; nur die bewegten Sechzehntel beleben fortwährend das Stück und das festliche Hauptthema beherrscht den Satz, mehr wie wir das in irgendeinem anderen Werk Beethovens finden. In unendlicher Mannigfaltigkeit wird der Inhalt desselben in sprechenden Imitationen und wundervollen Modulationen dargelegt. Nichts gleicht dem markigen, triumphierenden Auftreten auf C vor dem schönen Abschlusse in E moll (S. 29 der Partitur). Wie er dann das Thema bei dem Wiederauftreten in neuer Weise entwickelt und schmückt

---

[1]) Nottebohm II. Beeth. S. 404—408.

[2]) Wasielewski (II S. 87) sieht hier das bunte Bühnenleben versinnbildet und allerlei Gestalten von verschiedenen Seiten herbeieilen, die sich endlich vereinigen und wieder entfernen.

(wo man die harmonische Bedeutung des Gegenthemas in den begleitenden Figuren verfolgen muß), wie er es zu kleinen melodischen Sätzchen erweitert, mannigfach in den Instrumenten imitierend in seinen Elementen auftreten läßt, wie er nach dem mächtigen Abschlusse nach dem einen Adagio-Takte (S. 37 d. P.) die Wirkung in den Harmoniefolgen, der Bewegung und der wachsenden Stärke, der freien Behandlung des Themas, den schwirrenden Sechzehnteln und den stolz triumphierenden Motiven des Schlusses immer noch zu steigern weiß, wie man es in einem so einfach und einheitlich konzipierten Stück kaum erwartet, das ist alles zu reich und mannigfaltig, als daß man es so kurz beschreiben könnte. Freude und Festigkeit des Wollens klingt aus dem herrlichen Satze, der Meister zeigt sich in seiner alten Schaffenslust, er wirft die Trübsal des Lebens hinter sich und bringt mit hellem, frohem Entschluß der von ihm so geliebten Kunst an ihrem Ehrentage sein Bestes dar; die Ouvertüre will eine jubelnde, glänzende Verherrlichung eines der Kunst geweihten Festes sein. Mehr soll man nicht in sie hineinbringen; mit den zu anderen Anlässen geschriebenen Ouvertüren Beethovens zu Egmont, zur Leonore will sie nicht verglichen sein. Unsere Bewunderung steigt, wenn wir bedenken, in wie kurzer Zeit sie erfunden und vollendet wurde.

Die Ouvertüre war Steiner zum Verlage angetragen, außerdem (mit anderen Stücken des Werkes) Diabelli; da dies nicht zur Ausführung kam, erschien sie 1825 bei Schott in Mainz und wurde dem Fürsten Galitzin gewidmet. Beethoven war bei dieser Gelegenheit genötigt, vor einem verfehlten Klavierauszuge der Ouvertüre zu 4 Händen von Henning zu warnen, der bei Trautwein erschienen war, mit dem Hinzufügen, daß getreue Klavierauszüge von Czerny demnächst erscheinen würden.[1]) Nach einem Nachworte

[1]) S. Thayers chron. Verz. Nr. 234. Beethovens Erklärung stand als „Nachricht“ in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Musik vom 5. März 1825, und fast gleichlautend in den Intelligenzblättern der Caecilia von 1825 vom 20. April, wurde auch in andern Blättern veröffentlicht und lautete so:

> „Ich halte es für meine Pflicht, das musikalische Publikum vor einem gänzlich verfehlten, von der Original-Partitur abweichenden Clavierauszuge meiner letzten Ouvertüre, zu 4 Händen, welche unter dem Titel: Festouvertüre von L. v. B. bei Trautwein in Berlin herausgekommen ist, zu warnen, um so mehr, da die Clavierauszüge zu 2 und 4 Händen, von Herrn Carl Czerny verfaßt, und der Partitur völlig getreu, nächstens in der einzig rechtmäßigen Auflage bei B. Schotts Söhnen in Mainz erscheinen werden.
>
> L. v. Beethoven.“

Darauf erklärte die Trautweinsche Verlagshandlung am 15. März, nachdem sie die Erklärung aus der Wiener Zeitschrift angeführt, folgendes:

der Verlagshandlung ist der vierhändige Auszug von Czerny bald nachher erschienen, ebenso nach einer Anzeige der zweihändige.

„Diese mich in mehrfacher Hinsicht schwer verletzende und unvollständige Nachricht zu ergänzen und erörtern ist der Zweck nachstehender Erklärung:

„Der Herr Konzertmeister C. W. Henning hierselbst trug mir im Oktober vorigen Jahres das in Frage stehende Arrangement der Ouvertüre des Herrn v. Beethoven zum Verlag an. Da derselbe die Befugniß hiezu durch Beifügung seines Namens auf dem Titel (wie solches auch wirklich nachher geschehen ist) öffentlich beurkunden wollte, so wäre schon deshalb für mich als Verleger kein Grund vorhanden gewesen, die Berechtigung des Konzertmeisters Henning zur Herausgabe dieser Ouvertüre in Zweifel zu ziehen, wenn nicht dessen anderweite Eröffnungen dies ganz unzweifelhaft gemacht hätten, und die simple Versicherung des Herrn v. Beethoven, daß die angekündigten Arrangements des Hrn. Czerny die einzig rechtmäßige Auflage seyn würden, ist nicht hinreichend, um der bei mir erschienenen Ausgabe ihre Rechtmäßigkeit zu rauben.

Nicht minderes Bedenken findet ferner die Versicherung des Herrn v. Beethoven, daß die bei mir erschienene Ausgabe gänzlich verfehlt und der Original-Partitur ungetreu sey, indem Herr Henning sich streng an die Originalpartitur gehalten und alles vermieden hat, was irgend eine Abweichung hätte zuwege bringen können. Berlin am 15. März 1825.

P. Trautwein,
Buch- und Musikhandlung."

Dem schloß sich Henning mit folgenden Worten an:

„Hiermit bezeuge ich, daß vorstehende Erklärung ganz der Wahrheit angemessen ist, und daß ich bereit bin, die Rechtmäßigkeit des in Rede stehenden Arrangements zu jeder Zeit zu vertreten.

C. W. Henning
Konzertmeister."

Schärfer lautete die Erklärung Schotts im Sinne Beethovens:

„Herr van Beethoven hat öffentlich die eben so unrechtliche als unrichtige Ausgabe eines vierhändigen Clavierauszuges seiner Fest-Ouvertüre bei Trautwein in Berlin, verfertigt von Herrn Henning gerügt. — Ohne zu erwähnen, was von selbst in die Augen fällt, daß ein solcher Vordruck noch schändlicher als ein Nachdruck ist, zeigen wir dem verehrlichen Publicum nur dieses an, daß wir von dem berühmten Tonsetzer schon vor geraumer Zeit das ausschließliche Verlagsrecht dieses Werkes erworben haben, und daß davon ein, von dem bekannten Claviervirtuosen Herrn Czerny, unter den Augen des Componisten selbst verfertigter Auszug für vier Hände, bei uns so eben erschienen ist, wir also im Stande sind, als rechtmäßige Verleger, eine des genialen Original-Werkes würdigere Bearbeitung zu liefern, als die von Herrn Henning eingeschmuggelte.

Mainz, den 30. Juli 1825. B. Schott's Söhne."

In einem Briefe vom 5. Febr. 1825 (s. u.) kommt Beethoven noch einmal auf die Sache zurück.

Die Aufführung der „Weihe des Hauses“ fand dem Plane gemäß am 3. Oktober, dem Vorabend des Namenstages des Kaisers, statt; schon einige Wochen vorher waren alle gesperrten Sitze (400) und Logen (14) vergriffen.[1] Über die Aufführung besitzen wir Schindlers Bericht (S. 8 fg.) Beethoven hatte sich die Oberleitung vorbehalten; er nahm seinen Platz am Klavier, das Orchester größtenteils im Gesicht, das linke, noch einige Dienste leistende Ohr[2]) der Bühne zugewendet. Der Kapellmeister Franz Gläser stand rechts neben ihm, Schindler (der eben die juristische Laufbahn verlassen hatte) führte das Orchester an der ersten Violine. In der Hauptprobe benahm sich die noch jugendliche Sängerin, Fräulein Fanny Heckermann, in dem Duett zaghaft und schleppte merkbar. Beethoven merkte es gleichfalls, ließ die Sängerin zu sich herantreten, sie auf jene Stellen aufmerksam machend, in denen sie sich leichter bewegen solle, sprach ihr sodann Mut zu und empfahl ihr, sich fest an den gewandten Tenor anschließen zu wollen. Darauf ließ er die Nummer wiederholen und äußerte am Schlusse seine Zufriedenheit mit den Worten: „Jetzt war es gut, Fräulein Heckermann!“[3] Der Tenorist war Michael Greiner, von Baden her mit Beethoven bekannt, später Theaterdirektor in Aachen. Die Rolle der Pallas wurde durch Fräulein Kaiser dargestellt.[4] Beethoven bewies, sagt Schindler, sowohl bei der Probe wie bei der Aufführung, daß er fernerhin „unter jeder Bedingung außer Stande sei, Massen zu leiten“. Das kann uns leider nicht wundern.

Der musikalische Erfolg konnte nach Schindler trotz der Begeisterung beim Zusammenwirken, welche durch Beethovens ermunternde Worte noch erhöht wurde, im ganzen kein günstiger genannt werden.

---

[1]) Bäuerles Theaterzeitung 12. Okt. 1822: „Die gespannteste Erwartung theilte sich im hiesigen Publikum, und einige Wochen vorher waren bereits alle gesperrten Sitze (400 an der Zahl) und Logen (14), wovon die Hofloge der Lage des Hauses wegen, da man sonst kein Appartement dazu hätte beigeben können, links angebracht werden mußte, vergriffen.“

[2]) Nach Schindlers Erzählung befand sich neben dem Josephstädter Theater eine Restauration, in welcher sich eine Spieluhr befand. Beethoven pflegte sich in deren Nähe zu setzen und sich oft sein Lieblingsstück, Cherubinis Medea-Ouvertüre, vorspielen zu lassen; er vermochte jedes Stück gleich beim ersten Takt zu erkennen und zu verfolgen, wenn er mit dem linken Ohr zuhörte; mit dem rechten allerdings war ihm alles tönendes Chaos. Schindler II S. 9.

[3]) Fräulein Heckermann war k. k. Hofopernsängerin; sie starb schon am 4. Sept. 1827.

[4]) Wiener Ztschr. für Kunst vom 10. Okt. 1822. (Notteb. S. 386.)

„Letzteres Schwanken auf der Bühne wie auch im Orchester in Folge angestrengten Lauschens und Zurückhaltens der Bewegung von Seite der Oberleitung, zuweilen im völligen Gegensatze mit beiden Unterleitern, versetzte alles in große Beängstigung. Beethoven fühlte nicht, daß hauptsächlich er selber Schuld daran trage. Seine Ermahnungen betreffs „zu vielen Eilens" konnten darum im Gange nichts ändern, weil dem nicht so war. Indeß wurde die Vorstellung ohne merklichen Unfall glücklich zu Ende gebracht und der erhabene Meister von dem aufs höchste begeisterten Auditorium wiederholt auf die Bühne gerufen. Er erschien an der Hand des würdigen Direktors Hensler." [1])

Der „Sammler" berichtete am 17. Oktober folgendes:

„Zur Eröffnung des Theaters selbst, das einem Volksfeste glich, wurden zwei Gelegenheitsgedichte von Meisl: „Die Weihe des Hauses", Musik von Beethoven, und „Das Bild des Fürsten", Musik von Drechsler, gegeben. Es war zu dem 1ten Stücke jene Musik von Beethoven bestimmt, die er auf Kotzebus Vorspiel [2]) „Die Ruinen von Athen" für die Eröffnung des Pesther Nationaltheaters geschrieben hatte und die ein Eigenthum Herrn Henslers geworden war. Unser unerreichter Meister aber ließ sich's nicht nehmen, eine fast durchaus neue Musik [?] aus Freundschaft für Hensler und aus Liebe zur Sache zu schreiben, und so entstand ein Meisterwerk, das freilich nicht von allen gewürdigt werden konnte. Beethoven dirigirte am ersten Abende sein Werk selbst, man kann sich den Enthusiasmus denken, mit dem der theure Zeitgenosse von einer gewählten Versammlung begrüßt ward. Jedes Musikstück wurde lärmend beklatscht und am Schlusse führte Hr. Hensler noch einmal den gefeierten Genius der jubelnden Menge vor."

Die Aufführung wurde an den drei folgenden Tagen (4. bis Sonntag den 6. Oktober) wiederholt. —

Daß Beethoven so rasch bereit war, dem Feste seine Mitwirkung zu leihen, und daß er dies in so glänzender Weise ausführte, daran hatte gewiß auch seine Zuneigung zu dem würdigen Direktor Hensler ihren Anteil. Von dieser einen Beweis zu geben, hatte er nicht lange nachher wiederum Gelegenheit; dieselbe veranlaßte die Entstehung eines besonders reizenden kleinen Orchesterwerks. Am 3. November wurde ihm im Theater nach der Aufführung des Stückes: „1722. 1822. 1922" (von Meisl), mit „Musikarrangement" von Gläser, eine ehrenvolle Huldigung zu seinem

---

[1]) Bäuerles Theaterzeitung a. a. O.: „Am Schlusse des Vorspiels wurden Herr Beethoven, Hr. Hensler und Dem. Kaiser gerufen. Sie erschienen unter einem Sturm von Beifall."

[2]) Muß heißen: Nachspiel.

Namenstage gebracht.[1] **Darüber erzählt uns Bäuerles Theaterzeitung vom 9. November 1822 (S. 539 „Tagebuch der Wiener Bühnen." Den 3. — „Josephst. „1722. 1822. 1922,") folgendes:**

„Das Namensfest des biedern Direktors Carl Friedr. Hensler wurde von seiner Gesellschaft auf eine dem edlen Herzen des besten Mannes so angemessene Weise gefeiert, daß es gewiß nicht unangenehm sein dürfte, ein Näheres hierüber zu erfahren. Nach Beendigung des Stückes und nachdem das anwesende Publikum das Haus verlassen hatte, wurde die Bühne geschmackvoll erleuchtet und dekoriert — im Hintergrunde derselben prangte von allegorischen Figuren und Denksprüchen umgeben, und von einem schönen Kranze umschlungen Henslers wohlgetroffenes Bildniß. Die ganze Gesellschaft war versammelt, die Frauen weiß, die Männer schwarz gekleidet. Unter Intraden von Trompeten und Pauken führte der Regisseur, Hr. Fischer, und der Kapellmeister, Prof. Drechsler, Herrn Hensler aus seiner Wohnung auf das Theater, woselbst der Regisseur, Herr Hopp, eine von ihm recht niedlich in Versen verfaßte Rede im Namen der Gesellschaft so herzlich und ergreifend vortrug, daß der wackere Biedermann von Rührung durchdrungen in die Arme der Versammelten eilte, auf das innigste für diese Ueberraschung dankte, und laut den Wunsch aussprach, die ihm noch zugemessene Zeit des Lebens in so schönem Verein zubringen zu können. — Hohe Rührung, tiefe, seelenergreifende Empfindungen durchdrangen die Herzen, und die Thränen, die gegenseitig in den Augen glühten, waren die stillen Zeugen der höchsten Freude Aller. — Ein lautes Lebehoch, das wie ein freundliches Echo durch die Mauern des ganzen Hauses drang, unterbrach endlich die Stille und beschloß die Feier des Festes auf der Bühne; doch kaum war Herr Hensler in seine Wohnung getreten, so begann unter den Fenstern auf der Straße von dem gesammten Orchester-Personale die schöne Ouvertüre des Herrn Kapellmeister Prof. Drechsler aus dem Melodrama „Der verlorene Sohn", auf diese folgte ein trefflich gespieltes Flötenconcert, darauf eine sehr gute Ouvertüre des Hrn. Kapellmeister Gläser, und endlich eine eigends für diesen Abend von Ludwig van Beethoven herrlich neu komponierte Simphonie. — Wie schmeichelhaft die Auszeichnung dieses großen Tonsetzers für Hrn. Hensler seyn kann, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Den gänzlichen Beschluß machte ein Marsch und Chor aus der Oper „Titus", welch letzteren das sämmtliche Chorpersonal mit neuem auf den Zweck des Festes passend unterlegtem Texte beinahe enthusiastisch absang. Die allgemeine Freude, und die

---

[1]) Der Namenstag (Carl) war am 4. November. Da nun die hier erwähnte Feier und die daran sich schließende Serenade abends stattfand, war es also eine Vorfeier, wie sie ja Bäuerles Zeitung ausdrücklich für den 3. November angibt. Die erste Vorführung des Gratulationsmenuetts fällt also auf den Abend des 3. November, wie es richtig Thayer (Verz. Nr. 236) sagt.

so herzlich bewiesene Liebe und Anhänglichkeit der ganzen Gesellschaft gegen ihren würdigen Direktor, ist der schönste Beweis, und die vollkommenste Bestätigung der Wahrheit, des in einem von Hrn. Hensler gedichteten und seit vielen Jahren beliebten Volksliedes, vorkommenden Spruches:

„Deutsche Treu' und Redlichkeit
Macht uns geltend weit und breit."

F. X. T."

Alle Mitglieder waren anwesend, beim Klang von Trompeten und Trommel führte Regisseur Hopp, Herr Fischer und Kapellmeister Drechsler Hensler aus seiner Wohnung zum Theater. Hopp hielt ihm eine poetische Anrede, nach welcher Hensler nach Hause zurückkehrte. Das Orchester brachte ihm von der Straße eine Serenade; das erste Stück war Drechslers Ouvertüre zum „verlorenen Sohn", dann folgte ein Konzert für Flöte, dann eine Ouvertüre von Gläser und schließlich eine „eigens für diesen Abend von Beethoven herrlich neu komponierte Simphonie." Das war der Gratulationsmenuett. „Wie schmeichelhaft die Auszeichnung dieses großen Tonsetzers für Hrn. Hensler sein kann, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung," sagt die Theaterzeitung. Die Serenade schloß mit Marsch und Chor aus Titus, mit einem für die Gelegenheit verfaßten Texte. Bei dieser Feier kann Beethoven (was ja auch nicht berichtet wird) nicht zugegen gewesen sein, da an demselben Abend die Aufführung des Fidelio im Kärthnerthortheater war. Am folgenden Tage[1]) gab Hensler ein Diner in der Garderobe des Josephstädter Theaters, bei welchem Beethoven, Gläser, Bäuerle, Gleich, Meisl, Hopp und andere zugegen waren. Beethoven hatte seinen Platz unmittelbar unter einer Spieluhr. Gläser sagte es Reichl,[2]) und dieser besorgte das Spiel in der Weise, daß die Uhr gesetzt wurde, um die Ouvertüre zu Fidelio zu spielen; dann schrieb er Beethoven auf, er möge horchen, er werde die Uhr gleich spielen hören. Beethoven horchte und sagte dann: „Sie spielt sie besser als das Orchester im Kärnthnerthor."[3])

---

[1]) Das folgende nach einer Erzählung Hopps an A. W. Thayer aus d. J. 1859. Ich gebe den Bericht mit allem Vorbehalt, da derselbe hinsichtlich der Zeit eine Schwierigkeit ergibt, von der weiter unten die Rede sein wird.

[2]) Inhaber der Restauration, welche Beethoven in den Jahren 1822/23 oft besuchte, da Karl bei Blöchlinger und Schindler dicht beim Theater wohnte.

[3]) Man halte dazu die oben erwähnte Erzählung Schindlers II S. 9. Man denke daran, daß die Wiederaufführung des Fidelio gleichzeitig war, und Beethoven also die Ouvertüre gerade vorher gehört hatte.

Die Zeit der Entstehung des Gratulationsmenuetts — denn kein anderes Stück kann in obiger Erzählung gemeint sein, wenn es auch die Theaterzeitung eine Symphonie nennt — ist hiernach bestimmt; es war am 3. November 1822 fertig. Auch dieses kleine Werkchen zeugt von der Frische und Lust am Schaffen, welche in den Kompositionen für die Josephstadt hervortrat; in der Tat, die alten Zeiten scheinen wiedergekehrt. Die Anmut, die behaglich verbindliche Weise des Themas — man meint die Gratulanten sich zierlich verneigen zu sehen, nach den kurzen Trompetenfanfaren die Antwort der Instrumente, die gesteigerte Tonfülle; das zarte Trio mit seinen Nachahmungen und den humoristischen Gängen der Blasinstrumente, die Sauberkeit der Ausarbeitung, der überraschende Wohllaut; alles berechtigt uns zu der Ansicht, daß wir das kleine anspruchslose Stück zu den feinsinnigsten Konzeptionen des Meisters zählen dürfen; wir bewundern sein Geschick, für eine bestimmte Gelegenheit charakteristische Musik zu liefern. Es ist zu bedauern, daß man das Stück so selten hört.

Beethoven wollte dieses Stück bald herausgeben, er bot es verschiedenen Verlegern an.[1]) Dann erhielt der Erzherzog eine Abschrift, wieder mit der unrichtigen Jahreszahl 1823.[2]) Auf dem Autograph, im Besitze Artarias, ist es überschrieben: Tempo di Minuetto quasi Allegretto; daneben stand Allegro non troppo, letzteres ist ausgestrichen und darunter mit Bleistift geschrieben: Gratulationsmenuett. Artaria gab es 1835 unter dem Titel: Allegretto (Gratulations-Menuet) mit einer Widmung an Carl Holz heraus.[3]) —

Dieselben Novembertage brachten noch ein für Beethoven bedeutsames und ehrenvolles Ereignis: die Wiederaufführung seines Fidelio nach dreijähriger (nicht wie Schindler sagt achtjähriger) Unterbrechung. Nach Bäuerles Theaterzeitung[4]) ging am Sonntag den 3. November,[5]) dem Namenstage der Kaiserin (Caroline), Beethovens Meisterwerk in glänzender Ausstattung in Szene. Die Theaterzeitung schreibt am 9. November:

---

[1]) „Einen Gratulations-Menuett für ganzes Orchester" in dem Briefe an Peters vom 20. Dezember 1822.

[2]) S. o. S. 301. Im Katalog der Rudolfinischen Sammlung: „Gratulations Menuet im Novbr. 1823. Part. M. S."

[3]) In Br. u. H. Ges. Ausg. Serie 2 Nr. 13.

[4]) Vgl. auch Kannes Wiener Musikzeitung vom 9. Nov., W. Modenzeitung vom 12. Nov.

[5]) Also an demselben Tage, an welchem die Huldigung für Hensler stattfand.

„Tagebuch der Wiener Bühnen. November 1822."

„Den 3. [Burgth.] — Kärnth. Beethovens Meister-Werk im Opernfache, leider seine einzige Schöpfung in dieser Gattung, ist wieder in die Scene gegangen, mit Anstrengung und Fleiß studieret, mit dem besten Erfolge gegeben, mit lebhaftem Vergnügen aufgenommen worden. Das beglückende Namensfest Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Landesmutter wurde von der Administration des k. k. Hof-Operntheaters mit Aufführung von Beethovens „Fidelio" gefeiert und die Darstellung bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes, unter herzlichem Antheil, mit der Absingung des Volksliedes „Gott erhalte Franz" begonnen. Mit welchem Eifer das Einstudieren dieser Oper getrieben worden war, bewies schon der Vortrag der Ouverture. Sie machte einen so allgemeinen und lebhaften Eindruck, daß die Wiederholung ungestüm gefordert wurde; auch das zweite Mal gab man sie mit derselben Präcision. Die Parthie Fidelios gab Dem. Schröder mit solchem Fleiße, mit solcher Anstrengung, mit solchem Feuer, daß sie dennoch überraschte, obschon man nur höchst lebendige und glanzvolle Darstellungen an ihr gewohnt ist. Dies junge Talent ist auf dem besten Wege eine ganz vorzügliche deklamatorische Sängerin zu werden. Ihre Stimme gewinnt täglich an Kraft, ihr Vortrag an Wahrheit und Effekt, es ist ihr nur noch vorzüglich eine gleichförmige Ausbildung aller ihrer Töne, und ein gleich deutliches Anschlagen aller ihrer Chorden auch in schnelleren Noten herzustellen übrig, um in der vollendeten Lieferung jeder deklamatorischen Sing-Parthie nach keiner Richtung hin gehindert zu seyn. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Dem. Schröder als Fidelio nicht allein sich selbst, sondern auch alle Erwartungen des Publikums übertoffen habe. Von der Kraft und Ausdauer der jungen Sängerin gab die Wiederholung des Duettes einen Beweis, das sie bis zur letzten Note mit Herrn Haizinger siegreich sang, obwohl eine ungeheure Anstrengung im Quartett vorher gegangen war. Dem. Schröder wurde am Schlusse der Oper einstimmig gerufen, und Herr Haizinger erschien mit ihr. Dieser fleißige Sänger gab die Parthie des gefangenen Florestan mit aller Aufmerksamkeit, und obwohl Stimme und Gesangsweise ihn mehr zu hochliegenden Bravour-Parthien als zum getragenen und zum deklamatorischen Gesange eignen, so füllte er seinen Platz dennoch mit Ehren, und sang besonders das berührte Duett mit hinreißendem Feuer. Trefflich war die Darstellung des Gefangenwärters durch Herrn Zeltner. Diese Parthie ist eine Feuer-Probe für den Sänger; wer sowie Herr Zeltner, durch die schwierige Intonation sich sogar nicht in dem schönsten und richtigsten Vortrag beirren läßt, hat sie mit allen Ehren bestanden. Auch im Spiele zeichnete sich Herr Zeltner auf das Vortheilhafteste aus. Herr Forti als Gouverneur sang besonders schön das Duett mit Roccó, dem Gefangenwärter, im ersten Akte; im Quartett im Kerker war er nur schwach vernehmbar. Dem. Demmer als Marcelline und Herr Rauscher als Jaquino, thaten genügend das Ihrige, und trugen besonders im herrlich kanonisch geschriebenen Quartette des ersten Aktes zum schönen Vortrage desselben bei: es machte so viel Vergnügen, daß es wiederholet werden mußte. Auch die Chöre wurden mit aller Präcision zur allgemeinen Zufriedenheit gegeben. —"

Die Rollen waren so verteilt: den Florestan sang Haitzinger, den Rocco Zeltner, den Pizarro Forti, den Jaquino Rauscher, den Minister Nestroy (Kannes M. Z.), die Marzelline Fräul. Demmer; die Titelrolle aber war der 17jährigen Wilhelmine Schröder anvertraut, zu deren Benefiz die Aufführung stattfand. Über den Hergang der Ereignisse vor der Aufführung gibt uns Schindler (II S. 10) nach seiner eigenen Wahrnehmung Bericht. Beethoven hatte trotz des dringenden Abratens seiner Freunde sich bereit erklärt, unter dem Beistande Umlaufs die Leitung zu übernehmen. In der Hauptprobe, zu welcher Schindler ihn begleitete, ging die Ouvertüre recht gut, aber schon im ersten Duett zeigte sich, daß er von dem, was auf der Bühne vorging, nichts hörte. Es mußte zweimal Halt geboten werden, ohne daß Beethoven wußte, weshalb. Da ihn aus Verlegenheit niemand aufklären wollte, rief er Schindler.

„In seine Nähe ans Orchester getreten, reichte er mir sein Taschenbuch hin mit der Deutung, aufzuschreiben, was es gebe. Ich schrieb eiligst ungefähr die Worte: „Ich bitte nicht weiter fortzufahren, zu Hause das Weitere." Im Nu sprang er in das Parterre hinüber und sagte blos: „Geschwinde hinaus". Unaufhaltsam lief er seiner Wohnung zu, Pfarrgasse, Vorstadt Leimgrube. Eingetreten, warf er sich auf das Sopha, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, und verblieb in dieser Lage bis wir uns an den Tisch setzten. Aber auch während des Mahls war kein Laut aus seinem Munde zu vernehmen; die ganze Gestalt das Bild der tiefsten Schwermuth und Niedergeschlagenheit. Als ich mich nach Tisch entfernen wollte, äußerte er den Wunsch ihn nicht zu verlassen bis zur Theaterzeit."

Die Erzählung Schindlers als unmittelbar beteiligten Augenzeugen verdient hier wohl in erster Linie vollen Glauben. In der Darstellung von Claire von Glümer, in ihren Erinnerungen, welcher die eigenen Aufzeichnungen und Mitteilungen von Wilhelmine Schröder-Devrient zu Gebote standen,[1] lesen wir die Sache so dargestellt:

„Beethoven hatte sich ausbedungen, die Oper selbst zu dirigiren, und in der Generalprobe führte er den Taktstock. Wilhelmine hatte ihn nie zuvor gesehen — ihr wurde bang ums Herz, als sie den Meister, dessen Ohr schon damals allen irdischen Tönen verschlossen war, heftig gesticulirend, mit wirrem Haar, verstörten Mienen und unheimlich leuchtenden Augen dastehen sah. Sollte piano gespielt werden, so kroch er fast unter das Notenpult, beim forte

[1] Alfr. v. Wolzogen, Wilhelmine Schröder-Devrient, Leipzig 1863, S. 56 fg. Hier wird S. 52 der 9. November als Tag der Aufführung angegeben; Cl. v. Glümer gibt aber selbst an, sie sei zum Namenstage der Kaiserin erfolgt. Im übrigen verweisen wir rücksichtlich der Schröder-Devrient auf das Buch von Wolzogen.

sprang er auf und stieß die seltsamsten Töne aus. Orchester und Sänger geriethen in Verwirrung, und nach Schluß der Probe mußte der Kapellmeister Umlauf dem Componisten die peinliche Mittheilung machen, daß es unmöglich wäre, ihm die Leitung seiner Oper zu überlassen."

Das letztere stimmt nicht ganz mit Schindlers Erzählung überein, welche denn doch wohl den Vorzug verdient.

War nun Beethoven auch in der Aufführung? Darüber sagt Schindler kein Wort, sondern erzählt nur, Beethoven habe ihn gebeten, ihn bis zur Theaterzeit nicht zu verlassen. Wenn wir die Stimmung Beethovens im Anschlusse an das bittere Erlebnis in Betracht ziehen, so sollten wir annehmen, daß er nicht bei der Aufführung zugegen war und das negative Zeugnis Schindlers als Beweis betrachten. Dem steht nun der ausdrückliche Bericht von Claire von Glümer entgegen, den wir in dem Buche von Wolzogen lesen, und dem eigene Aufzeichnungen oder Erzählungen von Wilhelmine Schröder-Devrient zu grunde liegen können. Beethoven soll, erzählt sie, anfangs unzufrieden gewesen sein, daß diese erhabene Gestalt „einem solchen Kinde" anvertraut sei. Aber die Bestimmung war einmal getroffen, und die Mutter (Sophie Schröder) studierte ihr die Rolle ein. Sie fährt dann fort:

„So saß er denn am Abend der Aufführung im Orchester hinter dem Kapellmeister und hatte sich so tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten. Wilhelmine fürchtete sich vor diesen Augen; es war ihr unaussprechlich bange zu Mute. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als sie sich von wunderbarer Kraft durchströmt fühlte. Beethoven, das ganze Publikum verschwand vor ihren Blicken — alles Zusammengetragene, Einstudirte fiel von ihr ab. Sie selbst war Leonore, sie durchlebte, durchlitt Scene auf Scene."

Sie erzählte dann, wie sie in der Kerkerszene, von wirklicher Angst erfüllt, fast unwillkürlich, den Hauptmoment so darstellte, wie es die Situation erforderte, und gewaltigen Beifallssturm erntete.[1]) „Auch Beethoven," erzählt Cl. v. Glümer dann weiter,

---

[1]) Statt der Wiedergabe ihrer Worte, die man bei Wolzogen findet, lassen wir hier die bezügliche Stelle aus der Besprechung von Kannes Allg. Mus. Zeitung vom 9. November 1822 folgen.

„Die Rolle des Fidelio wurde von Dlle. Schröder mit einer zwar nicht unerwarteten, aber doch in Hinsicht der schweren Rolle wirklich überraschenden Geschicklichkeit gegeben, denn sie trug die durch manche schwere

„hatte seine Leonore in ihr erkannt. Den Ton ihrer Stimme zu hören war ihm versagt, aber die Seele ihres Gesanges offenbarte sich ihm in jeder Miene des von Geist durchleuchteten Gesichts, in dem glühenden Leben der ganzen Erscheinung. Nach der Vorstellung ging er zu ihr — seine sonst so finsteren Augen lächelten ihr zu, er klopfte ihr auf die Wangen, dankte ihr für den Fidelio und versprach ihr eine neue Oper für sie zu componiren — ein Versprechen, das leider nicht erfüllt werden sollte. Wilhelmine kam nie wieder mit dem Meister zusammen, aber unter allen Huldigungen, die der berühmten Frau später zu Theil wurden, blieben die Worte der Anerkennung, die ihr Beethoven gesagt hatte, die liebste Erinnerung."

Daß die Aufzeichnungen von Cl. v. Glümer nur mit Vorsicht zu benutzen sind und vielfach vor der kritischen Forschung nicht standhalten, bemerkte Wolzogen in seinem Buche über die Schröder-Devrient (S. 3). An dieser Stelle glaubt er die Quelle für unanfechtbar halten zu dürfen (S. 56). Auch wir würden, wie wir die oben mitgeteilte Stelle lesen, an sich kein Recht finden, den Inhalt in Zweifel zu ziehen. Da ist denn zunächst der auffallende Umstand, daß Schindler, der in jenen Tagen immer in Beethovens Nähe war, und der das Ereignis aus der Probe ausführlich erzählt, von einer Anwesenheit Beethovens bei der Aufführung kein Wort sagt. Der Zweifel, in welchen uns dieses Stillschweigen versetzt, wird noch gesteigert durch die Betrachtung, daß es, nachdem Beethoven in demütigender Weise die Direktion aufzugeben gezwungen worden war, und eine tief gedrückte Stimmung sich seiner bemächtigt hatte, schwer denkbar ist, daß er am Tage der Aufführung im Theater und noch dazu im Orchester anwesend gewesen sein sollte. Dazu kommt nun noch, daß Schindler an einer andern Stelle später nachträglich angedeutet hat, was er in der Biographie verschweigt. In der Neuen Berliner Musikzeitung von 1851 (30. Juli) steht S. 241 ein Brief (Korrespondenz) Schindlers an den Redakteur aus Frankfurt a. M. vom 18. Juli über das Gastspiel der Frau Köster-Schlegel auf der Frankfurter Bühne, wo sie u. a. als Leonore aufgetreten war. Dort führt Schindler aus, daß alle bisherigen Sängerinnen

---

Intonation, und reiche Figuren des edelsten Styls ausgezeichnete Parthie nicht allein mit schöner, frischer Stimme und besonderer Präcision vor, sondern sie wußte auch ihrem Spiele einen solchen Grad von Leben zu verleihen, daß Spiel und Gesang in schöner Eintracht verschmolzen erschienen, und die nicht leichte Aufgabe der Darstellung dieses Charakters von ihr auf eine recht genügende Weise gelöst wurde. Die reine und sonore Höhe ihrer Stimme zeigte sich besonders siegreich im zweiten Acte, in dem großen Duett, noch mehr aber in dem Duett: „O namenlose Wonne!" Das Finale des ersten Acts wurde ebenfalls von ihr recht brav gehalten."

Beethovens Ansprüchen an die Rolle der Leonore nicht genügt hätten; „allen fehlte noch dazu der unerläßliche Grad tiefster Innigkeit" usw. Dann sagt er ausdrücklich: „Beigehend ist zu bemerken, daß Beethoven die Schröder-Devrient als Fidelio niemals gesehen, mit ihrer Auffassung dieses Charakters aber, die er aus öffentlichen Blättern und durch mündliche Mittheilung kannte, nicht einverstanden war. Sein Ideal war keine Opernheldin" usw.[1])

Durch diese Worte Schindlers könnte die Schwierigkeit, die wir erwähnt haben, gelöst scheinen; Beethoven wäre nicht in der Aufführung gewesen. Leider aber zeigt sich Schindlers Gedächtnis hier, wie auch in manchen andern Fällen, nicht ganz treu. Die Aufführung des Fidelio wurde am folgenden Tage wiederholt (4. Nov.);[2]) bei dieser Wiederholung war Beethoven anwesend und saß in einer Loge des ersten Ranges, nach der Modenzeitung vom 12. November. Daß Beethoven dieser Aufführung vom 4. November beiwohnte, wird uns auch durch die später zu erwähnende Erzählung L. Schlössers bestätigt, der auch in dieser Aufführung war und Beethoven in Begleitung Schindlers und Breunings aus derselben herausgehen sah.[3]) Da hat denn Beethoven von dem Gesange wohl nichts hören und sich also ein volles Urteil nicht bilden können. Aber die strikte Behauptung Schindlers, Beethoven habe die Schröder in der Rolle nie gesehen, erscheint nun doch etwas bedenklich. So viel aber darf, meine ich, gesagt werden, daß Schindler diese Äußerung nicht hätte tun können, wenn Beethoven gleich am ersten Tage der Aufführung, an dessen Ereignissen er so stark persönlich beteiligt war, in der Aufführung anwesend gewesen und sogar mit der Künstlerin in persönlichen Verkehr getreten wäre. Bezüglich der späteren Aufführungen konnte ihn eher sein Gedächtnis im Stiche gelassen haben. Ich gestehe daher, zu der Ansicht zu neigen, daß er in der ersten Aufführung nicht anwesend war — Schindler mußte das erwähnen, wenn es der Fall gewesen wäre — und daß die oben mitgeteilte poetische

[1]) Diese genaueren Angaben verdanke ich der Güte des Herrn Oberbibliothekars Dr. Kopfermann in Berlin.

[2]) Fidelio wurde wiederholt am 4. und 26. November, am 2. und 17. Dezember, dann 1823 am 3. und 18. März, nach Bäuerles Theaterzeitung (Thayer). „Der zweyten Vorstellung wohnte der berühmte Tonsetzer in einer Loge des ersten Ranges bey." Modenzeitung vom 12. Nov. 1822. Und doch sagt Kapellmeister Reuling (Konv. H., Thayer) im März 1823 „bei der ersten Vorstellung des Fidelio sah ich Sie im Theater." War das die erste am 3. Nov. 1822? —

[3]) Zeitschrift Hallelujah S. 232. „Ich hörte", erzählt Schlösser, „eine musterhafte Leistung in jeder Beziehung; der Eindruck war überwältigend, den sie hervorbrachte." Mit Schlösser war Fr. Schubert.

Erzählung von der Szene zwischen Beethoven und der Schröder nicht auf Tatsachen beruht. Ich habe aber die Umstände, welche von beiden Seiten in Betracht kommen, zusammengestellt, und muß den Leser bitten, sich danach ein Urteil über die Frage zu bilden, welche für Beethovens damalige Gemütsverfassung immerhin nicht ohne Belang ist. Daß ihm die Schröder in ihrer damaligen Entwicklung dem Ideale seiner Leonore nicht entsprach, mochte er sie nun gesehen oder seine Kenntnis aus Erzählungen und Zeitungsberichten geschöpft haben, werden wir Schindler wohl glauben dürfen, der in jener Zeit fortgesetzt mit ihm verkehrte. Daß die Schröder-Devrient später die Hauptdarstellerin dieser Rolle wurde und durch ihre dramatische Auffassung die größten Wirkungen erzielte, hat Beethoven nicht mehr erlebt; wir nehmen Bezug auf die früher zitierte Schrift von Wolzogen.

An diese Stelle gehört noch eine kurze chronologische Erörterung bezüglich der Tage der verschiedenen erzählten Ereignisse. Oben haben wir die Erzählung Hopps an Thayer wiedergegeben, nach welcher Beethoven am Tage nach der Hensler dargebrachten Huldigung von demselben zum Mittagessen eingeladen war; also am 4. November; und am Abende desselben Tages wohnte er auch der zweiten Aufführung des Fidelio bei. Diese beiden Erzählungen lassen sich an sich ganz wohl vereinigen. Da jedoch mancher Leser ein Bedenken äußern könnte, z. B. darüber, daß Beethoven in diesen Tagen einer bitteren Enttäuschung (wir erinnern an Schindlers Bericht) der Einladung zum Mittagessen gefolgt sei, so haben wir oben die Erzählung Hopps nur mit einem gewissen Vorbehalt gegeben. Eine unbedingte Entscheidung dürfte, wer hier etwa zweifeln sollte, von niemanden erwarten dürfen. —

Das Erlebnis bei der Probe hatte, wie uns Schindler weiter erzählt,[1]) die Folge, daß sich Beethoven noch einmal, zum letztenmal, entschloß, für sein Gehör etwas zu tun. Er besuchte seinen Arzt Dr. Smetana, der ihm Medizin zum Einnehmen verschrieb. „Damit schien er zu zeigen, daß er den um Linderung seines Gehörleidens Flehenden nur mit etwas beschäftigen wolle, ohne selber die geringste Hoffnung auf Besserung des Leidens zu haben. Zudem wußte er aus Erfahrung, wie es dieser höchst ungeduldige und zerstreute Patient mit ärztlichen Vorschriften zu halten pflege.“ Auch hier war, wenn wir aus Schindlers Worten schließen dürfen, die Wirkung der neuen Kur eher zum Schaden als Nutzen des Patienten.

[1]) Schindler II S. 11 fg.

Auch ließ es Beethoven nicht bei derselben; bald nach ihrem Beginn erinnerte er sich des aus früherer Zeit ihm bekannten Pater Weiß an St. Stephan[1]) und besuchte ihn in Schindlers Begleitung. „Rührend war die von dem würdigen Manne ihm bewiesene Theilnahme, und obgleich nichts versprechend, so fühlte sich Beethoven dennoch so wohlthuend dadurch gestärkt, daß er selber Hoffnungen auf einigen guten Erfolg gesetzt hatte, demnach zu erwarten stand, er werde sich endlich allen Vorschriften pünktlich unterziehen und dem Arzte mit Geduld und Ausdauer entgegenkommen. Pater Weiß wendete zunächst Oeleinspritzungen an, was der Patient wohlgefällig aufnahm.“ Der geistliche Herr durfte Patienten nur in seiner Wohnung behandeln und lud Beethoven ein, ihn täglich zu besuchen; da Beethoven schon bald ausblieb, wiederholte er die Aufforderung schriftlich, da er sich wenigstens für das linke Ohr guten Erfolg verspreche. Aber Beethoven war einerseits durch Arbeiten gefesselt, andrerseits hatte er einmal kein Vertrauen zu ärztlichen Vorschriften, wenn der Erfolg nicht gleich sichtbar war. Er kam nicht wieder; er fand sich in sein Geschick als ein unabänderliches und ließ seitdem keine Klagen mehr vernehmen. —

Die Arbeiten, welche Beethoven in diesem letzten Teile des Jahres beschäftigten, galten im wesentlichen der Weiterführung und Beendigung bereits begonnener Werke, so der letzten Teile der im großen fertigen Messe in D, dann der neunten Symphonie, vielleicht eines Quartetts — wir werden erkennen, daß er nach aller Wahrscheinlichkeit die Komposition von Quartetten wieder aufgenommen hatte — und wohl auch kleinerer Kompositionen.

So fällt die Beendigung der Bagatellen für Klavier Op. 119 in diese Zeit. Ein Teil derselben war schon früher geschrieben und bekannt geworden; Beethoven hatte, wie bereits früher erwähnt wurde, dem Kapellmeister Starke einige Stücke als Beitrag zu seiner Wiener Pianoforte-Schule zur Verfügung gestellt; dies waren Nr. 7—11 dieser Sammlung, welche sich in der 1821 erschienenen dritten Abteilung von Starkes Schule finden. Ende 1822 waren auch die sechs ersten Stücke fertig; das bei Artaria befindliche Autograph trägt die Aufschrift: „Kleinigkeiten 1822 Novemb.“[2]) Diese Stücke waren aber keineswegs alle neu, und zum Teil viel früher konzipiert und dann von Beethoven umgearbeitet; Nottebohm setzt die Konzeption von Nr. 2—5 in die Zeit zwischen 1800 und 1804;

[1]) Schindler I S. 43.

[2]) Wegen der Chronologie dieser Stücke nehmen wir Bezug auf Nottebohms zweite Beethoveniana S. 146, vgl. auch S. 155. 462.

eine Skizze zu Nr. 5 in C moll (Risoluto) findet sich zwischen Entwürfen zu der C moll-Sonate Op. 30, also 1802;[1]) Skizzen zu Nr. 3 in D (à L'Allemande) sollen sich nach Lenz[2]) unter den Skizzen zum letzten Satze der Eroica befinden, Nr. 6 (G dur) ist skizziert auf einem Blatte, dessen andere Seite nachträgliche Versuche zu einer Stelle des Credo der Messe enthält; das Stück mag daher 1820 oder 1821 entworfen sein; Entwürfe zu Nr. 2 und 4 stehen zusammen mit den Versuchen zur Komposition von Goethes Erlkönig, gehören also auch einer erheblich früheren Zeit an, die nicht genau festzustellen ist. Die Stücke von 7—11 sind entworfen neben Skizzen zur E dur-Sonate Op. 109 und zum Benedictus der Messe, sie werden also etwa 1820 entstanden sein, in der Zeit, als Beethoven um einen Beitrag für Starke ersucht wurde.[3]) Eine erst später, nach Beethovens Tode, in Diabellis Ausgabe als Nr. 12 hinzugefügte Bagatelle ist ursprünglich ein Lied mit Klavierbegleitung und gehört im Entwurfe spätestens dem Jahre 1800 an; daß es Beethoven als Klavierstück bearbeitet hätte, muß dahingestellt bleiben, und zu dieser Sammlung gehört es sicherlich nicht. Die älteren Ausgaben und so auch die Rudolfinische Sammlung enthalten nur 11 Stücke.

Wir haben also eine Reihe äußerlich und innerlich nicht zusammenhängender, zu verschiedenen Zeiten entstandener Stücke vor uns. Daß die kleinen Stücke in Motiven, Modulation und manchen technischen Zügen Beethovenschen Charakter tragen, wird man als selbstverständlich annehmen; im übrigen sind sie durchaus anspruchslos, leicht hingeworfene und nur knapp ausgeführte Gedanken, gleichsam Erholung von gewichtigeren Arbeiten. Nur in Nr. 1 und Nr. 3 kommt es bei sonst ganz einfacher Struktur zu kleinen Seitensätzen; sonst ist gerade Nr. 1 und das kurze leidenschaftliche Nr. 5 hübsch und charakteristisch; unnötig gedehnt am Schlusse ist das in späterer Zeit komponierte Nr. 6. In Nr. 7 ist der lange Orgelpunkt mit dem Triller (point d'orgue hat er selbst in der Skizze dazu geschrieben) und der humoristischen Steigerung der Bewegung charakteristisch: sonst sind gerade die für Starke geschriebenen Stücke ziemlich unbedeutend. Daß Beethoven wenig Wert auf dieses Opus legte, wie Nottebohm aus der Nachlässigkeit der Reinschrift von 1—6 schließen wollte, möchten wir doch nicht so be-

[1]) Nottebohm, im Skizzenbuch von Beethoven S. 26.

[2]) Lenz, Beethoven V S. 133. Nottebohm sagt in einer handschriftlichen Notiz zu Thayers Verzeichnis: zu den Variationen Op. 35. Das wäre dann ebenfalls 1802.

[3]) Nottebohm II. Beeth. S. 462.

stimmt annehmen; einzelne Hinweisungen auf den Vortrag, wie risoluto, „leichtlich vorgetragen“ (leggiermente), innocentemente e cantabile lassen nicht gerade auf Gleichgültigkeit schließen. Wir nehmen die Stücke dankbar, wie sie der Meister uns bietet. Mit den später geschriebenen Bagatellen Op. 126 können sie freilich keinen Vergleich aushalten.

Beethoven bot eine Anzahl der Bagatellen Peters in Leipzig an;[1]) anfangs hatte er 4 Nummern für ihn bestimmt, erbot sich aber dann, eine größere Zahl zu schicken; er schickte dann 6, deren Absendung er Peters am 15. Februar 1823 anzeigt.[2]) Zugleich schickte er im ganzen 11 Bagatellen zum Verkaufe in England an Ferd. Ries; in dem Briefe vom 25. Febr. 1823 (s. Nohl N. Br. Nr. 251) lesen wir: — „zugleich erhalten sie 6 Bagatellen oder Kleinigkeiten und wieder fünf zusammengehörend in 2 Theile. Verschachern sie selbe so gut sie können,“ was ersichtlich nur von Op. 119 verstanden werden kann. Endlich wurden auch Lißner in Petersburg am 7. Mai 1823 6 Bagatellen angeboten; s. bei Nohl Br. B. S. 234. Peters aber schickte die Bagatellen zurück — Beethoven erhielt die Sendung am 19. März — mit der Bemerkung, sie seien des Preises unwert, Beethoven sollte es unter seiner Würde halten, die Zeit mit solchen Kleinigkeiten, wie sie jeder machen könne, zu verbringen; was Beethoven, wie leicht begreiflich, sehr unangenehm berührte.[3]) So erschienen sie denn Ende 1823 mit der Opuszahl 112 bei Moritz Schlesinger in Paris[4]) und wurden von demselben zu Anfang des folgenden Jahres angezeigt; dann mit derselben Opuszahl und fast gleichem Titel bei Sauer und Leidesdorf in Wien (Anzeige Wiener Zeitung vom 1. Mai 1824). Später druckte sie Diabelli, in seine Ausgabe kam nach Beethovens Tode das oben erwähnte 12. Stück. Die Opuszahl 119 scheinen sie erhalten zu haben, nachdem über die jetzt mit Op. 112—118

---

[1]) Vgl. die verschiedenen Briefe an Peters vom 5. Juni; 6. Juli; 22. Nov. 1822 (oben S. 12, S. 15 f., S. 18) und den an Bruder Johann bei Nohl N. Br. S. 202. (Oben S. 37.)

[2]) S. den von Nottebohm mitgeteilten Brief Allg. Mus. Ztg. 1874 S. 17. Nottebohm bezog dies damals auf die Bagatellen Op. 126, hat aber später festgestellt (II. Beeth. S. 201), daß diese nicht vor Ende 1823 begonnen sind.

[3]) Dies erzählt Schindler II S. 44, der aber ebenfalls die Bagatellen mit denen Op. 126 verwechselt. Diese waren damals noch nicht geschrieben, und über sie würde Peters ein solches Urteil wohl nicht gewagt haben.

[4]) Titel: Nouvelles Bagatelles ou collection de morceaux faciles et agréables pour le Pianoforte par L. van Beethoven. Oeuvre 112. à Paris chez Moritz Schlesinger.

bezeichneten, bei Steiner und Haslinger erschienenen Kompositionen Bestimmung getroffen war.[1]) —

Außerdem stammt aus dieser Zeit die Beendigung der letzten bekannt gewordenen Gesangskomposition Beethovens, die kleine Ariette „Der Kuß“ nach dem Texte von Ch. F. Weiße „Ich war bei Chloen ganz allein“. Das war aber keine neue Komposition; sie war schon 1798 skizziert und wurde erst jetzt in ihre bleibende Gestalt gebracht mit nur geringen Änderungen. Skizzen der neuen Gestalt finden sich neben Entwürfen zur Weihe des Hauses, zur neunten Symphonie u. a.[2]) Das Autograph trägt die Aufschrift: 1822 im Dezbr.[3]) Es ist ein schlichtes, anmutiges Lied, in seinem Ausgange nicht ohne reizenden Humor; die Melodie ganz in frühbeethovenscher Weise; „scherzend“ will es Beethoven vorgetragen haben, einmal schreibt er sogar dazu „lächelnd“, bei den Worten: „ja wohl sie schrie, doch lange hinterher“, bei welchen auch die scherzhafte Steigerung zu beachten ist. Die Sangbarkeit ist einwandfrei, die Deklamation fein den Worten und dem Sinn angepaßt. Aber unter die Erzeugnisse dieser letzten Periode kann das Lied doch nicht als ebenbürtig eingereiht werden. Beethoven sandte auch dieses Lied an Peters in Leipzig;[4]) dort erschien es aber nicht, sondern erst 1825 bei Schott in Mainz mit der Opuszahl 121; später erhielt es die Opuszahl 128.[5]) —

Die letzte Zeit dieses Jahres ist noch bezeichnet durch Anknüpfung einer neuen Beziehung, welche für Beethovens weiteres Schaffen bedeutungsvoll werden sollte. Fürst Nicolas Boris Galitzin in Petersburg, geboren 1795, als junger Mann am französischen Kriege teilnehmend, zeichnete sich durch musikalische Begabung, Geschmack und Kenntnis klassischer Musik aus und übte auf die musikalischen Interessen Petersburgs einen großen Einfluß. Er war Violoncellspieler, seine Frau (geborene Fürstin Saltykow) vorzügliche Klavierspielerin. Er hatte Beethovensche Klavierkompositionen, da er sie selbst nicht spielen konnte, für Streichquartett arrangiert. Ob er Beethoven schon persönlich kennen gelernt hatte, wird sich nicht feststellen

[1]) Vgl. Nohl Bd. III S. 888/99. — Die neue Gesamtausgabe (Br. u. H.) bringt die Bagatellen Serie 18, Nr. 189.

[2]) Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 471, 478, 477.

[3]) Nottebohm S. 473. Nohl III S. 354. Thayer (Verz. Nr. 237) gibt an: November. Das Autograph besaß früher Ascher in Wien, 1867 (nach Nohl IV. S. 883) O. A. Schulz in Leipzig.

[4]) S. den Brief vom 15. Februar 1823 (A. M. Z. 1874 S. 17): „eine ziemlich ausgeführte Ariette mit Clavierbegleit. allein.“

[5]) Die Gesamtausgabe bringt es Serie 28 Nr. 227.

lassen; genug, jetzt erfaßte ihn der Wunsch, für sich persönlich Beethovensche Kompositionen zu erhalten. Am 9. November schrieb er an Beethoven folgenden Brief:[1])

„a Monsieur
Monsieur Louis van Beethoven
a Vienne

St. Petersburg 9. Novembre 1822.

Monsieur!

Aussi passionné amateur de musique, que grand admirateur de votre talent, je prend la liberté de vous ecrire, pour vous demander, si vous ne consentirez pas à composer un, deux ou trois nouveaux Quatuors, dont je me ferais un plaisir de vous payer la peine ce que vous jugerez à propos de marquer. J'en accepterai la dédicace avec reconnaissance. Veuillez me faire savoir à quel banquier je dois addresser la somme, que vous voulez avoir. L'instrument, que je cultive, est le Violoncello. J'attends votre réponse avec la plus vive impatience. Veuillez m'addresser votre lettre à l'addresse suivante

Au Prince Nicolas de Galitzin à S. Petersburg aux soins de Mrs. Stieglitz et Co. Banquiers.

Je vous prie d'agréer l'assurance de ma grande admiration et de ma considération distinguée.

Prince Nicolas Galitzin."

Beethoven antwortete am 25. Januar des folgenden Jahres (der Brief ist, wie es scheint, nicht vorhanden, uns jedenfalls unbekannt) zustimmend, forderte 50 Dukaten für jedes Quartett und versprach das erste bald zu liefern. Daraus könnte man schließen, daß er auch schon aus eigenem Antriebe zur Komposition von Quartetten zurückgekehrt war; hatte er ja doch, wie wir sehen, auch Peters in Leipzig ein solches liefern wollen. Das ist das Vorspiel zur Komposition der letzten großen Quartette; für jetzt müssen wir diesen Gegenstand verlassen.

---

[1]) Nach einer in Thayers Materialien befindlichen Abschrift.

Sechstes Kapitel.

Das Jahr 1823.

Erste Abteilung.

Die Missa solemnis.

Es ist eine große Zeit des Beethovenschen Schaffens, in die wir eingetreten sind und in welcher wir uns befinden. Die große Messe war fertig, es blieb nur Durchsicht und vielleicht, bei der ins einzelne dringenden Sorgsamkeit des Meisters, wenige Änderungen. An der neuen Symphonie wurde fortgesetzt gearbeitet. Und nun war auch die Anregung zu neuen Quartetten, den großen Arbeiten der letzten Jahre, bereits an ihn gelangt.

Das Fortschreiten der Messe haben wir schon in den letzten Jahren verfolgen können; auch waren die Verhandlungen über Herausgabe derselben, die nun freilich einstweilen ergebnislos blieben, in der Erzählung des vorherigen Jahres erwähnt worden. Jetzt endlich war es möglich, sie an ihre Bestimmung gelangen zu lassen. Sie war, wie wir längst wissen, für den Erzherzog Rudolf bestimmt; seitdem dieser Plan gefaßt war, waren nicht weniger wie fünf Jahre verflossen. Am 27. Februar 1823 schrieb er an den Erzherzog,[1]) er spricht die Absicht aus, seine Aufwartung zu machen, und tadelt sich, daß er so lange nicht geschrieben:

„Allein ich wollte immer warten, bis ich die Messe geschickt hätte, da aber wirklich erschrecklich daran gefehlt war, und zwar so, daß jede Stimme mußte durchgesehen werden, so verzögerte es sich bei so vielen anderen nicht aufzuschiebenden Beschäftigungen, wozu noch andere Umstände getreten, die mich in diesen hinderten, wie denn so manches dem Menschen begegnet, wo er am wenigsten daran denkt. Daß E. K. H. mir aber allezeit gegenwärtig gewesen, beweisen die hier folgenden Abschriften einiger Novitäten,[2]) welche schon mehrere Monate für E. K. H. bereit gelegen; allein ich wollte selbe nicht eher, als mit der Messe zugleich absenden. Letztere wird nur gebunden und alsdann E. K. H. ehrfurchtsvoll von mir überreicht werden."

Die Übergabe erfolgte am 19. März 1823, dem Vorabende des Jahrestags der Inthronisation des Erzherzogs als Erzbischof von Olmütz, für welche Feier die Messe eigentlich hatte fertig sein sollen. Das Manu-

[1]) Der Brief steht bei Köchel S. 60, der ihn aber unrichtig ins Jahr 1822 setzt. Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 396.

[2]) Das waren Ouvertüre und Chor aus der „Weihe des Hauses" und der Gratulationsmenuett (vgl. Nottebohm a. a. O.), nicht die von Köchel S. 93 vermuteten Stücke.

skript befindet sich jetzt, wie die ganze Rudolfinische Sammlung, im Besitze der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. In dem Kataloge der Musik des Erzherzogs, ebendaselbst befindlich, lesen wir: Missa Solemnis, Partitur, M. S. „Dieses schön geschriebene M. S. ist von dem Tondichter am 19. März 1823 selbst übergeben worden".

Schon vorher hatten die Verhandlungen begonnen, das nun vollendete Werk bekanntzumachen und im Interesse seines Schöpfers zu verwerten. Ehe wir diese Unternehmungen im einzelnen darlegen, wird es gestattet sein, auf die Entstehung und den Charakter des Werkes einen zusammenfassenden Blick zu werfen.

Über die Zeit der Entstehung der Messe[1]) in ihren einzelnen Teilen ist im obigen an verschiedenen Stellen gesprochen; wir fassen das Entscheidende kurz zusammen.

Wie Schindler[2]) erzählt, war die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz um die Mitte des Jahres 1818 in Wien bekannt; die Inthronisation wurde auf den 9. März 1820 festgesetzt. Beethoven faßte sogleich und ohne jede besondere Aufforderung den Plan, für diese Feier seines so hoch verehrten Gönners eine derselben würdige Festmusik, eine Festmesse, zu liefern. Im Spätherbst 1818 sah Schindler diese Partitur beginnen; wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Erzählung zu zweifeln, auch ist es an sich wahrscheinlich, daß Beethoven mit dieser freiwillig übernommenen Arbeit gleich begann. Das erste Stück, an welchem er arbeitete, wird dann wohl das Kyrie gewesen sein, von welchem bisher Skizzen nicht bekannt sind; so recht eine Arbeit aus einem Gusse und in erster warmer Begeisterung geschrieben. Auch in der Reihenfolge der folgenden Sätze folgte Beethoven, wie Nottebohm (S. 152) aus den Skizzen schloß, im wesentlichen der Reihenfolge des Textes, was nicht ausschließt, daß an einzelnen Sätzen gleichzeitig gearbeitet wurde. Das Gloria war in den Skizzen fast fertig, ehe das Hauptthema des Credo feststand; das Credo war weit vorgerückt, als die ersten Gedanken zum Benedictus auftauchten, und als das Agnus Dei in Angriff genommen wurde.[3]) Hier

[1]) Um jeder etwaigen Bemerkung über die Schreibung des Wortes solemnis die Spitze abzubrechen, bemerken wir, daß wir uns (wie das auch wohl natürlich ist) an Beethovens eigene Schreibung halten. In einem Konversationshefte von 1820 schreibt er auf eine Frage, mutmaßlich des Malers Stieler, aus welcher Tonart die Messe gehe, eigenhändig auf: „Missa solemnis aus D".

[2]) I S. 269.

[3]) Vgl. Nottebohm II. Beethov. S. 148. 149.

können wir auch die Zeit annähernd bestimmen; dem fast beendeten Credo folgen in einem Hefte Skizzen zur E dur-Sonate und zu den Bagatellen Op. 119 Nr. 7—11,[1]) was beides auf das Jahr 1820 weist. Daneben schließlich Entwürfe zum Benedictus, welches sich langsam zur endgültigen Gestalt entwickelt. Dann erscheinen in einem weiteren Skizzenheft[2]) neben Skizzen zum Agnus Dei solche zur As dur-Sonate Op. 110, und, neben anderem, die Anfänge von Op. 111, noch in unbestimmter Andeutung bezüglich der Reihe der Sätze. Ein drittes Heft, von Beethoven selbst als „letztes Buch" bezeichnet, weil hier die Messe fertig skizziert wurde,[3]) zeigt nach Entwürfen zum Agnus Dei weitere Skizzen zur C moll-Sonate; dann später solche zu Kompositionen von 1822. Jene beiden Sonaten führen (s. o.) ins Jahr 1821; diesem wird also auch das Agnus Dei und wohl auch das Benedictus zuzuschreiben sein.

Wir können die von Nottebohm aus den Skizzen gewonnenen Angaben noch durch Aufschlüsse aus anderen Skizzenheften ergänzen, welche, wie es scheint, Nottebohm nicht zugänglich waren. Der Verein Beethovenhaus in Bonn besitzt drei Taschenskizzenhefte von der Art, wie sie Beethoven auf Ausflügen in der Tasche mit sich zu führen pflegte, um in dieselben die Gedanken, die ihm unterwegs einfielen, mit Bleistift einzutragen.[4]) Bei der Undeutlichkeit der Eintragungen, die zudem zu einem großen Teile verwischt sind, ist ihre Benutzung mit großer Schwierigkeit verbunden. Eins dieser Hefte, 22 Blätter umfassend, trägt die Jahreszahl 1819 auf der ersten Seite. In den vielfach undeutlichen Notenskizzen — die Worte schreibt er regelmäßig hin — finden wir Gedanken zum Credo, das erste Hauptthema und seine Fortsetzungen, dann zu späteren Stellen, zum descendit (welches er, wie es scheint, anfangs ausführlicher behandeln wollte), zum incarnatus est, zum crucifixus; auch das Thema zur Schlußfuge taucht schon auf. Man sieht, daß er über die Behandlung der Teile schon nachgedacht, und es besteht ein allgemeiner Plan, auch fehlt es nicht an Stellen, an denen man die endgültige Fassung herausfühlt; meist aber haben wir es mit eilig hingeworfenen Andeutungen und Anfängen zu tun, aus denen für das Endergebnis nichts zu entnehmen ist. Auch taucht eine Stelle aus dem Gloria

---

[1]) Nottebohm a. a. O. S. 460 f.

[2]) Nottebohm S. 468 f.

[3]) Nottebohm S. 468.

[4]) Führer durch das Beethovenhaus, Nachtrag S. 7. 10. Diese Hefte verdienten wohl eine ausführlichere Beschreibung, als sie hier gegeben werden kann.

auf (suscipe deprecationem nostram, auch miserere, wie es scheint, und das Thema des Gloria selbst); dieses war wohl an einem anderen Orte skizziert. Dann findet sich eine Andeutung des Sanctus und des pleni sunt coeli und ganz kurze Notierungen zum Benedictus und zum Agnus Dei, aus denen nichts weiter zu entnehmen ist, als daß in dem Kopfe des Meisters die verschiedenen Teile sich gleichzeitig bewegten und er von verschiedenen Seiten der Sache nahe zu kommen suchte. Er beschränkt sich in seinen Notizen nicht auf die gerade vorliegende Arbeit; außer anderen kleinen Scherzen steht in diesem Hefte der kleine Satz: „Sanct Petrus ist der Fels“, den wir oben mitgeteilt haben. Daraus darf man schließen, daß das Heft, zu Anfang mit 1819 bezeichnet, noch in das Jahr 1820 hineinreicht. Als das Werk, welches ihn in ersterem Jahre vorzugsweise beschäftigte, dürfen wir hiernach das Credo bezeichnen; beendet aber wurde es noch nicht. — Ein weiteres Heft, auch im Beethovenhause befindlich, 32 beschriebene Blätter enthaltend, trägt auf der dritten Seite die Jahreszahl 1820. Neben einigen auf äußere Verhältnisse bezüglichen Bemerkungen[1]) ist dieses Heft fast vollständig mit Skizzen zum Credo angefüllt, ganz in der Weise des vorher beschriebenen; einzelne Stellen klingen an die gedruckte Fassung an, viele andere bleiben, soweit sie überhaupt lesbar sind, derselben noch sehr fern und erscheinen lediglich als Versuche und rasch hingeworfene Gedanken. Dann aber wird im letzten Teile des Heftes ausführlich die Schlußfuge behandelt, deren Thema sich allmählich feststellt, mit ihren Umkehrungen, Verkürzungen, ihrem Gegenthema, bis zum Schlusse; das Credo wird also in diesem Hefte in den Skizzen vorläufig zu Ende geführt. An mancher Stelle begleitet er die Einzeichnungen mit kurzen Bemerkungen, die auch nicht alle gut lesbar sind, wie sie ja nur für ihn selbst bestimmt waren.[2]) Auch erscheint eine Bemerkung zum Agnus Dei und ein paar Noten zu dona nobis pacem; hieraus ist nur zu entnehmen, daß ein bestimmter Plan noch nicht feststand.[3]) Auf Blatt 29 notiert er den Anfang einer „Sonate in E moll“; die Noten haben zu keiner der uns bekannten Sonaten Beziehung, wir wissen nur, daß Beethoven gerade in jener Zeit auch der Sonatenkomposition hingegeben war.

---

[1]) Außer Bemerkungen über Wohnungen notiert er sich z. B.: „die Kunst in 2 Monathen griechisch zu lernen . . Leipzig 1820 2 fl. 30 ✕ bei . . . am Stephansplatz“ . ., ohne Zweifel im Gedanken an den Unterricht des Neffen.

[2]) So schreibt er über cuius regni (Bl. 17) „glänzend und glorreich“. Das Weitere muß ich ungedeutet lassen.

[3]) S. u. S. 352.

C ; Heft in demselben Besitze, etwas weniger umfangreich (17 B' ägt keine Jahreszahl, gehört aber in dieselbe Zeit und ist demse' .te gewidmet. Auch dies ist infolge der Eile der Einzeichnung : Undeutlichkeit der Zeichen schwer zu benutzen. In diesem Heft vorwiegend Skizzen und Bemerkungen zum Benedictus, welches in f tiven und Nachahmungen allmählich Gestalt gewinnt, und zum Os türlich alles noch unfertig und zur Verwertung in ausgeführterer S immt. Dann folgen kurze Notate zum Agnus Dei, in welchem e Motiv des dona nobis nichts deutlich in seiner Beziehung ist; dieser Satz ist noch völlig in den Anfängen, und wohl erst nach dem Benedictus in Angriff genommen.

Wenn wir in den vorstehenden Mitteilungen auch wertvolle Hinweise über die Zeit erhalten, in welcher Beethoven, namentlich am Credo, dann auch an anderen Sätzen der Messe arbeitete, so gewähren doch auch sie nicht die Möglichkeit, genau den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem jedes einzelne Stück begonnen und beendet wurde. Daß das Gloria schon anderweit skizziert war, als er am Credo arbeitete, erklärt vielleicht das Herausgreifen einer Stelle aus der Mitte (s. o.), wie es ja Nottebohm mit Grund vermutete; daß Benedictus und Agnus Dei nach dem Credo gearbeitet wurde, wird durch die Bonner Skizzenbücher ebenfalls nahe gelegt. Aber es tauchen offenbar, während die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Satz gerichtet war, Gedanken zu den übrigen Sätzen auf, welche beweisen, daß dem Meister immerfort die Idee des Ganzen vorschwebte, und er innerlich sich mit dem Plane aller Sätze trug, auch wenn er der Ausführung eines derselben besonders hingegeben war. Daher kann die Frage kaum aufgeworfen werden, wann er mit einem derselben fertig war. Wenn Schindler erzählt, Beethoven habe während des Sommeraufenthalts in Mödling 1819 an der Messe weitergearbeitet und Ende Oktober das Credo fertig nach Wien mitgebracht, so wird das erstere, das Arbeiten in Mödling, nicht in Zweifel gezogen werden können, bei der Angabe über das Credo aber waltet ein Irrtum, mutmaßlich eine Verwechslung, ob; wir wissen aus dem Skizzenbuche von 1820, daß auch in diesem Jahre das Credo noch lange nicht fertig war.[1]) Möglich, daß Schindler das Gloria mit dem Credo verwechselt. Daß das Benedictus dem Credo folgte, das Agnus Dei ins Jahr 1821 weist, wurde schon früher bemerkt. Wenn wir annehmen, daß das Kyrie im Winter 1818 auf 1819, das Gloria 1819, das

[1]) Auch Nottebohm (S. 152 Anm.) hielt diese Angabe für verfrüht.

Credo 1819 und 1820, Sanctus und Benedictus 1820 bis 1821, das Agnus Dei, wenn auch früher begonnen, in seinem Hauptbestande 1821 fertig wurde, so sprechen wir doch lediglich eine Vermutung aus, die wir der Kritik des Lesers anheimgeben. Nach der Beendigung der C moll-Sonate[1]) war er, wie es scheint, mit der Reinschrift des Agnus Dei beschäftigt, und man wird im allgemeinen wohl sagen können, daß mit dem Jahre 1821 die Messe in ihren Grundzügen fertig war; in Beethovens Gedanken und Plänen war die Beendigung noch früher ins Auge gefaßt, da er ja schon seit mindestens 1820 mit Verlegern verhandelte. Im März 1823 mußte die Messe übergeben werden, und da doch die Reinschrift einige Zeit in Anspruch nahm, so wird sich Nottebohm (S. 152) nicht vom Richtigen entfernen, wenn er annimmt, daß die autographische Reinschrift der Messe vor Ende 1822 fertig geschrieben war. Aber auch nach Beendigung derselben hat Beethoven noch manches geändert und zugefügt;[2]) von einzelnen Stellen abgesehen, welche man bei Nottebohm findet, hat er namentlich die Verwendung der Posaunen, die in der ersten Fertigstellung zurücktraten, nachträglich vermehrt.[3])

Da wir das Datum der Übergabe der Messe an den Erzherzog kennen — 19. März 1823 — so werden wir bei Beachtung der nachträglichen Änderungen frühestens Mitte 1823 als die Zeit anzunehmen haben, „in der die Messe die Gestalt erhielt, in der wir sie kennen“ (Nott. II. B. S. 154). Diese lange Zeit erklärt sich nicht nur durch die große beinahe ängstliche Sorgfalt, welche er bei der Arbeit an diesem großen Werke anwendete, sondern hat auch ihre vollgültige biographische Erklärung. Wir kennen die mißlichen und quälenden Verhältnisse, unter welchen Beethoven diese fünf Jahre zugebracht hat; wir wissen, weshalb Schindler sagen konnte, daß wohl niemals ein großes Kunstwerk unter

---

[1]) Sie trägt, wie früher angegeben, das Datum des 13. Januar 1822. Vgl. Nottebohm II. B. S. 472.

[2]) Wir nehmen hier überall Bezug auf Nottebohms Untersuchungen in den II. Beethoveniana.

[3]) Nottebohm S. 158. Auf die Posaunenstimmen beziehen sich mehrere der Briefchen an Schindler aus 1823, welche Kalischer, N. B. Br. S. 109, 114, 127 mitteilt; Schindler übermittelte die Stimmen an den Kopisten. Eine Bemerkung Beethovens: „die Ternionen sind ganz neue Instrumente für mich“ deutet Kalischer wohl richtig auf einen Versuch des Kopisten Schlemmer, die drei Posaunen in der Abschrift unter dieser Bezeichnung zusammenzufassen.

widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sei, wie diese Messe. Der langdauernde Streit um die Vormundschaft des Neffen, der häßliche Eindruck, den er von dem Auftreten von dessen Mutter empfing, der Abscheu vor dem Gebaren der Frau seines Bruders Johann und die Differenzen mit diesem selbst, zeitweilige pekuniäre Verlegenheiten, vielfacher Ärger in seinem Hauswesen, dazu die häufig leidende Gesundheit, das alles umdüsterte sein Gemüt; nahe Freunde, denen er sein Herz öffnen konnte, waren nicht um ihn; so trieb alles das Gemüt des Meisters in sich selbst zurück und machten ihm, um die Gedanken, die in ihm lebten, zu sammeln und zu ordnen, die Einsamkeit erwünscht. Hier, in freier Umgebung, unter den Eindrücken schöner Natur, welche bei ihm nie ihre Wirkung verfehlte, konnten die hohen Eingebungen, welche der große Gegenstand ihm gebracht hatte, sich zu lebensvollen Gebilden gestalten; hier kam jene „Erdenentrücktheit“ zur Erscheinung, welche Schindler bei ihm wahrnahm. Alles, was in ihm von Gottvertrauen, demütigem Bewußtsein seiner Schwäche, Friedebedürfnis, Menschenliebe, begeisterter Hoffnung auf ein höheres glücklicheres Dasein lebte, entfaltete sich hier und ordnete sich nach den Geboten seiner Kunst, die er niemals herrlicher geübt hat. Beethoven hat die Missa solemnis für das Vollendetste (la plus accomplie) seiner Geistesprodukte erklärt. Das werden wir wohl auch tun, ohne darum die künstlerische Vollendung anderer in jener Zeit entstandenen Werke herabsetzen zu wollen. Bei Beethoven hatte eine solche Äußerung die besondere, vielleicht unbewußte Nebenbedeutung, daß das Werk ihm selbst, seinem ganzen Fühlen und Denken mehr wie ein anderes angehörte, daß es Blut von seinem Blute war, daß es ihm niemals in gleicher Weise gelungen war, sein ganzes eigenes Fühlen in schöner Tongestaltung zu verklären. Denn in der Tat ist die große Messe der höchste, idealste Ausdruck der menschlichen Gemütsverfassung Beethovens in jenen Jahren, gleichzeitig aber auch der künstlerischen Überzeugungen und der Genialität der Tongestaltung, zu der er immer mehr emporgestiegen war; sie ist auch nach der technischen Seite der vollste Repräsentant des „spätbeethovenschen“ Stiles, den jeder kennt und zu empfinden weiß, der sich mit Beethoven beschäftigt. Bevor wir einer kurzen Betrachtung des einzelnen uns zuwenden, sei betont, daß auch bei den erschütterndsten und ergreifendsten Klängen der ordnende Kunstverstand, die ruhige Überlegung des Meisters bis ins einzelne, fast bei jedem Worte sich tätig erweist. Hierdurch und nicht allein durch die größere Ausdehnung hebt sich das Werk über die bisherigen Messenkompositionen, deren er ja genugsam kannte und in deren Nachahmung er sich vor Jahren schon versucht hatte, weit hinaus.

Daß Beethoven bei der ersten Konzeption der Messe an die Aufführung bei der Inthronisationsfeier gedacht hat, steht durch Schindlers Erzählung fest; daß er auch noch während der Arbeit an diesen Gedanken festhielt, entnehmen wir seiner brieflichen Äußerung an den Erzherzog aus dem Jahre 1819:[1]) „Der Tag, wo ein Hochamt von mir zu den Feierlichkeiten für J. K. H. soll aufgeführt werden, wird für mich der schönste meines Lebens sein, und Gott wird mich erleuchten, daß meine schwachen Kräfte zur Verherrlichung dieses feierlichen Tages beitragen." Daß er diesen Gedanken später aufgegeben hätte, kann aus seiner nachmaligen Äußerung: die Messe könne auch als Oratorium verwendet werden, nicht gefolgert werden; dabei war ihm die Vorstellung leitend, daß es sich um eine große, auch der Zeit nach ausgedehnte Feier handeln werde. Die Messe ist nach Beethovens Tode wiederholt in der Kirche beim katholischen Gottesdienste aufgeführt worden;[2]) daneben aber mehrfach im Konzert, was, soweit unser Blick reicht, heutzutage die Regel ist. Was ist das Richtigere? Wir wissen und werden es bei Betrachtung des einzelnen noch näher erkennen, daß Beethoven durch dieses großartige, in vielem Nachdenken und mehrjähriger Arbeit emporgewachsene Selbstbekenntnis nicht allein seine hohe Kunst darlegen, sondern auch ethisch auf die Hörer wirken, sie zu sich und seinem Empfindungsleben emporziehen wollte. Über das Kyrie, welches „mit Andacht" vorgetragen werden sollte, schrieb er in der Partitur: „von Herzen — Möge es wieder — zu Herzen gehn"![3]) und an Streicher schrieb er, die Hauptsache bei Bearbeitung dieser großen Messe sei ihm gewesen, „sowohl bei Singenden als Zuhörenden religiöse Gefühle zu erwecken und dauernd zu machen".[4]) Nun wohl, kann man sagen, dann gehört die Messe eben in die Kirche; mit diesem Worte würde man sich von Beethovens Intention kaum entfernen; und doch wird man entgegenstehender Erwägung die Berechtigung nicht absprechen können; auch wenn sie von Beethovens Meinung abweichen sollte, der ja übrigens die Darstellung im Konzert nicht ausschließen wollte und tatsächlich nicht ausgeschlossen hat. In der Kirche geht die musikalische Messe neben der heiligen Handlung her, begleitet sie, hebt ihre Einwirkung;

---

[1]) Köchel S. 54.

[2]) Über die Aufführungen seitens des Kirchenmusikvereins in Preßburg verdanke ich der Güte des Herrn J. Batka nähere Nachweisung.

[3]) So genau nach der in Berlin befindlichen Partitur.

[4]) Brief vom 16. Sept. 1824, bei Nohl Br. B. S. 272. Hier spricht er von der Wirkung der Gesangvereine bei öffentlichen, besonders aber gottesdienstlichen Feierlichkeiten; er hatte also seinen Gedanken nicht aufgegeben.

für das Gemüt der anwesenden Gemeinde aber soll die gottesdienstliche Handlung die Hauptsache bleiben. Eine musikalische Darstellung, die selbst das Gemüt der Anwesenden in ihrer Weise in Anspruch nimmt, angestrengteste Aufmerksamkeit und ganzen inneren Anteil des Menschen fordert, muß einen Teil der aufmerksamen Hingabe von der kirchlichen Handlung abziehen, oder sie wird ihrerseits ihre volle Wirkung nicht üben. So ist es mit Beethovens Missa solemnis. Bei der tiefen Versenkung in die Texteswörte, welche er erstrebte und bis ins einzelne mit Ernst und Nachdruck durchführte, bei der überwältigenden Eindringlichkeit seiner Tonsprache fordert er uns ganz; seine Musik ist nicht nur Schmuck und Verherrlichung einer unabhängig von ihr sich vollziehenden heiligen Handlung; sie ist — subjektiv im besten Sinne — lebendiges Bekenntnis seines Inneren, er fühlt sich gleichsam selbst als der Priester, der sich an die Gemeinde wendet, er zwingt uns gewissermaßen in sein Inneres, in sein persönliches Seelenleben, um mit ihm zu leben und von seinem Leben das unsere zu empfangen. Erst wenn uns das gelingt, gewinnen wir das volle Verständnis des Werkes. „Das Werk muß aus der Persönlichkeit seines Meisters heraus verstanden und aufgenommen werden; denn es ist selbst ein höchst persönliches. Der Hörer muß von vornherein sozusagen in Beethoven aufgehen, um diese höchst persönliche Aussprache sich selbst zu eigen machen und mitempfinden, miterleben zu können, was hier als — ungeheure Äußerung des größten Meisters und eines der edelsten Menschen, die je gelebt, vor uns tritt." [1]) Nicht nur die große Ausdehnung der einzelnen Sätze, welche die Aufführung bei einem großen Hochamte fast unmöglich macht — auch nicht die Stellen, welche aus dem kirchlichen Charakter heraustreten, wie die bekannte noch zu besprechende Stelle im Agnus Dei, sondern der erwähnte durchaus persönliche und subjektive Charakter des Werkes läßt es uns als richtig erscheinen, die Messe nicht in der Kirche beim Gottesdienst, sondern selbständig im Konzertsaal zur Aufführung zu bringen, wie es Beethoven selbst freigestellt hatte. — [2])

Beethoven hat sich in der Zusammenstellung der für den Text der musikalischen Messe bestimmten Stellen (daß es nicht Worte sind, welche die Haupthandlungen der kirchlichen Messe begleiten, ist bekannt) in seinen

---

[1]) W. Weber, Beethovens Missa solemnis. S. 8.

[2]) Über die Missa solemnis schreiben außer den neueren Biographen: [Heimsöth] „Ludwig van Beethovens missa solemnis Op. 123. Eine kurze erklärende Beschreibung. Bonn 1845" und W. Weber, Beethovens Missa solemnis. Eine Studie. Augsburg 1897.

Messen an die langjährige Tradition gehalten, wie sie längst vor ihm festgestellt war. Diese Tradition war auch im einzelnen wirksam, und vielfach finden wir Beethoven auch in der großen Messe in den einzelnen Teilen und Worten in den Bahnen seiner Vorgänger. Dahin gehört z. B. der Gegensatz des Kyrie und Christe, die Grundauffassung des Gloria, die Schlußfugen im Gloria und Credo, die Hervorhebung des incarnatus est, gewisse Wortmalereien (descendit, et mortuos u. a.), der milde Gegensatz des Benedictus zum Vorhergehenden; dies und anderes fand er vor und hat es in seiner Weise wieder verwendet. Aber in welche neue Beleuchtung hat er es gerückt, wie viel tiefer und voller alles gestaltet! Er hat sich über die Tradition so hoch erhoben, daß wir kaum mehr an dieselbe zu denken veranlaßt sind. Überall hat er in weit höherem Maße, wie wir es sonst finden, sich in die Worte des Textes vertieft, und alles was sie nicht bloß seinem Verstande, sondern seinem Gemüte sagten, in sich verarbeitet und auszudrücken gestrebt. So kam es, daß (wie Schindler sagt) die Sätze unter seinen Händen größere Dimensionen annahmen, als er anfangs beabsichtigte, so erreicht er beim empfänglichen Hörer die erstrebte ethische Wirkung. Die Betrachtung des einzelnen lehrt, mit welchem Ernst und Nachdruck er die ihm längst bekannten Textesworte auffaßt, darstellt und erläutert, nicht etwa als Theolog — darin geht die Erklärung mitunter zu weit — sondern als begeisterter und frommer Christ, und, fügen wir hinzu, als genialer Künstler. Bis ins äußere erstreckte sich sein Bemühen, den Text zu verstehen; er ließ sich, wie Schindler versichert, bevor er an die Komposition der Messe ging, die Quantitäten des Textes angeben und ließ ihn sich übersetzen.[1]) Welchen Gewinn ihm dies gebracht, lehrt oberflächliche Betrachtung.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, wie Beethoven in seinem Herzen, in seinem Glauben zu den in dem Messentexte enthaltenen Dogmen

[1]) Auf der Berliner Bibliothek befindet sich unter Schindlers Papieren (Mappe I Nr. 25) ein großer Bogen, auf dessen einer Seite sich Beethoven die Quantität der Worte angeben läßt, auf der andern sie sich (wohl auch nach Anleitung) übersetzt. Leider ist das meiste mit Bleistift geschrieben und größtenteils verwischt, nur ganz vereinzelte Stellen sind zu entziffern. Die Notizen beziehen sich auf Credo, Sanctus und Agnus Dei. An einer Stelle ist das Thema zu et vitam venturi für Sopran notiert. An einer andern heißt es mit Tinte: „+ + + allgemein | bey Kirchenvätern | der herrschenden Kirche gemein | rechtgläubig |“, wodurch er sich wohl catholicam übersetzen wollte. Rührend ist folgende Erinnerung an Elementares: „vĕnio vēni ventum passus imperf. [si!] ventum est man ist gekommen.“ Zu Anfang des Bogens steht die Bemerkung Schindlers: „Bevor Beethoven 1818 an die Bearbeitung seiner großen Messe in D ging, ließ er sich den Text ins Deutsche übersetzen und auch das Sylbenmaß des lateinischen bestimmen. Hier das Credo von seiner Hand.“

stand. Über Beethovens Glaubensstandpunkt im weiteren Verlaufe seines Lebens sind wir authentisch nur sehr wenig unterrichtet und im wesentlichen auf Schindlers Mitteilung angewiesen, daß Beethovens religiöse Anschauungen, obgleich er in der katholischen Religion erzogen war, „weniger auf dem Kirchenglauben beruhten, als vielmehr im Deismus ihre Quelle hatten“. Schindler hat wohl andeuten wollen, daß Beethoven sich im Leben an den kirchlichen Zusammenhang nicht hielt, dagegen den Glauben an den persönlichen Gott fortgesetzt hegte, was er dann auch durch Erwähnung des von Beethoven viel benutzten Buches von Chr. Sturm „Betrachtungen der Werke Gottes in der Natur“, und der auf seinem Schreibtische befindlichen Inschriften, „Ich bin, was da ist“ usw. erläutert. Weiter sagt er, daß Beethoven nie über religiöse Dinge gesprochen habe, da „Religion und Generalbaß in sich abgeschlossene Dinge seien, über die man nicht weiter disputieren solle“. Daß Beethoven ein innerlich religiös gesinnter Mann war, daß er an den persönlichen, allwissenden und die Menschenschicksale lenkenden Gott glaubte und sich im Bewußtsein seiner Schwäche vor ihm beugte, das wird durch viele seiner bereits angeführten Worte, die wir nicht zu wiederholen brauchen, außer Zweifel gestellt, die christliche Pflicht, Tugend zu üben, durchdringt ihn vollständig. Wie er sich nun später persönlich zu den Dogmen stellte, darüber erfahren wir nur wenig. Frimmel (L. v. Beethoven S. 70) hat uns eine im Blöchlingerschen Kreise hingeworfene Äußerung aufbewahrt, welche allerdings vermuten läßt, daß er hinsichtlich der Person Christi nicht auf dem dogmatischen Standpunkte stand. In den Konversationen bringt zwar der Neffe im Zusammenhange mit seinem Unterricht derartige Fragen in einer ziemlich freien, fast möchte man sagen leichtfertigen Weise zur Sprache; wenn auch Beethovens Antworten fehlen, so duldete er doch dergleichen Gespräche, ging vielleicht in ernster Weise darauf ein. Feststehend ist nur, daß er den Neffen zu seinen religiösen Pflichten anhielt, daß er mit ihm betete und ihn zur Beichte führen wollte.[1]) Daß er auf dem Sterbebette den geistlichen Beistand erfuhr, ist bekannt. Das ist aber auch alles, was authentisch über diesen Punkt gesagt werden kann.

[1]) Beides entnehmen wir den Konv. Büchern von 1819. Im J. 1820 schreibt er: „Wie ich fürs Beichten gesinnt bin, kann man daraus abnehmen, daß ich Karl selbst zum Abt von S. Michael führte zur Beichte. Der aber erklärte, daß, so lange er die Mutter frequentiren müsse, alles Beichten nichts helfen werde.“ — Wenn er an den Erzbischof schreibt (Köchel S. 59), daß er als Mensch überall seine Pflichten, die ihm „die Menschlichkeit, Gott und die Natur gebiethen, auf das Heiligste erfülle“, so verdient das hier auch in Rücksicht genommen zu werden.

skript befindet sich jetzt, wie die ganze Rudolfinische Sammlung, im Besitze der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. In dem Kataloge der Musik des Erzherzogs, ebendaselbst befindlich, lesen wir: Missa Solemnis, Partitur, M. S. „Dieses schön geschriebene M. S. ist von dem Tondichter am 19. März 1823 selbst übergeben worden“.

Schon vorher hatten die Verhandlungen begonnen, das nun vollendete Werk bekanntzumachen und im Interesse seines Schöpfers zu verwerten. Ehe wir diese Unternehmungen im einzelnen darlegen, wird es gestattet sein, auf die Entstehung und den Charakter des Werkes einen zusammenfassenden Blick zu werfen.

Über die Zeit der Entstehung der Messe[1]) in ihren einzelnen Teilen ist im obigen an verschiedenen Stellen gesprochen; wir fassen das Entscheidende kurz zusammen.

Wie Schindler[2]) erzählt, war die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz um die Mitte des Jahres 1818 in Wien bekannt; die Inthronisation wurde auf den 9. März 1820 festgesetzt. Beethoven faßte sogleich und ohne jede besondere Aufforderung den Plan, für diese Feier seines so hoch verehrten Gönners eine derselben würdige Festmusik, eine Festmesse, zu liefern. Im Spätherbst 1818 sah Schindler diese Partitur beginnen; wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Erzählung zu zweifeln, auch ist es an sich wahrscheinlich, daß Beethoven mit dieser freiwillig übernommenen Arbeit gleich begann. Das erste Stück, an welchem er arbeitete, wird dann wohl das Kyrie gewesen sein, von welchem bisher Skizzen nicht bekannt sind; so recht eine Arbeit aus einem Gusse und in erster warmer Begeisterung geschrieben. Auch in der Reihenfolge der folgenden Sätze folgte Beethoven, wie Nottebohm (S. 152) aus den Skizzen schloß, im wesentlichen der Reihenfolge des Textes, was nicht ausschließt, daß an einzelnen Sätzen gleichzeitig gearbeitet wurde. Das Gloria war in den Skizzen fast fertig, ehe das Hauptthema des Credo feststand; das Credo war weit vorgerückt, als die ersten Gedanken zum Benedictus auftauchten, und als das Agnus Dei in Angriff genommen wurde.[3]) Hier

[1]) Um jeder etwaigen Bemerkung über die Schreibung des Wortes solemnis die Spitze abzubrechen, bemerken wir, daß wir uns (wie das auch wohl natürlich ist) an Beethovens eigene Schreibung halten. In einem Konversationshefte von 1820 schreibt er auf eine Frage, mutmaßlich des Malers Stieler, aus welcher Tonart die Messe gehe, eigenhändig auf: „Missa solemnis aus D“.

[2]) I S. 269.

[3]) Vgl. Nottebohm II. Beethov. S. 148. 149.

können wir auch die Zeit annähernd bestimmen; dem fast beendeten Credo folgen in einem Hefte Skizzen zur E dur-Sonate und zu den Bagatellen Op. 119 Nr. 7—11,[1]) was beides auf das Jahr 1820 weist. Daneben schließlich Entwürfe zum Benedictus, welches sich langsam zur endgültigen Gestalt entwickelt. Dann erscheinen in einem weiteren Skizzenheft[2]) neben Skizzen zum Agnus Dei solche zur As dur-Sonate Op. 110, und, neben anderem, die Anfänge von Op. 111, noch in unbestimmter Andeutung bezüglich der Reihe der Sätze. Ein drittes Heft, von Beethoven selbst als „letztes Buch“ bezeichnet, weil hier die Messe fertig skizziert wurde,[3]) zeigt nach Entwürfen zum Agnus Dei weitere Skizzen zur C moll-Sonate; dann später solche zu Kompositionen von 1822. Jene beiden Sonaten führen (s. o.) ins Jahr 1821; diesem wird also auch das Agnus Dei und wohl auch das Benedictus zuzuschreiben sein.

Wir können die von Nottebohm aus den Skizzen gewonnenen Angaben noch durch Aufschlüsse aus anderen Skizzenheften ergänzen, welche, wie es scheint, Nottebohm nicht zugänglich waren. Der Verein Beethovenhaus in Bonn besitzt drei Taschenskizzenhefte von der Art, wie sie Beethoven auf Ausflügen in der Tasche mit sich zu führen pflegte, um in dieselben die Gedanken, die ihm unterwegs einfielen, mit Bleistift einzutragen.[4]) Bei der Undeutlichkeit der Eintragungen, die zudem zu einem großen Teile verwischt sind, ist ihre Benutzung mit großer Schwierigkeit verbunden. Eins dieser Hefte, 22 Blätter umfassend, trägt die Jahreszahl 1819 auf der ersten Seite. In den vielfach undeutlichen Notenskizzen — die Worte schreibt er regelmäßig hin — finden wir Gedanken zum Credo, das erste Hauptthema und seine Fortsetzungen, dann zu späteren Stellen, zum descendit (welches er, wie es scheint, anfangs ausführlicher behandeln wollte), zum incarnatus est, zum crucifixus; auch das Thema zur Schlußfuge taucht schon auf. Man sieht, daß er über die Behandlung der Teile schon nachgedacht, und es besteht ein allgemeiner Plan, auch fehlt es nicht an Stellen, an denen man die endgültige Fassung herausfühlt; meist aber haben wir es mit eilig hingeworfenen Andeutungen und Anfängen zu tun, aus denen für das Endergebnis nichts zu entnehmen ist. Auch taucht eine Stelle aus dem Gloria

---

[1]) Nottebohm a. a. O. S. 460 f.

[2]) Nottebohm S. 468 f.

[3]) Nottebohm S. 468.

[4]) Führer durch das Beethovenhaus, Nachtrag S. 7. 10. Diese Hefte verdienten wohl eine ausführlichere Beschreibung, als sie hier gegeben werden kann.

auf (suscipe deprecationem nostram, auch miserere, wie es scheint, und das Thema des Gloria selbst); dieses war wohl an einem anderen Orte skizziert. Dann findet sich eine Andeutung des Sanctus und des pleni sunt coeli und ganz kurze Notierungen zum Benedictus und zum Agnus Dei, aus denen nichts weiter zu entnehmen ist, als daß in dem Kopfe des Meisters die verschiedenen Teile sich gleichzeitig bewegten und er von verschiedenen Seiten der Sache nahe zu kommen suchte. Er beschränkt sich in seinen Notizen nicht auf die gerade vorliegende Arbeit; außer anderen kleinen Scherzen steht in diesem Hefte der kleine Satz: „Sanct Petrus ist der Fels“, den wir oben mitgeteilt haben. Daraus darf man schließen, daß das Heft, zu Anfang mit 1819 bezeichnet, noch in das Jahr 1820 hineinreicht. Als das Werk, welches ihn in ersterem Jahre vorzugsweise beschäftigte, dürfen wir hiernach das Credo bezeichnen; beendet aber wurde es noch nicht. — Ein weiteres Heft, auch im Beethovenhause befindlich, 32 beschriebene Blätter enthaltend, trägt auf der dritten Seite die Jahreszahl 1820. Neben einigen auf äußere Verhältnisse bezüglichen Bemerkungen[1]) ist dieses Heft fast vollständig mit Skizzen zum Credo angefüllt, ganz in der Weise des vorher beschriebenen; einzelne Stellen klingen an die gedruckte Fassung an, viele andere bleiben, soweit sie überhaupt lesbar sind, derselben noch sehr fern und erscheinen lediglich als Versuche und rasch hingeworfene Gedanken. Dann aber wird im letzten Teile des Heftes ausführlich die Schlußfuge behandelt, deren Thema sich allmählich feststellt, mit ihren Umkehrungen, Verkürzungen, ihrem Gegenthema, bis zum Schlusse; das Credo wird also in diesem Hefte in den Skizzen vorläufig zu Ende geführt. An mancher Stelle begleitet er die Einzeichnungen mit kurzen Bemerkungen, die auch nicht alle gut lesbar sind, wie sie ja nur für ihn selbst bestimmt waren.[2]) Auch erscheint eine Bemerkung zum Agnus Dei und ein paar Noten zu dona nobis pacem; hieraus ist nur zu entnehmen, daß ein bestimmter Plan noch nicht feststand.[3]) Auf Blatt 29 notiert er den Anfang einer „Sonate in E moll“; die Noten haben zu keiner der uns bekannten Sonaten Beziehung, wir wissen nur, daß Beethoven gerade in jener Zeit auch der Sonatenkomposition hingegeben war.

---

[1]) Außer Bemerkungen über Wohnungen notiert er sich z. B.: „die Kunst in 2 Monathen griechisch zu lernen . . Leipzig 1820 2 fl. 30 × bei . . . am Stephansplatz“ . ., ohne Zweifel im Gedanken an den Unterricht des Neffen.

[2]) So schreibt er über cuius regni (Bl. 17) „glänzend und glorreich“. Das Weitere muß ich ungedeutet lassen.

[3]) S. u. S. 352.

Ein drittes Heft in demselben Besitze, etwas weniger umfangreich (17 Blätter), trägt keine Jahreszahl, gehört aber in dieselbe Zeit und ist demselben Zwecke gewidmet. Auch dies ist infolge der Eile der Einzeichnung und der Undeutlichkeit der Zeichen schwer zu benutzen. In diesem Hefte stehen vorwiegend Skizzen und Bemerkungen zum Benedictus, welches in seinen Motiven und Nachahmungen allmählich Gestalt gewinnt, und zum Osanna; natürlich alles noch unfertig und zur Verwertung in ausgeführterer Skizze bestimmt. Dann folgen kurze Notate zum Agnus Dei, in welchem außer dem Motiv des dona nobis nichts deutlich in seiner Beziehung ist; dieser Satz ist noch völlig in den Anfängen, und wohl erst nach dem Benedictus in Angriff genommen.

Wenn wir in den vorstehenden Mitteilungen auch wertvolle Hinweise über die Zeit erhalten, in welcher Beethoven, namentlich am Credo, dann auch an anderen Sätzen der Messe arbeitete, so gewähren doch auch sie nicht die Möglichkeit, genau den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem jedes einzelne Stück begonnen und beendet wurde. Daß das Gloria schon anderweit skizziert war, als er am Credo arbeitete, erklärt vielleicht das Herausgreifen einer Stelle aus der Mitte (s. o.), wie es ja Nottebohm mit Grund vermutete; daß Benedictus und Agnus Dei nach dem Credo gearbeitet wurde, wird durch die Bonner Skizzenbücher ebenfalls nahe gelegt. Aber es tauchen offenbar, während die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Satz gerichtet war, Gedanken zu den übrigen Sätzen auf, welche beweisen, daß dem Meister immerfort die Idee des Ganzen vorschwebte, und er innerlich sich mit dem Plane aller Sätze trug, auch wenn er der Ausführung eines derselben besonders hingegeben war. Daher kann die Frage kaum aufgeworfen werden, wann er mit einem derselben fertig war. Wenn Schindler erzählt, Beethoven habe während des Sommeraufenthalts in Mödling 1819 an der Messe weitergearbeitet und Ende Oktober das Credo fertig nach Wien mitgebracht, so wird das erstere, das Arbeiten in Mödling, nicht in Zweifel gezogen werden können, bei der Angabe über das Credo aber waltet ein Irrtum, mutmaßlich eine Verwechslung, ob; wir wissen aus dem Skizzenbuche von 1820, daß auch in diesem Jahre das Credo noch lange nicht fertig war.[1]) Möglich, daß Schindler das Gloria mit dem Credo verwechselt. Daß das Benedictus dem Credo folgte, das Agnus Dei ins Jahr 1821 weist, wurde schon früher bemerkt. Wenn wir annehmen, daß das Kyrie im Winter 1818 auf 1819, das Gloria 1819, das

[1]) Auch Nottebohm (S. 152 Anm.) hielt diese Angabe für verfrüht.

Credo 1819 und 1820, Sanctus und Benedictus 1820 bis 1821, das Agnus Dei, wenn auch früher begonnen, in seinem Hauptbestande 1821 fertig wurde, so sprechen wir doch lediglich eine Vermutung aus, die wir der Kritik des Lesers anheimgeben. Nach der Beendigung der C moll-Sonate [1]) war er, wie es scheint, mit der Reinschrift des Agnus Dei beschäftigt, und man wird im allgemeinen wohl sagen können, daß mit dem Jahre 1821 die Messe in ihren Grundzügen fertig war; in Beethovens Gedanken und Plänen war die Beendigung noch früher ins Auge gefaßt, da er ja schon seit mindestens 1820 mit Verlegern verhandelte. Im März 1823 mußte die Messe übergeben werden, und da doch die Reinschrift einige Zeit in Anspruch nahm, so wird sich Nottebohm (S. 152) nicht vom Richtigen entfernen, wenn er annimmt, daß die autographische Reinschrift der Messe vor Ende 1822 fertig geschrieben war. Aber auch nach Beendigung derselben hat Beethoven noch manches geändert und zugefügt; [2]) von einzelnen Stellen abgesehen, welche man bei Nottebohm findet, hat er namentlich die Verwendung der Posaunen, die in der ersten Fertigstellung zurücktraten, nachträglich vermehrt. [3])

Da wir das Datum der Übergabe der Messe an den Erzherzog kennen — 19. März 1823 — so werden wir bei Beachtung der nachträglichen Änderungen frühestens Mitte 1823 als die Zeit anzunehmen haben, „in der die Messe die Gestalt erhielt, in der wir sie kennen" (Nott. II. B. S. 154). Diese lange Zeit erklärt sich nicht nur durch die große beinahe ängstliche Sorgfalt, welche er bei der Arbeit an diesem großen Werke anwendete, sondern hat auch ihre vollgültige biographische Erklärung. Wir kennen die mißlichen und quälenden Verhältnisse, unter welchen Beethoven diese fünf Jahre zugebracht hat; wir wissen, weshalb Schindler sagen konnte, daß wohl niemals ein großes Kunstwerk unter

---

[1]) Sie trägt, wie früher angegeben, das Datum des 13. Januar 1822. Vgl. Nottebohm II. B. S. 472.

[2]) Wir nehmen hier überall Bezug auf Nottebohms Untersuchungen in den II. Beethoveniana.

[3]) Nottebohm S. 158. Auf die Posaunenstimmen beziehen sich mehrere der Briefchen an Schindler aus 1823, welche Kalischer, N. B. Br. S. 109, 114, 127 mitteilt; Schindler übermittelte die Stimmen an den Kopisten. Eine Bemerkung Beethovens: „die Ternionen sind ganz neue Instrumente für mich" deutet Kalischer wohl richtig auf einen Versuch des Kopisten Schlemmer, die drei Posaunen in der Abschrift unter dieser Bezeichnung zusammenzufassen.

widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sei, wie diese Messe. Der langdauernde Streit um die Vormundschaft des Neffen, der häßliche Eindruck, den er von dem Auftreten von dessen Mutter empfing, der Abscheu vor dem Gebaren der Frau seines Bruders Johann und die Differenzen mit diesem selbst, zeitweilige pekuniäre Verlegenheiten, vielfacher Ärger in seinem Hauswesen, dazu die häufig leidende Gesundheit, das alles umdüsterte sein Gemüt; nahe Freunde, denen er sein Herz öffnen konnte, waren nicht um ihn; so trieb alles das Gemüt des Meisters in sich selbst zurück und machten ihm, um die Gedanken, die in ihm lebten, zu sammeln und zu ordnen, die Einsamkeit erwünscht. Hier, in freier Umgebung, unter den Eindrücken schöner Natur, welche bei ihm nie ihre Wirkung verfehlte, konnten die hohen Eingebungen, welche der große Gegenstand ihm gebracht hatte, sich zu lebensvollen Gebilden gestalten; hier kam jene „Erdenentrücktheit“ zur Erscheinung, welche Schindler bei ihm wahrnahm. Alles, was in ihm von Gottvertrauen, demütigem Bewußtsein seiner Schwäche, Friedebedürfnis, Menschenliebe, begeisterter Hoffnung auf ein höheres glücklicheres Dasein lebte, entfaltete sich hier und ordnete sich nach den Geboten seiner Kunst, die er niemals herrlicher geübt hat. Beethoven hat die Missa solemnis für das Vollendetste (la plus accomplie) seiner Geistesprodukte erklärt. Das werden wir wohl auch tun, ohne darum die künstlerische Vollendung anderer in jener Zeit entstandenen Werke herabsetzen zu wollen. Bei Beethoven hatte eine solche Äußerung die besondere, vielleicht unbewußte Nebenbedeutung, daß das Werk ihm selbst, seinem ganzen Fühlen und Denken mehr wie ein anderes angehörte, daß es Blut von seinem Blute war, daß es ihm niemals in gleicher Weise gelungen war, sein ganzes eigenes Fühlen in schöner Tongestaltung zu verklären. Denn in der Tat ist die große Messe der höchste, idealste Ausdruck der menschlichen Gemütsverfassung Beethovens in jenen Jahren, gleichzeitig aber auch der künstlerischen Überzeugungen und der Genialität der Tongestaltung, zu der er immer mehr emporgestiegen war; sie ist auch nach der technischen Seite der vollste Repräsentant des „spätbeethovenschen“ Stiles, den jeder kennt und zu empfinden weiß, der sich mit Beethoven beschäftigt. Bevor wir einer kurzen Betrachtung des einzelnen uns zuwenden, sei betont, daß auch bei den erschütterndsten und ergreifendsten Klängen der ordnende Kunstverstand, die ruhige Überlegung des Meisters bis ins einzelne, fast bei jedem Worte sich tätig erweist. Hierdurch und nicht allein durch die größere Ausdehnung hebt sich das Werk über die bisherigen Messenkompositionen, deren er ja genugsam kannte und in deren Nachahmung er sich vor Jahren schon versucht hatte, weit hinaus.

Daß Beethoven bei der ersten Konzeption der Messe an die Aufführung bei der Inthronisationsfeier gedacht hat, steht durch Schindlers Erzählung fest; daß er auch noch während der Arbeit an diesen Gedanken festhielt, entnehmen wir seiner brieflichen Äußerung an den Erzherzog aus dem Jahre 1819:[1]) „Der Tag, wo ein Hochamt von mir zu den Feierlichkeiten für J. K. H. soll aufgeführt werden, wird für mich der schönste meines Lebens sein, und Gott wird mich erleuchten, daß meine schwachen Kräfte zur Verherrlichung dieses feierlichen Tages beitragen." Daß er diesen Gedanken später aufgegeben hätte, kann aus seiner nachmaligen Äußerung: die Messe könne auch als Oratorium verwendet werden, nicht gefolgert werden; dabei war ihm die Vorstellung leitend, daß es sich um eine große, auch der Zeit nach ausgedehnte Feier handeln werde. Die Messe ist nach Beethovens Tode wiederholt in der Kirche beim katholischen Gottesdienste aufgeführt worden;[2]) daneben aber mehrfach im Konzert, was, soweit unser Blick reicht, heutzutage die Regel ist. Was ist das Richtigere? Wir wissen und werden es bei Betrachtung des einzelnen noch näher erkennen, daß Beethoven durch dieses großartige, in vielem Nachdenken und mehrjähriger Arbeit emporgewachsene Selbstbekenntnis nicht allein seine hohe Kunst darlegen, sondern auch ethisch auf die Hörer wirken, sie zu sich und seinem Empfindungsleben emporziehen wollte. Über das Kyrie, welches „mit Andacht" vorgetragen werden sollte, schrieb er in der Partitur: „von Herzen — Möge es wieder — zu Herzen gehn"![3]) und an Streicher schrieb er, die Hauptsache bei Bearbeitung dieser großen Messe sei ihm gewesen, „sowohl bei Singenden als Zuhörenden religiöse Gefühle zu erwecken und dauernd zu machen".[4]) Nun wohl, kann man sagen, dann gehört die Messe eben in die Kirche; mit diesem Worte würde man sich von Beethovens Intention kaum entfernen; und doch wird man entgegenstehender Erwägung die Berechtigung nicht absprechen können; auch wenn sie von Beethovens Meinung abweichen sollte, der ja übrigens die Darstellung im Konzert nicht ausschließen wollte und tatsächlich nicht ausgeschlossen hat. In der Kirche geht die musikalische Messe neben der heiligen Handlung her, begleitet sie, hebt ihre Einwirkung;

[1]) Köchel S. 54.

[2]) Über die Aufführungen seitens des Kirchenmusikvereins in Preßburg verdanke ich der Güte des Herrn J. Batka nähere Nachweisung.

[3]) So genau nach der in Berlin befindlichen Partitur.

[4]) Brief vom 16. Sept. 1824, bei Nohl Br. B. S. 272. Hier spricht er von der Wirkung der Gesangvereine bei öffentlichen, besonders aber gottesdienstlichen Feierlichkeiten; er hatte also seinen Gedanken nicht aufgegeben.

für das Gemüt der anwesenden Gemeinde aber soll die gottesdienstliche Handlung die Hauptsache bleiben. Eine musikalische Darstellung, die selbst das Gemüt der Anwesenden in ihrer Weise in Anspruch nimmt, angestrengteste Aufmerksamkeit und ganzen inneren Anteil des Menschen fordert, muß einen Teil der aufmerksamen Hingabe von der kirchlichen Handlung abziehen, oder sie wird ihrerseits ihre volle Wirkung nicht üben. So ist es mit Beethovens Missa solemnis. Bei der tiefen Versenkung in die Texteswortе, welche er erstrebte und bis ins einzelne mit Ernst und Nachdruck durchführte, bei der überwältigenden Eindringlichkeit seiner Tonsprache fordert er uns ganz; seine Musik ist nicht nur Schmuck und Verherrlichung einer unabhängig von ihr sich vollziehenden heiligen Handlung; sie ist — subjektiv im besten Sinne — lebendiges Bekenntnis seines Inneren, er fühlt sich gleichsam selbst als der Priester, der sich an die Gemeinde wendet, er zwingt uns gewissermaßen in sein Inneres, in sein persönliches Seelenleben, um mit ihm zu leben und von seinem Leben das unsere zu empfangen. Erst wenn uns das gelingt, gewinnen wir das volle Verständnis des Werkes. „Das Werk muß aus der Persönlichkeit seines Meisters heraus verstanden und aufgenommen werden; denn es ist selbst ein höchst persönliches. Der Hörer muß von vornherein sozusagen in Beethoven aufgehen, um diese höchst persönliche Aussprache sich selbst zu eigen machen und mitempfinden, miterleben zu können, was hier als — ungeheure Äußerung des größten Meisters und eines der edelsten Menschen, die je gelebt, vor uns tritt." [1]) Nicht nur die große Ausdehnung der einzelnen Sätze, welche die Aufführung bei einem großen Hochamte fast unmöglich macht — auch nicht die Stellen, welche aus dem kirchlichen Charakter heraustreten, wie die bekannte noch zu besprechende Stelle im Agnus Dei, sondern der erwähnte durchaus persönliche und subjektive Charakter des Werkes läßt es uns als richtig erscheinen, die Messe nicht in der Kirche beim Gottesdienst, sondern selbständig im Konzertsaal zur Aufführung zu bringen, wie es Beethoven selbst freigestellt hatte. — [2])

Beethoven hat sich in der Zusammenstellung der für den Text der musikalischen Messe bestimmten Stellen (daß es nicht Worte sind, welche die Haupthandlungen der kirchlichen Messe begleiten, ist bekannt) in seinen

---

[1]) W. Weber, Beethovens Missa solemnis. S. 8.

[2]) Über die Missa solemnis schreiben außer den neueren Biographen: [Heimsöth] „Ludwig van Beethovens missa solemnis Op. 123. Eine kurze erklärende Beschreibung. Bonn 1845" und W. Weber, Beethovens Missa solemnis. Eine Studie. Augsburg 1897.

Messen an die langjährige Tradition gehalten, wie sie längst vor ihm festgestellt war. Diese Tradition war auch im einzelnen wirksam, und vielfach finden wir Beethoven auch in der großen Messe in den einzelnen Teilen und Worten in den Bahnen seiner Vorgänger. Dahin gehört z. B. der Gegensatz des Kyrie und Christe, die Grundauffassung des Gloria, die Schlußfugen im Gloria und Credo, die Hervorhebung des incarnatus est, gewisse Wortmalereien (descendit, et mortuos u. a.), der milde Gegensatz des Benedictus zum Vorhergehenden; dies und anderes fand er vor und hat es in seiner Weise wieder verwendet. Aber in welche neue Beleuchtung hat er es gerückt, wie viel tiefer und voller alles gestaltet! Er hat sich über die Tradition so hoch erhoben, daß wir kaum mehr an dieselbe zu denken veranlaßt sind. Überall hat er in weit höherem Maße, wie wir es sonst finden, sich in die Worte des Textes vertieft, und alles was sie nicht bloß seinem Verstande, sondern seinem Gemüte sagten, in sich verarbeitet und auszudrücken gestrebt. So kam es, daß (wie Schindler sagt) die Sätze unter seinen Händen größere Dimensionen annahmen, als er anfangs beabsichtigte, so erreicht er beim empfänglichen Hörer die erstrebte ethische Wirkung. Die Betrachtung des einzelnen lehrt, mit welchem Ernst und Nachdruck er die ihm längst bekannten Textesworte auffaßt, darstellt und erläutert, nicht etwa als Theolog — darin geht die Erklärung mitunter zu weit — sondern als begeisterter und frommer Christ, und, fügen wir hinzu, als genialer Künstler. Bis ins äußere erstreckte sich sein Bemühen, den Text zu verstehen; er ließ sich, wie Schindler versichert, bevor er an die Komposition der Messe ging, die Quantitäten des Textes angeben und ließ ihn sich übersetzen.[1]) Welchen Gewinn ihm dies gebracht, lehrt oberflächliche Betrachtung.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, wie Beethoven in seinem Herzen, in seinem Glauben zu den in dem Messentexte enthaltenen Dogmen

[1]) Auf der Berliner Bibliothek befindet sich unter Schindlers Papieren (Mappe I Nr. 25) ein großer Bogen, auf dessen einer Seite sich Beethoven die Quantität der Worte angeben läßt, auf der andern sie sich (wohl auch nach Anleitung) übersetzt. Leider ist das meiste mit Bleistift geschrieben und größtenteils verwischt, nur ganz vereinzelte Stellen sind zu entziffern. Die Notizen beziehen sich auf Credo, Sanctus und Agnus Dei. An einer Stelle ist das Thema zu et vitam venturi für Sopran notiert. An einer andern heißt es mit Tinte: „+ + + allgemein | bey Kirchenvätern | der herrschenden Kirche gemein | rechtgläubig |", wodurch er sich wohl catholicam übersetzen wollte. Rührend ist folgende Erinnerung an Elementares: „vĕnĭo vēri ventum passus imperf. [si!] ventum est man ist gekommen." Zu Anfang des Bogens steht die Bemerkung Schindlers: „Bevor Beethoven 1818 an die Bearbeitung seiner großen Messe in D ging, ließ er sich den Text ins Deutsche übersetzen und auch das Sylbenmaß des lateinischen bestimmen. Hier das Credo von seiner Hand."

stand. Über Beethovens Glaubensstandpunkt im weiteren Verlaufe seines Lebens sind wir authentisch nur sehr wenig unterrichtet und im wesentlichen auf Schindlers Mitteilung angewiesen, daß Beethovens religiöse Anschauungen, obgleich er in der katholischen Religion erzogen war, „weniger auf dem Kirchenglauben beruhten, als vielmehr im Deismus ihre Quelle hatten“. Schindler hat wohl andeuten wollen, daß Beethoven sich im Leben an den kirchlichen Zusammenhang nicht hielt, dagegen den Glauben an den persönlichen Gott fortgesetzt hegte, was er dann auch durch Erwähnung des von Beethoven viel benutzten Buches von Chr. Sturm „Betrachtungen der Werke Gottes in der Natur“, und der auf seinem Schreibtische befindlichen Inschriften, „Ich bin, was da ist“ usw. erläutert. Weiter sagt er, daß Beethoven nie über religiöse Dinge gesprochen habe, da „Religion und Generalbaß in sich abgeschlossene Dinge seien, über die man nicht weiter disputieren solle“. Daß Beethoven ein innerlich religiös gesinnter Mann war, daß er an den persönlichen, allwissenden und die Menschenschicksale lenkenden Gott glaubte und sich im Bewußtsein seiner Schwäche vor ihm beugte, das wird durch viele seiner bereits angeführten Worte, die wir nicht zu wiederholen brauchen, außer Zweifel gestellt, die christliche Pflicht, Tugend zu üben, durchdringt ihn vollständig. Wie er sich nun später persönlich zu den Dogmen stellte, darüber erfahren wir nur wenig. Frimmel (L. v. Beethoven S. 70) hat uns eine im Blöchlingerschen Kreise hingeworfene Äußerung aufbewahrt, welche allerdings vermuten läßt, daß er hinsichtlich der Person Christi nicht auf dem dogmatischen Standpunkte stand. In den Konversationen bringt zwar der Neffe im Zusammenhange mit seinem Unterricht derartige Fragen in einer ziemlich freien, fast möchte man sagen leichtfertigen Weise zur Sprache; wenn auch Beethovens Antworten fehlen, so duldete er doch dergleichen Gespräche, ging vielleicht in ernster Weise darauf ein. Feststehend ist nur, daß er den Neffen zu seinen religiösen Pflichten anhielt, daß er mit ihm betete und ihn zur Beichte führen wollte.[1]) Daß er auf dem Sterbebette den geistlichen Beistand erfuhr, ist bekannt. Das ist aber auch alles, was authentisch über diesen Punkt gesagt werden kann.

[1]) Beides entnehmen wir den Konv. Büchern von 1819. Im J. 1820 schreibt er: „Wie ich fürs Beichten gesinnt bin, kann man daraus abnehmen, daß ich Karl selbst zum Abt von S. Michael führte zur Beichte. Der aber erklärte, daß, so lange er die Mutter frequentiren müsse, alles Beichten nichts helfen werde.“ — Wenn er an den Erzbischof schreibt (Köchel S. 59), daß er als Mensch überall seine Pflichten, die ihm „die Menschlichkeit, Gott und die Natur gebiethen, auf das Heiligste erfülle“, so verdient das hier auch in Rücksicht genommen zu werden.

Von dem tiefen Gottvertrauen seiner reifen Jahre schlug sich nun, zumal bei einem solchen großen geistlichen Werke, leicht eine Brücke zu den Erinnerungen seiner Jugend, auf denen seine religiösen Anschauungen wurzelten; die dogmatischen Anschauungen, wie sie auch in dem Messentexte zum Ausdrucke kommen, waren für ihn nichts äußerlich Angelerntes, sondern innerlich Erlebtes. Ganz gewiß hatten diese Erinnerungen auch für die dogmatischen Begriffe, mit denen er aufgewachsen war, und für das Leben seiner Kirche ein Gefühl der Ehrerbietung zurückgelassen. In diesem Falle mußte schon die Absicht, die Feier eines hohen Kirchenfürsten zu verherrlichen, das alles neu in ihm beleben. Die tiefe Ehrfurcht, die er vor der Lehre und dem Leben seiner Kirche bewahrt hatte, und die eigene tief begründete Frömmigkeit, kurzum, die ganze Gemütsverfassung, in welcher er der großen Aufgabe gegenübertrat, mußten es von selbst bewirken, daß sein ganzes volles und mächtiges Empfinden zum Ausdrucke kam. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es der geniale Künstler war, der sich mit dem Seherblick des Genius dem Werke näherte, der sich auch sonst Stoffe, die ihm sogar ganz von außen kamen, anzueignen wußte. Was der Künstler in seinem Genius erfaßt und ausführt, ist bei der Arbeit für ihn Wahrheit. In der Zeit, in welcher wir stehen, dürfen wir aber weiter gehen; wir wissen, daß in den größeren Arbeiten dieser Zeit der Mensch mit seinem subjektiven Empfinden in viel höherem Grade tätig war, wir wissen, daß Beethoven gerade bei diesem Werke neben dem künstlerischen auch ethische Zwecke verfolgte. In den Teilen, welche er durch seine hohe Inspiration und durch die Fülle seiner Kunst so recht ins Licht stellte — man denke an das Kyrie, das Benedictus — erkennen wir auch ein Bekenntnis zu dem, was er behandelte, und dieses Bekenntnis sollte auch anderen eindringlich werden. Und wie viel menschlich Ergreifendes bietet dieser Text, was einen gottbegeisterten Mann wie Beethoven zur Aufwendung seiner ganzen künstlerischen Kraft treiben mußte.[1]) Demgegenüber behalten die Betrachtungen über Beethovens angenommenen Glaubensstandpunkt in jenen Jahren zwar biographisch ihre Berechtigung, für die Beurteilung der Messe aber sind sie unerheblich —

Die Erfordernisse der Kirchenmusik sich zu eigen zu machen, war Beethoven eifrig bestrebt. Die im Tagebuche an sich gerichtete Mahnung, alte Kirchenchoräle zu studieren[2]) und die christlichkatholischen Gesänge auf

[1]) Wir verweisen hier auf Weber, S. 54 fg., müssen uns hier aber natürlich kürzer fassen. Einzelnes kommt noch zur Sprache.

[2]) S. oben bei 1818 zu S. 130.

ihre Einteilung und Prosodie zu prüfen, hat er zweifellos befolgt, das stimmt auch zu der Zeit der oben erwähnten Studien für das Verständnis des Messentextes. Er begann ja auch einige Zeit später mit einer zweiten Messe und trug sich mit weiteren Plänen; der Kirchenstil erschien ihm als das höchste. Auch in der Missa solemnis erkennen wir den mehrfachen Anklang an altkirchliche Weise, an die Tonfolge in den alten Kirchentonarten, an einfache kräftige Tonschritte, an rasche und unvermittelte Harmoniefolgen; daher besonders auch die durchweg geübte polyphone Behandlung. In ihr bewundern wir überall die hohe Kunst des Meisters in den Stimmeneinsätzen, der saubern und klaren Führung der Stimmen, an welche freilich hohe Anforderungen gestellt werden, der charakteristischen, überall angemessenen Begleitung, dem feinen Takt in der Wahl der Instrumente; wir fragen nicht, ob den strengen Regeln des Satzes überall genügt ist, das mag die Schule entscheiden; sie wird keine Stellen finden, wo Schönheit und Ausdruck nicht gewahrt wären.

Beethoven hat die überlieferten Mittel angewendet und ist im allgemeinen über dieselben nicht hinausgegangen; das Orchester hat er um der größeren Verhältnisse und Wirkungen willen verstärkt — wir denken hier, außer dem Kontrafagott, besonders an die Beifügung der Posaunen an signifikanten Stellen; außerdem hat er zu dem ganzen eine ausgeführte Orgelstimme gesetzt. In der Gesangpartie ist zu bemerken, daß das Solo nicht nur vereinzelt und ohne vorherigen Plan auftritt, sondern durch das ganze Werk ein Soloquartett dem Chorquartett zur Seite geht. Hier macht sich besonders das tiefsinnige Erfassen des Textes geltend. Was als subjektive Äußerung des erregten Gemütes, als ahnende Verkündigung froher Botschaft oder des Geheimnisses, als frommes Gebet des Einzelnen auftritt, bringen die Solostimmen; der Chor stellt die Gemeinde dar, welche die Stimmung aller ausspricht, die Botschaft hört und wiederholt, auch die ideale Gesamtheit der Bekennenden und Lobpreisenden. Auch die technische Behandlung läßt diese Unterscheidung mehrfach geradezu frappant erkennen. Nur muß man dies nicht bis in jede Stelle, jede Note verfolgen wollen; der Meister übt hier nicht eigensinnige Konsequenz, und künstlerische Gesichtspunkte sind niemals ausgeschlossen.

Wir wenden uns noch mit einigen Worten dem einzelnen zu. Wenn Beethoven, wie wir hörten, auf das Autograph des Kyrie die Worte schrieb: „von Herzen — möge es wieder — zu Herzen gehen", so konnte er wohl nicht deutlicher sagen, daß das Stück für ihn ein Selbstbekenntnis sei, daß er aber die entsprechende Stimmung auch beim Zuhörer wecken

wollte. Wie herrlich hat er das wahr gemacht! Dieser Satz hebt uns auf eine Höhe der Schönheit und des Ausdrucks, zwingt uns zu einem Grade der Mitempfindung, wie wir es kaum vorher und nachher bei Beethoven wiederfinden. Das tief erregte, hülfsbedürftige, von schmerzhaftem Weh durchdrungene, doch in Demut versenkte Herz ringt sich zu dem Rufe um Erbarmen empor, der bald ängstlich und besorgt, bald heftig und gewaltsam, dann wieder rührend und vertrauend erklingt. Das Vorspiel bringt schon die Hauptgedanken (Weber), der Chor ruft, ohne den guten Taktteil abzuwarten, den Herrn an, und ihm schließen sich, den Ruf aufnehmend und weiter nachklingen lassend, die Solostimmen einzeln an und führen die Modulation weiter, bis nach dem dritten Rufe die Altstimme in milder vertrauender Weise das melodische Motiv mit dem flehenden Quartengange bringt, welches dann der Chor in ergreifender Weise aufnimmt. Das Wogen und Flehen klingt im Orchester nach, dazu lassen die unisono-Rufe des Chores („Kyrie Herr!") die ängstliche Scheu vernehmen, die sich rasch wieder zu gewaltsamer Bitte erhebt, die auf Fis als Dominante zu H moll schließt; ergreifend ist es, wie auf dem Fis dur-Akkord der flehende Ruf bei gesteigertem Vertrauen in schöner Andacht ausklingt. Als den wehmutsvollen, demütig-zerknirschten Ausdruck steigernd beachte man die Vorliebe für chromatische Stimmführung. Auch die Ausweichung in die Molltonart ist für den Satz charakteristisch, während die nächste parallele Durtonart (A dur) nur einmal flüchtig berührt wird. In heftigem Gange erheben sich die Instrumente und nach kurzer Andeutung des Themas beginnen die Solostimmen (der subjektiver gewordenen Stimmung entsprechend) das Christe, mit welchem in gebundenem Viertelgange die Bitte um Erbarmen sich verbindet. Die Anrufe, im $^3/_2$ Takt, werden hier dringlicher, flehender; sie kehren immer wieder, beherrschen das ganze Stück und greifen in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit gewaltig ans Herz, Ruf und Bitte, immer verbunden, in wundervoller doppeltkontrapunktischer Verarbeitung. Der Chor tritt hinzu, beide Gruppen treten zusammen, die Soli immer herrschend, das Flehen steigert sich zur höchsten Not — die Wirkung dieses Satzes läßt sich gar nicht beschreiben. Nach andächtigem, in sich versunkenem Hinsprechen des Chores tritt das Kyrie wieder ein; die Modulation wird etwas verändert, gleich das Thema tritt auf der Unterdominante ein, auch entlegenere Tonarten werden berührt, der Anruf wird dringender, schmerzlicher, bis er zuletzt mit kurzen Rufen in stiller Andacht verstummt.[1]) Wohl

[1]) Die Stimmungen beider Teile stellt Heimsoeth (a. a. O.) treffend so gegenüber: „Es ist in dem einen der Anruf an den allmächtigen Gott, zu dem der

zu beachten ist die jedesmal der Stimmung angepaßte Orchesterbegleitung. Das Ganze ist mit einer Kunst der Mehrstimmigkeit, mit einer Beachtung des Stimmumfangs und der Sangbarkeit gesetzt, und in eine Fülle des Wohllauts getaucht, daß es im einzelnen gar nicht dargelegt werden kann; man fühlt, man fürchtet und fleht mit dem Meister, der uns das Herz rührt; es gibt kaum ein Stück, auf welchem eine ähnliche Weihe der Stimmung liegt, und zwar ununterbrochen von Anfang bis zu Ende. Diese Unmittelbarkeit der Stimmung, diese Einheitlichkeit bestärkt uns in der Annahme, daß das Kyrie, wie es sich aus einem Guß geformt darstellt, auch der Zeit nach das erste Stück der Messe war, welches er in Angriff nahm und vollendete.

Das Gloria, die Lobpreisung Gottes, des allmächtigen, gütigen, barmherzigen, konnte bei seinem reichen und mannigfaltigen Inhalte nicht in einheitlichem Satze behandelt werden; nach der Verschiedenheit des Stimmungsgehalts waren Gruppen zu bilden, die, in sich musikalisch abgeschlossen, doch der Herbeiführung einer höheren Einheitlichkeit der Stimmung nicht widerstreben. Nicht mit bloßem Anrufe, sondern in einem festen Motiv, innerhalb des Quintenumfangs, beginnt das Stück, mit welchem die einzelnen Stimmen nach kurzem Orchestervorspiele das Gloria in excelsis Deo nacheinander in fliegendem Anlaufe[1]) bringen und es gleichsam in die Unendlichkeit hinausrufen; in dem lang gehaltenen Deo erreicht der Anlauf seinen Höhepunkt. Mit dem et in terra pax tritt ein ausdrucksvoller Gegensatz ein, das Orchester unterbricht seine rauschenden Gänge, der Chor spricht die Worte in vollkommener Ruhe vor sich hin, wobei auf die schöne Betonung des hominibus, des bonae voluntatis mit Recht hingewiesen wird. Der Gegensatz, durch die Worte hervorgerufen, ist auch musikalisch schön ausgeführt und begründet. Die rauschende Bewegung kehrt wieder, mit dem Motiv des gloria erklingt laudamus te, benedicimus te und wird ernst und würdig unterbrochen durch das adoramus te. Dann hören wir in kurzen fugierten Sätzen, bei rauschender Begleitung, das glorificamus te, in welchem auch das Anfangsthema wieder hineinklingt; in den Schlußruf auf C dur tönt es glänzend hinaus. Dieser ganze bisherige Satz wird nur

niedrige Sterbliche als zu unendlicher Höhe hinaufruft um Erbarmen in tiefer Demuth, in ernster Andacht. Und der zweite Theil war die Bitte zum Gottmenschen, der sich zu uns herabließ, der uns erlösete, dem die Bitte zudringlicher, ja schmerzlicher, aber weniger zurückgehalten und zutrauensvoller näher tritt."

[1]) Webers Bezeichnung „fliegen" für die Ausführung durch den Chor ist sehr glücklich.

vom Chore gesungen: ein auch musikalisch einheitliches, wohl aufgebautes Stück.

Nun folgt eine zweite gegensätzliche Gruppe. Bei langsamerer Bewegung bringt ein zarter Übergang nach B eine Melodie von ungemeiner Zartheit und Hingebung, mit welcher zuerst die Solostimmen, dann der Chor den Dankgesang (gratias agimus) anstimmen. Dann tritt die Bewegung des Gloria-Motivs wieder ein, zu welcher der Chor das Domine Deus, rex coelestis ausruft; dieser Ruf gewinnt bei dem Worte omnipotens höchste Kraft; auch eine Stelle, bei welcher die Kraft des inneren Glaubens sich wirksam zeigt. Hier läßt Beethoven zum ersten Male die Posaunen hinzutreten, der Bedeutung des Moments entsprechend. Bei ruhigerer Bewegung singen die Solostimmen das Domine fili unigenite Jesu Christe, der Chor tritt dazu und hebt nach seinen kurzen Rufen das agnus dei, filius patris nachdrücklich hervor; auf dem Worte patris ist die schöne Steigerung in den Mittelstimmen zu beachten, das vertrauensvolle Hervorheben des patris ist wohl auch für Beethovens Stellung zu dem dogmatischen Inhalte zu bemerken, wie er überhaupt mehrfach als sinnvoller Erklärer des Textes erscheint. Ein sanfter Gang leitet zu einer dritten Gruppe, mit dem qui tollis beginnend; in den kurzen absteigenden Motiven (vgl. Heimsoeth), weich und zaghaft, drückt sich der Druck der Schuld sprechend aus. Einzeln bringen die Soli die demütig aufblickende Bitte miserere nobis, vom Chore ernst wiederholt; nachdrücklich wird peccata hervorgehoben (man sehe die Tremolofigur der Instrumente), flehend das suscipe, von den Soli in ausdrucksvollen Gängen, vom Chore mit ruhigem Ernst nachgesprochen. Ein gewaltiger Moment ist es dann wieder, wo der Chor gleichsam mit erhobenen Händen, unter lautem Schall der Instrumente (die Trompeten intonieren) das qui sedes ad dexteram patris hinsingt; hier verlangt der Komponist zum ersten Male vom Sopran das hohe b, was wir nach dem musikalischen Zusammenhang als unerläßlich erkennen müssen. Das rasche Hinaufschwingen zur Anschauung des Erlösers gibt der Bitte um Erbarmen neuen Antrieb; zu den zitternden Bewegungen der Streichinstrumente singt es der Chor demütig und ernst, während die Soli in ausdrucksvollen melodischen Wendungen die Bitte nach oben tragen. Noch eine Verbindung mit dem qui sedes und eine kurze, auf der Dominante von F schließende Entwicklung; dann tritt ein erschütternder Moment ein, der laute, angsterfüllte Aufschrei auf dem Fis moll-Akkord (S. 59 der Partitur), mit dem vollen Orchester (auch Posaunen). Dann nehmen Soli und der begleitende Chor die Bitte sehnsuchtsvoll flehend, ja noch ängstlicher, hülfloser wieder auf. Um den Ausdruck zu erhöhen

und eine dementsprechende melodische Figur einzuführen, hat sich Beethoven erlaubt, dem miserere die Interjektion Ah! beizufügen.[1]) Eine solche Vermehrung des feststehenden Messentextes halten wir an sich nicht für unbedenklich; Beethoven verfährt hier als musikalischer Künstler, und es dürfte schwer zu sagen sein, wie er bei dem einmal gewählten zur Stimmung so wohl passenden Motiv die Worte anders hätte verteilen sollen. Wir beugen uns auch hier dem Genius.

Das Orchester verklingt leise, Paukenwirbel verkündet Neues; eine mächtige Figur leitet das quoniam tu solus sanctus ein. Hier ist die Hervorhebung des tu und das kräftige, lang ausgehaltene altissimus zu bemerken. In gleicher Kraft, unter Hinzutritt der Posaunen tritt das cum sancto spiritu ein, eine gewaltige Wirkung des vollen Chors. Dann folgt die großartige Schlußfuge, ihr Thema drückt höchsten Jubel in der Lobpreisung aus, dem Gefährten und ebenso den folgenden Stimmen ist das Amen gleich mit besonderem Motiv angefügt, welches auch später wieder verwendet wird. Alle Wucht des Orchesters wird entfesselt. Die Analyse des einzelnen, wie die Eintritte in voller Freiheit eingeführt und alle Künste des Fugensatzes aufgewendet werden, muß hier unterbleiben. Nach dem Ablaufe des ersten Abschnittes treten die Solostimmen in freier Behandlung zu einem festen Gange der Chorstimmen (cum sancto spiritu) und modulieren in entlegenen Tonarten, machen dann aber dem Chor wieder Platz, welcher zu einem langen mächtigen Orgelpunkte das Thema in voller Engführung und dann in verdoppelten Notenwerten bringt und bis zu höchster Höhe steigt. Dieser rauschende Satz stellt an die Ausführenden hohe Anforderungen; es wird immer schwer bleiben, ihn zu klarer reiner Wirkung zu bringen. In schnellerer Bewegung (poco più Allegro) intonieren nun die Solostimmen das Amen und nehmen dann das Fugenthema auf — es erscheint gleichzeitig in der ursprünglichen Form und (die Achtelfigur) in der Umkehrung —, während der Chor wieder in einfacherem Gesange des quoniam usw. hinspricht. Dann bringt mit elementarer Gewalt, mit ungemein festlicher und alles belebender Wirkung der Chor unisono das Fugenthema; es folgt Amen, zuerst vom Chor, dann im lebhaften Wechsel von Chor und Soli. Es scheint gar nicht möglich, den Glanz zu überbieten; da läßt der Meister in einem schnellen Schlußsatze (Presto) das Gloria mit dem Anfangsmotiv nochmals auftreten, die Stimmen setzen damit nacheinander ein, der Sopran steigt bis h (das unisono

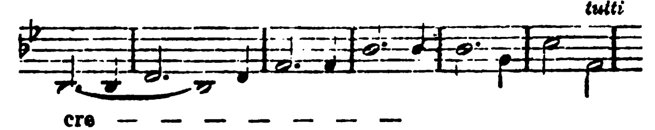
[1]) Nach dem Konv.-Buche schwankte er, ob er ah! oder o! vorausschicken sollte.

erleichtert an der Stelle die Ausführung), in großartigsten Preisrufen schließt das Stück. Noch nach dem Orchesterschlusse singen die Stimmen, gleichsam ins Unendliche hinaus, das Gloria.

Das Credo bietet, wie auch von anderen schon hervorgehoben, der musikalischen Wiedergabe besondere Schwierigkeiten durch den Reichtum seines Inhaltes; die einzelnen Glaubensartikel, mit dem Verstande aufzunehmen und einzuprägen, lassen sich nicht alle in bestimmter und getrennter Tonweise oder gar einzelnen für sich bestehenden Sätzen unterscheiden, und würden, wenn es versucht würde, dem Stück eine zu große Mannigfaltigkeit geben, welche einer einheitlichen Wirkung im Wege stehen würde. Frühere Komponisten behandeln das Stück, der Forderung des Gottesdienstes, kürzer, bilden einheitliche zusammengeschlossene Sätze von gleichartiger Stimmung, in welcher die einzelnen Worte nicht so individuell hervortreten; das incarnatus est mit seinen Fortsetzungen wird regelmäßig als besonderer, zarterer Satz behandelt. Beethoven läßt auch hier jede Vergleichung hinter sich. Auch er bildet große einheitlich entworfene Gruppen, in welchen aber die einzelnen Artikel mit größter Wahrheit und treffendem Ausdruck, gesteigert durch die polyphone Behandlung, individuell hervortreten. In einem kurzen zweitaktigen Thema von wahrhaft monumentaler Festigkeit, bei welchem gleich auch die Posaunen mitwirken, wird das Credo mit kräftiger Überzeugung ausgesprochen und hingestellt; dieses Thema kehrt auch später wieder und umrahmt gleichsam das einzelne;[1]) es teilt allem den Charakter voller Überzeugung mit. Im folgenden wird mit erkennbarer Absicht das in unum dann ausdrucksvoll betont und, in gewaltigem Auffsteigen, die Allmacht (omnipotentem). Der Sopran muß hier mit großer Anstrengung das hohe b lange halten. Man soll nicht sagen, Beethoven sei hier

---

[1]) Den sonst vorhandenen Skizzen ist noch folgende Stelle von Beethovens Hand aus dem Konversationsbuch von 1820 beizufügen:



und dazu von Beethovens Hand:

„ganzes orchester erst bey
patrem omnipotentem d. h.
pauken u. Trompeten
trombonen"

Dieser Erinnerung ist Beethoven nicht ganz nachgekommen. Wie ihm dieses Thema

vom Gehör im Stiche gelassen, oder es wären ihm, wie es Wasielewski zu betonen liebt, die Lehren des Vokalsatzes nicht genug bekannt gewesen; es ist eben die rücksichtslose Unterordnung des stimmlichen Materials unter die künstlerische Idee. Auch im folgenden tritt die sinnvolle Deklamation und Begleitung hervor, dem stark betonten visibilium omnium wird leise und geheimnisvoll das et invisibilium entgegengesetzt.[1]) Dem Bekenntnis des Glaubens an Jesus Christus, den Sohn Gottes, geht wieder das feste Credo-Thema vor; hier ist das ehrfürchtige Versenken in die Vorstellung der Ewigkeit, ante omnia saecula, dann das deum de deo, das genitum, non factum, das polyphon eingeführte consubstantialem patri, per quem omnia facta sunt hervorzuheben; alles wird mit einem Nachdruck eingeprägt, der gar nicht zu überbieten ist. Kraft und Ausdruck mildern sich jetzt, und in den Worten qui propter nos homines kommt eine dankbare, sanfte Stimmung zum Ausdruck; tief empfindungsvoll wird propter nostram salutem hervorgehoben, nachdrücklich das descendit sinnlich eingeprägt. Dann tritt Stille im Orchester ein, ein geheimnisvoller Schauer umrauscht uns, das Geheimnis der Menschwerdung kündigt sich an. Das incarnatus est haben die Komponisten des Messentextes immer als besonderen Gegensatz hervorgehoben, in milder, freundlicher, auch in ernster Weise (letzteres besonders Bach in der H moll-Messe); Beethoven läßt sie an Tiefsinnigkeit alle hinter sich. In der alten Weise des Kirchentons, nur von Bässen, Violoncellos und Bratschen begleitet, verkündet eine Tenorstimme — gleichsam der Priester — wie aus der Tiefe des Heiligtums das Geheimnis, dann treten die übrigen Solostimmen hinzu, leise Sechzehntelfiguren der Holzbläser verstärken die ahnungsvolle Färbung, und die bewegte Figur der Flöte, die flatternde Taube versinnbildend, vollendet den ahnungsvollen Moment. Zu den wunderbaren Harmonien der Stimmen spricht der Chor, auf einem Tone verharrend (nur der Baß schreitet von E auf A) das un-

mit dem Begriffe der Festigkeit verwachsen war, zeigt folgende spätere Einzeichnung im Konv. Buche von 1825:
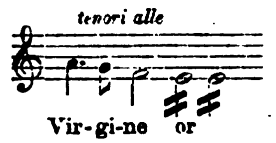


Gott ist ei - ne fes - te Burg, Gott ist
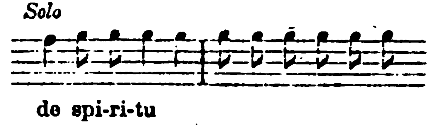
Zu bemerken ist noch, daß, während Beethoven hier ein eigenes Thema bildet, J. S. Bach dem Credo-Satze einfach die kirchlich-priesterliche Weise zu grunde legt.

[1]) Bezüglich der überall wohl überlegten Betonung ist hier und weiterhin die Beschreibung Heimsoeths (a. a. O., s. o.) ein guter Führer.

verstandene Geheimnis wie stammelnd nach; die Gemeinde wird der höheren wie vom Himmel kommenden Stimme mit erkennbarer Absicht gegenübergestellt. Hier besteht gegenwärtig eine Ungewißheit darüber, ob die erste Verkündigung dem Solotenor oder dem Chortenor beizulegen ist; in der letzten Zeit hört man bei Aufführungen das incarnatus vom Chortenor singen. Hierbei konnte man sich auf die Originalhandschrift berufen, während die älteren Ausgaben die Stelle dem Solo zuweisen. Die Sache ist diese. Die Originalhandschrift in der Bibliothek zu Berlin (und ihr folgt die neue Gesamtausgabe) gibt die Stelle dem Chortenor; wollte man hier ein Versehen Beethovens vermuten, so wäre es, da die Stelle sich über drei Seiten erstreckt und ihr dann die übrigen Stimmen folgen, sehr auffallend, daß Beethoven ein solches Versehen nicht bemerkt hätte. Um alles anzuführen, teilen wir noch mit, daß in dem früher erwähnten Skizzenbuch aus dem J. 1819 unter allerlei kurzen Entwürfen folgendes steht:



Das ist, wie man sieht, der Schluß des incarnatus est. Dann steht wieder im Skizzenbuche von 1820



Das Wort und das Festhalten an einem Tone scheint auf den kurzen Chorsatz nach der Verkündigung hinzuweisen, in welchem jedenfalls das „Solo" unmöglich ist. Bei diesen frühen Notaten erscheint noch alles unfertig, die Erscheinung im Autograph aber muß zu denken geben. Hier ist nur zu bedenken, daß das Autograph selbst noch Korrekturen enthält und demnach vor, vielleicht lange vor der Abschrift für den Erzherzog und vollends für den Druck niedergeschrieben ist.

Die Abschrift für den Erzherzog (1823 fertig), welche sich im Archiv der Musikfreunde in Wien befindet, verlangt an der Stelle eine Solostimme, und dasselbe ist der Fall in der ursprünglichen bei Schott in Mainz erschienenen Partitur, sowie in zwei Abschriften in Berlin. Man weiß, daß Beethoven bei der Vorbereitung seiner Werke für den Druck sehr genau verfuhr — Schott hatte ja das Werk mehrere Jahre vor Beethovens Tode in Händen, wenn es auch erst nach seinem Tode erschien —, und in be-

sonderem Grade ist dies sicherlich in der für den Erzherzog bestimmten Abschrift geschehen; diese letzten Abschriften können also auch als Zeugnis Beethovens gelten, und bei der Frage nach dem urkundlichen Zeugnisse steht hier Beethoven gegen Beethoven. Wenn man nun nicht annehmen zu können glaubt, daß er sich bei der Eintragung in das erste Autograph geirrt hat, so kommt man zu der Voraussetzung, daß er in dieser Frage geschwankt hat und sich schließlich für die Solostimme entschieden hat. Die Entscheidung bleibt schwierig; hier dürfen auch innere Gründe mitsprechen. Es handelt sich um die Verkündigung eines Geheimnisses, bei stiller Begleitung, dessen Wiederholung auch durch die Solostimme erfolgt; das leise Nachstammeln der Worte durch den Chor auf einem Tone hat kaum einen rechten Sinn, wenn die Sache schon vorher von dem vollen hellen Tenor hinausgerufen ist. Auch die Fortsetzung der Verkündigung (et homo factus est) erfolgt durch das Solo; hier ist die glänzende Art der Verkündigung in die Augen fallend; um so auffallender, daß den Anfang der Solotenor übernehmen soll. Die Art, wie Beethoven sonst Solo und Chor in der Messe behandelt, legt nahe, daß er gerade hier einen solchen Gegensatz hat machen wollen. Ich persönlich zweifle nicht, daß er hier den Solotenor gewollt hat.

Eine kurze Rückung der Harmonie und des Rhythmus, und die Solostimme (Tenor) verkündet in hellem, hohem Tone: et homo factus est, welches dann der Chor freudig aufnimmt; es ist von hoher Schönheit, wie das homo herausgehoben wird und Solo und Chor sich die erlösende Tatsache erfreut zurufen. Schnell verdüstert sich die Lage; im trüben Moll, nach einer schreckhaften Ankündigung, die im Orchester nachzittert, wird das Leiden und der Tod Christi, wieder von den Solostimmen, verkündet. Ganz sprechend ist es, wie der Chor, bei dem pro nobis, gleichsam fragend, einfällt, das sub Pontio Pilato unwillig ausruft und mit dem passus in sich versinkt; wie dann eine schmerzlich klagende Violinfigur, die den folgenden kleinen Satz beherrscht, eintritt und dazu das passus in klagendstem Motiv zuerst von einzelnen, dann von allen Stimmen ausgerufen wird; in hochernster Weise schließt das Stück mit et sepultus est, gewiß eine der schönsten Stellen der ganzen Messe.[1]) Nach kurzer Stille wird das et resurrexit in kurzem, jubelndem Chorsatze verkündigt und dann das ascendit in sprechender, aufsteigender Figur gleichsam hingemalt; eine lebendige, freudige

[1]) Auf einen kleinen Zug möchten wir noch aufmerksam machen: wie Beethoven in den einzelnen Abschnitten durch Heraushebung des et die Erwartung rege zu machen versteht.

Violinfigur belebt den neuen Satz, welcher dann die Fortsetzungen (sedet ad dexteram usw.) bringt. Überall sind Deklamation und Modulation in gleicher Weise zu beachten, ebenso, daß die Sätze nicht lose auseinanderfallen, sondern daß wir das Gefühl der Einheitlichkeit behalten. Noch einmal schneidet die Bewegung plötzlich ab, und es tritt ein neuer Einschnitt ein; die Posaune, die bis dahin geschwiegen, verkündet das Gericht, und in kräftigen Harmonien, an denen Beethoven sorgsam feilte,[1]) ertönt das Judicare, am Schlusse mit dem ernsten Ausdruck des et mortuos. In neuer Tonart erhebt sich wieder das Violinthema, und kräftig singt der Chor dazu cuius regni non erit finis; hervorzuheben ist die Wiederholung und starke Betonung des n o n, zum neuen Beweise, wie sinnvoll der Komponist die einzelnen Gedanken in ihrer Bedeutung klar zu stellen sich bestrebt. Als Vorbereitung zu dem Bekenntnis zum heiligen Geist tritt nun das feste Credo-Thema wieder ein. Den ganzen nun folgenden Abschnitt behandelt Beethoven kürzer, er hatte für tiefe Glaubenswahrheiten schon gleichsam sein bestes Herzblut hingegeben. Die einzelnen Dogmen, welche hier verkündigt werden, scheinen ihn nicht, wie die vorherigen, musikalisch angeregt zu haben, jedenfalls wollte er die ohnehin schon große Ausdehnung des Satzes, dem die Schlußfuge noch bevorstand, nicht noch weiter vermehren. Sein Absehen ist dahin gerichtet, die einzelnen Sätze des Bekenntnisses in rascher Folge sprechen zu lassen und dann in den übrigen mit dem Credo gleichsam zu umrahmen — für alle also das feste Bekenntnis kund zu tun, wenn auch das einzelne nicht mehr in gleicher Fülle behandelt wird. So bringt der Alt das Credo in spiritum sanctum, der Diskant dominum et vivificantem, der Alt wieder qui ex patre filioque procedit, der Diskant qui cum patre et filio simul adoratur et conglorificatur, beide zusammen qui locutus est per prophetas; alles kurz und meist so, daß die folgende Stimme schon beginnt, ehe die vorige geendet hat; die einzelnen Artikel werden hergesagt, die Worte richtig deklamiert, aber nicht innerlich hervorgehoben. Dann die unteren Stimmen: der Tenor das unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam, Baß und Tenor zusammen confiteor unum baptisma, bis alle sich zu dem in remissionem peccatorum, welches letztere Wort hervorgehoben wird, einigen.[2]) Überall

[1]) Vgl. Notteb. II S. 155.

[2]) Von beachtenswerter Seite wurden wir einmal auf die eigentümliche Art aufmerksam gemacht, wie Beethoven hier den Glauben an das eigene Bekenntnis (catholicam) scheinbar nebensächlich behandelt. Das könnte dann in beinahe entsprechender Weise von dem Bekenntnis zum heiligen Geiste, zur Taufe gesagt werden.

erklingt in den anderen Stimmen das feste Credo und betont dabei den Glauben an alles einzelne hier Gesagte. Alle Stimmen vereinigen sich in mächtigem Aufsteigen zu dem unisono gesungenen et exspecto resurrectionem, wo das mortuorum wieder leise und ernst heraustritt, und dann wird et vitam venturi saeculi in kräftiger Deklamation hingestellt, um die Vorbereitung für die große Schlußfuge zu bilden. Diese tritt dann nach kurzer Vorbereitung mit ihrem gewichtigen Thema in Halbnoten ein, anfangs leise, nach und nach verstärkt. Die Ahnung des Jenseits umschwebt ihn, sie steigert sich in kunstvollem Aufschwunge zu hellem Jubel. Er bringt seine staunenswerte Kunst polyphoner Behandlung dem Höchsten zum Opfer; alles erscheint hier verklärt, der hohen Idee dienstbar, dabei mannigfaltig, nirgendwo ermüdend, nirgendwo bloß formell interessant; der ganze innere Mensch ist in Erregung, alles steht unter dem Einflusse der hohen edlen Anschauung. Das Thema fest, freudig, durch das Gegenthema in Vierteln (Amen) schön belebt; Farbe und Zeitmaß anfangs noch zurückhaltend (vom Streichorchester spielen anfangs nur Bässe und Bratschen, keine Violinen); das ganze Anfangsstück der Fuge erhält schon dadurch etwas Verklärtes, vom Irdischen Abgelöstes.[1]) Ein besonderes Maß von leuchtender Klarheit bringt der Eintritt des Soprans auf dem hohen b, eine gefährliche Klippe für die Sänger; auch hier wirkt die beherrschende Idee, welcher der Meister das Tonmaterial rücksichtslos unterordnet. Es begegnet hier auch schon die Umkehrung des Themas; das ist nicht nur äußerlich technisch, dasselbe gewinnt dadurch den Charakter aufstrebenden Verlangens nach der himmlischen Seligkeit, welches in starker Steigerung noch mehr zum Ausdruck kommt; auch das Gegenthema wird hier umgekehrt; bei dem mächtigen Schlusse treten wieder die Posaunen und die übrigen Blechinstrumente hinzu. In dem folgenden Satze erscheint bei gesteigerter Bewegung (Allegro con moto) das Thema in der Verkürzung, der Verbindung (auf Amen) mit einem Gegenthema in Achteln, an Stelle des früheren Viertelthemas, dem noch ein kurzes gleichsam drittes Thema auf Amen folgte. Mit Kühnheit und staunenswerter Kunst ist dieser Satz entworfen und ausgeführt; aber es wird nicht leicht sein, ihn zu reiner deutlicher Wirkung zu

Wir überlassen dem Leser und Hörer das Urteil; wir glauben nicht, daß aus dieser künstlerischen Behandlung Folgerungen über Beethovens konfessionellen Standpunkt gezogen werden dürfen. Gerade die Bedeutung des catholicam ließ sich Beethoven für seine Vorbereitungen erläutern.

[1]) Bei einem Eintritte des Alt (S. 139 der Partitur) hat Beethoven sforzando beigeschrieben, wofür die frühere Ausgabe unrichtig scherzando gibt. Das hat, wie es scheint, zu einer unrichtigen Deutung der Stelle Anlaß gegeben (Heimsoeth S. 18).

bringen, da namentlich die Achtelfigur mit ihren Synkopen leicht hinzusingen, wie sie gedacht sind, für den Chor von ziemlicher Schwierigkeit ist. Gewaltig wirkt noch der Orgelpunkt auf F, das unisono des Chores mit dem Hauptthema, der mächtige Jubel zum Schluß, der dann in einem ernsten Grave seinen Abschluß findet und zu einer gewissen Sammlung zurückführt — Beethoven war hier in seinem Innern zur höchsten Erhebung fortgeschritten, zu jener „Erdenentrücktheit", von welcher Schindler spricht. Beethoven hat hier seiner Vorliebe für polyphone Behandlung unseres Erachtens etwas zu weit nachgegeben; der Zweck des Hochamtes und der Ausdruck des Glaubensbekenntnisses forderte das nicht mehr, nachdem die Erwartung des ewigen Lebens voll zum Ausdruck gekommen war. Aber wie dem auch sei, wir nehmen dankbar an, was uns auch hier die hohe Kunst des Meisters offenbart, die sich wohl nirgendwo prächtiger entfaltet hat. Und, was kaum glaublich erscheint, wir werden zu einer noch höheren Erhebung geführt. Gleich nach Abschlusse des Chores treten die Solostimmen, die bis dahin geschwiegen, wieder ein, und führen in wundervollen Melismen das Amen in ihrer Weise aus, zu welcher der Chor nur in leisen Rufen Harmonie und Rhythmus angibt — es sind gleichsam Stimmen, die schon zu höherer Verklärung gelangt sind, denen die gläubige Gemeinde demütig lauscht. Die Erhebung wird immer feierlicher, ruhiger, die Instrumente treten zurück und vereinzeln sich — man beachte den Gang der Flöte — noch drei kräftige Rufe des Chors, und alles verklingt in ätherischer Höhe; die Streichinstrumente eilen leise in schnellem Laufe nach oben; nach dem letzten Amen aller Stimmen wird von den Bässen und den leise eintretenden Posaunen das Thema noch einmal angedeutet. „Es ist der Gedanke der gläubigen Anbetung, der sich verliert in der stillsten Höhe und verstummt" (Heimsoeth a. a. O. S. 20).[1])

Auch im Sanctus haben wir eine ganz neue, individuelle Behandlung des Meisters. Nicht festlicher Preisgesang, wie man es sonst wohl fand (auch z. B. bei Bach), sondern ein demütiges, ehrfurchtsvolles Aufblicken zu einem hohen Gegenstande, dem man sich kaum zu nähern wagt,

[1]) „Immer verklärter wird der Sang der Seligen, ein himmlisch klares Licht ist ausgegossen über das All, und durch das Lichtmeer empor schwingt sich die befreite Seele in die reine Höhe, wo der Ewige thront, in ihre Heimath." Weber a. a. O. S. 112. Weber nennt das Credo ein Monumentalwerk des Glaubens, und gerade in seiner Beziehung zu seinem Schöpfer eine der ergreifendsten Erscheinungen der gesamten Kunstwelt (S. 115). Wenn wir dem zustimmen, so glauben wir doch an dieser Stelle nochmalige Erörterungen über Beethovens Glaubensstandpunkt bei dem schaffenden Künstler unterlassen zu sollen.

spricht sich hier aus. Eine einfache, sanft aufsteigende Figur erhebt sich in den Instrumenten (die Violinen schweigen); leise erklingen die Posaunen mit herrlicher Wirkung; dann die Solostimmen (dem ganz innerlichen, subjektiven Charakter entsprechend), welche in scheuer Ehrfurcht ahnungsvoll die Worte: sanctus dominus deus sabaoth aussprechen, sie in veränderter Lage wiederholen und schließlich fast zitternd vor sich hinsprechen, während die Instrumente leise nachzittern; das Ganze von unbeschreiblicher Wirkung. Plötzlich hören wir dann in lautem Preise, wieder von den in polyphoner Weise nacheinander eintretender Solostimmen, zu rauschender Orchesterbegleitung das pleni sunt coeli nebst dem osanna in excelsis. Die Motive geben den Ausdruck der Worte treffend wieder, aber die Stimmen werden kaum je im stande sein, gegen den Sturm des Orchesters durchzudringen. Der Idee Beethovens entsprachen die Solostimmen; es sind hier gewissermaßen höher erhobene, in Verklärung entzückte Wesen, welche Anbetung und Preis darbringen, im Gegensatz zu der demütig harrenden Gemeinde, welche der Chor darstellt. Die Sache wurde von Schindler[1]) mit Beethoven besprochen; sein Urteil lautete: „es müssen Solostimmen sein." Leider fehlen Beethovens genaue Äußerungen: es scheint, daß er an Gesangesgrößen seiner Zeit, wie er sie kannte, gegenüber einem kleineren Orchester, wie man es in der Kirche hatte, gedacht hat. Nach unseren jetzigen Verhältnissen würde er sich vielleicht überzeugt haben, daß die von ihm beabsichtigte Wirkung nicht eintrete, und wir verdenken es den Leitern der Aufführung nicht, wenn sie den Satz trotz Beethoven vom Chore singen lassen, mit Einschluß des folgenden, in hohem Jubel sich ergehenden, fugierten osanna, dessen Schluß auf excelsis, gleichsam in die Weite hinaustönend, auf diese Weise um so kräftiger wirkt.[2])

Das nun folgende Präludium führt den erhabensten Teil des Sanctus und der ganzen Messe ein. Nur tiefe Instrumente — Bratschen, auch Flöten in tiefer Lage, herrschen hier in hoch ernster, melodischer Führung, wir empfinden den Ausdruck einer ganz in sich versunkenen Andacht, die Gemeinde liegt auf den Knien, wartend dessen, der da kommen wird.[3]) In höchster Höhe hören wir die Soloviolinе in getragenen, synkopierten Tönen; sie senkt sich in Begleitung der Blasinstrumente, zu denen das Horn

[1]) Schindler II S. 84.

[2]) Daß die Töne des Motivs mit den Nebentönen der Begleitfigur zusammen klingen, darüber mögen Theoretiker die Achsel zucken.

[3]) Beim Fortgang der heiligen Handlung würde dieses Präludium wahrscheinlich mit der Wandlung gleichzeitig erklingen, was Beethoven vielleicht beabsichtigt hat.

eine sanfte Grundlage bildet, langsam abwärts; dazu intoniert der Chorbaß, den Glanz gewahrend, ahnungsvoll leise die Worte des benedictus; so beginnt die Violine, deren Gänge alles verklären, besänftigen, erfreuen, ihre herrliche Melodie, ganz leise von einfachen Akkorden begleitet, denen die pianissimo hinzutretenden Posaunen eine besondere Feierlichkeit gibt. Wo die Weise zu einem Ruhepunkte gekommen ist, setzen die Solostimmen (zuerst Alt, dann Baß) in wundervoller Imitation das Benedictus mit der Melodie der Violine ein; nachdem die letztere nach D moduliert hat, treten die anderen Stimmen hinzu, alle vereinigen sich in dem bewundernden Gesange; der Chor spricht die Worte bescheiden in einfacheren Motiven vor sich hin; überall schwebt die Violine in ausgebreiteten Gängen segnend über dem Ganzen, indem sie das Licht versinnbildet, welches von oben kommt und in die Herzen dringt. Keine Sprache, kaum eine Andeutung vermag der Weihe, der überwältigenden Schönheit dieses Satzes nahe zu kommen; vor diesen Tönen muß alles verschwinden, was von andern diesem Texte gegenüber versucht worden ist; wir sind ihrem Zauber widerstandslos hingegeben und möchten selbst des Segens teilhaftig werden. — Nach längerem Abschnitt schließen die Stimmen, ganz verklärt zum Himmel schauend, auf dem in nomine domini; die Soli geben das Zeichen zu dem wieder sich erhebenden osanna, welches dann in polyphoner Gestaltung vom Chore gesungen wird; damit sind wir gleichsam wieder auf die Erde zurückversetzt. Noch einmal ruft die Violine nach oben, der unisono-Gesang der Stimmen mit dem Benedictus erklingt weihevoll dazu; das neu sich erhebende osanna, zu welchem die Violine bis zu höchster Höhe steigt, schließt in ernster Weise das Stück.

Aus den verklärten Regionen ruft uns das Agnus Dei zurück. Die Worte werden nicht lange vor der Kommunion gesprochen; hier herrscht das Bewußtsein der Sünde, die Sehnsucht nach Erbarmen, nach innerem Frieden. So liegt denn auch bei Beethoven über dem Anfange dieses Stücks ein trüber Druck, der arme Mensch ruft aus der Tiefe des Herzens um Erbarmen. In drei großen Perioden vollzieht sich diese Bitte. In ein trübes Thema der Fagotte in H moll fällt die Solo-Baßstimme auf der Sekunde ein, hält diesen Ton aus und wendet sich zu demütiger melodischer Wendung, welche das Schuldbewußtsein fühlen läßt, ruft das miserere flehend hinaus und sinkt in sich zurück. Der Chor der tieferen Stimmen spricht die Worte des Solisten demütig nach. In höherer Lage (Alt und Tenor) wird die Periode wiederholt, noch höher vom Solosopran, dem sich die übrigen Stimmen zugesellen; auch der volle Chor folgt hier, und

die Begleitung, wenn sie auch in ihren Figuren die dunkle Färbung beibehält, ist etwas lebhafter geworden. Die Bitte „miserere“ wird uns tief eingeprägt. Noch eine kurze sanfte Wiederholung des Agnus Dei, und die Stimmung hebt sich im Angesichte des dona pacem.[1]) Bei beschleunigtem Tempo und in der Durtonart bringen die tieferen Chorstimmen, zuerst einzeln, dann vereinigt, die Bitte um Frieden; die bewegte kurze Figur der Streichinstrumente steigert die Innigkeit des Flehens. In kurzem fugierten Satze mit seinem sanft aufblickenden Thema führt der Chor diese Bitte aus und schließt mit dem schönen viertaktigen Sätzchen, welches als Refrain mehrfach wiederholt wird und den demütig vertrauenden Ausdruck der Bitte gleichsam feststellt. Dann noch das fragende zweistimmige Sätzchen mit der offenen Quinte am Schluß, das verlangende Aufsteigen, die lebhafter werdende Bitte, die schon die Hoffnung auf Gewährung vertrauend in sich schließt (Friede, Friede!) — und alles verklingt langsam.

Nun folgt die öfters umstrittene Stelle des Satzes. Mitten in der frohen Hoffnung verdunkelt sich der Blick, man hört leise Paukenschläge und Wirbel, ängstliche Gänge der Streichinstrumente scheinen die Flucht vor denselben anzudeuten, und plötzlich hört man ein feindliches Trompetensignal. In voller Angst rufen Alt, dann Tenor in Form des Rezitativs, zu tremolierender Begleitung, das Agnus Dei, miserere nobis, der Chor antwortet in lautem Aufschrei; da der Kriegssturm näher rückt, läßt der Diskant in höchster Angst den Schrei erklingen und übt dadurch Erfolg bei den übrigen; in sanftem Hinabsinken tritt das Dona mit Erinnerung an schon da gewesene Motive wieder hervor, wird von den Solostimmen in dringlich flehender Weise durchgeführt und schließt mit der uns schon bekannten, demütigen Schlußperiode. Die Anfangsfigur ihres Themas wird vom Chor fugiert behandelt; das getragene pacem mit dem Schlusse auf der Quinte und die verlangend aufstrebende Bewegung tritt wieder ein, laut ruft der Chor das bittende pacem, pacem. Aber der Friede wird nochmals gestört. Ein längerer Orchestersatz im schnellsten Tempo (Presto), in kurzen dreitaktigen Rhythmen, in deren Begleitungen eins der Motive des dona anklingt, malt äußerste Zwietracht, unaufhaltsame wilde Anstrengung, und dringt kühn und siegreich ein. In höchster Angst ruft der Chor in langen Akkorden das Agnus[2]) und in Verbindung mit dem Solosopran das dona. Damit ist der Bann gebrochen, der kriegerische Feind zieht

[1]) Allegretto vivace; schon hier hat Beethoven im Autograph beigeschrieben: „Bitte um innern und äußern Frieden.“

[2]) Mit den Posaunen, die in dem Orchestersatz nicht tätig sind.

zurück. Die Solostimmen sinken in der Weise, wie wir es schon kennen, sanft abwärts, die bittenden Motive treten wieder hervor, kräftige Rufe des Chors, dessen unisono an einer Stelle mächtig wirkt, unterstützen sie, wechselnd mit den Motiven, welche die Soli verfolgen, verharrt der Chor in seiner nachdrücklichen festen Bitte und geht zuletzt wieder in das demütige Schlußgebet über (den Refrain, wie man es genannt hat), welches so recht eigentlich dem ganzen Satze seine Signatur gibt.[1]) Hier erklingt alles fester, zutrauensvoller; das dumpf grollende Verklingen der Pauke versinnbildet den Abzug des Feindes, innig fleht der Chor, das Orchester schließt hoffnungsgewiß in schnellem Aufschwunge. —

Mit den vorstehenden Andeutungen sind wir bis an das Ende des Satzes gelangt. Über die ganz eigenartige Behandlung der Bitte um Frieden hat uns, wie wir sahen, Beethoven selbst aufgeklärt. In den Skizzen zu den Arbeiten jener Jahre findet sich die Bemerkung: „dona nobis pacem darstellend den innern u. äußern Frieden“ und entsprechend notiert er im Autograph zu dem ersten Allegretto vivace: „Darstellend den innern u. äußern Frieden“,[2]) ändert das aber später mit richtigem Takt in „Bitte um innern und äußern Frieden“; denn die Worte, welche Chor und Soli zu singen haben, enthalten nur die Bitte; die Störung des Friedens wird, wenn man will, vom Orchester dargestellt, nicht der Friede selbst, nur begleitet das Orchester selbstverständlich die Bitte in seiner Weise. Niemand kann leugnen, daß wir in der Konzeption und der Ausführung dieser Episode den Genius des hohen Meisters zu erkennen und zu bewundern haben, und daß die Stelle, wenn wir sie hören, uns tief und nachhaltig ergreift und erschüttert. Das darf uns aber, die wir nachträglich die Bedeutung des Werkes uns klar zu machen suchen, die Ruhe und Objektivität des Urteils nicht trüben. Darüber wird niemand im Zweifel sein, daß Beethoven hier von der Bedeutung der Textesworte völlig abgewichen ist. Der Friede, den wir in der Kirche erbitten — und ihr wollte

---

[1]) Die „Bitte“ sollte nach Beethovens Absicht herrschen; zu einem Schlußmotiv in den Skizzen, welches in dieser Form nicht verwendet wurde, schrieb Beethoven hinzu: „durchaus simpel Bitte Bitte Bitte“. Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 465.

[2]) Vgl. Nottebohm II. B. S. 472, 151. — In dem früher erwähnten Bonner Skizzenbuche von 1820 steht mitten zwischen Skizzen zur Credo-Fuge folgende Notiz Beethovens: „agnus dei wie Recitativ“ (dann ein paar Noten und ein paar undeutliche Worte, das folgende scheint zu heißen): „dona in d moll erst gegen Ende dur u. in der Mitte noch einmal agnus dei.“ Lesen wir richtig, dann entstand also der Gedanke an eine eigenartige Behandlung schon früh und vor der eigentlichen Ausarbeitung des agnus dei, aber ein bestimmter Plan war noch nicht vorhanden.

ja Beethoven dienen -- ist nur der innere. Wir appellieren an jeden, der mit der Bedeutung der kirchlichen Worte und Einrichtungen bekannt ist, ob wir unrecht haben, wenn wir sagen: daß diese kurz vor der Kommunion, im Gefühle tiefen Sündenbewußtseins und der Sehnsucht nach Läuterung des Innern gesprochenen Worte in theatralischer Weise und als Rezitativ vorgetragen werden, hat etwas nicht nur Frappirendes, sondern Anstoß erregendes. Der Meister ist hier aus dem Rahmen kirchlicher Musik ganz herausgetreten, er hat die innere Einheitlichkeit der Darstellung aufgegeben; kriegerische Unruhe gehört nicht in die Kirche. Wenn er nach den aufregenden Zwischenstücken wieder zu den ruhigen Motiven des dona zurückkehrt, so steigert dies nur die Inkonsequenz; denn es ist die Bitte um den inneren Frieden, wenn auch fester und hoffnungsvoller, zu der er sich zurückwendet. Gewiß ist die Bitte um Frieden in jeder Hinsicht ein musikalischer Vorwurf; aber mit diesem kirchlichen Texte verbindet sich die von Beethoven gegebene Einleitung und die aufregenden Zwischenstücke nicht. Die Störung des Friedens macht er uns anschaulich, den Frieden selbst in dieser Unterscheidung nicht, sondern nur die Verstärkung der Bitte und das Verschwinden der Störer.[1]) Wir sehen unseren genialen Meister in seinen späteren Werken vielfach unter dem Einflusse der Reflexion, natürlich künstlerischer, und tief eingehender Reflexion. Hier hat sie ihn nicht richtig geleitet; vom ästhetischen Standpunkte, im Rahmen des Ganzen, in dieser speziellen Kunstgattung können wir die Einfügung dieser Stelle nicht berechtigt finden. Wir wissen, daß wir mit dieser unserer Ansicht nicht allein stehen und könnten den Namen eines von allen verehrten, längst hingegangenen Beethovenforschers nennen, der sie ebenfalls hegte; auch glauben wir nicht, daß unsere Bewunderung für den Meister und das Werk durch den Anstoß, den wir an einer Stelle nehmen, irgendwie beeinträchtigt werde.

Hier darf übrigens nicht vergessen werden, daß Beethoven bei diesem kühnen Versuche nicht ohne Vorgänger war. Im Jahre 1796, als die Franzosen in Steiermark standen, schrieb Joseph Haydn eine Messe, welcher er den Titel „in tempore belli“ gab.[2]) Schon nach dem ersten

[1]) An einer Stelle der Skizzen heißt es von Beethovens Hand: „Stärke der Gesinnungen des innern Friedens über alles . . . Sieg“! (Notteb. II. Beeth. S. 151.) Diesen Sieg der Gesinnung, das größere Vertrauen der Bitte, drückt auch Beethovens Musik aus, einen andern Sieg aber nicht. Mehr wollte er auch wohl selbst nicht.

[2]) Vgl. Griesingers biogr. Notizen S. 117. — Unter den bei Breitkopf und Härtel herausgegebenen Messen ist es die zweite, in C dur.

Agnus Dei hören wir hier die Pauke in leisem Wirbel, dazu nachher Trompeten und andere Blasinstrumente, „als hörte man den Feind schon in der Ferne kommen“. Rhythmus und Motive bleiben hier zunächst dieselben, nur etwas trüber; nachdem das dona nobis pacem dringlich bittend ausgerufen ist, folgt ein lebhafter Satz, in welchem alle Instrumente in der Bitte um Frieden mit den Stimmen sich vereinigen. Die Bitte ist hier recht kräftig, es scheint wirklich auf das Erringen eines Sieges abgesehen; siegreich erklingt sie nach der Unruhe zu frohen Motiven der Instrumente; diese gehen auch mit, wo der Chor milder, weicher, trüber klingt, ein Gegensatz von Singstimmen und Orchester ist nicht vorhanden; man kann hier von einem Heraustreten aus dem Stile nicht sprechen, musikalisch bleibt der Satz einheitlich. Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß Beethoven diese Messe gekannt hat und vielleicht durch sie angeregt war; freilich zu einer Zeit, in der von Kriegsgefahr keine Rede war, so daß er seine Darstellung nur unter einen idealen Gesichtspunkt stellen konnte. —

Über die erste Aufführung der Messe werden wir noch zu sprechen haben;[1]) zunächst haben wir noch über die Unternehmungen Beethovens zu berichten, die Messe bekannt zu machen.

Daß die bisherigen Verhandlungen wegen des Verlages der Messe noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, ist uns bereits bekannt; im Stiche sollte sie einstweilen nicht erscheinen. Es entsprach aber den Wünschen seines hohen Gönners, des Erzherzogs, daß sie bekannter werde, und für Beethoven selbst war es eine unbedingte Notwendigkeit, darauf zu denken, wie aus dem Werke Gewinn zu ziehen sei. Seine ökonomischen Verhältnisse waren nicht die besten; er hatte für den Neffen und für seine eigene Gesundheit viele Opfer bringen müssen und in den letzten Jahren nicht so viel schreiben können, um sich Verlegenheiten zu ersparen; er hatte Anstand genommen, seine Bankaktien anzugreifen, da sie nach seiner Absicht dem Neffen als Erbteil verbleiben sollten. So hatte er sich entschlossen, Geld von andern aufzunehmen (so von Brentano in Frankfurt) und sich sogar von Verlegern (Steiner und Peters) Vorschuß auf künftig zu veröffentlichende Werke geben lassen; Steiner hatte nicht Lust, ihn zu schonen, da er inzwischen auch andere Verleger in Anspruch genommen hatte, und wollte klagen. Wir haben die pekuniären Angelegenheiten weiter unten noch zu erörtern und verfolgen zunächst die Frage der Messe.

[1]) Über spätere Aufführungen der Messe, auch in der Kirche, liegen uns Zusammenstellungen vor; ihre Darlegung würde hier zu weit führen.

Beethoven faßte daher nunmehr, einem ihm erteilten Rate folgend, den Entschluß, die Messe den europäischen Höfen als Manuskript anzubieten und den Preis für das Exemplar auf 50 Dukaten festzusetzen. Über seine Motive bei diesem Schritte, wie sie bereits erwähnt wurden, hat er uns selbst später die nötige Aufklärung gegeben. An den Erzherzog Rudolf schreibt er am 1. Juli 1823:[1])

„In Betreff der Messe, welche Ew. K. H. gemeinnütziger wünschten zu werden, so forderte mein nun schon mehrere Jahre kränklich fortdauernder Zustand, um so mehr, da ich dadurch in starke Schulden gerathen, und den Aufforderungen nach England zu kommen ebenfalls meiner schwachen Gesundheit wegen entsagen mußte, auf ein Mittel zu denken, wie ich mir meine Lage etwas verbessern könnte. Die Messe schien dazu geeignet. Man gab mir den Rath, selbe mehreren Höfen anzutragen. So schwer mir dieses geworden, so glaubte ich doch mir Vorwürfe bei Unterlassung dessen machen zu müssen. Ich machte also mehreren Höfen eine Einladung zur Subscription auf diese Messe, setzte das Honorar auf 50 #, da man glaubte, daß dieß nicht zu viel und wenn doch mehrere subscribirten auch nicht ganz uneinträglich sein würde."

Bevor er seine Absicht ausführte, suchte er sich noch des Rates erfahrener Männer zu versichern. Am 7. Januar schrieb er an den uns schon bekannten sächsischen Legationsrat v. Griesinger:[2])

„An Se. Hochwohlgeboren
Hrn. v. Griesinger.

(Wien 7. Jan. 1823)

Euer Hochwohlgeboren!

Indem ich gesonnen bin meine große schon seit einiger Zeit verfaßte Messe nicht durch den Stich herauszugeben, sondern auf eine für mich glaube ich ehrenvollere und vielleicht ersprießlichere Art, bitte ich sie um Ihren Rath, und wenn es sein kann um ihre Verwendung hierbey, meine Meynung ist selbe allen großen Höfen anzubiethen, sehr unerfahren in allem außer meiner Kunst, würden sie mich unendlich sich verbindlich machen, wenn sie meinem Bruder dem Ueberbringer dieses[3]) hierüber sich mittheilen wollten, ich wäre selbst gekommen bin aber wieder etwas unpäßlich, von jeher gewohnt sie als

---

[1]) Vgl. Köchel Nr. 60, S. 62. Der Brief war nicht, wie Köchel angibt, vom 1. Juni; Kalischer (Musik 1902 S. 1156) setzte ihn richtig 1. Juli; das geht auch aus der Erwähnung eines Briefes von Fürst Galitzin hervor, den Beethoven erst im Laufe des Juni erhielt.

[2]) Abschrift des Briefes besaß Otto Jahn, von welcher Thayer Abschrift nahm; nach dieser erfolgt der gegenwärtige Druck. — Jetzt hat ihn auch Kalischer (N. B. Br. S. 65) veröffentlicht.

[3]) Also auch hier unterstützte ihn der Bruder Johann.

Theilnehmer an dem Fortgange der Kunst und ihrer Jünger zu betrachten, bin ich überzeugt, daß sie nicht verschmähen werden meinen Wünschen mit ihrer Theilnahme entgegen zu kommen.

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll
ergebenster
Beethoven."

Ob Beethoven auf dieses Schreiben eine Antwort erhielt, schriftlich oder mündlich, erfahren wir nicht.

Beethoven nahm bei diesem Geschäfte vorzugsweise die Unterstützung **Schindlers** in Anspruch, dem wir hier also im wesentlichen als Führer folgen können.[1]) Beethoven wollte ihm sogar seine Mühewaltung mit 50 Gulden vergüten, wozu es aber nie gekommen ist: auch versichert Schindler, daß er sie nie würde angenommen haben, da er seine Dienste nur als Freundesdienste betrachtete; er freute sich aber, als ihm Beethoven bald nachher einige Originalpartituren schenkte.

Die Einladungen ergingen zum Teil noch vor Ende des Monats Januar; auf sie bezog sich ohne Zweifel folgender Anfang eines nicht datierten Briefes an Schindler:[2])

„Sehr Bester optimus optime. Ich sende ihnen hier den Kalender, wo das Papier steckt sind alle hiesige Gesands. angezeigt, wenn sie mir kürzl. daraus ein Schema der Höfe ausziehen wollten, so könnte man die sache beschleunigen, übrigens bitte ich sie, sobald sich mein H. Bruder einmischt, daß sie mit — cooperieren, sonst möchten wir **leid** statt **Freud** erleben." —

Das war also die Vorbereitung der Verhandlungen. Nach Schindlers Einzeichnung in Beethovens Kalender erfolgte am 23. Januar die Übergabe an die Gesandtschaften von Baden, Württemberg, Bayern und Sachsen, nach Beethovens eigener Bemerkung „am 26. Jenner bei den übrigen Ge-

---

[1]) Schindler II S. 16 ff. Die kleinen Briefe an Schindler aus diesem Jahre, auf die Messe und andere gleichzeitige Angelegenheiten bezüglich, hatte A. Kalischer in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung von 1889 (Nr. 347 fg.) veröffentlicht und sich dadurch großes Verdienst erworben; er hat sie in der neuen Sammlung von Briefen Beethovens (S. 91 ff.) mit Einschluß der in Nohls Sammlung bereits enthaltenen wiederholt. Die Veröffentlichungen durch Nohl sind lückenhaft und unzuverlässig. Mir liegen außerdem Abschriften Thayers vor; auch habe ich die Briefe in Berlin selbst vergleichen können. Hier können sie nicht alle mitgeteilt werden; ich muß im allgemeinen auf Kalischers Publikation Bezug nehmen.

[2]) Kalischer N. B. Br. 14 S. 101. Abschrift auch bei Thayer (nach Schindlers Nachlaß). Die Fortsetzung des Briefes folgt später. Er gehört in den Januar 1823.

sandten,"[1]) weiter (nach Schindler) am 4. Februar an Weimar, am 5. Febr. an Mecklenburg und Hessen-Darmstadt, am 6. Febr. nach Berlin, Kopenhagen, Hessen-Cassel und Nassau, am 17. Febr. nach Toskana (durch den Agenten Odelga), am 1. März nach Paris. Die Einladung an die kurfürstlich-hessische Gesandtschaft hatte Beethoven am 23. Januar aufgesetzt, aber nicht abgesandt, weil nach einer beigegebenen Bemerkung Schindlers es sich gezeigt habe, „daß an den kleinen Höfen nichts zu erreichen sei". Doch mag dieses Schreiben hier als Beispiel stehen, da die übrigen jedenfalls gleichlautend waren:[2])

(„An die hochlöbl. churfürstlich-hessische Gesandtschaft in Wien")

„Der Unterzeichnete hegt den Wunsch, sein neuestes Werk, welches er für das gelungenste seiner Geistes-Produkte hält, dem allerhöchsten Hofe von Cassel einzusenden.

Dasselbe ist eine große solenne Messe für 4 Solo-Stimmen, mit Chören und vollständigem großen Orchester, in Partitur, welche auch als großes Oratorium gebraucht werden kann.

Er bittet daher die hohe Gesandtschaft Sr. Königl. Hochheit des Churfürsten von Hessen-Cassel, möge geruhen ihm die hierzu nöthige Erlaubniß Ihres Allerhöchsten Hofes gnädigst zu bewirken.

Da die Abschrift der Partitur jedoch beträchtliche Kosten erfordert, so glaubt der Gefertigte es nicht zu hoch anzusetzen, wenn ein Honorar von 50 Dukaten in Gold dafür festgesetzt werde.

Das erwähnte Werk wird übrigens vor der Hand nicht öffentlich im Stich ausgegeben werden.

Wien den 23. Jänner 1823.

Ludwig van Beethoven."

Daß Beethoven auch persönlich der Sache Nachdruck zu geben sich bemühte, wird weiterhin klar werden. Wie viele Einladungen er schickte, wissen wir nicht bestimmt; Schindler berichtet nur über die tatsächlich erfolgten Subskriptionen, und auch über diese nicht ganz genau. Es erfolgten ihrer 10; wir stellen sie am Schlusse dieser Erörterung zusammen und teilen vorher mit, was in Verbindung mit den einzelnen Einladungen erwähnenswert ist.

---

[1]) Der Kalender befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek. Vgl. auch Nohl Br. B. S. 236.

[2]) Abschrift des Schreibens nach Schindlers Nachlaß befindet sich unter Thayers Papieren. Das Schreiben wurde, ohne bestimmte Adresse, in der schon angeführten Schrift Heimsoeths über die Messe veröffentlicht, der es von Schindler erhalten hatte. Es sei, wird dabei berichtet, kaum gelesen, wieder zurückgegeben worden und so wieder an Beethoven gelangt. — Nur die Unterschrift ist von Beethovens Hand.

Der König von Preußen war der erste, welcher die Einladung annahm, denn Beethoven gab auch dem Erzherzog in dem erwähnten Briefe Nachricht hiervon; er hatte auch den Fürsten Radziwill und Zelter um Verwendung in dieser Sache ersucht. Die Anmeldung erfolgte durch Vermittlung des Gesandten Fürsten Hatzfeld. Der Kanzleidirektor der Gesandtschaft, Hofrat Wernhard, überbrachte Beethoven die Nachricht und richtete an ihn die Frage, ob er nicht geneigt wäre, einen königlichen Orden den 50 Dukaten vorzuziehen. Unverweilt antwortete Beethoven: fünfzig Dukaten, und ließ sich nach dem Weggange des Hofrats in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern seitens verschiedener Zeitgenossen aus, „die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien."[1]) Beethoven erhielt das Geld ausgezahlt, zögerte aber, vermutlich infolge des Aufenthaltes, den die Abschrift verursachte, mit der Ablieferung, so daß er noch Anfang Juli von dem Fürsten Hatzfeld erinnert werden mußte.[2])

Im Anschluß hieran mag erwähnt werden, daß auch Fürst Radziwill in Berlin auf die Messe subskribierte. Auch hier verzögerte sich die Übersendung, sogar bis ins folgende Jahr. Noch am 28. Juni 1824 schrieb Radziwills Beauftragter Krauß an Beethoven einen höflichen Brief des Inhalts:

„Euer Hochwohlgeboren habe ich am 6. April im Namen Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Anton Radziwill eine Assignation über 50 Stück Ducaten übersandt, und gebeten, eine Quittung darüber, und das für Seine Durchlaucht bestimmte Exemplar Ihrer Messe zukommen zu lassen, bis jetzt aber habe ich keines von beiden erhalten. Seine Durchlaucht sind jetzt aus Rußland nach Posen zurückgekehrt und haben bei mir angefragt, ob ich die Messe noch nicht bekommen hätte, da Sie solche zu haben wünschten.

---

[1]) Schindler II S. 18, der Zeuge des Vorfalls war. Auf diese Äußerungen kann sich Beethovens Erinnerung in einem Briefe an Schindler beziehen: „Papageno, sprechen sie nichts, was ich von Preußen sprach, es ist nichts darauf zu halten, um Martin Luthers Tischreden gleichzustellen." Vgl. Nohl Br. B. S. 255. Kalischer Neue Beeth.-Br. S. 132. Beethoven hat später seine Ansicht etwas geändert.

[2]) Schindler an Beethoven (3. Juli 1823):

„Gestern Mittags schickte Fürst Hatzfeld heraus, mit der ernsten Frage, ob er die Messe itzt erhielt, nachdem der Termin abgelaufen sey. Er werde von Berlin deßhalb so sehr bestürmt, daß ihm die ganze Sache schon zur Last falle. Sie möchten daher die Güte haben, ohne Verzug dem Fürsten zu schreiben, wann er das Werk erhielt, damit er sich doch in Berlin mit Ihrer eigenen Handschrift ausweisen könne. Er wohnt itzt in Penzing No. 20, das 5te 6te Haus links, wenn man von Wien aus ins Dorf geht."

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst, mir über den Empfang der 50 Ducaten baldgefälligst Nachricht zu geben und mir auch die Messe zukommen zu lassen, damit ich sie dem Fürsten übersenden kann. [Unterschrift]

Berlin den 28. Juni 1824." [1])

Viel Kummer und Ungeduld verursachte Beethoven die Verzögerung einer Bestellung von seiten des sächsischen Hofes. Die Einladung an die sächsische Gesandtschaft war mit mehreren anderen am 23. Januar abgegangen; sie war aber anfangs abgelehnt worden, wie Beethoven selbst in dem Briefe an H. v. Könneritz (s. u.) mitteilte. [2]) Er gab aber die Hoffnung nicht auf, den König von Sachsen zu gewinnen. Im Nachtrag des Briefes vom 1. Juli (s. o. S. 355) schreibt er an Erzherzog Rudolf: [3])

[1]) Der Brief befand sich in Schindlers Besitz; Thayer erhielt ihn durch Nowotny. Schindler bemerkt dazu, die schlechten Kopien seien schuld an diesen Verzögerungen gewesen. In jedem Exemplar hätten viele Bogen immer wieder von neuem geschrieben werden müssen.

[2]) Mehrmals klagt er in den Zetteln an Schindler, daß von Dresden noch kein Bescheid da sei. Auf einem (vgl. Kalischer S. 121 Nr. 33) „von Dresden noch nichts", worauf er wieder über sein Auge klagt. Diesen Zettel setzt Kalischer in den Juli, in welchem Beethoven aber neue Hoffnung auf Dresden setzte; er dürfte etwas früher fallen; ferner Kalischer S. 112 Nr. 28, wohl sicher aus dem Juni (so auch Kalischer): „Von Dresden nichts — Bis Ende dieses Monats warte ich noch, alsdann einen Advokaten in Dresden." Dazu macht Schindler die Bemerkung: „Der ungeduldige Beethoven hat die Absicht, den König von Sachsen durch einen Advokaten zur Entschließung betreffs Subscribirung oder Nicht-Subscribirung auf die Missa in D zu bringen. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises von dem leidenschaftlichen Vorgehen des Mannes in allen Dingen? Für diesen absoluten Willen gab es keinerlei Schranken." Nach meiner Meinung ist Schindler bei dieser seltsamen Mitteilung im Irrtum. Beethoven hatte ein Angebot gemacht, eine Bitte ausgesprochen, hatte aber kein Recht zu verfechten und konnte nicht auf den absurden Gedanken kommen, Rechtsschutz zu suchen. Das könnte man höchstens annehmen, wenn er bei der Einladung die Messe schon mitgeschickt hätte; das ist aber für diese frühere Zeit unwahrscheinlich, es ist in mehreren anderen Fällen nicht geschehen, und nach dem Briefe des Erzherzogs vom 31. Juli hatte der König die Messe noch nicht. Beethoven dachte bei dem „Advokaten" wohl an einen warmen Fürsprecher, wie er sich auch in dem Briefe an Könneritz des Wortes „Sachwalter" bedient. — Noch einmal heißt es in einem Brief an Schindler (Kalischer Nr. 30 S. 115) „Von Dresden — Nieten", was sich auf eine Ablehnung zu beziehen scheint. Auf dem Original steht das Datum des 1. Juni; Kalischer gibt: 1. Juli. Ich möchte auch hier darauf aufmerksam machen, daß der Brief nicht zu einer Zeit geschrieben sein kann, wo er neue Hoffnungen auf Dresden setzte.

[3]) Köchel Nr. 60 S. 65; der Brief ist dort vom 1. Juni datiert, was aber irrtümlich sein muß. Gleich im Anfang wird ein Rezepisse der Post vom 27. Juni erwähnt

eine sanfte Grundlage bildet, langsam abwärts; dazu intoniert der Chorbaß, den Glanz gewahrend, ahnungsvoll leise die Worte des benedictus; so beginnt die Violine, deren Gänge alles verklären, besänftigen, erfreuen, ihre herrliche Melodie, ganz leise von einfachen Akkorden begleitet, denen die pianissimo hinzutretenden Posaunen eine besondere Feierlichkeit gibt. Wo die Weise zu einem Ruhepunkte gekommen ist, setzen die Solostimmen (zuerst Alt, dann Baß) in wundervoller Imitation das Benedictus mit der Melodie der Violine ein; nachdem die letztere nach D moduliert hat, treten die anderen Stimmen hinzu, alle vereinigen sich in dem bewundernden Gesange; der Chor spricht die Worte bescheiden in einfacheren Motiven vor sich hin; überall schwebt die Violine in ausgebreiteten Gängen segnend über dem Ganzen, indem sie das Licht versinnbildet, welches von oben kommt und in die Herzen dringt. Keine Sprache, kaum eine Andeutung vermag der Weihe, der überwältigenden Schönheit dieses Satzes nahe zu kommen; vor diesen Tönen muß alles verschwinden, was von andern diesem Texte gegenüber versucht worden ist; wir sind ihrem Zauber widerstandslos hingegeben und möchten selbst des Segens teilhaftig werden. — Nach längerem Abschnitt schließen die Stimmen, ganz verklärt zum Himmel schauend, auf dem in nomine domini; die Soli geben das Zeichen zu dem wieder sich erhebenden osanna, welches dann in polyphoner Gestaltung vom Chore gesungen wird; damit sind wir gleichsam wieder auf die Erde zurückversetzt. Noch einmal ruft die Violine nach oben, der unisono-Gesang der Stimmen mit dem Benedictus erklingt weihevoll dazu; das neu sich erhebende osanna, zu welchem die Violine bis zu höchster Höhe steigt, schließt in ernster Weise das Stück.

Aus den verklärten Regionen ruft uns das Agnus Dei zurück. Die Worte werden nicht lange vor der Kommunion gesprochen; hier herrscht das Bewußtsein der Sünde, die Sehnsucht nach Erbarmen, nach innerem Frieden. So liegt denn auch bei Beethoven über dem Anfange dieses Stücks ein trüber Druck, der arme Mensch ruft aus der Tiefe des Herzens um Erbarmen. In drei großen Perioden vollzieht sich diese Bitte. In ein trübes Thema der Fagotte in H moll fällt die Solo-Baßstimme auf der Sekunde ein, hält diesen Ton aus und wendet sich zu demütiger melodischer Wendung, welche das Schuldbewußtsein fühlen läßt, ruft das miserere flehend hinaus und sinkt in sich zurück. Der Chor der tieferen Stimmen spricht die Worte des Solisten demütig nach. In höherer Lage (Alt und Tenor) wird die Periode wiederholt, noch höher vom Solosopran, dem sich die übrigen Stimmen zugesellen; auch der volle Chor folgt hier, und

die Begleitung, wenn sie auch in ihren Figuren die dunkle Färbung beibehält, ist etwas lebhafter geworden. Die Bitte „miserere" wird uns tief eingeprägt. Noch eine kurze sanfte Wiederholung des Agnus Dei, und die Stimmung hebt sich im Angesichte des dona pacem.[1]) Bei beschleunigtem Tempo und in der Durtonart bringen die tieferen Chorstimmen, zuerst einzeln, dann vereinigt, die Bitte um Frieden; die bewegte kurze Figur der Streichinstrumente steigert die Innigkeit des Flehens. In kurzem fugierten Satze mit seinem sanft aufblickenden Thema führt der Chor diese Bitte aus und schließt mit dem schönen viertaktigen Sätzchen, welches als Refrain mehrfach wiederholt wird und den demütig vertrauenden Ausdruck der Bitte gleichsam feststellt. Dann noch das fragende zweistimmige Sätzchen mit der offenen Quinte am Schluß, das verlangende Aufsteigen, die lebhafter werdende Bitte, die schon die Hoffnung auf Gewährung vertrauend in sich schließt (Friede, Friede!) — und alles verklingt langsam.

Nun folgt die öfters umstrittene Stelle des Satzes. Mitten in der frohen Hoffnung verdunkelt sich der Blick, man hört leise Paukenschläge und Wirbel, ängstliche Gänge der Streichinstrumente scheinen die Flucht vor denselben anzudeuten, und plötzlich hört man ein feindliches Trompetensignal. In voller Angst rufen Alt, dann Tenor in Form des Rezitativs, zu tremolierender Begleitung, das Agnus Dei, miserere nobis, der Chor antwortet in lautem Aufschrei; da der Kriegssturm näher rückt, läßt der Diskant in höchster Angst den Schrei erklingen und übt dadurch Erfolg bei den übrigen; in sanftem Hinabsinken tritt das Dona mit Erinnerung an schon da gewesene Motive wieder hervor, wird von den Solostimmen in dringlich flehender Weise durchgeführt und schließt mit der uns schon bekannten, demütigen Schlußperiode. Die Anfangsfigur ihres Themas wird vom Chor fugiert behandelt; das getragene pacem mit dem Schlusse auf der Quinte und die verlangend aufstrebende Bewegung tritt wieder ein, laut ruft der Chor das bittende pacem, pacem. Aber der Friede wird nochmals gestört. Ein längerer Orchestersatz im schnellsten Tempo (Presto), in kurzen dreitaktigen Rhythmen, in deren Begleitungen eins der Motive des dona anklingt, malt äußerste Zwietracht, unaufhaltsame wilde Anstrengung, und dringt kühn und siegreich ein. In höchster Angst ruft der Chor in langen Akkorden das Agnus[2]) und in Verbindung mit dem Solosopran das dona. Damit ist der Bann gebrochen, der kriegerische Feind zieht

[1]) Allegretto vivace; schon hier hat Beethoven im Autograph beigeschrieben: „Bitte um innern und äußern Frieden."

[2]) Mit den Posaunen, die in dem Orchestersatz nicht tätig sind.

zurück. Die Solostimmen sinken in der Weise, wie wir es schon kennen, sanft abwärts, die bittenden Motive treten wieder hervor, kräftige Rufe des Chors, dessen unisono an einer Stelle mächtig wirkt, unterstützen sie, wechselnd mit den Motiven, welche die Soli verfolgen, verharrt der Chor in seiner nachdrücklichen festen Bitte und geht zuletzt wieder in das demütige Schlußgebet über (den Refrain, wie man es genannt hat), welches so recht eigentlich dem ganzen Satze seine Signatur gibt.[1]) Hier erklingt alles fester, zutrauensvoller; das dumpf grollende Verklingen der Pauke versinnbildet den Abzug des Feindes, innig fleht der Chor, das Orchester schließt hoffnungsgewiß in schnellem Aufschwunge. —

Mit den vorstehenden Andeutungen sind wir bis an das Ende des Satzes gelangt. Über die ganz eigenartige Behandlung der Bitte um Frieden hat uns, wie wir sahen, Beethoven selbst aufgeklärt. In den Skizzen zu den Arbeiten jener Jahre findet sich die Bemerkung: „dona nobis pacem darstellend den innern u. äußern Frieden“ und entsprechend notiert er im Autograph zu dem ersten Allegretto vivace: „Darstellend den innern u. äußern Frieden“,[2]) ändert das aber später mit richtigem Takt in „Bitte um innern und äußern Frieden“; denn die Worte, welche Chor und Soli zu singen haben, enthalten nur die Bitte; die Störung des Friedens wird, wenn man will, vom Orchester dargestellt, nicht der Friede selbst, nur begleitet das Orchester selbstverständlich die Bitte in seiner Weise. Niemand kann leugnen, daß wir in der Konzeption und der Ausführung dieser Episode den Genius des hohen Meisters zu erkennen und zu bewundern haben, und daß die Stelle, wenn wir sie hören, uns tief und nachhaltig ergreift und erschüttert. Das darf uns aber, die wir nachträglich die Bedeutung des Werkes uns klar zu machen suchen, die Ruhe und Objektivität des Urteils nicht trüben. Darüber wird niemand im Zweifel sein, daß Beethoven hier von der Bedeutung der Textesworte völlig abgewichen ist. Der Friede, den wir in der Kirche erbitten — und ihr wollte

[1]) Die „Bitte“ sollte nach Beethovens Absicht herrschen; zu einem Schlußmotiv in den Skizzen, welches in dieser Form nicht verwendet wurde, schrieb Beethoven hinzu: „durchaus simpel Bitte Bitte Bitte“. Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 465.

[2]) Vgl. Nottebohm II. B. S. 472, 151. — In dem früher erwähnten Bonner Skizzenbuche von 1820 steht mitten zwischen Skizzen zur Credo-Fuge folgende Notiz Beethovens: „agnus dei wie Recitativ“ (dann ein paar Noten und ein paar undeutliche Worte, das folgende scheint zu heißen): „dona in d moll erst gegen Ende dur u. in der Mitte noch einmal agnus dei.“ Lesen wir richtig, dann entstand also der Gedanke an eine eigenartige Behandlung schon früh und vor der eigentlichen Ausarbeitung des agnus dei, aber ein bestimmter Plan war noch nicht vorhanden.

ja Beethoven dienen -- ist nur der innere. Wir appellieren an jeden, der mit der Bedeutung der kirchlichen Worte und Einrichtungen bekannt ist, ob wir unrecht haben, wenn wir sagen: daß diese kurz vor der Kommunion, im Gefühle tiefen Sündenbewußtseins und der Sehnsucht nach Läuterung des Innern gesprochenen Worte in theatralischer Weise und als Rezitativ vorgetragen werden, hat etwas nicht nur Frappirendes, sondern Anstoß erregendes. Der Meister ist hier aus dem Rahmen kirchlicher Musik ganz herausgetreten, er hat die innere Einheitlichkeit der Darstellung aufgegeben; kriegerische Unruhe gehört nicht in die Kirche. Wenn er nach den aufregenden Zwischenstücken wieder zu den ruhigen Motiven des dona zurückkehrt, so steigert dies nur die Inkonsequenz; denn es ist die Bitte um den inneren Frieden, wenn auch fester und hoffnungsvoller, zu der er sich zurückwendet. Gewiß ist die Bitte um Frieden in jeder Hinsicht ein musikalischer Vorwurf; aber mit diesem kirchlichen Texte verbindet sich die von Beethoven gegebene Einleitung und die aufregenden Zwischenstücke nicht. Die Störung des Friedens macht er uns anschaulich, den Frieden selbst in dieser Unterscheidung nicht, sondern nur die Verstärkung der Bitte und das Verschwinden der Störer.[1]) Wir sehen unseren genialen Meister in seinen späteren Werken vielfach unter dem Einflusse der Reflexion, natürlich künstlerischer, und tief eingehender Reflexion. Hier hat sie ihn nicht richtig geleitet; vom ästhetischen Standpunkte, im Rahmen des Ganzen, in dieser speziellen Kunstgattung können wir die Einfügung dieser Stelle nicht berechtigt finden. Wir wissen, daß wir mit dieser unserer Ansicht nicht allein stehen und könnten den Namen eines von allen verehrten, längst hingegangenen Beethovenforschers nennen, der sie ebenfalls hegte; auch glauben wir nicht, daß unsere Bewunderung für den Meister und das Werk durch den Anstoß, den wir an einer Stelle nehmen, irgendwie beeinträchtigt werde.

Hier darf übrigens nicht vergessen werden, daß Beethoven bei diesem kühnen Versuche nicht ohne Vorgänger war. Im Jahre 1796, als die Franzosen in Steiermark standen, schrieb Joseph Haydn eine Messe, welcher er den Titel „in tempore belli" gab.[2]) Schon nach dem ersten

[1]) An einer Stelle der Skizzen heißt es von Beethovens Hand: „Stärke der Gesinnungen des innern Friedens über alles . . . Sieg"! (Notteb. II. Beeth. S. 151.) Diesen Sieg der Gesinnung, das größere Vertrauen der Bitte, drückt auch Beethovens Musik aus, einen andern Sieg aber nicht. Mehr wollte er auch wohl selbst nicht.

[2]) Vgl. Griesingers biogr. Notizen S. 117. — Unter den bei Breitkopf und Härtel herausgegebenen Messen ist es die zweite, in C dur.

Agnus Dei hören wir hier die Pauke in leisem Wirbel, dazu nachher Trompeten und andere Blasinstrumente, „als hörte man den Feind schon in der Ferne kommen“. Rhythmus und Motive bleiben hier zunächst dieselben, nur etwas trüber; nachdem das dona nobis pacem dringlich bittend ausgerufen ist, folgt ein lebhafter Satz, in welchem alle Instrumente in der Bitte um Frieden mit den Stimmen sich vereinigen. Die Bitte ist hier recht kräftig, es scheint wirklich auf das Erringen eines Sieges abgesehen; siegreich erklingt sie nach der Unruhe zu frohen Motiven der Instrumente; diese gehen auch mit, wo der Chor milder, weicher, trüber klingt, ein Gegensatz von Singstimmen und Orchester ist nicht vorhanden; man kann hier von einem Heraustreten aus dem Stile nicht sprechen, musikalisch bleibt der Satz einheitlich. Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß Beethoven diese Messe gekannt hat und vielleicht durch sie angeregt war; freilich zu einer Zeit, in der von Kriegsgefahr keine Rede war, so daß er seine Darstellung nur unter einen idealen Gesichtspunkt stellen konnte. —

Über die erste Aufführung der Messe werden wir noch zu sprechen haben;[1]) zunächst haben wir noch über die Unternehmungen Beethovens zu berichten, die Messe bekannt zu machen.

Daß die bisherigen Verhandlungen wegen des Verlages der Messe noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, ist uns bereits bekannt; im Stiche sollte sie einstweilen nicht erscheinen. Es entsprach aber den Wünschen seines hohen Gönners, des Erzherzogs, daß sie bekannter werde, und für Beethoven selbst war es eine unbedingte Notwendigkeit, darauf zu denken, wie aus dem Werke Gewinn zu ziehen sei. Seine ökonomischen Verhältnisse waren nicht die besten; er hatte für den Neffen und für seine eigene Gesundheit viele Opfer bringen müssen und in den letzten Jahren nicht so viel schreiben können, um sich Verlegenheiten zu ersparen; er hatte Anstand genommen, seine Bankaktien anzugreifen, da sie nach seiner Absicht dem Neffen als Erbteil verbleiben sollten. So hatte er sich entschlossen, Geld von andern aufzunehmen (so von Brentano in Frankfurt) und sich sogar von Verlegern (Steiner und Peters) Vorschuß auf künftig zu veröffentlichende Werke geben lassen; Steiner hatte nicht Lust, ihn zu schonen, da er inzwischen auch andere Verleger in Anspruch genommen hatte, und wollte klagen. Wir haben die pekuniären Angelegenheiten weiter unten noch zu erörtern und verfolgen zunächst die Frage der Messe.

---

[1]) Über spätere Aufführungen der Messe, auch in der Kirche, liegen uns Zusammenstellungen vor; ihre Darlegung würde hier zu weit führen.

Beethoven faßte daher nunmehr, einem ihm erteilten Rate folgend, den Entschluß, die Messe den europäischen Höfen als Manuskript anzubieten und den Preis für das Exemplar auf 50 Dukaten festzusetzen. Über seine Motive bei diesem Schritte, wie sie bereits erwähnt wurden, hat er uns selbst später die nötige Aufklärung gegeben. An den Erzherzog Rudolf schreibt er am 1. Juli 1823:[1])

„In Betreff der Messe, welche Ew. K. H. gemeinnütziger wünschten zu werden, so forderte mein nun schon mehrere Jahre kränklich fortdauernder Zustand, um so mehr, da ich dadurch in starke Schulden gerathen, und den Aufforderungen nach England zu kommen ebenfalls meiner schwachen Gesundheit wegen entsagen mußte, auf ein Mittel zu denken, wie ich mir meine Lage etwas verbessern könnte. Die Messe schien dazu geeignet. Man gab mir den Rath, selbe mehreren Höfen anzutragen. So schwer mir dieses geworden, so glaubte ich doch mir Vorwürfe bei Unterlassung dessen machen zu müssen. Ich machte also mehreren Höfen eine Einladung zur Subscription auf diese Messe, setzte das Honorar auf 50 #, da man glaubte, daß dieß nicht zu viel und wenn doch mehrere subscribirten auch nicht ganz uneinträglich sein würde."

Bevor er seine Absicht ausführte, suchte er sich noch des Rates erfahrener Männer zu versichern. Am 7. Januar schrieb er an den uns schon bekannten sächsischen Legationsrat v. Griesinger:[2])

„An Se. Hochwohlgeboren
Hrn. v. Griesinger.

(Wien 7. Jan. 1823)

Euer Hochwohlgeboren!

Indem ich gesonnen bin meine große schon seit einiger Zeit verfaßte Messe nicht durch den Stich herauszugeben, sondern auf eine für mich glaube ich ehrenvollere und vielleicht ersprießlichere Art, bitte ich sie um Ihren Rath, und wenn es sein kann um ihre Verwendung hierbey, meine Meynung ist selbe allen großen Höfen anzubiethen, sehr unerfahren in allem außer meiner Kunst, würden sie mich unendlich sich verbindlich machen, wenn sie meinem Bruder dem Ueberbringer dieses[3]) hierüber sich mittheilen wollten, ich wäre selbst gekommen bin aber wieder etwas unpäßlich, von jeher gewohnt sie als

[1]) Vgl. Köchel Nr. 60, S. 62. Der Brief war nicht, wie Köchel angibt, vom 1. Juni; Kalischer (Musik 1902 S. 1156) setzte ihn richtig 1. Juli; das geht auch aus der Erwähnung eines Briefes von Fürst Galitzin hervor, den Beethoven erst im Laufe des Juni erhielt.

[2]) Abschrift des Briefes besaß Otto Jahn, von welcher Thayer Abschrift nahm; nach dieser erfolgt der gegenwärtige Druck. — Jetzt hat ihn auch Kalischer (N. B. Br. S. 65) veröffentlicht.

[3]) Also auch hier unterstützte ihn der Bruder Johann.

Theilnehmer an dem Fortgange der Kunst und ihrer Jünger zu betrachten, bin ich überzeugt, daß sie nicht verschmähen werden meinen Wünschen mit ihrer Theilnahme entgegen zu kommen.

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll
ergebenster
Beethoven."

Ob Beethoven auf dieses Schreiben eine Antwort erhielt, schriftlich oder mündlich, erfahren wir nicht.

Beethoven nahm bei diesem Geschäfte vorzugsweise die Unterstützung **Schindlers** in Anspruch, dem wir hier also im wesentlichen als Führer folgen können.[1]) Beethoven wollte ihm sogar seine Mühewaltung mit 50 Gulden vergüten, wozu es aber nie gekommen ist: auch versichert Schindler, daß er sie nie würde angenommen haben, da er seine Dienste nur als Freundesdienste betrachtete; er freute sich aber, als ihm Beethoven bald nachher einige Originalpartituren schenkte.

Die Einladungen ergingen zum Teil noch vor Ende des Monats Januar; auf sie bezog sich ohne Zweifel folgender Anfang eines nicht datierten Briefes an Schindler:[2])

„Sehr Bester optimus optime. Ich sende ihnen hier den Kalender, wo das Papier steckt sind alle hiesige Gesandſ. angezeigt, wenn sie mir kürzl. daraus ein Schema der Höfe ausziehen wollten, so könnte man die sache beschleunigen, übrigens bitte ich sie, sobald sich mein H. Bruder einmischt, daß sie mit — cooperieren, sonst möchten wir **leid** statt **Freud** erleben." —

Das war also die Vorbereitung der Verhandlungen. Nach Schindlers Einzeichnung in Beethovens Kalender erfolgte am 23. Januar die Übergabe an die Gesandtschaften von Baden, Württemberg, Bayern und Sachsen, nach Beethovens eigener Bemerkung „am 26. Jenner bei den übrigen Ge-

---

[1]) Schindler II S. 16 ff. Die kleinen Briefe an Schindler aus diesem Jahre, auf die Messe und andere gleichzeitige Angelegenheiten bezüglich, hatte A. Kalischer in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung von 1889 (Nr. 347 fg.) veröffentlicht und sich dadurch großes Verdienst erworben; er hat sie in der neuen Sammlung von Briefen Beethovens (S. 91 ff.) mit Einschluß der in Nohls Sammlung bereits enthaltenen wiederholt. Die Veröffentlichungen durch Nohl sind lückenhaft und unzuverlässig. Mir liegen außerdem Abschriften Thayers vor; auch habe ich die Briefe in Berlin selbst vergleichen können. Hier können sie nicht alle mitgeteilt werden; ich muß im allgemeinen auf Kalischers Publikation Bezug nehmen.

[2]) Kalischer N. B. Br. 14 S. 101. Abschrift auch bei Thayer (nach Schindlers Nachlaß). Die Fortsetzung des Briefes folgt später. Er gehört in den Januar 1823.

sandten,"[1]) weiter (nach Schindler) am 4. Februar an Weimar, am 5. Febr. an Mecklenburg und Hessen-Darmstadt, am 6. Febr. nach Berlin, Kopenhagen, Hessen-Cassel und Nassau, am 17. Febr. nach Toskana (durch den Agenten Odelga), am 1. März nach Paris. Die Einladung an die kurfürstlich-hessische Gesandtschaft hatte Beethoven am 23. Januar aufgesetzt, aber nicht abgesandt, weil nach einer beigegebenen Bemerkung Schindlers es sich gezeigt habe, „daß an den kleinen Höfen nichts zu erreichen sei". Doch mag dieses Schreiben hier als Beispiel stehen, da die übrigen jedenfalls gleichlautend waren:[2])

(„An die hochlöbl. churfürstlich-hessische Gesandtschaft in Wien")

„Der Unterzeichnete hegt den Wunsch, sein neuestes Werk, welches er für das gelungenste seiner Geistes-Produkte hält, dem allerhöchsten Hofe von Cassel einzusenden.

Dasselbe ist eine große solenne Messe für 4 Solo-Stimmen, mit Chören und vollständigem großen Orchester, in Partitur, welche auch als großes Oratorium gebraucht werden kann.

Er bittet daher die hohe Gesandtschaft Sr. Königl. Hochheit des Churfürsten von Hessen-Cassel, möge geruhen ihm die hierzu nöthige Erlaubniß Ihres Allerhöchsten Hofes gnädigst zu bewirken.

Da die Abschrift der Partitur jedoch beträchtliche Kosten erfordert, so glaubt der Gefertigte es nicht zu hoch anzusetzen, wenn ein Honorar von 50 Dukaten in Gold dafür festgesetzt werde.

Das erwähnte Werk wird übrigens vor der Hand nicht öffentlich im Stich ausgegeben werden.

Wien den 23. Jänner 1823.

Ludwig van Beethoven."

Daß Beethoven auch persönlich der Sache Nachdruck zu geben sich bemühte, wird weiterhin klar werden. Wie viele Einladungen er schickte, wissen wir nicht bestimmt; Schindler berichtet nur über die tatsächlich erfolgten Subskriptionen, und auch über diese nicht ganz genau. Es erfolgten ihrer 10; wir stellen sie am Schlusse dieser Erörterung zusammen und teilen vorher mit, was in Verbindung mit den einzelnen Einladungen erwähnenswert ist.

---

[1]) Der Kalender befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek. Vgl. auch Nohl Br. B. S. 236.

[2]) Abschrift des Schreibens nach Schindlers Nachlaß befindet sich unter Thayers Papieren. Das Schreiben wurde, ohne bestimmte Adresse, in der schon angeführten Schrift Heimsoeths über die Messe veröffentlicht, der es von Schindler erhalten hatte. Es sei, wird dabei berichtet, kaum gelesen, wieder zurückgegeben worden und so wieder an Beethoven gelangt. — Nur die Unterschrift ist von Beethovens Hand.

Der König von Preußen war der erste, welcher die Einladung annahm, denn Beethoven gab auch dem Erzherzog in dem erwähnten Briefe Nachricht hiervon; er hatte auch den Fürsten Radziwill und Zelter um Verwendung in dieser Sache ersucht. Die Anmeldung erfolgte durch Vermittlung des Gesandten Fürsten Hatzfeld. Der Kanzleidirektor der Gesandtschaft, Hofrat Wernhard, überbrachte Beethoven die Nachricht und richtete an ihn die Frage, ob er nicht geneigt wäre, einen königlichen Orden den 50 Dukaten vorzuziehen. Unverweilt antwortete Beethoven: fünfzig Dukaten, und ließ sich nach dem Weggange des Hofrats in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern seitens verschiedener Zeitgenossen aus, „die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien.“[1]) Beethoven erhielt das Geld ausgezahlt, zögerte aber, vermutlich infolge des Aufenthaltes, den die Abschrift verursachte, mit der Ablieferung, so daß er noch Anfang Juli von dem Fürsten Hatzfeld erinnert werden mußte.[2])

Im Anschluß hieran mag erwähnt werden, daß auch Fürst Radziwill in Berlin auf die Messe subskribierte. Auch hier verzögerte sich die Übersendung, sogar bis ins folgende Jahr. Noch am 28. Juni 1824 schrieb Radziwills Beauftragter Krauß an Beethoven einen höflichen Brief des Inhalts:

„Euer Hochwohlgeboren habe ich am 6. April im Namen Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Anton Radziwill eine Assignation über 50 Stück Ducaten übersandt, und gebeten, eine Quittung darüber, und das für Seine Durchlaucht bestimmte Exemplar Ihrer Messe zukommen zu lassen, bis jetzt aber habe ich keines von beiden erhalten. Seine Durchlaucht sind jetzt aus Rußland nach Posen zurückgekehrt und haben bei mir angefragt, ob ich die Messe noch nicht bekommen hätte, da Sie solche zu haben wünschten.

---

[1]) Schindler II S. 18, der Zeuge des Vorfalls war. Auf diese Äußerungen kann sich Beethovens Erinnerung in einem Briefe an Schindler beziehen: „Papageno, sprechen sie nichts, was ich von Preußen sprach, es ist nichts darauf zu halten, um Martin Luthers Tischreden gleichzustellen.“ Vgl. Nohl Br. B. S. 255. Kalischer Neue Beeth.-Br. S. 132. Beethoven hat später seine Ansicht etwas geändert.

[2]) Schindler an Beethoven (3. Juli 1823):

„Gestern Mittags schickte Fürst Hatzfeld heraus, mit der ernsten Frage, ob er die Messe itzt erhielt, nachdem der Termin abgelaufen sey. Er werde von Berlin deßhalb so sehr bestürmt, daß ihm die ganze Sache schon zur Last falle. Sie möchten daher die Güte haben, ohne Verzug dem Fürsten zu schreiben, wann er das Werk erhielt, damit er sich doch in Berlin mit Ihrer eigenen Handschrift ausweisen könne. Er wohnt itzt in Penzing No. 20, das 5te 6te Haus links, wenn man von Wien aus ins Dorf geht.“

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst, mir über den Empfang der 50 Ducaten baldgefälligst Nachricht zu geben und mir auch die Messe zukommen zu lassen, damit ich sie dem Fürsten übersenden kann. [Unterschrift]

Berlin den 28. Juni 1824." [1])

Viel Kummer und Ungeduld verursachte Beethoven die Verzögerung einer Bestellung von seiten des sächsischen Hofes. Die Einladung an die sächsische Gesandtschaft war mit mehreren anderen am 23. Januar abgegangen; sie war aber anfangs abgelehnt worden, wie Beethoven selbst in dem Briefe an H. v. Könneritz (s. u.) mitteilte.[2]) Er gab aber die Hoffnung nicht auf, den König von Sachsen zu gewinnen. Im Nachtrag des Briefes vom 1. Juli (s. o. S. 355) schreibt er an Erzherzog Rudolf:[3])

[1]) Der Brief befand sich in Schindlers Besitz; Thayer erhielt ihn durch Nowotny. Schindler bemerkt dazu, die schlechten Kopien seien schuld an diesen Verzögerungen gewesen. In jedem Exemplar hätten viele Bogen immer wieder von neuem geschrieben werden müssen.

[2]) Mehrmals klagt er in den Zetteln an Schindler, daß von Dresden noch kein Bescheid da sei. Auf einem (vgl. Kalischer S. 121 Nr. 33) „von Dresden noch nichts", worauf er wieder über sein Auge klagt. Diesen Zettel setzt Kalischer in den Juli, in welchem Beethoven aber neue Hoffnung auf Dresden setzte; er dürfte etwas früher fallen; ferner Kalischer S. 112 Nr. 28, wohl sicher aus dem Juni (so auch Kalischer): „Von Dresden nichts — Bis Ende dieses Monats warte ich noch, alsdann einen Advokaten in Dresden." Dazu macht Schindler die Bemerkung: „Der ungeduldige Beethoven hat die Absicht, den König von Sachsen durch einen Advokaten zur Entschließung betreffs Subscribirung oder Nicht-Subscribirung auf die Missa in D zu bringen. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises von dem leidenschaftlichen Vorgehen des Mannes in allen Dingen? Für diesen absoluten Willen gab es keinerlei Schranken." Nach meiner Meinung ist Schindler bei dieser seltsamen Mitteilung im Irrtum. Beethoven hatte ein Angebot gemacht, eine Bitte ausgesprochen, hatte aber kein Recht zu verfechten und konnte nicht auf den absurden Gedanken kommen, Rechtsschutz zu suchen. Das könnte man höchstens annehmen, wenn er bei der Einladung die Messe schon mitgeschickt hätte; das ist aber für diese frühere Zeit unwahrscheinlich, es ist in mehreren anderen Fällen nicht geschehen, und nach dem Briefe des Erzherzogs vom 31. Juli hatte der König die Messe noch nicht. Beethoven dachte bei dem „Advokaten" wohl an einen warmen Fürsprecher, wie er sich auch in dem Briefe an Könneritz des Wortes „Sachwalter" bedient. — Noch einmal heißt es in einem Brief an Schindler (Kalischer Nr. 30 S. 115) „Von Dresden — Nieten", was sich auf eine Ablehnung zu beziehen scheint. Auf dem Original steht das Datum des 1. Juni; Kalischer gibt: 1. Juli. Ich möchte auch hier darauf aufmerksam machen, daß der Brief nicht zu einer Zeit geschrieben sein kann, wo er neue Hoffnungen auf Dresden setzte.

[3]) Köchel Nr. 60 S. 65; der Brief ist dort vom 1. Juni datiert, was aber irrtümlich sein muß. Gleich im Anfang wird ein Rezepisse der Post vom 27. Juni erwähnt

„Wenn E. K. H. die Gnade haben wollten, wenn es sich für Ihre Verhältnisse schickt, doch den Prinzen Anton in Dresden die Messe zu empfehlen, so daß Se. kön. Majestät von Sachsen auf die Messe subscribirten, welches gewiß geschieht, wenn E. K. H. sich nur irgend auf eine Art dafür zeigten. Sobald ich nur davon unterrichtet wäre, daß Sie diese Gnade mir erwiesen hätten, so würde ich mich gleich an den dortigen Generaldirektor des kön. Theaters und der Musik wenden, welcher dergleichen auf sich hat, und ihm die Subscriptions-Einladung für den König von Sachsen schicken, welches ich aber ohne eine Empfehlung E. K. H. nicht gerne thun möchte."

Der Erzherzog erfüllte Beethovens Wunsch. Am 17. Juli schrieb Beethoven an den Generaldirektor v. Könneritz aus Hetzendorf:

„— nach der Schilderung meines lieben Freundes Maria Webers der vortrefflichen und edeln Denkungsart Euer H. w. g. glaubte ich mich noch in einer andern angelegenheit an sie wenden zu können, nemlich wegen einer großen Messe, welche ich nun im Mannscript herausgebe, obschon diese Angelegenheit früher abgelehnt, so glaube ich doch daß, indem mein Verehrter Cardinal Sr. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Rudolph an den Prinzen Anton König. Hoheit geschrieben haben, Sr. Majestät dem Könige von Sachsen die Messe zu empfelen, wenigstens der Versuch zu machen wäre, und es mir immer zur besonderen Ehre gereichen würde, Sr. Majestät den König von Sachsen als Musikkenner auch unter meinen hohen Subskribenten, wie der König von Preußen, Sr. Majestät der russische Kaiser, Sr. Königlich. Majestät von Frankreich etc. obenansetzen zu können; — ich überlasse aus diesen Anzeigen E. H. w. selbst, wie und wo sie am besten wirken können, für heute ist es unmöglich, aber mit nächstem Posttage werde ich die Ehre haben, ihnen eine Einladung zur Subscription auf meine Messe für Sr. Königl. Majestät von S. zu senden, ich weiß ohnehin, daß sie kaum von mir denken werden, daß ich unter diejenigen gehöre, welche bloß niedriger Gewinnsucht wegen schreiben, wo gäb es nicht Umstände, welche manchmal den Menschen zwingen wider seine Denkungsart und Grundsätze zu handeln!! — Mein Cardinal ist ein guhtmüthiger Fürst, allein — die Mittel fehlen — ich hoffe Verzeihung von ihnen für meine anscheinende Zudringlichkeit zu erhalten, wo ich vieleicht ihnen mit meinen geringen Talenten dienen könnte, würde mir dieses ein unendliches Vergnügen verursachen —

Euer Hochwohlgebohren
Hochachtungsvoll verharrender
Beethoven."

---

und in der Nachschrift ein Geschenk des H. v. Könneritz, der erst am 26. Juni geschrieben und Geld geschickt hatte. Ich nehme mit Kalischer an, statt 1. Juni sollte es 1. Juli heißen. Daß der Brief aus Wien datiert ist, macht keine Schwierigkeit, da Beethoven öfter dorthin kam. Die Nachschrift trägt die Aufschrift: Hetzendorf.

Die Einladung an den König erfolgte bald darauf, wie wir aus dem zweiten Briefe an Könneritz ersehen:[1])

„Wien am 25ten Jul. 1823.

Euer Hochwohlgebohren!

Verzeihen sie meine Zudringlichkeit, indem ich den Einschluß an Sie übermache, er enthält einen Brief von mir an Sr. Königl. Hoheit den Prinzen Anton von Sachsen, welchem die Einladung zur Subscription auf die Messe an Se. Königl. Majestät von Sachsen beygefügt ist, ich schrieb ihnen schon neulich, daß mein gnädigster Herr der Erzherzog Rudolph Cardinal an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Anton um Verwendung bei Sr. Königl. Majestät von Sachsen die Messe zu nehmen, geschrieben habe, ich bitte sie ihren ganzen Einfluß anzuwenden, ja ich überlasse E. H. g. gänzlich hierin zu schalten und zu walten nach ihren dortigen local. Einsichten, obschon ich glaube, daß die Empfehlung meines Cardinals nicht ohne Gewicht sein werde, so müssen die Höchsten u. allerhöchsten Entschließungen doch immer durch die Sachwalter des Guten und Schönen angeeifert werden. Bisher bey allem äußern Glanze habe ich kaum, was ich vom Verleger würde erhalten haben für dieses Werk, da die Copiatur Kosten sich hoch betragen, meine Freunde hatten diese Idee die Messe zu verbreiten, denn ich bin Gott sei Dank ein Laye in allen Speculationen, Unterdessen ist kein Theilnehmer unseres Staats, der nicht verlohren hätte, so auch ich, wäre meine schon seit mehreren Jahren fortdauernde Kränklichkeit nicht, so hätte mir das Außland so viel verschafft, ein sorgenfreies Leben ja nichts als Sorgen für die Kunst zu haben — Beurtheilen (Sie) mich ja gütig u. nicht nachtheilig, ich lebe nur für meine Kunst u. als Mensch meine Pflichten zu erfüllen, aber leider, daß dieses auch nicht allzeit ohne die Unterirdischen Mächte geschehen kann — indem ich ihnen bestens meine Angelegenheit empfehle, hoffe ich ebenfalls von ihrer Liebe für Kunst u. ihrer Menschenfreundlichkeit überhaupt, mich mit ein paar Worten sobald ein Resultat erscheint, gütigst zu benachrichtigen —

Euer Hochwohlgebohren

mit innigster achtung ergebenster

Beethoven."

Beethovens Wünsche wurden erfüllt: König Friedrich August subskribierte auf die Messe. Am 31. Juli schrieb ihm der Erzherzog: — „Mein Schwager der Prinz Anton hat mir schon geschrieben, daß der König von Sachsen, Ihre schöne Messe erwartet. —"[2]) Auch Prinz Anton selbst schrieb an ihn:

[1]) Beide Briefe an Könneritz teilt Fürstenau Allg. Mus. Ztg. 1863 Nr. 36. 37 (S. 619/20 und 631/2) mit, nach ihm Nohl Br. B. Nrn. 275 – 276.

[2]) Der Brief befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek.

„Dresden am 12t. Sept. 1823.

Mein Herr Kapellmeister! Ich habe Ihren Brief nebst dem Einschluß an den König meinen Bruder erhalten, und ich zweifle nicht, daß derselbe Ihrem Wunsch willfahren wird, besonders da ich schon mit ihm davon im Rahmen meines Schwagers des Kardinals gesprochen habe. Das neue Werk wovon Sie sprechen wird gewiß eben so ein Meisterstück seyn, wie Ihre übrigen, und von mir, wenn ich es höre bewundert werden. Ich bitte Sie, meinem lieben Schwager recht viel auszurichten, und Ihrerseits von den Gesinnungen überzeugt zu seyn, mit welchen ich zeitlebens verbleibe

Ihr wohl affectionirter
Anton." [1])

Das Geld muß bald nachher eingetroffen sein; ein Zettel an Schindler aus demselben Monat enthält die Worte: [2]) — „Damit ihr böser Leumund dem armen Dresdener nicht mehr zu wehe thut, sage ich ihnen, daß heute das Geld mit aller mich ehrender Aufmerksamkeit angelangt ist." — Das geschriebene Subskriptions-Exemplar befindet sich noch im Besitze der königlichen Privat-Musikaliensammlung zu Dresden (nach Fürstenaus Angabe). —

Guten Erfolg hatte er auch beim Großherzog von Hessen-Darmstadt. An diesen hatte er am 5. Februar das bezügliche Schreiben persönlich gerichtet: [3])

„Eure Königliche Hoheit!

Der Unterzeichnete hat soeben sein neuestes Werk vollendet, welches er für das Gelungenste seiner Geistesprodukte hält. Dasselbe ist eine große Solenne Messe für 4 Solostimmen mit Chören und vollständig großem Orchester, welche auch als großes Oratorium aufgeführt werden kann. Er hegt daher den Wunsch, ein Exemplar dieser Messe in Partitur Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst einzusenden und bittet deshalb gehorsamst, Eure Königliche Hoheit wollen allergnädigst geruhen, ihm die allerhöchste Bewilligung zu erteilen. Da die Abschrift der Partitur jedoch beträchtliche Kosten erfordert, so wagt es der Unterzeichnete, Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst vorzu-

[1]) Der Brief befindet sich ebenfalls in Schindlers Nachlaß in Berlin, wo ich ihn abgeschrieben habe. Gedruckt ist er jetzt bei Kalischer, N. B. Br. S. 129.

[2]) Vgl. Kalischer N. B. Br. S. 128. — In Wien scheint die Sache anfangs noch unbekannt geblieben zu sein. Nach dem Konv.-Heft erzählte noch im November der Neffe seinem Onkel: „Griesinger hat auch dem Bruder gesagt, der sächsische Hof nehme die Messe nicht. — Hat sich aber ganz anders benommen, als er das Gegentheil hörte." —

[3]) Louis Schlösser, auf den wir weiter unten zu sprechen kommen, hat dieses Gesuch in seinen „Persönlichen Erinnerungen an Beethoven" in der Zeitschrift Hallelujah von 1885 (Nr. 20 S. 231 ff.) wörtlich mitgeteilt.

legen, daß er für dieses große Werk das mäßige Honorar von fünfzig Dukaten bestimmt habe, und schmeichelt sich mit der ausgezeichneten Ehre, Höchstdieselben in die Zahl seiner allerhöchsten Subskribenten zählen zu dürfen.

Wien, den 5. Februar 1823.

Eurer Königlichen Hoheit
gehorsamster
Ludwig van Beethoven."

Die Unterschrift war von Beethovens Hand. Das Gesuch erfolgte durch Vermittelung des hessischen Gesandten Barons von Türckheim, den sein Landsmann Schlösser als hochgebildeten Kunstkenner bezeichnet, des späteren Intendanten des großherzoglichen Hoftheaters in Darmstadt.[1]) Die Antwort war angekommen, als Schlösser in Wien war, und Türckheim, der dessen Wunsch kannte, Beethoven kennen zu lernen, ermöglichte ihm dies, indem er ihn bat, den Bescheid Beethoven zu überbringen. „Die Annahme des Gesuches," erzählte ihm Türckheim, „ist mir soeben aus Darmstadt mit dem anerkennendsten Lobe für den berühmten Komponisten zugegangen, wollen Sie dieselbe vielleicht an ihre Adresse Kothgasse Nr. 60 erster Stock, links die Thüre, besorgen? Hier ist die Depesche mit dem Großherzoglichen Siegel." Schlösser begab sich sofort zu Beethoven; er beschreibt uns ausführlich seine Wohnung und seine erste Begegnung (es muß im April oder früh im Mai 1823 gewesen sein). Beethoven durchlas das Schreiben mit großer Freude; er sagte zu Schlösser wörtlich: „Das sind wohlthuende Worte, die ich las. Ihr Großherzog spricht nicht nur wie ein fürstlicher Mäcen, sondern wie ein gründlicher Musikkenner von umfassendem Wissen; nicht die Annahme meines Werkes ist es allein, was mich erfreut, sondern der Wert, den er im Ganzen auf die Kunst legt und die Anerkennung, die er meinem Wirken schenkt." —

Im Gegensatze hierzu erfolgte vom großherzoglichen Hofe in Weimar keine Subskription. Um Unterstützung des Gesuches, welches am 4. Febr. der Gesandtschaft übergeben war, hatte sich Beethoven an keinen Geringeren als Goethe gewendet. Der Brief an Goethe, im großherzoglichen Archiv zu Weimar befindlich, ist von Frimmel[2]) mitgeteilt und kann auch hier nicht fehlen.

[1]) Im Konv.-Buche erzählt Schindler Beethoven: „Beim Darmstädtischen Gesandten war ich heute. Ein allerliebster herrlicher Mann. Er kennt Sie und verehrt Sie. Er läßt Sie herzlich grüßen, u. wird die Sache auf Morgen expediren; nur bedauert er, daß die Antwort nicht so schnell erfolgen dürfte, weil der Großherzog eben jetzt krank ist."

[2]) Neue Beethoveniana S. 350. (Nachtrag.)

Agnus Dei hören wir hier die Pauke in leisem Wirbel, dazu nachher Trompeten und andere Blasinstrumente, „als hörte man den Feind schon in der Ferne kommen“. Rhythmus und Motive bleiben hier zunächst dieselben, nur etwas trüber; nachdem das dona nobis pacem dringlich bittend ausgerufen ist, folgt ein lebhafter Satz, in welchem alle Instrumente in der Bitte um Frieden mit den Stimmen sich vereinigen. Die Bitte ist hier recht kräftig, es scheint wirklich auf das Erringen eines Sieges abgesehen; siegreich erklingt sie nach der Unruhe zu frohen Motiven der Instrumente; diese gehen auch mit, wo der Chor milder, weicher, trüber klingt, ein Gegensatz von Singstimmen und Orchester ist nicht vorhanden; man kann hier von einem Heraustreten aus dem Stile nicht sprechen, musikalisch bleibt der Satz einheitlich. Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß Beethoven diese Messe gekannt hat und vielleicht durch sie angeregt war; freilich zu einer Zeit, in der von Kriegsgefahr keine Rede war, so daß er seine Darstellung nur unter einen idealen Gesichtspunkt stellen konnte. —

Über die erste Aufführung der Messe werden wir noch zu sprechen haben;[1]) zunächst haben wir noch über die Unternehmungen Beethovens zu berichten, die Messe bekannt zu machen.

Daß die bisherigen Verhandlungen wegen des Verlages der Messe noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, ist uns bereits bekannt; im Stiche sollte sie einstweilen nicht erscheinen. Es entsprach aber den Wünschen seines hohen Gönners, des Erzherzogs, daß sie bekannter werde, und für Beethoven selbst war es eine unbedingte Notwendigkeit, darauf zu denken, wie aus dem Werke Gewinn zu ziehen sei. Seine ökonomischen Verhältnisse waren nicht die besten; er hatte für den Neffen und für seine eigene Gesundheit viele Opfer bringen müssen und in den letzten Jahren nicht so viel schreiben können, um sich Verlegenheiten zu ersparen; er hatte Anstand genommen, seine Bankaktien anzugreifen, da sie nach seiner Absicht dem Neffen als Erbteil verbleiben sollten. So hatte er sich entschlossen, Geld von andern aufzunehmen (so von Brentano in Frankfurt) und sich sogar von Verlegern (Steiner und Peters) Vorschuß auf künftig zu veröffentlichende Werke geben lassen; Steiner hatte nicht Lust, ihn zu schonen, da er inzwischen auch andere Verleger in Anspruch genommen hatte, und wollte klagen. Wir haben die pekuniären Angelegenheiten weiter unten noch zu erörtern und verfolgen zunächst die Frage der Messe.

[1]) Über spätere Aufführungen der Messe, auch in der Kirche, liegen uns Zusammenstellungen vor; ihre Darlegung würde hier zu weit führen.

Beethoven faßte daher nunmehr, einem ihm erteilten Rate folgend, den Entschluß, die Messe den europäischen Höfen als Manuskript anzubieten und den Preis für das Exemplar auf 50 Dukaten festzusetzen. Über seine Motive bei diesem Schritte, wie sie bereits erwähnt wurden, hat er uns selbst später die nötige Aufklärung gegeben. An den Erzherzog Rudolf schreibt er am 1. Juli 1823:[1])

„In Betreff der Messe, welche Ew. K. H. gemeinnütziger wünschten zu werden, so forderte mein nun schon mehrere Jahre kränklich fortdauernder Zustand, um so mehr, da ich dadurch in starke Schulden gerathen, und den Aufforderungen nach England zu kommen ebenfalls meiner schwachen Gesundheit wegen entsagen mußte, auf ein Mittel zu denken, wie ich mir meine Lage etwas verbessern könnte. Die Messe schien dazu geeignet. Man gab mir den Rath, selbe mehreren Höfen anzutragen. So schwer mir dieses geworden, so glaubte ich doch mir Vorwürfe bei Unterlassung dessen machen zu müssen. Ich machte also mehreren Höfen eine Einladung zur Subscription auf diese Messe, setzte das Honorar auf 50 #, da man glaubte, daß dieß nicht zu viel und wenn doch mehrere subscribirten auch nicht ganz uneinträglich sein würde."

Bevor er seine Absicht ausführte, suchte er sich noch des Rates erfahrener Männer zu versichern. Am 7. Januar schrieb er an den uns schon bekannten sächsischen Legationsrat v. Griesinger:[2])

„An Se. Hochwohlgeboren
Hrn. v. Griesinger.

(Wien 7. Jan. 1823)

Euer Hochwohlgeboren!

Indem ich gesonnen bin meine große schon seit einiger Zeit verfaßte Messe nicht durch den Stich herauszugeben, sondern auf eine für mich glaube ich ehrenvollere und vielleicht ersprießlichere Art, bitte ich sie um Ihren Rath, und wenn es sein kann um ihre Verwendung hierbey, meine Meynung ist selbe allen großen Höfen anzubiethen, sehr unerfahren in allem außer meiner Kunst, würden sie mich unendlich sich verbindlich machen, wenn sie meinem Bruder dem Ueberbringer dieses[3]) hierüber sich mittheilen wollten, ich wäre selbst gekommen bin aber wieder etwas unpäßlich, von jeher gewohnt sie als

---

[1]) Vgl. Köchel Nr. 60, S. 62. Der Brief war nicht, wie Köchel angibt, vom 1. Juni; Kalischer (Musik 1902 S. 1156) setzte ihn richtig 1. Juli; das geht auch aus der Erwähnung eines Briefes von Fürst Galitzin hervor, den Beethoven erst im Laufe des Juni erhielt.

[2]) Abschrift des Briefes besaß Otto Jahn, von welcher Thayer Abschrift nahm; nach dieser erfolgt der gegenwärtige Druck. — Jetzt hat ihn auch Kalischer (N. B. Br. S. 65) veröffentlicht.

[3]) Also auch hier unterstützte ihn der Bruder Johann.

Theilnehmer an dem Fortgange der Kunst und ihrer Jünger zu betrachten, bin ich überzeugt, daß sie nicht verschmähen werden meinen Wünschen mit ihrer Theilnahme entgegen zu kommen.

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll
ergebenster
Beethoven."

Ob Beethoven auf dieses Schreiben eine Antwort erhielt, schriftlich oder mündlich, erfahren wir nicht.

Beethoven nahm bei diesem Geschäfte vorzugsweise die Unterstützung Schindlers in Anspruch, dem wir hier also im wesentlichen als Führer folgen können.[1]) Beethoven wollte ihm sogar seine Mühewaltung mit 50 Gulden vergüten, wozu es aber nie gekommen ist: auch versichert Schindler, daß er sie nie würde angenommen haben, da er seine Dienste nur als Freundesdienste betrachtete; er freute sich aber, als ihm Beethoven bald nachher einige Originalpartituren schenkte.

Die Einladungen ergingen zum Teil noch vor Ende des Monats Januar; auf sie bezog sich ohne Zweifel folgender Anfang eines nicht datierten Briefes an Schindler:[2])

„Sehr Bester optimus optime. Ich sende ihnen hier den Kalender, wo das Papier steckt sind alle hiesige Gesands. angezeigt, wenn sie mir kürzl. daraus ein Schema der Höfe ausziehen wollten, so könnte man die sache beschleunigen, übrigens bitte ich sie, sobald sich mein H. Bruder einmischt, daß sie mit — cooperieren, sonst möchten wir leid statt Freud erleben." —

Das war also die Vorbereitung der Verhandlungen. Nach Schindlers Einzeichnung in Beethovens Kalender erfolgte am 23. Januar die Übergabe an die Gesandtschaften von Baden, Württemberg, Bayern und Sachsen, nach Beethovens eigener Bemerkung „am 26. Jenner bei den übrigen Ge-

---

[1]) Schindler II S. 16 ff. Die kleinen Briefe an Schindler aus diesem Jahre, auf die Messe und andere gleichzeitige Angelegenheiten bezüglich, hatte A. Kalischer in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung von 1889 (Nr. 347 fg.) veröffentlicht und sich dadurch großes Verdienst erworben; er hat sie in der neuen Sammlung von Briefen Beethovens (S. 91 ff.) mit Einschluß der in Nohls Sammlung bereits enthaltenen wiederholt. Die Veröffentlichungen durch Nohl sind lückenhaft und unzuverlässig. Mir liegen außerdem Abschriften Thayers vor; auch habe ich die Briefe in Berlin selbst vergleichen können. Hier können sie nicht alle mitgeteilt werden; ich muß im allgemeinen auf Kalischers Publikation Bezug nehmen.

[2]) Kalischer N. B. Br. 14 S. 101. Abschrift auch bei Thayer (nach Schindlers Nachlaß). Die Fortsetzung des Briefes folgt später. Er gehört in den Januar 1823.

sandten,"[1]) weiter (nach Schindler) am 4. Februar an Weimar, am 5. Febr. an Mecklenburg und Hessen-Darmstadt, am 6. Febr. nach Berlin, Kopenhagen, Hessen-Cassel und Nassau, am 17. Febr. nach Toskana (durch den Agenten Odelga), am 1. März nach Paris. Die Einladung an die kurfürstlich-hessische Gesandtschaft hatte Beethoven am 23. Januar aufgesetzt, aber nicht abgesandt, weil nach einer beigegebenen Bemerkung Schindlers es sich gezeigt habe, „daß an den kleinen Höfen nichts zu erreichen sei". Doch mag dieses Schreiben hier als Beispiel stehen, da die übrigen jedenfalls gleichlautend waren:[2])

(„An die hochlöbl. churfürstlich-hessische Gesandtschaft in Wien")

„Der Unterzeichnete hegt den Wunsch, sein neuestes Werk, welches er für das gelungenste seiner Geistes-Produkte hält, dem allerhöchsten Hofe von Cassel einzusenden.

Dasselbe ist eine große solenne Messe für 4 Solo-Stimmen, mit Chören und vollständigem großen Orchester, in Partitur, welche auch als großes Oratorium gebraucht werden kann.

Er bittet daher die hohe Gesandtschaft Sr. Königl. Hochheit des Churfürsten von Hessen-Cassel, möge geruhen ihm die hierzu nöthige Erlaubniß Ihres Allerhöchsten Hofes gnädigst zu bewirken.

Da die Abschrift der Partitur jedoch beträchtliche Kosten erfordert, so glaubt der Gefertigte es nicht zu hoch anzusetzen, wenn ein Honorar von 50 Dukaten in Gold dafür festgesetzt werde.

Das erwähnte Werk wird übrigens vor der Hand nicht öffentlich im Stich ausgegeben werden.

Wien den 23. Jänner 1823.

Ludwig van Beethoven."

Daß Beethoven auch persönlich der Sache Nachdruck zu geben sich bemühte, wird weiterhin klar werden. Wie viele Einladungen er schickte, wissen wir nicht bestimmt; Schindler berichtet nur über die tatsächlich erfolgten Subskriptionen, und auch über diese nicht ganz genau. Es erfolgten ihrer 10; wir stellen sie am Schlusse dieser Erörterung zusammen und teilen vorher mit, was in Verbindung mit den einzelnen Einladungen erwähnenswert ist.

[1]) Der Kalender befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek. Vgl. auch Nohl Br. B. S. 236.

[2]) Abschrift des Schreibens nach Schindlers Nachlaß befindet sich unter Thayers Papieren. Das Schreiben wurde, ohne bestimmte Adresse, in der schon angeführten Schrift Heimsoeths über die Messe veröffentlicht, der es von Schindler erhalten hatte. Es sei, wird dabei berichtet, kaum gelesen, wieder zurückgegeben worden und so wieder an Beethoven gelangt. — Nur die Unterschrift ist von Beethovens Hand.

Der König von Preußen war der erste, welcher die Einladung annahm, denn Beethoven gab auch dem Erzherzog in dem erwähnten Briefe Nachricht hiervon; er hatte auch den Fürsten Radziwill und Zelter um Verwendung in dieser Sache ersucht. Die Anmeldung erfolgte durch Vermittlung des Gesandten Fürsten Hatzfeld. Der Kanzleidirektor der Gesandtschaft, Hofrat Wernhard, überbrachte Beethoven die Nachricht und richtete an ihn die Frage, ob er nicht geneigt wäre, einen königlichen Orden den 50 Dukaten vorzuziehen. Unverweilt antwortete Beethoven: fünfzig Dukaten, und ließ sich nach dem Weggange des Hofrats in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern seitens verschiedener Zeitgenossen aus, „die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien."[1]) Beethoven erhielt das Geld ausgezahlt, zögerte aber, vermutlich infolge des Aufenthaltes, den die Abschrift verursachte, mit der Ablieferung, so daß er noch Anfang Juli von dem Fürsten Hatzfeld erinnert werden mußte.[2])

Im Anschluß hieran mag erwähnt werden, daß auch Fürst Radziwill in Berlin auf die Messe subskribierte. Auch hier verzögerte sich die Übersendung, sogar bis ins folgende Jahr. Noch am 28. Juni 1824 schrieb Radziwills Beauftragter Krauß an Beethoven einen höflichen Brief des Inhalts:

> „Euer Hochwohlgeboren habe ich am 6. April im Namen Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Anton Radziwill eine Assignation über 50 Stück Ducaten übersandt, und gebeten, eine Quittung darüber, und das für Seine Durchlaucht bestimmte Exemplar Ihrer Messe zukommen zu lassen, bis jetzt aber habe ich keines von beiden erhalten. Seine Durchlaucht sind jetzt aus Rußland nach Posen zurückgekehrt und haben bei mir angefragt, ob ich die Messe noch nicht bekommen hätte, da Sie solche zu haben wünschten.

---

[1]) Schindler II S. 18, der Zeuge des Vorfalls war. Auf diese Äußerungen kann sich Beethovens Erinnerung in einem Briefe an Schindler beziehen: „Papageno, sprechen sie nichts, was ich von Preußen sprach, es ist nichts darauf zu halten, um Martin Luthers Tischreden gleichzustellen." Vgl. Nohl Br. B. S. 255. Kalischer Neue Beeth.-Br. S. 132. Beethoven hat später seine Ansicht etwas geändert.

[2]) Schindler an Beethoven (3. Juli 1823):

> „Gestern Mittags schickte Fürst Hatzfeld heraus, mit der ernsten Frage, ob er die Messe itzt erhielt, nachdem der Termin abgelaufen sey. Er werde von Berlin deßhalb so sehr bestürmt, daß ihm die ganze Sache schon zur Last falle. Sie möchten daher die Güte haben, ohne Verzug dem Fürsten zu schreiben, wann er das Werk erhielt, damit er sich doch in Berlin mit Ihrer eigenen Handschrift ausweisen könne. Er wohnt itzt in Penzing No. 20, das 5te 6te Haus links, wenn man von Wien aus ins Dorf geht."

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst, mir über den Empfang der 50 Ducaten baldgefälligst Nachricht zu geben und mir auch die Messe zukommen zu lassen, damit ich sie dem Fürsten übersenden kann. [Unterschrift]

Berlin den 28. Juni 1824." [1])

Viel Kummer und Ungeduld verursachte Beethoven die Verzögerung einer Bestellung von seiten des sächsischen Hofes. Die Einladung an die sächsische Gesandtschaft war mit mehreren anderen am 23. Januar abgegangen; sie war aber anfangs abgelehnt worden, wie Beethoven selbst in dem Briefe an H. v. Könneritz (s. u.) mitteilte. [2]) Er gab aber die Hoffnung nicht auf, den König von Sachsen zu gewinnen. Im Nachtrag des Briefes vom 1. Juli (s. o. S. 355) schreibt er an Erzherzog Rudolf: [3])

---

[1]) Der Brief befand sich in Schindlers Besitz; Thayer erhielt ihn durch Nowotny. Schindler bemerkt dazu, die schlechten Kopien seien schuld an diesen Verzögerungen gewesen. In jedem Exemplar hätten viele Bogen immer wieder von neuem geschrieben werden müssen.

[2]) Mehrmals klagt er in den Zetteln an Schindler, daß von Dresden noch kein Bescheid da sei. Auf einem (vgl. Kalischer S. 121 Nr. 33) „von Dresden noch nichts", worauf er wieder über sein Auge klagt. Diesen Zettel setzt Kalischer in den Juli, in welchem Beethoven aber neue Hoffnung auf Dresden setzte; er dürfte etwas früher fallen; ferner Kalischer S. 112 Nr. 28, wohl sicher aus dem Juni (so auch Kalischer): „Von Dresden nichts — Bis Ende dieses Monats warte ich noch, alsdann einen Advokaten in Dresden." Dazu macht Schindler die Bemerkung: „Der ungeduldige Beethoven hat die Absicht, den König von Sachsen durch einen Advokaten zur Entschließung betreffs Subscribirung oder Nicht-Subscribirung auf die Missa in D zu bringen. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises von dem leidenschaftlichen Vorgehen des Mannes in allen Dingen? Für diesen absoluten Willen gab es keinerlei Schranken." Nach meiner Meinung ist Schindler bei dieser seltsamen Mitteilung im Irrtum. Beethoven hatte ein Angebot gemacht, eine Bitte ausgesprochen, hatte aber kein Recht zu verfechten und konnte nicht auf den absurden Gedanken kommen, Rechtsschutz zu suchen. Das könnte man höchstens annehmen, wenn er bei der Einladung die Messe schon mitgeschickt hätte; das ist aber für diese frühere Zeit unwahrscheinlich, es ist in mehreren anderen Fällen nicht geschehen, und nach dem Briefe des Erzherzogs vom 31. Juli hatte der König die Messe noch nicht. Beethoven dachte bei dem „Advokaten" wohl an einen warmen Fürsprecher, wie er sich auch in dem Briefe an Könneritz des Wortes „Sachwalter" bedient. — Noch einmal heißt es in einem Brief an Schindler (Kalischer Nr. 30 S. 115) „Von Dresden — Nieten", was sich auf eine Ablehnung zu beziehen scheint. Auf dem Original steht das Datum des 1. Juni; Kalischer gibt: 1. Juli. Ich möchte auch hier darauf aufmerksam machen, daß der Brief nicht zu einer Zeit geschrieben sein kann, wo er neue Hoffnungen auf Dresden setzte.

[3]) Köchel Nr. 60 S. 65; der Brief ist dort vom 1. Juni datiert, was aber irrtümlich sein muß. Gleich im Anfang wird ein Rezepisse der Post vom 27. Juni erwähnt

„Wenn E. K. H. die Gnade haben wollten, wenn es sich für Ihre Verhältnisse schickt, doch den Prinzen Anton in Dresden die Messe zu empfehlen, so daß Se. kön. Majestät von Sachsen auf die Messe subscribirten, welches gewiß geschieht, wenn E. K. H. sich nur irgend auf eine Art dafür zeigten. Sobald ich nur davon unterrichtet wäre, daß Sie diese Gnade mir erwiesen hätten, so würde ich mich gleich an den dortigen Generaldirektor des kön. Theaters und der Musik wenden, welcher dergleichen auf sich hat, und ihm die Subscriptions-Einladung für den König von Sachsen schicken, welches ich aber ohne eine Empfehlung E. K. H. nicht gerne thun möchte."

Der Erzherzog erfüllte Beethovens Wunsch. Am 17. Juli schrieb Beethoven an den Generaldirektor v. Könneritz aus Hetzendorf:

„— nach der Schilderung meines lieben Freundes Maria Webers der vortrefflichen und edeln Denkungsart Euer H. w. g. glaubte ich mich noch in einer andern angelegenheit an sie wenden zu können, nemlich wegen einer großen Messe, welche ich nun im Manuscript herausgebe, obschon diese Angelegenheit früher abgelehnt, so glaube ich doch daß, indem mein Verehrter Cardinal Sr. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Rudolph an den Prinzen Anton König. Hoheit geschrieben haben, Sr. Majestät dem Könige von Sachsen die Messe zu emphelen, wenigstens der Versuch zu machen wäre, und es mir immer zur besonderen Ehre gereichen würde, Sr. Majestät den König von Sachsen als Musikkenner auch unter meinen hohen Subskribenten, wie der König von Preußen, Sr. Majestät der russische Kaiser, Sr. Königlich. Majestät von Frankreich etc. obenansetzen zu können; — ich überlasse aus diesen Anzeigen E. H. w. selbst, wie und wo sie am besten wirken können, für heute ist es unmöglich, aber mit nächstem Posttage werde ich die Ehre haben, ihnen eine Einladung zur Subscription auf meine Messe für Sr. Königl. Majestät von S. zu senden, ich weiß ohnehin, daß sie kaum von mir denken werden, daß ich unter diejenigen gehöre, welche bloß niedriger Gewinnsucht wegen schreiben, wo gäb es nicht Umstände, welche manchmal den Menschen zwingen wider seine Denkungsart und Grundsätze zu handeln!! — Mein Cardinal ist ein guhtmüthiger Fürst, allein — die Mittel fehlen — ich hoffe Verzeihung von ihnen für meine anscheinende Zudringlichkeit zu erhalten, wo ich vieleicht ihnen mit meinen geringen Talenten dienen könnte, würde mir dieses ein unendliches Vergnügen verursachen —

Euer Hochwohlgebohren
Hochachtungsvoll verharrender
Beethoven."

---

und in der Nachschrift ein Geschenk des H. v. Könneritz, der erst am 26. Juni geschrieben und Geld geschickt hatte. Ich nehme mit Kalischer an, statt 1. Juni sollte es 1. Juli heißen. Daß der Brief aus Wien datiert ist, macht keine Schwierigkeit, da Beethoven öfter dorthin kam. Die Nachschrift trägt die Aufschrift: Hetzendorf.

Die Einladung an den König erfolgte bald darauf, wie wir aus dem zweiten Briefe an Könneritz ersehen:[1])

„Wien am 25ten Jul. 1823.

Euer Hochwohlgebohren!

Verzeihen sie meine Zudringlichkeit, indem ich den Einschluß an Sie übermache, er enthält einen Brief von mir an Sr. Königl. Hoheit den Prinzen Anton von Sachsen, welchem die Einladung zur Subscription auf die Messe an Se. Königl. Majestät von Sachsen beygefügt ist, ich schrieb ihnen schon neulich, daß mein gnädigster Herr der Erzherzog Rudolph Cardinal an Se. Königl. Hoheit den Prinzen Anton um Verwendung bei Sr. Königl. Majestät von Sachsen die Messe zu nehmen, geschrieben habe, ich bitte sie ihren ganzen Einfluß anzuwenden, ja ich überlasse E. H. g. gänzlich hierin zu schalten und zu walten nach ihren dortigen local Einsichten, obschon ich glaube, daß die Empfelung meines Cardinals nicht ohne Gewicht sein werde, so müssen die Höchsten u. allerhöchsten Entschließungen doch immer durch die Sachwalter des Guten und Schönen angeeifert werden. Bisher bey allem äußern Glanze habe ich kaum, was ich vom Verleger würde erhalten haben für dieses Werk, da die Copiatur Kosten sich hoch betragen, meine Freunde hatten diese Idee die Messe zu verbreiten, denn ich bin Gott sei Dank ein Laye in allen Speculationen, Unterdessen ist kein Theilnehmer unseres Staats, der nicht verlohren hätte, so auch ich, wäre meine schon seit mehreren Jahren fortdauernde Kränklichkeit nicht, so hätte mir das Ausland so viel verschafft, ein sorgenfreies Leben ja nichts als Sorgen für die Kunst zu haben — Beurtheilen (Sie) mich ja gütig u. nicht nachtheilig, ich lebe nur für meine Kunst u. als Mensch meine Pflichten zu erfüllen, aber leider, daß dieses auch nicht allzeit ohne die Unterirdischen Mächte geschehen kann — indem ich ihnen bestens meine Angelegenheit empfehle, hoffe ich ebenfalls von ihrer Liebe für Kunst u. ihrer Menschenfreundlichkeit überhaupt, mich mit ein paar Worten sobald ein Resultat erscheint, gütigst zu benachrichtigen —

Euer Hochwohlgebohren

mit innigster achtung ergebenster

Beethoven."

Beethovens Wünsche wurden erfüllt: König Friedrich August subskribierte auf die Messe. Am 31. Juli schrieb ihm der Erzherzog: — „Mein Schwager der Prinz Anton hat mir schon geschrieben, daß der König von Sachsen, Ihre schöne Messe erwartet. —"[2]) Auch Prinz Anton selbst schrieb an ihn:

---

[1]) Beide Briefe an Könneritz teilt Fürstenau Allg. Mus. Ztg. 1863 Nr. 36. 37 (S. 619/20 und 631/2) mit, nach ihm Nohl Br. B. Nrn. 275–276.

[2]) Der Brief befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek.

„Dresden am 12t. Sept. 1823.

Mein Herr Kapellmeister! Ich habe Ihren Brief nebst dem Einschluß an den König meinen Bruder erhalten, und ich zweifle nicht, daß derselbe Ihrem Wunsch willfahren wird, besonders da ich schon mit ihm davon im Nahmen meines Schwagers des Kardinals gesprochen habe. Das neue Werk wovon Sie sprechen wird gewiß eben so ein Meisterstück seyn, wie Ihre übrigen, und von mir, wenn ich es höre bewundert werden. Ich bitte Sie, meinem lieben Schwager recht viel auszurichten, und Ihrerseits von den Gesinnungen überzeugt zu seyn, mit welchen ich zeitlebens verbleibe

Ihr wohl affectionirter
Anton.“ [1])

Das Geld muß bald nachher eingetroffen sein; ein Zettel an Schindler aus demselben Monat enthält die Worte: [2]) — „Damit ihr böser Leumund dem armen Dresdener nicht mehr zu wehe thut, sage ich ihnen, daß heute das Geld mit aller mich ehrender Aufmerksamkeit angelangt ist.“ — Das geschriebene Subskriptions-Exemplar befindet sich noch im Besitze der königlichen Privat-Musikaliensammlung zu Dresden (nach Fürstenaus Angabe). —

Guten Erfolg hatte er auch beim Großherzog von Hessen-Darmstadt. An diesen hatte er am 5. Februar das bezügliche Schreiben persönlich gerichtet: [3])

„Eure Königliche Hoheit!

Der Unterzeichnete hat soeben sein neuestes Werk vollendet, welches er für das Gelungenste seiner Geistesprodukte hält. Dasselbe ist eine große Solenne Messe für 4 Solostimmen mit Chören und vollständig großem Orchester, welche auch als großes Oratorium aufgeführt werden kann. Er hegt daher den Wunsch, ein Exemplar dieser Messe in Partitur Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst einzusenden und bittet deshalb gehorsamst, Eure Königliche Hoheit wollen allergnädigst geruhen, ihm die allerhöchste Bewilligung zu erteilen. Da die Abschrift der Partitur jedoch beträchtliche Kosten erfordert, so wagt es der Unterzeichnete, Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst vorzu-

[1]) Der Brief befindet sich ebenfalls in Schindlers Nachlaß in Berlin, wo ich ihn abgeschrieben habe. Gedruckt ist er jetzt bei Kalischer, N. B. Br. S. 129.

[2]) Vgl. Kalischer N. B. Br. S. 128. — In Wien scheint die Sache anfangs noch unbekannt geblieben zu sein. Nach dem Konv.-Heft erzählte noch im November der Neffe seinem Onkel: „Griesinger hat auch dem Bruder gesagt, der sächsische Hof nehme die Messe nicht. — Hat sich aber ganz anders benommen, als er das Gegentheil hörte.“ —

[3]) Louis Schlösser, auf den wir weiter unten zu sprechen kommen, hat dieses Gesuch in seinen „Persönlichen Erinnerungen an Beethoven“ in der Zeitschrift Hallelujah von 1885 (Nr. 20 S. 231 ff.) wörtlich mitgeteilt.

legen, daß er für dieses große Werk das mäßige Honorar von fünfzig Dukaten bestimmt habe, und schmeichelt sich mit der ausgezeichneten Ehre, Höchstdieselben in die Zahl seiner allerhöchsten Subskribenten zählen zu dürfen.

Wien, den 5. Februar 1823.

Eurer Königlichen Hoheit
gehorsamster
Ludwig van Beethoven."

Die Unterschrift war von Beethovens Hand. Das Gesuch erfolgte durch Vermittelung des hessischen Gesandten Barons von Türckheim, den sein Landsmann Schlösser als hochgebildeten Kunstkenner bezeichnet, des späteren Intendanten des großherzoglichen Hoftheaters in Darmstadt.[1]) Die Antwort war angekommen, als Schlösser in Wien war, und Türckheim, der dessen Wunsch kannte, Beethoven kennen zu lernen, ermöglichte ihm dies, indem er ihn bat, den Bescheid Beethoven zu überbringen. „Die Annahme des Gesuches," erzählte ihm Türckheim, „ist mir soeben aus Darmstadt mit dem anerkennendsten Lobe für den berühmten Komponisten zugegangen, wollen Sie dieselbe vielleicht an ihre Adresse Kothgasse Nr. 60 erster Stock, links die Thüre, besorgen? Hier ist die Depesche mit dem Großherzoglichen Siegel." Schlösser begab sich sofort zu Beethoven; er beschreibt uns ausführlich seine Wohnung und seine erste Begegnung (es muß im April oder früh im Mai 1823 gewesen sein). Beethoven durchlas das Schreiben mit großer Freude; er sagte zu Schlösser wörtlich: „Das sind wohlthuende Worte, die ich las. Ihr Großherzog spricht nicht nur wie ein fürstlicher Mäcen, sondern wie ein gründlicher Musikkenner von umfassendem Wissen; nicht die Annahme meines Werkes ist es allein, was mich erfreut, sondern der Wert, den er im Ganzen auf die Kunst legt und die Anerkennung, die er meinem Wirken schenkt." —

Im Gegensatze hierzu erfolgte vom großherzoglichen Hofe in Weimar keine Subskription. Um Unterstützung des Gesuches, welches am 4. Febr. der Gesandtschaft übergeben war, hatte sich Beethoven an keinen Geringeren als Goethe gewendet. Der Brief an Goethe, im großherzoglichen Archiv zu Weimar befindlich, ist von Frimmel[2]) mitgeteilt und kann auch hier nicht fehlen.

---

[1]) Im Konv.-Buche erzählt Schindler Beethoven: „Beim Darmstädtischen Gesandten war ich heute. Ein allerliebster herrlicher Mann. Er kennt Sie und verehrt Sie. Er läßt Sie herzlich grüßen, u. wird die Sache auf Morgen expediren; nur bedauert er, daß die Antwort nicht so schnell erfolgen dürfte, weil der Großherzog eben jetzt krank ist."

[2]) Neue Beethoveniana S. 350. (Nachtrag.)

„Wien am 8ten Februar 1823.

Euer Excellenz!

Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren Unsterblichen nie veralternden Werken, u. die glücklichen in ihrer Nähe verlebten Stunden nie vergessend, tritt doch der Fall ein, daß auch ich mich einmal in ihr Gedächtniß zurückrufen muß — ich hoffe Sie werden die Zueignung an E. E. von Meeresstille u. glückliche Fahrt[1]) in Töne gebracht von mir erhalten haben, Beyde schienen mir ihres Kontrastes wegen sehr geeignet auch diesen durch Musick mittheilen zu können, wie lieb würde es mir sein zu wissen, ob ich passend meine Harmonie mit der Ihrigen verbunden, auch Belehrung welche gleichsam als Wahrheit zu betrachten, würde mir äußerst willkommen seyn, denn letztere liebe ich über alles, u. es wird nie bey mir heißen: veritas odium parit. — Es dürften bald vieleicht mehrere ihrer immer einzig bleibenden Gedichte in Töne gebracht von mir erscheinen, worunter auch „rastlose Liebe"[2]) sich befindet, wie hoch würde ich eine allgemeine Anmerkung überhaupt über das Komponiren oder in Musik setzen ihrer Gedichte achten! — Nun eine Bitte an E. E. ich habe eine große Messe geschrieben, welche ich aber noch nicht herausgeben will, sondern nur bestimmt ist, an die vorzüglichsten Höfe gelangen zu machen, das Honorar beträgt nur 50 #, ich habe mich in dieser Absicht an die Großherzogl. Weimar. Gesandschaft gewendet, welche das Gesuch an Sr: Großherz. Durchl. auch angenommen u. versprochen hat, es an Selbe gelangen zu machen, die Messe ist auch als Oratorium gleichfalls aufzuführen, u. wer weiß nicht, daß heutiges Tages die Vereine für die Armuth d. g. benöthigt sind! — Meine Bitte besteht darin, daß E. E. Seine Großherzogl. Durchl. hierauf aufmerksam machen mögten, damit Höchstdieselb. auch hierauf subscribirten, die Großherz. Weimar. Gesandschaft eröfnete mir, daß es sehr zuträgl. seyn würde, wenn der Großherz. vorher schon dafür gestimmt würde.[3]) ich habe so vieles geschrieben, aber erschrieben — beynahe gar nichts, nun aber bin ich nicht mehr allein, schon über 6 Jahre bin ich Vater eines Knaben meines verstorbenen Bruders, eines hoffnungsvollen Jünglings im 16ten Jahre den wissenschaften ganz angehörig u. in den reichen Schachten der Griechheit schon ganz zu Hause, allein in diesen Ländern kostet d. g. sehr viel, u. bey studirenden Jünglingen muß nicht allein an die Gegenwart, sondern selbst an die Zukunft gedacht werden, u. so sehr ich sonst bloß nur nach oben gedacht, so müssen doch jetzt meine Blicke auch sich nach Unten erstrecken — mein Gehalt ist ohne Gehalt —

---

[1]) Komponiert 1815, erschienen mit der Widmung an Goethe Anf. 1823.

[2]) Dieses Lied hatte Beethoven zwischen 1800 und 1804 als durchkomponiertes Lied entworfen und wohl für eine Sammlung bestimmt, ließ es aber liegen. Vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 575.

[3]) Die Worte „meine Bitte" bis „gestimmt würde" sind unten nachgetragen und mittelst # hinaufgezogen (Frimmel).

Meine Kränklichkeit seit mehreren Jahren ließ es nicht zu, Kunstreisen zu machen, u. überhaupt alles das zu ergreifen, was zum Erwerb führt!? — sollte ich meine gänzliche Gesundheit wieder erhalten, so dürfte ich wohl noch manches andere bessere erwarten dürfen — E. E. dürfen aber nicht denken, daß ich wegen der jetzt gebeteten Verwendung für mich ihnen Meeresstille u. Glückliche Fahrt gewidmet hätte, dies geschah schon im Maj 1822, u. die Messe auf diese Weise bekannt zu machen, daran ward noch nicht gedacht, bis jetzt vor einigen Wochen — die Verehrung Liebe u. Hochachtung welche ich für den einzigen Unsterblichen Göthe von meinen Jünglingsjahren schon hatte, ist immer mir geblieben, so was läßt sich nicht wohl in Worte fassen, besonders von einem solchen Stümper wie ich, der nur immer gedacht hat, die Töne sich eigen zu machen, allein ein eigenes Gefühl treibt mich immer, ihnen so viel zu sagen, indem ich in ihren schriften lebe. — Ich weiß Sie werden nicht ermangeln, einem Künstler, der nur zu sehr gefühlt, wie weit der bloße Erwerb von ihr entfernt, einmal sich für ihn zu verwenden, wo Noth ihn zwingt, auch wegen andern für andere zu walten zu wirken — das gute ist unß allzeit deutlich, u. so weiß ich, daß E. E. meine Bitte nicht abschlagen werden —

Einige Worte von ihnen an mich würden Glückseeligkeit über mich verbreiten.

Euer Excellenz
mit der innigsten
unbegrenztesten
Hochachtung
verharrender

Beethoven."

Auf diesen Brief ist nach Schindlers Versicherung, der hierin wohl unterrichtet sein konnte, niemals eine Antwort erfolgt; auch kam vom Weimarer Hof keine Subskription. Das offizielle Anerbieten hat sich im Weimarer Archiv nicht gefunden, doch muß man nach Beethovens Worten doch annehmen, daß es an seine Adresse gelangt ist. Den Brief an Goethe liest man nicht ohne Rührung. Die Demut und Bescheidenheit, mit der er sich Goethe nähert, der Ausdruck höchster Bewunderung für ihn, dann wieder die Offenheit, mit welcher er seine Verhältnisse und den Beweggrund zu seiner Bitte darlegt und sich dadurch wie an einen Freund, dem er vertraut, wenden zu können glaubt, besonders die Abwehr des Gedankens, als könne der Widmung der Meeresstille eine selbstsüchtige Absicht zu grunde liegen — alles das läßt uns in die offene und edle, aber gerade jetzt tief gedrückte Seele des vielgeprüften Künstlers hineinblicken. Goethe war, wenn wir nach der Äußerung an Zelter schließen sollen, von Beethovens Persönlichkeit nicht sympathisch berührt gewesen. Nach einer jetzt bekannt ge-

wordenen brieflichen Äußerung an Christian[1]) war der unmittelbare Eindruck etwas günstiger. Allein ein tieferes Verhältnis zu Beethovens Kunst hat er nicht gewonnen, und nähere Beziehungen sind nicht eingetreten. Den obigen Brief, den er doch erhalten haben wird, scheint er als Bittbrief eines Hülfesuchenden, deren er manche erhalten mochte, ignoriert zu haben. Es erfüllt uns mit Wehmut, daß unser Meister, der höchste Bewunderer des großen Mannes, in der gedrücktesten Lage seines Lebens dies hat empfinden müssen.

Von Bayern kam, wie wir aus dem Konversationsbuche erfahren, eine ablehnende Antwort.[2])

Besser glückte es ihm im Auslande. An die Könige von Frankreich und Neapel wurde die Einladung in französischer Sprache geschickt; wir lassen die nach Neapel hier folgen:[3])

„Le soussigné vient de finir une Oeuvre qu'il croit la plus accomplie de ses productions. C'est une grande Messe solennelle à quatre voix avec des Choeurs et à grand Orchestre, elle se prête de même a etre executée en Oratoire.[4])

Animé du desir de presenter avec le plus profond respect a votre Majesté un exemplaire de cette Messe en partition le compositeur la supplie de vouloir[5]) bien lui en accorder la permission.

La copie de la partition entrainant de dépenses considerables le Soussigné prend la liberté de faire observer à Votre Majesté qu'il a porté l'honoraire de son Oeuvre à cinquante Ducates. S'il pouvoit se flatter de l'honneur distingué d'avoir votre Majesté au nombre de ses tres hauts Prenumerants, il en augureroit le plus beau succes et pour la Gloire et pour son interêt.

---

[1]) Bd. 23 der Weimarer Ausgabe, Abt. IV (Briefe), Nr. 6348. (Brief aus Teplitz vom 19. Juli 1812.) „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß."

[2]) „Von Bayern ist eine abschlägige Antwort gekommen," sagt Schindler im Konv.-Buch vom Mai (gegen Ende) 1823 (nach Thayer).

[3]) Aus Schindlers Nachlaß; Thayer erhielt sie durch Nowotny. Die nach Frankreich gerichtete Einladung war mutmaßlich gleichlautend.

[4]) Niemand hatte also Beethoven sagen können, daß die Franzosen für Oratorium nur das Wort oratorio haben. Oratoire heißt Betsaal. (Schindler.)

[5]) Dieses Wort ist von mir durch Vermutung berichtigt statt eines unmöglichen Wortes (vutoir) in meiner Vorlage.

Que Votre Majesté daigne accepter l'hommage sincère du plus respectueux de ses Serviteurs
a Vienne le 7me avril 1823

Louis van Beethoven."[1])

Die Einladung an den König von Frankreich suchte er durch einen Brief an Cherubini zu unterstützen. Das Konzept dieses Briefes befindet sich auf der Berliner Bibliothek und lautet:[2])

„Hochgeachteter Herr!

Mit großem Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit ihnen[3]) schriftlich zu nahen im geiste bin ich es oft genug, indem ich ihre Werke über alle andere theatralische schätze, nur muß die schöne Kunstwelt bedauern daß seit einiger Zeit, wenigstens in unserm Deutschl. kein neues großes theatralisches Werk von ihnen erschienen ist, so hoch auch ihre andern Werke von wahren Kennern geschätzt werden, so ist es doch ein wahrer Verlust für die Kunst,[4]) kein neues produkt ihres großen Geistes noch für das Theater zu besitzen, wahre Kunst bleibt unvergängl. u. der wahre Künstler hat inniges Vergnügen an wahren u. großen genie produkten u. so bin ich auch entzückt, so oft ich ein neues Werk von ihnen vernehme u. nehme antheil daran als an meinen eigenen Werken — kurz ich ehre u. liebe sie — wäre nur meine beständig. Kränklichkeit nicht, daß ich sie in Paris sehen könnte, mit welchem außerordentl. Vergnügen könnte ich mich über Kunstgegenstände mit ihnen besprechen?! — nun muß ich noch hinzusetzen, daß ich bey jedem Künstler u. Kunstliebhaber mich so immer mit Enthusiasm über Sie äußere, sonst könnten sie . . . .[5])

---

[1]) Auf einem Quartblatt (in Schindlers Nachlaß befindlich) hatte Beethoven den Schluß des Gesuches in folgender Weise angegeben: „Daß er das Honorar für sein Werk auf fünfzig Dukaten angesetzt habe: — Wenn er sich mit der ausgezeichneten Ehre schmeicheln dürfte, Ihre Majestät unter die Zahl seiner hohen Subskribenten setzen zu dürfen, würde derselbe den günstigsten Erfolg für seinen Ruhm sowohl als auch für seinen Vortheil voraussagen dürfen." Darunter schreibt Beethoven (vgl. Kalischer S. 96): „Ich ersuche sie höflich diese Einladung auf dem hier überschickten Papier sauber zu schreiben. Karl hat zu viel zu thun, ich werde selbe Mittwoch früh abhohlen lassen. — Um Grillparzers Wohnung bitte ich sie, vieleicht daß ich ihn selbst besuche, wegen der 50 noch etwas geduld, da es nicht möglich ist, woran sie übrigens selbst mit schuld sind, machen sie auch ein Couvert um die Einladung, ich werde dies zu machen hier besorgen." Das bezog sich also auf die französische Einladung, und stammt danach aus dem Frühjahr 1823.

[2]) Das Konzept folgt hier nach genauer Prüfung des Originals.

[3]) Vor „ihnen" ist etwas ausgestrichen, aber nicht „mich", wie bei Schindler und Nohl steht.

[4]) Das Wort ist nicht ganz deutlich.

[5]) Das Wort hier ist undeutlich; die Abschrift, welche Nohl (S. 229) benutzt, hatte „wirklich", das ist aber unsicher. Es kann auch „hiedurch" oder „vielleicht" heißen sollen.

glauben, daß, weil ich etwas von ihnen zu bitten, dies bloß der Eingang dazu wäre, ich hoffe aber sie trauen mir keine so niedrige Denkungsart zu —
verächtliche Handlungs

meine bitte besteht darin, etc.[1]) daß hiebey etc. ich weiß, wenn sie Sr. Majestät Anrathen die Messe zu nehmen, selbe gewiß nehmen werde. meine Lage ma situation critique demande que je ne fixe seulement come ordinaire mes pensées aux ciel au contraire, il faut les fixer en bas pour les necessites de la vie, wie es auch gehen mag mit meiner Bitte an Sie ich werde sie allzeit lieben u. verehren, et vous resteres toujours celui de mes contemporains, que je l'estime le plus si vous me voulez faire une [so] estrême plaisir, c'etoit si m'ecrireres quelque lignes, ce que me soulagera bien — l'art unie touta [so] le monde wie vielmehr wahre Künstler, et peut êtres vous me dignes aussi de me mettre auch zu rechnen unter diese Zahl

avec la plus haute
estime
votre ami
e serviteur
Beeth."

Diesen Entwurf schickte Beethoven an Schindler und schrieb darunter:

„Lieber Schindler, ich weiß nicht ob das andere Exempl. corrigirt worden ist, ich sende dieses deswegen — wegen N. in S. bitte ich sie ja verschwiegen zu sein, Bl. ist schon in angst deswegen

Eiligst ihr Freund Beethoven." [2])

Daraus sehen wir, daß schon ein Entwurf vorhanden war, und zwar, wie man Nohl glauben darf, von Schindlers Hand, in welchen Beethoven hineinkorrigiert hatte.[3])

---

[1]) In dem Entwurfe, den Schindler (II S. 352) mitteilt, standen hier die Worte: „Ich habe so eben eine große solenne Messe vollendet, und bin Willens, selbe an die europäischen Höfe zu senden, weil ich sie vor der Hand nicht öffentlich im Stich herausgeben will. Ich habe daher durch die französische Gesandtschaft hier auch eine Einladung an Se. Majestät den König von Frankreich ergehen lassen, auf dieses Werk zu subscribiren, und bin überzeugt, daß der König selbe auf Ihre Empfehlung gewiß nehmen werde. Ma situation" usw. mit geringen Abweichungen, wie in obigem Entwurfe.

[2]) Die Zeilen teilt Kalischer S. 144 mit, der das Bl. wohl richtig auf Blöchlinger deutet.

[3]) Diesen Entwurf hatte Schindler (II S. 352) und nach ihm Nohl (Nr. 250) mitgeteilt, der aber dann auch den Anfang des Beethovenschen mitteilt. Schindlers Angabe (II. S. 18), er teile wörtlich den in Berlin befindlichen Entwurf mit, ist unrichtig. Der Entwurf bei Schindler ist nicht völlig gleichlautend, aber vollständiger. Vgl. Anm. 1.

Der Brief an Cherubini erging nach der Einzeichnung im Kalender am 15. März, wurde aber nicht beantwortet; noch 1841 sprach Cherubini Schindler gegenüber sein Bedauern darüber aus, ihn nicht erhalten zu haben. Der König Ludwig XVIII. nahm jedoch die Einladung an und ließ dem Meister einige Zeit später eine goldene Medaille im Gewichte von 21 Louisdor übersenden. Dieselbe trug auf der Vorderseite das Brustbild des Königs, auf der Rückseite in einem Kranze die Worte: Donnée par le Roi à Monsieur Beethoven. Der erste Kämmerer des Königs Herzog d'Achâts schrieb dazu folgende Worte:[1])

„Je m'empresse de vous prevenir, Monsieur, que le Roi a accueilli avec bonté l'hommage de la Partition de Votre Messe en Musique et m'a chargé de vous faire parvenir une medaille d'or à son effigie. Je me felicite d'avoir à vous transmettre le temoignage de la satisfaction de la Majesté et je saisis cette occasion de vous offrir l'assurance de ma consideration distinguée

Aux Tuileries ce 20 Fevrier 1824.

Le Premier Gentilhome de la Chambre du Roi Le duc d'Achats."

„Es war dies eine Auszeichnung," sagt Schindler (II S. 20), „wie dem Meister in seinem ganzen Leben keine bedeutungsvollere zu Theil geworden. Es läßt sich errathen, daß sie nicht verfehlen konnte, in dem Künstler das Bewußtseyn seiner Größe zu erwecken und ihn hoch emporzurichten."

Schindler gibt an, dieses Geschenk der Medaille sei der Subskriptionspreis für die Messe gewesen. Hierzu ist zu bemerken, daß die Medaille in der ersten Zeit 1824 ankam, daß Beethoven aber schon vor dem 1. Juni 1823, wie der Brief an Erzherzog Rudolf ergibt, über die Annahme der Einladung seitens des französischen Hofes unterrichtet war. Aus den Verhältnissen und Äußerungen Beethovens, z. B. aus der Erwiderung an den Hofrat Wernhard wissen wir, wie sehr es ihm in erster Linie auf den Empfang des Geldes ankam. Nun steht in einer Nachschrift eines gleich zu nennenden Zettels[2]) an Schindler: „sagen sie nur unvermerkt am rechten Ort, wie Frankreich das Geld auch nur an Sie geschickt habe." — Daraus scheint mir hervorzugehen, daß Beethoven das Subskriptions-Honorar auch von Frankreich zeitig erhalten hatte, daß also die Übersendung der Medaille eine nachträgliche besondere Ehrenbezeugung war. —

[1]) In Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek (Mappe I, 4).

[2]) S. u. S. 371.

Vom Könige von Neapel erfolgte keine Subskription, wohl aber vom Großherzog von Toskana; die Unterhandlungen wegen des letzteren zogen sich noch bis ins folgende Jahr hin. Bei den Beratungen darüber waren, wie die Konversationen von 1824 zeigen, Graf Lichnowski, Bruder Johann und Neffe Carl beteiligt; wir entnehmen daraus, daß es außer auf den Großherzog auch auf die Kaiserin Marie Luise (Parma) abgesehen war. Vermittler war der früher schon genannte Odelga; auch sollte Gräfin Neuberg um Vermittelung angegangen werden.[1]) Das Ende war, daß Marie Luise nicht subskribierte, sondern nur der Großherzog von Toskana.

Der Einladung an den schwedischen Hof legte Beethoven, nach Schindler, ein sorgsam abgefaßtes Schreiben an den König bei; doch kam von dort keine Erwiderung. Wohl aber subskribierte der König von Dänemark; über die Einzelheiten sind wir nicht genauer unterrichtet.

Auch der Kaiser von Rußland nahm die Subskription an; hierbei hat Beethoven, wie es scheint, die Fürsprache des Fürsten Galitzin in Anspruch genommen, wenigstens erhielt er durch diesen die Nachricht von der Annahme.[2]) Galitzin hatte ihm am 2. Juni geschrieben:

„Je m'impresse, Monsieur, de vous annoncer, que vôtre lettre à été remise à Sa Majesté et qu'Elle a daigné accéder à la demande que vous lui faites. Les ordres seront donnés au ministère des

---

[1]) Schon Ende 1823 schreibt Graf Lichnowski im K. B.: „Geben Sie mir den Brief an Grafen Neuberg [undeutlich], ich schließe ihn gewiß ein. — Ich werde Ihnen in ein paar Tagen Antwort hierüber sagen. — Auch an die Marie Luise meine ich wäre die Messe anzutragen. Wenn Sie wollen, so will ich an Grafen Neuberg schreiben, weil ich ihn kenne", und Anfang Februar 1824: „Was den Großherzog von Toscana betrifft, wenden wir uns an den Odelka, wo ich selbst hingehen werde. — Die Gräfin Neuberg hat keinen Einfluß auf Toscana. Ihr geht blos M. Luise an. Daher ist der Inhalt des Briefes beiläufig dieser: [nun schreibt Carl] Ich habe eine Messe vollendet, worauf etc. etc. subscribirt haben. Ich wünschte, daß Ihre Majestät die Kaiserin M. L. subscribire. — Du giebst den Brief dem Hr. Grafen mit, der ihn dann einschließt." Andere Bemerkungen, die hier übergangen werden müssen, beziehen sich auf dieselbe Sache. Noch im April 1824 schreibt der Neffe: „Sonntag werde ich zu Odelga gehen. Man muß doch angreifen; sonst behalten sie die Messe, und schicken nichts." Dann wäre also die Messe schon mitgeschickt worden. Doch ist es bedenklich, aus diesen hingeworfenen Bemerkungen Folgerungen zu ziehen. Durch Schindler läßt ihn Odelga (Anf. 1823) grüßen, er werde in der Messen-Angelegenheit alles tun.

[2]) Brief an den Erzherzog Rudolph, bei Köchel S. 63.

affaires etrangères pour vous faire connaitre la decision de S. M. par l'entremise de nôtre legation à Vienne.

Agreez l'expression de ma consideration distinguée
Prince Nicolas Galitzin."

Das Geld wurde nicht lange nachher angewiesen; am 9. Juli schreibt Schindler scherzhaft an Beethoven:

„Ich mache mir das Vergnügen Ihnen hiemit anzuzeigen, daß auf Befehl des Kaisers aller Russen 50 geharnischte Reiter als Russisches Contingent hier angelangt sind, um unter Ihren Fahnen das Vaterland zu verfechten. Der Führer dieser Kerntruppen ist ein russischer Hofrath. Hr. Clavierm. Stein hat von ihm den Auftrag, das Quartier für selbe bei Ihnen zu bestellen. Rien de nouveau chez nos voisins jusqu' ici.

Fidelissimus Papageno."[1])

Der Leiter der russischen Gesandtschaftsgeschäfte v. Obreskow scheint wegen Auszahlung des Geldes bei ihm angefragt zu haben; darauf bezieht sich folgende Zuschrift an Schindler:[2])

„Hier folgt der Brief an den H. v. Obreskow. Gehen sie nur damit hin u. sagen sie, was das Geld betrifft, so braucht man nur mir eine Quittung zu schicken, wofür man als dann, sobald ich selbe hinschicke, das Geld dem Uebergeb. der Quittung geben kann — sobald ich dieses Geld erhalte, erhalten sie gleich 50 fl. W. W. für ihre Bemühungen. nichts sprechen als das nöthige, denn man hält sich darüber auf, ebenfalls nicht sprechen von nicht fertig sein der Messe, welches nicht wahr ist, denn die neuen Stücke sind nur Zugabe — verschonen sie mich mit allem Uebrigen —

Meister des papageno
leben sie wohl."

Auf der Rückseite ist geschrieben:

„de wenn es nöthig, denken Sie immer, daß dergleichen Personen die Majestät selbst vorstellen"

„Ihre Wohnung habe ich angezeigt, sagen sie nur unvermerkt — vi — am rechten Ort,[3]) wie Frankreich das Geld auch nur an Sie geschickt habe. —"

Auch in diesem Falle verzögerte sich die Absendung, wie aus folgender Zuschrift „vom Jahre 1824 aus den Wintermonaten" hervorgeht:[4])

[1]) Papageno war Beethovens scherzhafte Bezeichnung für Schindler, wenn er Stillschweigen beobachten sollte.

[2]) In Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibl. Vgl. jetzt Kalischer N. B. Br. S. 94 f. Der Brief ist undatiert.

[3]) So Thayer. Bei Kalischer „an welchem Orte".

[4]) Berliner Bibl. Bei Kalischer N. B. Br. S. 140.

„H. v. Schindler.

hier das **Paquett** für die russis. Gesandtschaft.

ich bitte es gleich zu besorgen, übrigens sagen sie, daß ich nächstens ihn selbst besuchen werde, indem es mich kränkt, daß man Mißtrauen in mich setzt, u. ich gottlob zu beweisen im stande bin, daß ich dies keineswegs verdiene, u. meine Ehre es auch nicht leidet."[1])

Fürst **Galitzin**, welcher seine hohe Freude über die Komposition des neuen Werkes Beethoven schon kundgetan hatte, und welcher von Beethoven auch die Einladung zur Subskription erhalten hatte, schlug ihm vor, da doch nicht viele Musikliebhaber 50 Dukaten für eine geschriebene Partitur aufwenden könnten, die Messe drucken zu lassen und eine Subskription zu 4 bis 5 Dukaten für das Exemplar zu eröffnen, dann würden sich etwa 50 Subskribenten finden; ein Vorschlag, den Beethoven bei der damaligen Sachlage natürlich nicht annehmen konnte. „Tout ce que je puis faire," schließt er, „c'est de vous prier de me mettre au nombre de vos souscripteurs, et de m'envoyer un exemplaire dès que vous pouvez, afin que je puisse faire l'executer au concert pour les veuves des musiciens, qui a lieu tous les ans vers Noël." Er nimmt also die Einladung zu der schon vorhandenen Subskription — eine andere konnte nicht verstanden werden — an, und bewilligt auch Beethovens Bitte, aus den für das Quartett (s. u.) bereits hinterlegten 50 Dukaten für die Kopiatur der Messe sich bezahlt zu machen. „Je reçois," schreibt er am $\frac{\text{23. Sept.}}{\text{3. Okt.}}$, „à l'instant votre lettre du 17. et je m'empresse d'y repondre, et d'enjoindre à la maison Henikstein de vous remettre immediatement les 50 # que je croyais depuis longtems à votre disposition." Das Bankhaus Henikstein sandte dem Fürsten die Quittung Beethovens über die 50 Dukaten, „que nous lui avons payés d'ordre et pour compte de V. A. comme honoraire de la Messe que nous avons expediée par l'entremise de la

---

[1]) Im September hatte er (nach Schindler), da er zwei Pakete absenden wollte, nach dem Namen des russischen Gesandten gefragt (Schindlers Nachl. Gr. M. 38. Kalischer S. 128 fg.) und die Absicht ausgesprochen, das für Fürst Galitzin bestimmte Paket durch einen Kurier zu senden. „Ist der russische Gesandte nicht Graf Golovkin? Wenn sie doch dort nachfragen wollten, ob nicht ein Kourier da sei, der ein paquet an den Fürsten Galizin könnte mitnehmen? wo nicht, so muß es Dienstags auf den Postwagen —" Wenn sich die Stelle am Schlusse von Schindlers Brief vom 3. Juli (s. in Anhang VII) auf diese Sache bezieht, wie Schindler angibt, dann muß Beethoven seine Frage schon früher gestellt haben. Es ist schwierig, alle diese Zettel chronologisch richtig einzuordnen, zumal wir es mit Schindlers schwachem Gedächtnis zu tun haben. Genug, daß Galitzin im November die Messe hatte.

haute chancellerie d'Etat". Am 29. November hatte Galitzin die Partitur in Händen, doch konnte die erste Aufführung erst am 6. April 1824 stattfinden, über welche er am 8. April Beethoven entzückt berichtete. Dies war die erste Aufführung der Messe.

Mit Rücksicht auf die späteren Erörterungen über die Galitzin-Angelegenheit kam es uns darauf an, schon hier festzustellen, daß Galitzin auf die Messe subskribierte, sie erhielt und das für sie festgesetzte Honorar zahlte.

An den österreichischen Hof erging, wie Schindler berichtet, keine besondere Einladung; die Erklärung kann in den besonderen Verhandlungen gefunden werden, welche damals über die Schaffung einer Stellung Beethovens zum Hofe schwebten. Dagegen wurde, nach Schindlers Angabe, auf besonderen Wunsch des Verlegers Artaria dem Fürsten Paul Esterhazy eine Einladung zugeschickt. Beethoven hatte selbst kein großes Zutrauen zu diesem Antrage. Am 1. Juni 1823 schrieb er an Schindler:

„an wocher[1]) schrieb ich selbst, u. überschickte durch Karl da er gerade hereinfuhr der Schnelligkeit wegen die Einladung an den Fürsten E. — Es wurden nur Kleinigkeiten in der Schrift geänderd — statt Euere Eure statt Nicola Nicolas, da sie eben kein gewissenhafter orthograph sind —.

Sie können sich nun gütigst um den Erfolg einmal wieder [bey] Hr. . . .[2]) anfragen, ich zweifle an einem guten, da ich mich keiner guten Denkungsart von ihm gegen mich versehe, wenigstens von den früheren Zeiten zu schließen![3]) — ich glaube daß d. g. nur durch weiber bei ihm gelingen —"[4])

In der Tat erfolgte von Esterhazy keine Subskription.

Auch an den englischen Hof erging keine Einladung; das beruhte auf einer Verstimmung Beethovens, deren Grund uns noch klar werden wird.

---

[1]) Wocher war Kabinettskurier des Fürsten Paul Esterhazy. — Der Brief steht bei Kalischer N. B. Br. S. 114 f., der ihn auf den 1. Juli setzt. Ich folge einstweilen Thayer und der durch Dr. Kopfermanns Güte mir übermittelten Abschrift, auf der ausdrücklich „am 1ten jun. 823" steht.

[2]) unleserlich.

[3]) Schindler deutet das auf die früher erzählte Szene bei Aufführung der ersten Messe. Lichnowsky: „Wie ist es mit Fürst Esterhazy? — Ein jeder Privat würde sich schämen."

[4]) Auf der Außenseite des Briefes stand noch in zwei Absätzen (Kal. S. 116):

„Sind die Var. schon nach London abgegang.? N. B. Soviel ich mich erinnere, steht im dem an den fürsten Esterhazischen Einladung nichts davon, daß die Messe bloß im Manuscript mitgetheilt wird, welcher Unfug kann dadurch entstehen ich vermuthe — vi — de — daß hierauf der Antrag zielte des H. Artaria dem fürsten die Messe umsonst anzutragen etc. damit Hr. A. zum 3tenmale ein Werk von mir stehle, Wocher muß hierauf aufmerksam gemacht werd."

Doch wurde die Bitte um Subskription noch den Leitern von zwei größeren Gesanginstituten vorgelegt; zunächst der Singakademie in Berlin. Schon in der ersten Zeit dieses Unternehmens, am 8. Februar 1823, hatte er an Zelter über die Sache geschrieben;[1]) er teilt ihm mit, daß die Messe auch als Oratorium könne gegeben werden, daß er sie nicht auf gewöhnliche Art im Stich herausgeben, sondern nur den ersten Höfen übermitteln wolle, und daß außer den subskribierten Exemplaren keines ausgegeben werde, und schließt:

„Was Sie hierbei selbst wirken können, erbitte ich mir von Ihnen. Ein d. g. Werk könnte auch der Singakademie dienen, denn es dürfte wenig fehlen, daß es nicht beinahe durch die Stimmen allein ausgeführt werden könnte; je mehr verdoppelter und vervielfältigt selbe aber mit Vereinigung der Instrumente sind, desto geltender dürfte die Wirkung sein — auch als Oratorium, da die Vereine für die Armuth d. g. nöthig haben, dürfte es am Platze sein — schon mehrere Jahre immer kränkelnd und daher nicht in der glänzendsten Lage, nahm ich Zuflucht zu diesem Mittel: Zwar viel geschrieben, aber erschrieben — beinahe 0! — mehr gerichtet meinen Blick nach oben; aber gezwungen wird der Mensch oft um sich und anderer willen, so muß er sich nach unten senken, jedoch auch dieses gehört zur Bestimmung des Menschen. — Mit wahrer Hochachtung umarme ich sie mein lieber Kunstgenosse

ihr Freund

Beethoven."

Zelter erklärte sich in seiner Antwort (22. Februar) bereit, das Werk auf seine Gefahr für die Singakademie zu erstehen, wenn Beethoven das für dieselbe bestimmte Exemplar gleich so einrichten wolle, daß es für dieselbe brauchbar sei, d. h. beinahe nur durch Singstimmen aufgeführt werden könne. Dadurch werde das Werk auch für alle ähnlichen Institute brauchbar gemacht. Darauf antwortet Beethoven am 25. März:[2])

„Ew. Wohlgeboren!

Ich ergreife diese Gelegenheit, um ihnen alles gute von mir zu wünschen. — Die Ueberbringerin hat mich sie ihnen bestens zu empfehlen, ihr Name ist Cornega, sie hat einen schönen mezzo-soprano und ist überhaupt eine kunstvolle Sängerin, ist auch in mehreren Opern aufgetreten mit Beifall.

Ich habe noch genau nachgedacht Ihrem Vorschlag für Ihre Singakademie. Sollte dieselbe einmal im Stich erscheinen, so schicke ich Ihnen ein Exemplar ohne etwas dafür zu nehmen. Gewiß ist, daß sie beinahe bloß

[1]) Der Brief steht bei Nohl Br. B. Nr. 245, der eine Quelle nicht angibt. Vgl. auch Kalischer in der Berliner Wochenschrift „Der Bär" 1886 S. 26 f.

[2]) Nohl Br. B. Nr. 253. Kalischer a. a. O. S. 27.

a la capella aufgeführt werden könnte, das Ganze müßte aber hiezu noch eine Bearbeitung finden und vielleicht haben Si die Geduld hiezu [1]) — Uebrigens kommt ohnehin ein Stück ganz a la capella bei diesem Werke vor, und möchte gerade diesen Styl vorzugsweise den einzigen wahren Kirchen Styl nennen. — Dank für Ihre Bereitwilligkeit. Von einem Künstler, wie Sie mit Ehren sind, würde ich nie etwas annehmen. — Ich ehre Sie und wünsche nur Gelegenheit zu haben Ihnen dieses thätlich zu beweisen.

Mit Hochschätzung
Ihr Freund und Diener
Beethoven."

Damit war diese Angelegenheit für jetzt erledigt; ob später noch etwas erfolgte, ob z. B. Zelter das gedruckte Exemplar von Beethoven erhielt, wissen wir nicht.

Besser war der Erfolg bei dem Frankfurter Cäcilien-Verein. Der Direktor desselben, Musikdirektor Schelble, schrieb am 19. Mai 1823 an Beethoven folgendes: [2])

„Wohlgeborner Herr,
Hochverehrter Meister.

Das Schreiben womit Euer Wohlgeboren den hiesigen Musikverein beehrt haben, gereicht sowohl ihm als mir dem Vorsteher desselben zur unendlichen Freude.

Die Hoffnung von Ihnen, großer Meister ein neues Werk zu erhalten, beseelt alle Mitglieder, und befeuert ihren musikalischen Eifer aufs neue; ich ersuche Sie daher, sobald es Ihnen gefällig sein wird, ein Exemplar Ihrer neuen Messe an mich abgehen zu lassen. —

Seien Sie versichert, daß der Verein die Auszeichnung, womit Sie denselben beehren zu schätzen weiß, mir insbesondere aber sei es vergönnt, Ihnen die Hochachtung und unbegränzte Verehrung an den Tag zu legen, womit Ich die Ehre habe Zeit Lebens zu verharren

Euer Wohlgeboren
ergebenster Verehrer
J. N. Schelble
Musikd. des Vereins

Frankfurth den 19. Mai 1823."

So waren also, wenn wir die obigen Angaben und das von Beethoven selbst an Schott übergebene Pränumeranten-Verzeichnis [3]) vergleichen,

---

[1]) Nach Kalischer hat Schindler im Konv.-Heft geschrieben: „Zelter kann sich ja selbst die Messe für Singstimme arrangiren." Ich habe bisher die Stelle nicht gefunden.

[2]) Der Brief steht hier nach der Abschrift bei Thayer, die er durch Nowotny erhalten hatte.

[3]) Brief vom 25. Nov. 1825, bei Nohl N. Br. Nr. 294.

im ganzen 10 Exemplare auf Subskription angenommen worden, und zwar: von dem Kaiser von Rußland, den Königen von Preußen, Sachsen, Frankreich und Dänemark, den Großherzögen von Hessen-Darmstadt und Toskana, den Fürsten Radziwill und Galitzin und dem Cäcilien-Verein in Frankfurt. Das ergab also ein Einnahme von 500 Dukaten, welche natürlich durch die erheblichen Kopiatur-Kosten beträchtlich vermindert wurde, da er die verschiedenen Exemplare selbst herstellen lassen mußte. Dabei half ihm zunächst der mehrfach genannte Kopist Schlemmer, der seine Schrift am besten zu lesen verstand; der war aber damals kränklich und starb noch in demselben Jahre. Dann hatte er einen gewissen Rampel zur Verfügung. Viele der Zettel an Schindler aus diesem Jahre betreffen diese Angelegenheit.[1]) Der Kopist bekam noch kleine Zusätze; eine wichtige Angelegenheit war für Beethoven die rechte Einfügung der Posaunenstimmen, die ja teilweise erst nachträglich zugefügt waren. Eine der Zuschriften mag hier ihres besonderen Interesses wegen folgen:[2])

„Samotrazischer L . . . . l!

Wie ist es mit der posaunenstimme, es ist ganz gewiß, daß der Bursche sie noch hat — indem er sie bei Uebergabe des Gloria nicht mitgegeben, indem man auch noch nicht genug die schlechte Schreiberei eingesehen und daher nicht daran dachte ihm die Posaun-Stimme wieder wegzunehmen; wenn es sein muß, komme ich der Polizei wegen[3]) nach Wien — hier folgt für Rampel erstens das thema der Var., welches mir auf ein abgesondertes einzelnes Blatt zu schreiben — alsdann hat er das noch übrige bis zur Var. 13 oder bis Ende Var. 12 zu schreiben, u. somit Beschluß. — Schlemmer ist, was vom Kyrie fehlt, abzusagen: — die Nachschrift zeigen sie ihm und hiemit satis — mit solchen Hauptl—ls nichts weiter. Lebt wohl, besorgt alles — ich muß meine Augen Nachts verbinden, u. soll sie sehr schonen, sonst schreibt mir Smettana, werde ich wenig Noten mehr schreiben. Bei Wocher, den ich selbst sobald ich in die Stadt komme besuche, meine schönste Empfehlung, u. ob die Var. schon fort sind?

Bt.

lebt wohl.

---

[1]) Wir können nicht alle Zuschriften an Schindler, wenn sie auch nach Abschrift aus Berlin in unserem Besitze sind, hier mitteilen, und nehmen Bezug auf die Veröffentlichung von Kalischer N. B. Br. (Nr. 101, 116, 122, 124 f., 131, 136, 137, 139).

[2]) Das Billett, in Berlin befindlich, ist ohne Datum; Schindler schreibt darüber „aus Hetzendorf 1823“; s. bei Kalischer S. 109 f. — Mit dem Worte „Samothrazier“ spielt Beethoven, wie uns Schindler selbst belehrt, auf die samothrakischen Mysterien an und deutet damit auf ein Eingeweihtsein, eine Mitwisserschaft in seinen Angelegenheiten und Bestrebungen hin, zugleich auf eine Verpflichtung des Stillschweigens, wie ähnlich mit dem „Papageno“. Zu den Eingeweihten hätten, wie Schindler sagt auch Brunswick, Graf Lichnowski und Zmeskall gehört.

[3]) So in meiner Aufzeichnung; „zur Polizei morgen“ bei Kalischer.

Nachschrift.

Diabelli erhält hier das Alte und eine Portion Neues. Meine Augen, die noch eher schlimmer als besser lassen nur alles langsam verrichten. Sobald Diabelli mit diesem fertig schicken sie es hinaus, wo er alles übrige sogleich erhält — daß man das Manuscript haben muß, um sein Eigenthum zu beweisen, ist mir ein ganz neuer Satz, wovon ich nie gehört; den Gegenbeweis liefern schon die M. S. te, welche ich habe, u. wo nach mehrern selbst gestochen ist worden, u. ich darnach zurückerhalten habe — die Schrift über das Eigenthum eines Werkes ist wohl von mir zuweilen gefordert worden, u. die kann D. auch haben — auf eine Abschrift hätte D. Anspruch machen können, sie wissen aber, wie selbe ausgefallen ist, um so mehr, da man die Var: D so geschwind als nur möglich übergeben wollte."

Ein anderes Billett (Kalischer S. 126) lautet:

„Ich schicke Ihnen von posaunen, was noch nöthig;
Morgen Vormittag werde ich darum schicken, oder haben sie jemanden, so wäre es auch gut, ja dringend, selbe abgeschrieben für die abgeschriebene Partitur, samt original mit herein zu schicken."

Eine baldige Katastrophe läßt folgender Brief erwarten,[1]) der außerdem auch auf Beethovens Leiden hindeutet:

„Ich befinde mich sehr übel, heute einen starken Durchfall. — Unter diesen lebenden Hottentotten ist alles mögl. nehme Medizin für meinen armen zu Grund gerichteten Magen — Unterdessen erwarte sie morgen so früh mögl., da die Hitze groß ist, ist es sehr früh am besten, wenn sie wenigstens nach 5 Uhr hier sind, bestelle ich den Wagen um halb 6 Uhr — Schlemmer ist zum sterben schlecht, gehen sie doch hin, vieleicht spricht er von der Rechnung, aufgeschrieben sind 165 fl., ich glaube aber, daß noch 25 fl. mehr sind — ich bitte sie nur morgen bei Zeiten, in einigen Tägen ihre 50 — jedoch an einen andern Ort applicirt zu werden."[2])

Daß Beethoven auch den Gedanken an die Herausgabe der Messe weiter verfolgte, kann uns nicht wundern. Aus einem nachher mitzuteilenden Briefe an Ries entnehmen wir, daß an eine Herausgabe in London gedacht wurde. Aber auch in Wien fanden mit dem Verleger Diabelli wenigstens vorläufige Verhandlungen statt, die aber kein Ergebnis hatten. Trotz der mehrfachen Erwähnung dieser Sache in den Briefen und Konversationen dieses Jahres sind wir doch über die Grundlage dieser Verhandlungen und ihr Ziel nicht näher unterrichtet. Diabelli sollte die Variationen

---

[1]) Schindl. Nachlaß. Ms. Nr. 55. Abschr. bei Thayer. Vgl. Kal. S. 125 (Nr. 136). Schindler schreibt dazu: „vom July 1823".

[2]) Eine Zusatzbemerkung Schindlers sagt, daß dies auf die versprochenen 50 fl. für die Bemühungen um die Subskriptionsangelegenheit sich bezog. Wie wir bereits wissen, erwartete Schindler dieselben gar nicht und wünschte sie nicht.

Op. 120 (über welche noch zu sprechen sein wird) verlegen und es war dabei auch die Messe erwähnt worden, vielleicht im Vertrage selbst; Diabelli wollte sogar aus solchen früheren Äußerungen, Versprechungen oder was es gewesen sein mag, in raffinierter Weise Rechte für sich herleiten, was aber Beethovens Absicht durchaus nicht entsprach. Er wollte es ablehnen, wie eine Zuschrift an Schindler zeigt, einen Zeitpunkt für die Ablieferung der Messe zu bestimmen, während Diabelli sie noch in diesem Jahre erwartete.[1]) In dieser Zeit, als die Frage der Subskriptionen noch schwebte, konnte Beethoven selbstverständlich keine bindenden Zusagen machen, und hat es auch nicht getan; das geht aus der Bestimmtheit seiner Äußerungen an Schindler, durch den die Verhandlungen gingen, klar hervor. „Nur 2 Arten gibts mit der Messe", schreibt er an Schindler im Jahre 1823, „nämlich — daß der Verleger selber vor Tag u. Jahr nicht herausgibt, oder wo

[1]) Was Diabelli gewollt hatte (vielleicht nach Gesprächen mit Beethoven) erfahren wir aus Äußerungen Schindlers im Konv.-Buch vom März 1823. „Diabelli rief mich heute im Vorbeigehen hinein und sagte mir, daß er die Messe nehme und selbe in 2 Monaten auf Pränumeration herausgeben wolle. — Die 1000 fl. garantirt er Ihnen, wie er Ihnen schon selbst gesagt haben soll. Exemplare können Sie so viel haben als Sie benöthigen. — — Diabelli bittet Sie nur, ihm binnen einigen Tagen Ihren Entschluß mitzutheilen, dann läßt er sogleich anfangen zu arbeiten daran u. verspricht bis Ende May soll alles fertig seyn. Sie aber sollen sich um nichts mehr zu sorgen haben. — Ich finde diese Proposition recht gut, um so mehr weil das Werk alsogleich im Stich erscheint. — Ueberlegen Sie sich daher die Sache schnell und schließen gleich mit ihm ab." Beethoven scheint Bedenken zu haben wegen der an die Höfe geschickten Einladungen. „Das macht gar nichts wegen den allerhöchsten Höfen, daß gestochene Exemplare übergeben werden. Wollten Sie die 1000 fl. gleich baar ausgezahlt haben oder später? — daß sie Ihnen garantirt werden, versichert er mich, jetzt kommt es nur darauf an, daß Sie mitsammen sich einverstehn." Diabelli will auch die neuen Stücke dazu stechen lassen (Graduale, Offertorien, in Tantum ergo). Weiter (Beethoven behält offenbar sein Bedenken): „Das beste ist Sie suchen den Diab. dahin zu bringen, daß er die Messe jetzt gleich auflegen läßt, aber mit der öffentlichen Pränumeration einige Monate noch wartet; dann sind Sie nicht compromittirt u. er nicht." — Später: „Diabelli will sich verbinden, so lange zu warten bis die rückständigen Antworten eingelaufen, dann die Pränumeration eröffnen. — Mit einem ganzen Jahr aber will er [sich] nicht verstehen." Und im April: „Wie sind sie damit einverstanden? es handelt sich nur ob Sie dem Diab. das Recht einräumen, die Pränumeration 1 Monat früher als er zahlt anzukündigen. Das ist aber gerade sein Wunsch, außer daß er die Messe erst dann in die Arbeit giebt, wenn er bezahlt hat. — — Also wegen Diabelli, wollen Sie es ihm überlassen, oder es überlegen, daß Sie es selbst herauszeben? — Diabelli wünscht die Messe zum 1. Juli, um sie zur Michaeli-Messe fertig zu haben"; später nannte er den 1. August und 1. September.

nicht, so können wir keine Subscription annehmen." Weiter in demselben Jahre „Es wird im Diab. Instrument gar nichts geändert, als daß man nur die Zeit, wann Sie die Messe von mir erhalten, noch unbestimmt läßt"; unter dem Instrument verstehen Thayer und Kalischer das Verlagsinstrument wegen der Walzer, welches ja vorhanden war, aber jedenfalls wegen der Messe noch einmal revidiert werden sollte.

„Aus meinem Büchel sehe ich, daß sie die sache wegen der Messe mit Diab. bezweifeln, daher bitte ich sie bald zu kommen, denn man gibt ihm die Var. alsdann auch nicht da mein Bruder jemand weiß, der beides nehmen will — Man kann also mit ihm darüb. sprechen.

amicus
Beethoven."[1])

Schindler hatte mit Diabelli noch unangenehme Verhandlungen zu führen; über das einzelne erfahren wir nichts. Darf nach den vorliegenden Äußerungen eine Vermutung geäußert werden, so wäre es die, daß ein Vertrag zwischen Diabelli und Beethoven entworfen war (vielleicht auch eine Umarbeitung des Vertrages über die Walzer), auf dessen Abänderungen seitens Diabellis aber Beethoven nicht eingehen konnte. Im Jahre 1823 schreibt er an Schindler:[2])

„Lieber S. — Ich wünsche, daß diese für Sie verdrießliche Sache aufs beste endige, übrigens hatte ich doch leider nicht ganz Unrecht, dem Diab. nicht ganz zu trauen. — — —"

Hierzu bemerkt Schindler folgendes:[3])

„Dies bezieht sich auf einen Conflict zwischen Diabelli und mir betr. der Messe. Diab. ließ nur Pläne mit der Messe hören, die sowohl dem Werke nachtheilig, als für dessen Verfasser verletzend waren, die [wie?] ich allsogleich behaupten mußte, worauf Diab. sehr grob wurde u. erklärte, weil der Vertrag fast so gut wie gegenseitig abgeschlossen war, er werde mich vor Gericht fordern, wenn der Vertrag rückgängig werde. Diese Drohung half ihm jedoch nichts, er mußte das Vertragsinstrument zurücknehmen."

---

[1]) Kalischer Nr. 114 S. 103. — Die Stelle in einem Briefchen aus derselben Zeit „Wegen dem Diplomatik. [doch wohl Diplomatiker; Beethoven kürzt öfter nur die letzte Silbe ab] habe ich etwas ersonnen, was diesem Kerl als ein tüchtiger Pistolenschuß soll beigebracht werden —" bezieht Kalischer (S. 112) mit großer Wahrscheinlichkeit auch auf Diabelli. Der Pistolenschuß kann eben die Vorenthaltung der Variationen sein.

[2]) Abschrift bei Thayer. Kalischer Nr. 115 S. 104.

[3]) Auch diese Anmerkung nach Thayers Abschrift. — Diabelli wollte also von seinen Bedingungen nicht abgehen. Schindler schreibt (K.-B. v. April) „Diabelli wird aber Gesichter machen, wenn der Bruder das Dokument wieder zurück verlangt, wo er es kaum erhalten." Das dürfte doch hierher gehören.

Aus den Konversationen wissen wir, daß auch Steiner die Messe zu haben wünschte; dafür wurde auch Bach durch Steiner ins Interesse gezogen. Damit ist aber alles erschöpft, was wir über diese Pläne wissen. Das Ende war bekanntlich, daß kein Wiener die Messe erhielt; sie wurde im Jahre 1824 der Firma Schott in Mainz zugesagt,[1]) wo sie 1827 erschienen ist.

Beethoven erklärte sich auch im folgenden Jahre bereit,[2]) eine Bearbeitung der Messe mit Klavier oder Orgel zum Gebrauche der Singvereine für den gleichen Preis zu liefern; dazu ist es aber unseres Wissens nicht gekommen.

Wir haben im obigen zusammengestellt, was uns über diese Unternehmungen wegen der Messe überliefert ist, nicht nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch weil es uns die Nachrichten über Beethovens Sorgen und Gedanken in dieser schweren Zeit ergänzt und vervollständigt. Wir kennen die Gründe, welche ihn zwangen, auf einen möglichst hohen und baldigen Erwerb Bedacht zu nehmen, der aus dem neuen Werke zu ziehen wäre. Er hatte große Verpflichtungen auf sich genommen, er war viel von Krankheit heimgesucht, — er hatte Schulden, und nächst dem sehr verminderten Gehalte waren seine Kompositionen seine einzige Erwerbsquelle. Auch hier wurden seine Einnahmen geringer; er komponierte langsamer und bedächtiger wie früher, und gerade in diesem Jahre behinderte ihn ein empfindliches Augenleiden, wegen dessen ihn sogar sein Arzt besorgt machte. Ob nun das Mittel, welches er auf das Anraten seiner Freunde diesmal anwandte, das richtige und ihm gemäße war, daran dürften Zweifel gestattet sein. Die Herausgabe der Messe behielt er ja doch im Auge; nach dieser aber, das mußte er sich sagen, verloren diese geschriebenen Exemplare ihren Wert, wie dies Fürst Galitzin später unmutig äußerte; und für das Bekanntwerden des Werkes in weiteren Kreisen war es vollends nicht der richtige Weg. Uns Nachlebende, welchen die Bewunderung vor dem hohen Meister als festes Erbteil eigen ist, betrübt es zu sehen, wie er sein Werk anempfehlen, wie er bitten mußte, wie er Ablehnungen, wenn auch stillschweigende, erleben mußte; es war doch eine des großen Mannes nicht

[1]) Auch vorher hatten die Freunde den Gedanken festgehalten. Lichnowsky in Hetzendorf 1823: „Kann denn im neuen Jahre die Messe nicht an Verleger verkauft werden, daß sie doch gemeinnützig wird? — Feinde von Ihnen werden verbreitet haben, als wenn die Messe nicht fertig wäre.“

[2]) Vgl. den Brief an Streicher vom 16. Sept. 1824 mit dem begleitenden Briefe Streichers, bei Nohl Br. B. S. 313.

ganz würdige Lage. Das ist jetzt vergessen, da wir uns des Werkes zu freuen gewohnt sind. Ein besonderes Ehrenzeugnis muß die Biographie hier auch dem unermüdlichen Helfer Beethovens, Anton Schindler, ausstellen, der sich auch durch die Ungeduld und Unfreundlichkeit des willensstarken, gerade jetzt vielfach bedrängten Mannes nicht abhalten ließ, bis in die kleinsten Dinge ihm zur Hand zu sein, wiewohl er einen weiteren Vorteil davon nicht hatte und im Gefühl der Ehre, immer um den großen Mann zu sein, die Launen desselben geduldig ertrug. Beethoven behandelte ihn, auch neben den kräftig derben Anreden, die er ihm gönnte, doch als Freund, und sah ihn oft zu Tisch bei sich; die tiefere Zuneigung des Meisters hat er allerdings, wie wir noch sehen werden, nicht gewinnen können.

In der Anschauung des großen Werkes, welches uns hier beschäftigt, vergessen wir gern die Mißlichkeiten, von denen die Sorge um dasselbe begleitet war.

Zweite Abteilung.

Persönliches. Plan einer Oper; Grillparzer. Schlösser. Hetzendorf und Baden. Edm. Schulz und C. M. v. Weber. Die Variationen Op. 120, das Opferlied und kleinere Kompositionen.

In den vorherigen Mitteilungen sind wir schon über einen größeren Teil des Jahres 1823 hinweggegangen. Dieses Jahr ist aber noch reich an Ereignissen auf persönlichem und namentlich auch auf künstlerischem Gebiete, welche jetzt im Zusammenhange nachzuholen sind; wir haben daher bis zum Anfange des Jahres zurückzugehen.

Als kurzes Vorspiel sei erwähnt, daß Beethoven am 20. Januar der Gräfin Wimpfen, geb. Eskeles, ein Stammbuchblatt ins Album schrieb, welches die Worte Goethes: „Der edle Mensch sei hülfreich und gut“ für Gesang und Klavier enthielt. Es erschien als Faksimile in der Allg. Wiener Musikzeitung vom 23. November 1843. (Vgl. Thayers chron. Verz. Nr. 239 mit Nottebohms handschr. Bem.)

Das zweite große Werk dieser Jahre, welches uns im Zusammenhange im nächsten Jahre beschäftigen wird, war die neunte Symphonie, die Symphonie für England, welche jetzt zu brieflichem Verkehr mit Ries in London Veranlassung gab. Zu einer neuen Symphonie waren ja schon Vorbereitungen vorhanden. Schon am 6. April 1822 hatte er an Ries, nachdem er seine wieder ein volles halbes Jahr dauernde Kränklichkeit und dann die Komposition der Messe erwähnt hatte, geschrieben: „Was würde

was wohl die philharmonische Gesellschaft für eine Sinfonie antragen?"[1]) Darauf hatte Ries geantwortet (am 15. November); Beethoven scheint das Angebot etwas gering erschienen zu sein, doch scheint er auf die Aufforderung eingegangen zu sein; am 20. Dezember 1822 schreibt er:

„Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, eine neue Simfonie für die philharmonische Gesellschaft zu schreiben, wenn auch das Honorar von Engländern nicht im Verhältnisse mit den übrigen Nationen kann gebracht werden, so würde ich selbst umsonst für die ersten Künstler Europa's schreiben, wäre ich nicht noch immer der arme Beethoven. Wäre ich nur in London, was wollte ich für die philharmonische Gesellschaft Alles schreiben! Denn Beethoven kann schreiben, Gott sei Dank, sonst freilich nichts in der Welt. Gibt mir nur Gott meine Gesundheit wieder, welche sich wenigstens gebessert hat, so kann ich allen den Anträgen von allen Orten Europa's, ja sogar aus Nordamerika, Genüge leisten, und ich dürfte noch auf einen grünen Zweig kommen."

Die Komposition der Symphonie verzögerte sich; in die mancherlei Sorge und Beschäftigungen dieser Zeit läßt uns der Brief an Ries vom 5. Februar 1823 hineinblicken, den wir hier vollständig abdrucken, da ihn Ries (Not. S. 159 f.) nur unvollständig und dazu mit falschem Datum (5. September) gebracht hat.[2])

„Am 5. Febr. 1823.

Mein lieber guter Ries!

Noch habe ich keine weiteren Nachrichten über die **Sinfonie**, unterdessen können sie sicher darauf rechnen, indem ich hier die Bekanntschaft gemacht habe mit einem sehr liebenswürdigen gebildeten Manne, welcher bei unserer Kaiserl. Gesandtschaft in **London** angestellt ist,[3]) so wird dieser es übernehmen, später die **Sinfonie** von hier nach **London** an Sie befördern zu helfen, so daß sie bald in London ist. Wär ich nicht so arm, daß ich von meiner Feder leben müßte, ich würde gar nichts von der ph. Gesellschaft nehmen, so muß ich freilich warten, bis für die **Sinfonie** hier das Honorar angewiesen ist: un aber einen Beweis meiner Liebe u. Vertrauens für diese Gesellschaft zu geben, so habe ich die neue ihnen in meinem letzten schreib. berührte **Overtüre** schon dem oben berührten Herrn von der Kaiserl. Gesellschaft[4]) gegeben. Da dieser

---

[1]) Beide Briefe bei Wegeler und Ries Notizen S. 153. 154.

[2]) Den Brief besitzt Frau R. in Eitelsbach bei Trier, mit deren gütiger Erlaubnis ich ihn abschrieb und in der Vierteljahrsschrift für Musikw. Jahrg. IV. H. 1 mitteilte. Nohl bringt (Br. B. 280) nur eine Wiederholung des Riesschen Abdrucks mit dem falschen Datum; da noch ein Brief vom 5. September vorhergeht, so hätte er doch wenigstens sehen müssen, daß Beethoven nicht wohl an demselben Tage zwei längere Briefe an Ries geschrieben haben kann.

[3]) Dieser hieß Bauer; er kommt in einem späteren Briefe nochmals vor.

[4]) So steht da, es soll doch wohl „Gesandtschaft" heißen. Hier schreibt Ries in den Notizen ganz willkürlich die neue Ouvertüre „schon an sie abgeschickt". Diese neue Ouvertüre war ohne Zweifel **Op. 124**.

in einigen Tägen von hier abreist, so wird er ihnen mein lieber sie selbst in London übergeben, man wird wohl bei Goldschmidt ihre Wohnung wissen, wo nicht, so geben sie selbe dort doch an, damit dieser so sehr gefällige Mann nicht lange sie aufzusuchen habe — ich überlasse es der Gesellschaft was sie in Ansehung der Overture anordnen wird, sie kann selbe ebenfalls wie die Sinfonie 18 Monathe behalten — hiernach erst würde ich sie herausgeben, nun noch eine Bitte: mein Herr Bruder hier, der Equipage hält, hat auch noch von mir ziehen wollen, und so hat er, ohne mich zu fragen, diese besagte Overture einem Verleger namens Bosey in London angetragen, lassen sie ihn nur warten, daß man vor der Hand nicht bestimmen könne, ob er die Overture haben könne, ich würde schon selbst deswegen schreiben — alles kommt hierin auf die philarm. Gesellschaft an, sagen sie nur gefälligst, daß mein Bruder sich geirrt, was die Overture betrifft — was andere Werke betrifft, weswegen er ihm geschrieb. die könnte er wohl haben, er kaufte sie von mir, um damit zu wuchern, wie ich merke. o frater![1]) — ich bitte sie noch besonders der overture wegen, mir sobald sie selbe erhalten, sogleich zu schreiben, ob die ph. Gesell. solche nimmt, weil ich sonst sie bald herausgeben würde —

Von ihrer an mich dedicirten Sinfonie erhielt ich nichts, betrachtete ich die Dedicat. nicht als eine Art von Herausforderung, worauf ich ihnen Revanche geben muß, so hätte ich ihnen schon irgend ein Werk gewidmet, so glaubte ich aber noch immer, ihr Werk erst sehen zu müssen, und wie gern würde ich ihnen durch irgend etwas meinen Dank bezeigen, ich bin ja ihr tiefer Schuldner für so viele bewiesene Anhänglichkeit und Gefälligkeit, bessert sich meine Gesundheit durch eine zu nehmende Bade-Cur im künftigen Sommer, dann küsse 1824 ihre Frau in London

ganz ihr Beethoven."[2])

Diesem Brief folgte noch in demselben Monate ein weiterer, der ebenfalls die Symphonie und daneben andere Werke der Zeit behandelt und nach dem Inhalte dem obigen ganz ähnlich ist.[3])

---

[1]) Ob dieser Ausfall gegen den Bruder Johann ganz gerecht war, steht dahin. Wie wir aus andern Äußerungen Beethovens wissen, war er ganz damit einverstanden, daß sein Bruder im Interesse seiner Werke tätig war. Da konnten wohl Irrtümer vorkommen; aber sicher handelte Johann in gutem Glauben.

[2]) Adresse: A Ferd. Ries
chez B. A. Goldschmidt et Comp.
a Londres (en Angleterre).

[3]) Diesen Brief, der in Ries' Notizen fehlt, besitzt Herr Edward Speyer in Shenley bei London, der die Güte hatte, ihn für mich zu vergleichen. Gedruckt ist er Niederrhein. Musikz. 1865 Nr. 38 und bei Nohl N. Br. Nr. 251. — Die Adresse (von der Hand des Neffen) fast genau wie beim vorstehenden.

„Wien am 25. Febr. 1823.

Mein lieber werther Ries!

Ich ergreife diese Gelegenheit durch den Herrn v. Bauer Kaiserl. Königl. Gesandtschafts-**Secretär** ihnen zu schreiben, ich weiß nicht mit der **Sinfonie**, wie ich es halten soll, sobald ich nur ein weiteres Wort von ihnen erhalte, freilich wäre es nöthig auch die Anweisung dabey, so hat mir schon eben dieser H. von Bauer, welcher eben so geistreich als gütig ist, versprochen, daß man sie von hier aus auf's schnellste nach **London** besorgen wird, indem ich sie nur im fürstl. Esterhazyschen Hause abzugeben habe — ebenfalls erhalten sie hier die versprochene **overture**, will die philarm. Gesellschaft sie behalten ebenfalls auf 18 Monathe, so steht sie ihr zu Diensten, noch hat sie Niemand, erhält auch Niemand selbe, bis ich von ihnen hierüber Antwort erhalte, ist die philarm. Gesellschaft so arm wie ich, so hat sie mir gar nichts zu geben, ist sie aber reicher, wie ich wohl glaube und es ihr von Herzen wünsche und gönne, so überlasse ich ihr ganz, wie sie es mit mir der **overture** halber halten will — zugleich erhalten Sie 6 **bagatellen** oder **kleinigkeit**. u. wieder fünf zusammengehörend in 2 Theile.[1]) Verschachern sie selbe so gut sie können; ich hoffe, sie haben die beyden Sonaten erhalten, u. bitte ebenfalls das Schacherthum damit auszuüben, denn ich brauche es, der Winter und mehrere Umstände haben mich wieder zurückgesetzt und beynahe immer von der Feder leben zu müssen, ist keine Kleinigkeit, künftiges Frühjahr 1824 bin ich in **London**, um ihre Frau zu küssen, darüber haben wir noch genug Zeit uns zu schreiben, hätte ich nur ihre Dedikation erhalten, so widmete ich ihnen gleich diese **overture**, falls sie in **London** Beyfall finden würde — nun leben sie wohl, mein lieber Freund, eilen sie wegen der **Sinfonie**, u. was sie für die **Sonaten** u. **bagatellen** erhalten, überhaupt an Geld übermachen sie bald hieher, hieher. Es ist willkommen. — Der Himmel segne Sie u. lasse mich nur auch dazu kommen, irgend ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen.

Mit den Freundschaftlichsten Gesinnungen

ihr

Beethoven."

Nicht lange nachher erging ein weiterer Brief an Ries, mit welchem die Korrespondenz in diesem Jahre besonders lebhaft war; er erhält in der Hauptsache seine Erklärung in dem bereits erwähnten Umstande, daß Beethoven unter dem Einflusse einer bereits in früherer Zeit veranlaßten Verstimmung an den englischen Hof keine Einladung zur Subskription auf die Messe geschickt hatte. In Schindlers Nachlaß befand sich das Konzept eines Briefes Beethovens an den König von England, in welchem er seinem verletzten Gefühle in respektvoller Form Luft macht; dasselbe lautet nach Thayers Abschrift:[2])

[1]) Das waren die Bagatellen Op. 119.

[2]) Thayer erhielt es durch Nowotny. In der Überschrift ist das Jahr 1823 angegeben; der hier mehrfach erwähnte Bauer kam noch kurz vor seiner Abreise mit

„Indem ich mich unterfange Euerer Majestät meine gehorsamste Bitte hiemit unterthänigst vorzulegen, wage ich es zugleich, derselben noch eine zweite hinzuzufügen.

Bereits im Jahre 1818 war der Unterzeichnete so frei, auf vielseitiges Verlangen mehrerer hier domicilirender Engländer sein Werk, genannt: „Wellingtons Schlacht und Sieg bei Vittoria" zu übersenden, wo dasselbe damals noch niemand besaß. Der in jener Zeit hier anwesende Kais. russische H. Botschafter Fürst von Rasoumowsky übernahm es, dieses Werk Ew. M. mittels eines Couriers zu übermachen.

Der Unterzeichnete nährte viele Jahre den süßen Wunsch, Ew. M. würden ihm den richtigen Empfang seines Werkes allergnädigst bekannt machen lassen; allein bis jezt konnte er sich dieses Glückes nicht rühmen, und mußte sich blos mit der kurzen Anzeige des Herrn Ries, seines würdigen Schülers begnügen, der ihm meldete, daß E. M. dieses genannte Werk dem damahligen Musik Director Herrn Salomon und Herrn Smart allergnädigst zu übergeben geruheten, um solches im Theater Drury Lane öffentlich zu produziren, dies verlauten auch die englischen Journale, und fügten noch hinzu, so wie auch Herr Ries, daß dieses Werk mit außerordentlichem Beifall sowohl in London, als allenthalben, gewürdigt wurde. — Daß es für den Unterzeichneten sehr kränkend sei, alles dieses auf indirektem Wege erfahren zu müssen, werden E. M. seinem Zartgefühl gewiß verzeihen, und ihm Allergnädigst erlauben, hier zu bemerken, daß er keine Zeit und keine Kosten sparte, dieses Werk Ihrer Allerhöchsten Person anständigst vorzulegen und Höchstihnen damit Vergnügen zu machen.

Aus allem diesem schließt nun der Unterzeichnete, daß es Ew. M. unrichtig mag vorgelegt worden sein, und da ihm seine hier angeführte gehorsamste Bitte, wieder die Gelegenheit gewährt sich E. M. mittelst diesem zu nähern, so nimmt er sich die Freiheit Höchstdenselben ein gestochenes Exemplar von der Schlacht bei Vittoria in Partitur hier beiliegend unterthänigst zu übersenden, welches schon seit dem Jahre 1815 zu diesem allerhöchsten Zwecke bereitet liegt und nur wegen der Ungewißheit in welcher der Unterzeichnete stets über diesen Gegenstand war, so lange zurückgehalten wurde.

Überzeugt von der hohen Weisheit und Gnade, mit welcher E. M. stets die Kunst und den Künstler zu würdigen und zu beglücken wußten, schmeichelt sich der Unterzeichnete, daß Höchstdieselben dieses Allergnädigst berücksichtigen, und demselben seiner gehorsamsten Bitte in höchster Gnade willfahren werden.

Beethoven zusammen, wie das Konversationsheft ausweist. Auch er sucht ihn zu bestimmen, nach London zu kommen. Über die hier besprochene Frage sagt er: „Ich bin der Meinung, daß es der König hat aufführen lassen, aber Niemand wird ihn erinnert haben, daß er deshalb eine Antwort geben sollte. Ich werde ein Schreiben an den König mitnehmen und selbes in einen Kanal geben, da es überreicht wird, da ich es nicht übergeben kann."

Convaincu de la haute sagesse dont Votre Majesté a toujours su apprecier l'art ainsi que de la haute faveur qu'elle accordé à l'artiste le soussigné se flatte que Votre Majesté prendra l'un et l'autre en consideration et vaudra en grace condescendre a sa tres-humble demande.

a Vienne le 24 fevrier."

Der Brief ging ab, wie wir aus folgendem Briefe an Ries entnehmen:[1])

— „bei der harten Lage habe ich noch viele Schulden zu bezahlen, daher es mir auch lieb sein wird, wenn sie abgeschlossen haben die Messe betreffend, mir das Honorar auch ebenfalls anzuweißen, bis dahin wird die Messe schon für nach London abgeschrieben sein, wegen der einigen Souverains, die ein Exempl. davon erhalten, darf man gar keine Scrupel haben, wenn schon ein hiesiger Verleger gar nichts dawider hatte, so dürfte man in London noch weniger sich deswegen kümmern, da ich mich noch obendrein schriftl. verbinde, daß übrigens weder im Stich noch auf irgend eine andere Art davon eine Note nur herauskomme, und der Revers noch obendrein für alles bürgt. — Betreiben[2]) sie alles bald für ihren armen Freund, ihren Reiseplan erwarte ich auch, es ist zu arg geworden, ich bin ärger beim Cardinal, als früher geschoren, geht man nicht, siehe da ein crimen legis majestatis,[3]) meine Zulage besteht darin, daß ich den elenden Gehalt noch mit einem Stempel erheben muß. — Da Sie wie es scheint eine Dedication von mir wünschen, wie gern willfahre ich ihnen, lieber als dem größten großen Herrn entre nous der Teufel weiß wo man nicht in ihre Hände gerathen kann, auf der neuen Sinfonie erhalten Sie die Dedication an Sie — ich hoffe endlich die ihrige an mich zu erhalten. —

Bauer[4]) erhält hiermit eine neue Schrift an König, in welcher aber blos von der Schlacht bei Vittoria, die er gestochen mitgenommen hat, die Rede ist, von der Messe geschieht keine Erwähnung. Haben Sie nur die Güte, H. Bauer zu sagen, er solle das erstere öffnen, um zu sehen wessen Inhalt das Schreiben sei. Die Messe hat H. Bauer nicht mitbekommen. Es heißt nämlich:[5]) Bauer soll den von hier mitgenommenen Brief an den

---

[1]) Ries hatte denselben (Notizen S. 154) ganz unvollständig mitgeteilt; er folgt hier nach dem Originale im Besitz von Frau R. (vgl. o. S. 382[2]). Ich hatte ihn schon in der Vierteljahrsschrift für Musikw. (1888 S. 95) veröffentlicht. Der Anfang des Briefes fehlt, wie schon Ries angegeben hatte.

[2]) Erst hier beginnt Ries die Mitteilung des Briefes. Mit dem „Reiseplan" meint er einen Plan für Beethovens Reise nach England.

[3]) So schreibt Beethoven. Ries ändert das in: „ein crimen laesae!" Auch die Worte „beim Cardinal" und „meine Zulage — muß" läßt Ries weg. Er nahm vermutlich Anstoß an den Äußerungen über den Erzherzog. Für uns ergänzen sie das Bild des sorgengequälten, kränklichen Mannes.

[4]) Von hier an schreibt eine andere Hand.

[5]) Von hier an schreibt Beethoven wieder selbst.

König öffnen, woraus er sehen wird, was von der Schlacht von Vittoria an den König geschrieben worden, die nun erfolgte Schrift an ihn erhält[1]) dasselbige, aber von der Messe ist gar keine Rede mehr,[2]) unser liebenswürdiger Freund Bauer soll nur sehen, ob er nicht wenigstens ein Schlachtmesser oder eine Schildkröte dafür erhalten kann, versteht sich, daß das gestochene Partitur Exemplar der Schlacht ebenfalls an den König gegeben werde — Bauer geht Ende Mai wieder hieher, benachrichtigen sie ihn also gütigst gleich von dem was ihn angeht — der heutige Brief kostet sie viel Geld,[3]) rechnen sie mir es nur ab von dem was sie mir schicken, wie leid thut es mir ihnen beschwerlich fallen zu müssen, — Gott mit ihnen, alles schöne an ihre Frau, bis ich selbst da bin, geben sie acht, sie glauben ich bin alt, ich bin ein junger alter — wie immer der Ihrige

Beethoven."

Weitere Briefe an Ries werden noch zu erwähnen sein. Aus dem Tone, in welchem sie geschrieben sind, dürfte doch hervorgehen, daß damals wenigstens die guten Beziehungen zu Ries, von deren Trübung uns Schindler erzählt, noch fortbestanden.

Die Sorge für die Unterbringung seiner Kompositionen dauert auch in jener Zeit, der Zeit der Absendung der Subskriptionseinladungen zur Messe, noch fort. Es liegt uns ein kleiner Brief an Moritz Schlesinger in Paris[4]) abschriftlich vor, der lautet:

„Wien den 18t Februar 1823.

Mein werther Schlesinger!

ich glaube was sie anbey gesucht was[5]) gefehlt ist oder nicht, angezeigt werden — suchen sie doch[6])

Von den Werken die ich ihnen neulich angebothen ist die Overture für großes Orchester u. [?] wurde den 3. Oktob. zum ersten mal bey Eröffnung des neuen josephstädter Theaters gegeben

---

[1]) So Beethoven; Ries „enthält".

[2]) Es handelte sich also um zwei Briefe an den König; den ersten hatte Beethoven Bauer mitgegeben, der ihn aber nach seiner nachträglichen Bestimmung nicht erhalten sollte; in diesem muß also die Messe erwähnt gewesen sein. Den zweiten, zu dem auch das obige Konzept gehört, hatte er in den Brief an Ries eingeschlagen (s. dessen Anm. 2).

[3]) 17 Schilling = $10^1/_6$ Gulden, nach Ries.

[4]) In Thayers Papieren befindlich. Der Brief war, wie ich aus den Bemerkungen auf der Abschrift entnehme, ziemlich unleserlich und zum Teil verletzt, dazu größtenteils von anderer Hand geschrieben.

[5]) Könnte nach beigeschriebener Notiz auch heißen „gefügt daß".

[6]) Könnte auch heißen „noch".

was von Mehul sie mir angezeigt haben, bitte ich sie mir zu schicken, auch von den schottischen Liedern von ihrem Herrn . . . [unleserlich] in Berlin brauche ich einige Exemplare . . . mit vergoldetem Einband auf aber [?] antworten[1])

Die Dedication[2]) Sonate in C moll ist gewidmet der . . . Antonia v. Brentano gebohrne von Birkenstock

antworten sie geschwinde, geschwinde, geschwinde

ihrem [ihr Freund]
Beethoven."[3])

Die Bemerkung über die Widmung der Sonate in C moll stimmt überein mit einer früher schon gemachten Mitteilung, nur war dort die As dur-Sonate hinzugefügt (s. o. S. 231).

Um dieselbe Zeit schickte er eine Anzahl kleinerer Sachen an Peters in Leipzig (darunter das Opferlied, das Bundeslied, die Ariette „der Kuß", Bagatellen und Zapfenstreich), wie wir aus dem Briefe an Peters vom 15. Februar erfahren.[4]) Darin steht auch die Bemerkung bezüglich der Messe: „auch werde ich ihnen eine Schrift wegen der Messe schicken da sich die Entscheidung, welche sie erhalten, bald nahen wird —" Die angemeldeten Stücke erschienen aber nicht bei Peters.

Auch zu Scherzen war er wie sonst aufgelegt. Zu den Freunden, welche in dieser Zeit mit ihm wegen seiner Unternehmungen beratschlagten, gehörte auch Graf Moritz Lichnowsky; es handelte sich damals, wie Schindler angibt, um einen mit Steiner abzuschließenden Vertrag, wobei Lichnowsky vielleicht von Beethovens Meinung abwich. Am 20. Februar improvisierte Beethoven in dem Gasthause zur goldenen Birne, wo er damals viel verkehrte, folgenden Kanon:[5])

---

[1]) Hier ist der Brief eingerissen und mehreres undeutlich.

[2]) Dies ist nach der Aufschrift von Beethovens Hand.

[3]) Die Adresse: de Vienne Monsieur Maurice Schlesinger
rue de Richelieu à Paris.
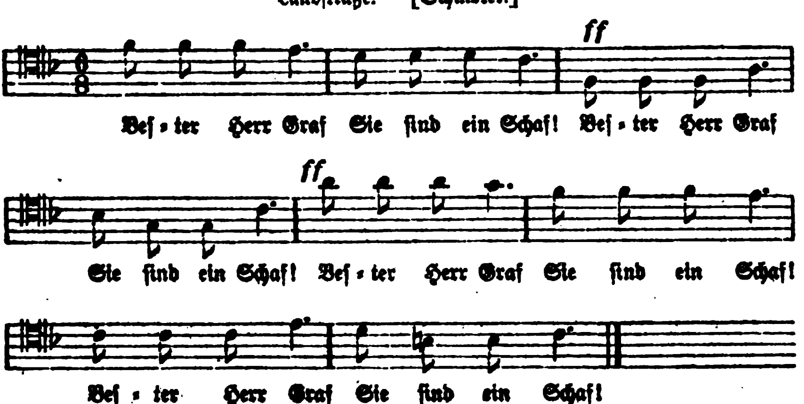
Darunter die Nachahmung eines Siegels (s. n.) welches für die Zeit des Briefes natürlich keine Bedeutung hat. Unter dem Briefe steht noch von der Hand des Empfängers: Vienne Beethoven le 11. & 18 fevrier & le 7. May repondu le 4. Juin.

März
I
1827

[4]) Vgl. oben S. 261 Anm. 1.

[5]) Nach meiner Abschrift nach dem Autograph in Schindlers Nachlaß (Mappe I Nr. 35) auf der Berliner Bibliothek. Veröffentlicht in Hirschbachs Repertorium 1844 S. 468. Vgl. auch Thayer Verz. Nr. 248.

„geschrieben den 20t Febr. 823
im Kaffehause zur Birn auf der
Landstraße.“ [Schindler.]



Aber nicht immer war er in so heiterer Laune; die pekuniären Verhältnisse lasteten auf ihm. Ihn drückte eine Schuld an die ihm befreundeten und sehr wohlgesinnten **Brentanos** in Frankfurt;[1] außerdem hatte der Verleger **Steiner** ihm einen Vorschuß bewilligt und fand es jetzt, da Beethoven wiederholt Werke andern Verlegern gegeben hatte, nicht mehr nötig, ihn zu schonen; er drängte zur Zahlung und drohte, den Meister wegen der geschuldeten 800 Gulden gerichtlich zu belangen.[2] Beethoven stellte eine Gegenforderung und verlangte von Steiner die Herausgabe mehrerer noch bei ihm befindlicher Manuskripte, die dieser aber verweigerte, da sie sein Eigentum seien. Beethoven hatte zurzeit keine Barmittel zur Verfügung; für die Subskriptionsexemplare der Messe konnte noch kein Honorar eingegangen sein. Doch befanden sich in seinem Besitze 7 Bankaktien, die er nicht gern angreifen wollte, da er sie für den Neffen bestimmt hatte. Auf Veranlassung des Advokaten Dr. Bach entschloß er sich, einer der Bankaktien sich zu entäußern, und das gleiche tat er gleich nachher, um die Schuld bei Brentano zu tilgen. Bei beidem war ihm Schindler behülflich. Darauf beziehen sich mehrere der Zettel an Schindler auf der Berliner Bibliothek.

---

[1] Schindler II S. 45 f. Ausführlicheres über diese Verhältnisse mag man dort nachlesen. Bittere Klagen über seine Lage, über seine Armut, wie er es nennt, wird man dem Briefe an Ries entnommen haben. Im Konv.-Heft vom April 1823 sagt Schindler: „Denken Sie nur nicht immer Tag und Nacht an die Schulden. Die werden Sie bezahlen, wenn Sie gesund sind, ohne daß es Ihnen wehe thut.“

[2] Schindler II S. 41 f.

Aus den Konversationen wissen wir, daß auch **Steiner** die Messe zu haben wünschte; dafür wurde auch **Bach** durch Steiner ins Interesse gezogen. Damit ist aber alles erschöpft, was wir über diese Pläne wissen. Das Ende war bekanntlich, daß kein Wiener die Messe erhielt; sie wurde im Jahre 1824 der Firma Schott in Mainz zugesagt,[1]) wo sie 1827 erschienen ist.

Beethoven erklärte sich auch im folgenden Jahre bereit,[2]) eine Bearbeitung der Messe mit Klavier oder Orgel zum Gebrauche der Singvereine für den gleichen Preis zu liefern; dazu ist es aber unseres Wissens nicht gekommen.

Wir haben im obigen zusammengestellt, was uns über diese Unternehmungen wegen der Messe überliefert ist, nicht nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch weil es uns die Nachrichten über Beethovens Sorgen und Gedanken in dieser schweren Zeit ergänzt und vervollständigt. Wir kennen die Gründe, welche ihn zwangen, auf einen möglichst hohen und baldigen Erwerb Bedacht zu nehmen, der aus dem neuen Werke zu ziehen wäre. Er hatte große Verpflichtungen auf sich genommen, er war viel von Krankheit heimgesucht, — er hatte Schulden, und nächst dem sehr verminderten Gehalte waren seine Kompositionen seine einzige Erwerbsquelle. Auch hier wurden seine Einnahmen geringer; er komponierte langsamer und bedächtiger wie früher, und gerade in diesem Jahre behinderte ihn ein empfindliches Augenleiden, wegen dessen ihn sogar sein Arzt besorgt machte. Ob nun das Mittel, welches er auf das Anraten seiner Freunde diesmal anwandte, das richtige und ihm gemäße war, daran dürften Zweifel gestattet sein. Die Herausgabe der Messe behielt er ja doch im Auge; nach dieser aber, das mußte er sich sagen, verloren diese geschriebenen Exemplare ihren Wert, wie dies Fürst Galitzin später unmutig äußerte; und für das Bekanntwerden des Werkes in weiteren Kreisen war es vollends nicht der richtige Weg. Uns Nachlebende, welchen die Bewunderung vor dem hohen Meister als festes Erbteil eigen ist, betrübt es zu sehen, wie er sein Werk anempfehlen, wie er bitten mußte, wie er Ablehnungen, wenn auch stillschweigende, erleben mußte; es war doch eine des großen Mannes nicht

---

[1]) Auch vorher hatten die Freunde den Gedanken festgehalten. Lichnowsky in Hetzendorf 1823: „Kann denn im neuen Jahre die Messe nicht an Verleger verkauft werden, daß sie doch gemeinnützig wird? — Feinde von Ihnen werden verbreitet haben, als wenn die Messe nicht fertig wäre."

[2]) Vgl. den Brief an Streicher vom 16. Sept. 1824 mit dem begleitenden Briefe Streichers, bei Nohl Br. B. S. 313.

ganz würdige Lage. Das ist jetzt vergessen, da wir uns des Werkes zu freuen gewohnt sind. Ein besonderes Ehrenzeugnis muß die Biographie hier auch dem unermüdlichen Helfer Beethovens, Anton Schindler, ausstellen, der sich auch durch die Ungeduld und Unfreundlichkeit des willensstarken, gerade jetzt vielfach bedrängten Mannes nicht abhalten ließ, bis in die kleinsten Dinge ihm zur Hand zu sein, wiewohl er einen weiteren Vorteil davon nicht hatte und im Gefühl der Ehre, immer um den großen Mann zu sein, die Launen desselben geduldig ertrug. Beethoven behandelte ihn, auch neben den kräftig derben Anreden, die er ihm gönnte, doch als Freund, und sah ihn oft zu Tisch bei sich; die tiefere Zuneigung des Meisters hat er allerdings, wie wir noch sehen werden, nicht gewinnen können.

In der Anschauung des großen Werkes, welches uns hier beschäftigt, vergessen wir gern die Mißlichkeiten, von denen die Sorge um dasselbe begleitet war.

Zweite Abteilung.

Persönliches. Plan einer Oper; Grillparzer. Schlösser. Hetzendorf und Baden. Edm. Schulz und C. M. v. Weber. Die Variationen Op. 120, das Opferlied und kleinere Kompositionen.

In den vorherigen Mitteilungen sind wir schon über einen größeren Teil des Jahres 1823 hinweggegangen. Dieses Jahr ist aber noch reich an Ereignissen auf persönlichem und namentlich auch auf künstlerischem Gebiete, welche jetzt im Zusammenhange nachzuholen sind; wir haben daher bis zum Anfange des Jahres zurückzugehen.

Als kurzes Vorspiel sei erwähnt, daß Beethoven am 20. Januar der Gräfin Wimpfen, geb. Eskeles, ein Stammbuchblatt ins Album schrieb, welches die Worte Goethes: „Der edle Mensch sei hülfreich und gut" für Gesang und Klavier enthielt. Es erschien als Faksimile in der Allg. Wiener Musikzeitung vom 23. November 1843. (Vgl. Thayers chron. Verz. Nr. 239 mit Nottebohms handschr. Bem.)

Das zweite große Werk dieser Jahre, welches uns im Zusammenhange im nächsten Jahre beschäftigen wird, war die neunte Symphonie, die Symphonie für England, welche jetzt zu brieflichem Verkehr mit Ries in London Veranlassung gab. Zu einer neuen Symphonie waren ja schon Vorbereitungen vorhanden. Schon am 6. April 1822 hatte er an Ries, nachdem er seine wieder ein volles halbes Jahr dauernde Kränklichkeit und dann die Komposition der Messe erwähnt hatte, geschrieben: „Was würde

mir wohl die philharmonische Gesellschaft für eine Sinfonie antragen?" [1]) Darauf hatte Ries geantwortet (am 15. November); Beethoven scheint das Angebot etwas gering erschienen zu sein, doch scheint er auf die Aufforderung eingegangen zu sein; am 20. Dezember 1822 schreibt er:

„Mit Vergnügen nehme ich den Antrag an, eine neue Simfonie für die philharmonische Gesellschaft zu schreiben, wenn auch das Honorar von Engländern nicht im Verhältnisse mit den übrigen Nationen kann gebracht werden, so würde ich selbst umsonst für die ersten Künstler Europa's schreiben, wäre ich nicht noch immer der arme Beethoven. Wäre ich nur in London, was wollte ich für die philharmonische Gesellschaft Alles schreiben! Denn Beethoven kann schreiben, Gott sei Dank, sonst freilich nichts in der Welt. Gibt mir nur Gott meine Gesundheit wieder, welche sich wenigstens gebessert hat, so kann ich allen den Anträgen von allen Orten Europa's, ja sogar aus Nordamerika, Genüge leisten, und ich dürfte noch auf einen grünen Zweig kommen."

Die Komposition der Symphonie verzögerte sich; in die mancherlei Sorge und Beschäftigungen dieser Zeit läßt uns der Brief an Ries vom 5. Februar 1823 hineinblicken, den wir hier vollständig abdrucken, da ihn Ries (Not. S. 159 f.) nur unvollständig und dazu mit falschem Datum (5. September) gebracht hat.[2])

„Am 5. Febr. 1823.

Mein lieber guter Ries!

Noch habe ich keine weiteren Nachrichten über die Sinfonie, unterdessen können sie sicher darauf rechnen, indem ich hier die Bekanntschaft gemacht habe mit einem sehr liebenswürdigen gebildeten Manne, welcher bei unserer Kaiserl. Gesandtschaft in London angestellt ist,[3]) so wird dieser es übernehmen, später die Sinfonie von hier nach London an Sie befördern zu helfen, so daß sie bald in London ist. Wär ich nicht so arm, daß ich von meiner Feder leben müßte, ich würde gar nichts von der ph. Gesellschaft nehmen, so muß ich freilich warten, bis für die Sinfonie hier das Honorar angewiesen ist: um aber einen Beweis meiner Liebe u. Vertrauens für diese Gesellschaft zu geben, so habe ich die neue ihnen in meinem letzten schreib. berührte Overtüre schon dem oben berührten Herrn von der Kaiserl. Gesellschaft[4]) gegeben. Da dieser

[1]) Beide Briefe bei Wegeler und Ries Notizen S. 153. 154.

[2]) Den Brief besitzt Frau R. in Eitelsbach bei Trier, mit deren gütiger Erlaubnis ich ihn abschrieb und in der Vierteljahrsschrift für Musikw. Jahrg. IV. H. 1 mitteilte. Nohl bringt (Br. B. 280) nur eine Wiederholung des Riesschen Abdrucks mit dem falschen Datum; da noch ein Brief vom 5. September vorhergeht, so hätte er doch wenigstens sehen müssen, daß Beethoven nicht wohl an demselben Tage zwei längere Briefe an Ries geschrieben haben kann.

[3]) Dieser hieß Bauer; er kommt in einem späteren Briefe nochmals vor.

[4]) So steht da, es soll doch wohl „Gesandtschaft" heißen. Hier schreibt Ries in den Notizen ganz willkürlich die neue Ouvertüre „schon an sie abgeschickt". Diese neue Ouvertüre war ohne Zweifel Op. 124.

in einigen Tägen von hier abreist, so wird er ihnen mein lieber sie selbst in London übergeben, man wird wohl bei Goldschmidt ihre Wohnung wissen, wo nicht, so geben sie selbe dort doch an, damit dieser so sehr gefällige Mann nicht lange sie aufzusuchen habe — ich überlasse es der Gesellschaft was sie in Ansehung der Overture anordnen wird, sie kann selbe ebenfalls wie die Sinfonie 18 Monathe behalten — hiernach erst würde ich sie herausgeben, nun noch eine Bitte: mein Herr Bruder hier, der Equipage hält, hat auch noch von mir ziehen wollen, und so hat er, ohne mich zu fragen, diese besagte Overture einem Verleger namens Bosey in London angetragen, lassen sie ihn nur warten, daß man vor der Hand nicht bestimmen könne, ob er die Overture haben könne, ich würde schon selbst deswegen schreiben — alles kommt hierin auf die philarm. Gesellschaft an, sagen sie nur gefälligst, daß mein Bruder sich geirrt, was die Overture betrifft — was andere Werke betrifft, weswegen er ihm geschrieb. die könnte er wohl haben, er kaufte sie von mir, um damit zu wuchern, wie ich merke. o frater![1]) — ich bitte sie noch besonders der overture wegen, mir sobald sie selbe erhalten, sogleich zu schreiben, ob die ph. Gesell. solche nimmt, weil ich sonst sie bald herausgeben würde —

Von ihrer an mich dedicirten Sinfonie erhielt ich nichts, betrachtete ich die Dedicat. nicht als eine Art von Herausforderung, worauf ich ihnen Revanche geben muß, so hätte ich ihnen schon irgend ein Werk gewidmet, so glaubte ich aber noch immer, ihr Werk erst sehen zu müssen, und wie gern würde ich ihnen durch irgend etwas meinen Dank bezeigen, ich bin ja ihr tiefer Schuldner für so viele bewiesene Anhänglichkeit und Gefälligkeit, bessert sich meine Gesundheit durch eine zu nehmende Bade-Cur im künftigen Sommer, dann küsse 1824 ihre Frau in London

ganz ihr Beethoven."[2])

Diesem Brief folgte noch in demselben Monate ein weiterer, der ebenfalls die Symphonie und daneben andere Werke der Zeit behandelt und nach dem Inhalte dem obigen ganz ähnlich ist.[3])

---

[1]) Ob dieser Ausfall gegen den Bruder Johann ganz gerecht war, steht dahin. Wie wir aus andern Äußerungen Beethovens wissen, war er ganz damit einverstanden, daß sein Bruder im Interesse seiner Werke tätig war. Da konnten wohl Irrtümer vorkommen; aber sicher handelte Johann in gutem Glauben.

[2]) Adresse: A Ferd. Ries
chez B. A. Goldschmidt et Comp.
a Londres (en Angleterre).

[3]) Diesen Brief, der in Ries' Notizen fehlt, besitzt Herr Edward Speyer in Shenley bei London, der die Güte hatte, ihn für mich zu vergleichen. Gedruckt ist er Niederrhein. Musikz. 1865 Nr. 38 und bei Nohl N. Br. Nr. 251. — Die Adresse (von der Hand des Neffen) fast genau wie beim vorstehenden.

„Wien am 25. Febr. 1823.

Mein lieber werther Ries!

Ich ergreife diese Gelegenheit durch den Herrn v. Bauer Kaiserl. Königl. Gesandtschafts-Secretär ihnen zu schreiben, ich weiß nicht mit der Sinfonie, wie ich es halten soll, sobald ich nur ein weiteres Wort von ihnen erhalte, freilich wäre es nöthig auch die Anweisung dabey, so hat mir schon eben dieser H. von Bauer, welcher eben so geistreich als gütig ist, versprochen, daß man sie von hier aus auf's schnellste nach London besorgen wird, indem ich sie nur im fürstl. Esterhazyschen Hause abzugeben habe — ebenfalls erhalten sie hier die versprochene overture, will die philarm. Gesellschaft sie behalten ebenfalls auf 18 Monathe, so steht sie ihr zu Diensten, noch hat sie Niemand, erhält auch Niemand selbe, bis ich von ihnen hierüber Antwort erhalte, ist die philarm. Gesellschaft so arm wie ich, so hat sie mir gar nichts zu geben, ist sie aber reicher, wie ich wohl glaube und es ihr von Herzen wünsche und gönne, so überlasse ich ihr ganz, wie sie es mit mir der overture halber halten will — zugleich erhalten Sie 6 bagatellen oder kleinigkeit. u. wieder fünf zusammengehörend in 2 Theile.[1]) Verschachern sie selbe so gut sie können; ich hoffe, sie haben die beyden Sonaten erhalten, u. bitte ebenfalls das Schacherthum damit auszuüben, denn ich brauche es, der Winter und mehrere Umstände haben mich wieder zurückgesetzt und beynahe immer von der Feder leben zu müssen, ist keine Kleinigkeit, künftiges Frühjahr 1824 bin ich in London, um ihre Frau zu küssen, darüber haben wir noch genug Zeit uns zu schreiben, hätte ich nur ihre Dedikation erhalten, so widmete ich ihnen gleich diese overture, falls sie in London Beyfall finden würde — nun leben sie wohl, mein lieber Freund, eilen sie wegen der Sinfonie, u. was sie für die Sonaten u. bagatellen erhalten, überhaupt an Geld übermachen sie bald hieher, hieher. Es ist willkommen. — Der Himmel segne Sie u. lasse mich nur auch dazu kommen, irgend ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen.

Mit den Freundschaftlichsten Gesinnungen

ihr

Beethoven."

Nicht lange nachher erging ein weiterer Brief an Ries, mit welchem die Korrespondenz in diesem Jahre besonders lebhaft war; er erhält in der Hauptsache seine Erklärung in dem bereits erwähnten Umstande, daß Beethoven unter dem Einflusse einer bereits in früherer Zeit veranlaßten Verstimmung an den englischen Hof keine Einladung zur Subskription auf die Messe geschickt hatte. In Schindlers Nachlaß befand sich das Konzept eines Briefes Beethovens an den König von England, in welchem er seinem verletzten Gefühle in respektvoller Form Luft macht; dasselbe lautet nach Thayers Abschrift:[2])

---

[1]) Das waren die Bagatellen Op. 119.

[2]) Thayer erhielt es durch Nowotny. In der Überschrift ist das Jahr 1823 angegeben; der hier mehrfach erwähnte Bauer kam noch kurz vor seiner Abreise mit

„Indem ich mich unterfange Euerer Majestät meine gehorsamste Bitte hiemit unterthänigst vorzulegen, wage ich es zugleich, derselben noch eine zweite hinzuzufügen.

Bereits im Jahre 1813 war der Unterzeichnete so frei, auf vielseitiges Verlangen mehrerer hier domicilirender Engländer sein Werk, genannt: „Wellingtons Schlacht und Sieg bei Vittoria" zu übersenden, wo dasselbe damals noch niemand besaß. Der in jener Zeit hier anwesende Kais. russische H. Botschafter Fürst von Rasoumowsky übernahm es, dieses Werk Ew. M. mittels eines Couriers zu übermachen.

Der Unterzeichnete nährte viele Jahre den süßen Wunsch, Ew. M. würden ihm den richtigen Empfang seines Werkes allergnädigst bekannt machen lassen; allein bis jezt konnte er sich dieses Glückes nicht rühmen, und mußte sich blos mit der kurzen Anzeige des Herrn Ries, seines würdigen Schülers begnügen, der ihm meldete, daß E. M. dieses genannte Werk dem damahligen Musik Director Herrn Salomon und Herrn Smart allergnädigst zu übergeben geruheten, um solches im Theater Drury Lane öffentlich zu produziren, dies verlauten auch die englischen Journale, und fügten noch hinzu, so wie auch Herr Ries, daß dieses Werk mit außerordentlichem Beifall sowohl in London, als allenthalben, gewürdigt wurde. — Daß es für den Unterzeichneten sehr kränkend sei, alles dieses auf indirektem Wege erfahren zu müssen, werden E. M. seinem Zartgefühl gewiß verzeihen, und ihm Allergnädigst erlauben, hier zu bemerken, daß er keine Zeit und keine Kosten sparte, dieses Werk Ihrer Allerhöchsten Person anständigst vorzulegen und Höchstihnen damit Vergnügen zu machen.

Aus allem diesem schließt nun der Unterzeichnete, daß es Ew. M. unrichtig mag vorgelegt worden sein, und da ihm seine hier angeführte gehorsamste Bitte, wieder die Gelegenheit gewährt sich E. M. mittelst diesem zu nähern, so nimmt er sich die Freiheit Höchstdenselben ein gestochenes Exemplar von der Schlacht bei Vittoria in Partitur hier beiliegend unterthänigst zu übersenden, welches schon seit dem Jahre 1815 zu diesem allerhöchsten Zwecke bereitet liegt und nur wegen der Ungewißheit in welcher der Unterzeichnete stets über diesen Gegenstand war, so lange zurückgehalten wurde.

Überzeugt von der hohen Weisheit und Gnade, mit welcher E. M. stets die Kunst und den Künstler zu würdigen und zu beglücken wußten, schmeichelt sich der Unterzeichnete, daß Höchstdieselben dieses Allergnädigst berücksichtigen, und demselben seiner gehorsamsten Bitte in höchster Gnade willfahren werden.

Beethoven zusammen, wie das Konversationsheft ausweist. Auch er sucht ihn zu bestimmen, nach London zu kommen. Über die hier besprochene Frage sagt er: „Ich bin der Meinung, daß es der König hat aufführen lassen, aber Niemand wird ihn erinnert haben, daß er deshalb eine Antwort geben sollte. Ich werde ein Schreiben an den König mitnehmen und selbes in einen Kanal geben, da es überreicht wird, da ich es nicht übergeben kann."

Convaincu de la haute sagesse dont Votre Majesté a toujours su apprecier l'art ainsi que de la haute faveur qu'elle accordé à l'artiste le soussigné se flatte que Votre Majesté prendra l'un et l'autre en consideration et vaudra en grace condescendre a sa treshumble demande.

a Vienne le 24 fevrier."

Der Brief ging ab, wie wir aus folgendem Briefe an Ries entnehmen:[1])

— „bei der harten Lage habe ich noch viele Schulden zu bezahlen, daher es mir auch lieb sein wird, wenn sie abgeschlossen haben die Messe betreffend, mir das Honorar auch ebenfalls anzuweißen, bis dahin wird die Messe schon für nach London abgeschrieben sein, wegen der einigen Souverains, die ein Exempl. davon erhalten, darf man gar keine Scrupel haben, wenn schon ein hiesiger Verleger gar nichts dawider hatte, so dürfte man in London noch weniger sich deswegen kümmern, da ich mich noch obendrein schriftl. verbinde, daß übrigens weder im Stich noch auf irgend eine andere Art davon eine Note nur herauskomme, und der Revers noch obendrein für alles bürgt. — Betreiben[2]) sie alles bald für ihren armen Freund, ihren Reiseplan erwarte ich auch, es ist zu arg geworden, ich bin ärger beim Cardinal, als früher geschoren, geht man nicht, siehe da ein crimen legis majestatis,[3]) meine Zulage besteht darin, daß ich den elenden Gehalt noch mit einem Stempel erheben muß. — Da Sie wie es scheint eine Dedication von mir wünschen, wie gern willfahre ich ihnen, lieber als dem größten großen Herrn entre nous der Teufel weiß wo man nicht in ihre Hände gerathen kann, auf der neuen Sinfonie erhalten Sie die Dedication an Sie — ich hoffe endlich die ihrige an mich zu erhalten. —

Bauer[4]) erhält hiermit eine neue Schrift an König, in welcher aber blos von der Schlacht bei Vittoria, die er gestochen mitgenommen hat, die Rede ist, von der Messe geschieht keine Erwähnung. Haben Sie nur die Güte, H. Bauer zu sagen, er solle das erstere öffnen, um zu sehen wessen Inhalt das Schreiben sei. Die Messe hat H. Bauer nicht mitbekommen. Es heißt nämlich:[5]) Bauer soll den von hier mitgenommenen Brief an den

---

[1]) Ries hatte denselben (Notizen S. 154) ganz unvollständig mitgeteilt; er folgt hier nach dem Originale im Besitz von Frau R. (vgl. o. S. 382[2]). Ich hatte ihn schon in der Vierteljahrsschrift für Musikw. (1888 S. 95) veröffentlicht. Der Anfang des Briefes fehlt, wie schon Ries angegeben hatte.

[2]) Erst hier beginnt Ries die Mitteilung des Briefes. Mit dem „Reiseplan" meint er einen Plan für Beethovens Reise nach England.

[3]) So schreibt Beethoven. Ries ändert das in: „ein crimen laesae!" Auch die Worte „beim Cardinal" und „meine Zulage — muß" läßt Ries weg. Er nahm vermutlich Anstoß an den Äußerungen über den Erzherzog. Für uns ergänzen sie das Bild des sorgengequälten, kränklichen Mannes.

[4]) Von hier an schreibt eine andere Hand.

[5]) Von hier an schreibt Beethoven wieder selbst.

König öffnen, woraus er sehen wird, was von der Schlacht von Vittoria an den König geschrieben worden, die nun erfolgte Schrift an ihn erhält[1]) dasselbige, aber von der Messe ist gar keine Rede mehr,[2]) unser liebenswürdiger Freund Bauer soll nur sehen, ob er nicht wenigstens ein Schlachtmesser oder eine Schildkröte dafür erhalten kann, versteht sich, daß das gestochene Partitur Exemplar der Schlacht ebenfalls an den König gegeben werde — Bauer geht Ende Mai wieder hieher, benachrichtigen sie ihn also gütigst gleich von dem was ihn angeht — der heutige Brief kostet sie viel Geld,[3]) rechnen sie mir es nur ab von dem was sie mir schicken, wie leid thut es mir ihnen beschwerlich fallen zu müssen, — Gott mit ihnen, alles schöne an ihre Frau, bis ich selbst da bin, geben sie acht, sie glauben ich bin alt, ich bin ein junger alter — wie immer der Ihrige

Beethoven."

Weitere Briefe an Ries werden noch zu erwähnen sein. Aus dem Tone, in welchem sie geschrieben sind, dürfte doch hervorgehen, daß damals wenigstens die guten Beziehungen zu Ries, von deren Trübung uns Schindler erzählt, noch fortbestanden.

Die Sorge für die Unterbringung seiner Kompositionen dauert auch in jener Zeit, der Zeit der Absendung der Subskriptionseinladungen zur Messe, noch fort. Es liegt uns ein kleiner Brief an Moritz Schlesinger in Paris[4]) abschriftlich vor, der lautet:

„Wien den 18t Februar 1823.

Mein werther Schlesinger!

ich glaube was sie anbey gesucht was[5]) gefehlt ist oder nicht, angezeigt werden — suchen sie doch[6])

Von den Werken die ich ihnen neulich angebothen ist die Overture für großes Orchester u. [?] wurde den 3. Oktob. zum ersten mal bey Eröffnung des neuen josephstädter Theaters gegeben

[1]) So Beethoven; Ries „enthält".

[2]) Es handelte sich also um zwei Briefe an den König; den ersten hatte Beethoven Bauer mitgegeben, der ihn aber nach seiner nachträglichen Bestimmung nicht erhalten sollte; in diesem muß also die Messe erwähnt gewesen sein. Den zweiten, zu dem auch das obige Konzept gehört, hatte er in den Brief an Ries eingeschlagen (s. dessen Anm. 2).

[3]) 17 Schilling = $10^1/_2$ Gulden, nach Ries.

[4]) In Thayers Papieren befindlich. Der Brief war, wie ich aus den Bemerkungen auf der Abschrift entnehme, ziemlich unleserlich und zum Teil verletzt, dazu größtenteils von anderer Hand geschrieben.

[5]) Könnte nach beigeschriebener Notiz auch heißen „gefügt daß".

[6]) Könnte auch heißen „noch".

was von **Mehul** sie mir angezeigt haben, bitte ich sie mir zu schicken, auch von den **schottischen** Liedern von ihrem Herrn . . . [unleserlich] in Berlin brauche ich einige Exemplare . . . mit vergoldetem Einband auf aber [?] antworten[1])

Die Dedication[2]) **Sonate** in Cmoll ist gewidmet der . . . **Antonia v. Brentano** gebohrne von **Birkenstock**

antworten sie geschwinde, geschwinde, geschwinde

ihrem [ihr Freund]

Beethoven."[3])

Die Bemerkung über die Widmung der Sonate in Cmoll stimmt überein mit einer früher schon gemachten Mitteilung, nur war dort die Asdur-Sonate hinzugefügt (s. o. S. 231).

Um dieselbe Zeit schickte er eine Anzahl kleinerer Sachen an Peters in Leipzig (darunter das Opferlied, das Bundeslied, die Ariette „der Kuß", Bagatellen und Zapfenstreich), wie wir aus dem Briefe an Peters vom 15. Februar erfahren.[4]) Darin steht auch die Bemerkung bezüglich der Messe: „auch werde ich ihnen eine Schrift wegen der Messe schicken da sich die Entscheidung, welche sie erhalten, bald nahen wird —" Die angemeldeten Stücke erschienen aber nicht bei Peters.

Auch zu Scherzen war er wie sonst aufgelegt. Zu den Freunden, welche in dieser Zeit mit ihm wegen seiner Unternehmungen beratschlagten, gehörte auch Graf Moritz Lichnowsky; es handelte sich damals, wie Schindler angibt, um einen mit Steiner abzuschließenden Vertrag, wobei Lichnowsky vielleicht von Beethovens Meinung abwich. Am 20. Februar improvisierte Beethoven in dem Gasthause zur goldenen Birne, wo er damals viel verkehrte, folgenden Kanon:[5])

---

[1]) Hier ist der Brief eingerissen und mehreres undeutlich.

[2]) Dies ist nach der Aufschrift von Beethovens Hand.

[3]) Die Adresse: de Vienne Monsieur Maurice Schlesinger rue de Richelieu à Paris.
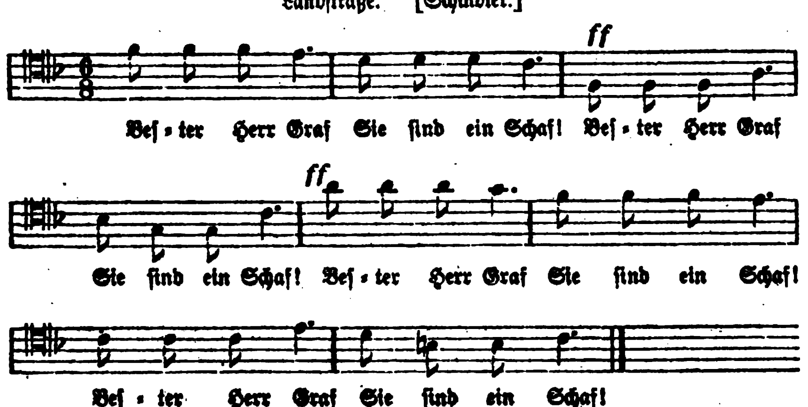
Darunter die Nachahmung eines Siegels (s. n.) welches für die Zeit des Briefes natürlich keine Bedeutung hat. Unter dem Briefe steht noch von der Hand des Empfängers: Vienne Beethoven le 11. & 18 fevrier & le 7. May repondu le 4. Juin.

März I 1827

[4]) Vgl. oben S. 261 Anm. 1.

[5]) Nach meiner Abschrift nach dem Autograph in Schindlers Nachlaß (Mappe I Nr. 35) auf der Berliner Bibliothek. Veröffentlicht in Hirschbachs Repertorium 1844 S. 468. Vgl. auch Thayer Verz. Nr. 248.

„geschrieben den 20t Febr. 823
im Kaffehause zur Birn auf der
Landstraße." [Schindler.]



Aber nicht immer war er in so heiterer Laune; die pekuniären Verhältnisse lasteten auf ihm. Ihn drückte eine Schuld an die ihm befreundeten und sehr wohlgesinnten Brentanos in Frankfurt;[1]) außerdem hatte der Verleger Steiner ihm einen Vorschuß bewilligt und fand es jetzt, da Beethoven wiederholt Werke andern Verlegern gegeben hatte, nicht mehr nötig, ihn zu schonen; er drängte zur Zahlung und drohte, den Meister wegen der geschuldeten 800 Gulden gerichtlich zu belangen.[2]) Beethoven stellte eine Gegenforderung und verlangte von Steiner die Herausgabe mehrerer noch bei ihm befindlicher Manuskripte, die dieser aber verweigerte, da sie sein Eigentum seien. Beethoven hatte zurzeit keine Barmittel zur Verfügung; für die Subskriptionsexemplare der Messe konnte noch kein Honorar eingegangen sein. Doch befanden sich in seinem Besitze 7 Bankaktien, die er nicht gern angreifen wollte, da er sie für den Neffen bestimmt hatte. Auf Veranlassung des Advokaten Dr. Bach entschloß er sich, einer der Bankaktien sich zu entäußern, und das gleiche tat er gleich nachher, um die Schuld bei Brentano zu tilgen. Bei beidem war ihm Schindler behülflich. Darauf beziehen sich mehrere der Zettel an Schindler auf der Berliner Bibliothek.

---

[1]) Schindler II S. 45 f. Ausführlicheres über diese Verhältnisse mag man dort nachlesen. Bittere Klagen über seine Lage, über seine Armut, wie er es nennt, wird man dem Briefe an Ries entnommen haben. Im Konv.-Heft vom April 1823 sagt Schindler: „Denken Sie nur nicht immer Tag und Nacht an die Schulden. Die werden Sie bezahlen, wenn Sie gesund sind, ohne daß es Ihnen wehe thut."

[2]) Schindler II S. 41 f.

Hierher gehört der folgende, den seinem Hauptinhalt nach schon Schindler[1]) mitteilte:

„lieber S. Vergessen Sie nicht auf die B. A., es ist höchst nöthig, ich mögte nicht gern um nichts u. wider nichts bei gericht verklagt werd. Das Benehmen meines Bruders hierin ist seiner ganz würd. —[2]) heute ist der Schneider bestellt, den ich unterdessen hoffe mit güte für heute abweis. zu können. —

Eiligst der
Ihrige."

Am Rande des Briefes steht: „ich gehe gar nicht aus, da ich mich nicht wohl befinde wenn sie wollen zum Essen kommen, so kommen Sie", auf der Rückseite: vous êtes invité de diner chez moi, und daneben: „Für Hrn. v. Schindler." Auf dem Brief bemerkte Schindler, der darauf geschrieben hatte „vom Jahre 1823", folgendes: „Die Firma Steiner u. Haslinger hatten 1823 Beethoven gedroht ihn wegen der schuldigen 800 Gulden W. W. bei Gericht zu verklagen, das geschah wo noch kein Honorar für die subscribirten Exempl. von der Missa eingegangen war. Darum war er genöthigt eine Bank-Actie zu veräußern, um diese Gläubiger zu befriedigen."

Auf dieselbe Zeit wird sich folgender Zettel beziehen:[3])

„Für Seine Wohlgeboren
H. v. Schindler." [Adr.]

Außerordentlich Bester!!

Vergessen Sie nicht auf die Anbringung der Bank atzie als Pfand, — ich bitte Sie gegen ein Uhr Karl bei Blöchlinger abzuhohlen, u. zu mir zu führen, Sie können hernach einen Fiaker nehmen u. Bach, welcher ganz gewiß kommen wird, abhohlen, oder nehmen sie gleich einen Fiaker von der Josephstadt mit Karl, womit sie alsdann zu mir, u. von mir zu Bach fahren —

lebt wohl bester
der Eurige
Beet —"

Was Bach gerade jetzt bei ihm sollte, wird uns weiter klar werden.

In derselben Zuschrift, in welcher Beethoven Schindler ersucht, ihm ein Schema der Höfe aufzustellen, an welche die Subskriptionseinladung zu schicken wäre (s. o. S. 356) schreibt er folgendes:

---

[1]) II S. 43. Veröffentlicht bei Kalischer N. B. Br. 112 S. 102. Abschrift in Thayers Nachlaß; auch ich habe das Briefchen in Berlin abgeschrieben.

[2]) Wie Schindler (S. 42) erzählt, weigerte sich der Bruder, die Bürgschaft für die Schuld zu übernehmen, bis die Honorare eingegangen wären. Ob dieser Ausfall Beethovens gerechtfertigt war, darüber vermögen wir nicht genauer zu urteilen.

[3]) „Vom Monath Januar oder Februar 1823" Schindler. Vgl. Kalischer 110 S. 100. Auch von Thayer abgeschrieben und von mir verglichen.

„Sehen Sie doch einen Menschenfreund aufzutreiben, der mir auf eine Bank Actie leiht, damit ich erstens den Edelmuth meiner einzigen Freunde der v. B.[1]) nicht zu sehr prüfen müßte, u. selbst durch den Aufenthalt dieses Geldes nicht in Noth gerathe, welches ich den schönen Anstalten und Vorkehrung. meines theuren H. Brud. zu verdanken habe. — Es wäre hübsch, wenn sie diesen Nachmittag gegen halb 4 zu Maria Hilf erschienen oder auch vormittags —"

„Man muß gar nicht merken," wird auf einem besonderen kleinen Zettel hinzugefügt, „daß man das Geld wünsche —"

Das bezog sich also auf die Schuld bei Brentano (wie sich auch aus Schindler S. 46 ergibt), und wir erhalten zugleich einen Fingerzeig über den Zeitpunkt dieses Unternehmens; die Gleichzeitigkeit mit der Frage nach Aufzählung der Höfe verbietet es, dasselbe über die ersten Monate 1823 hinaus anzusetzen.

Auch das folgende Briefchen hängt mit der Brentanoschen Angelegenheit zusammen, welche auf die Steinersche folgte; es ist hier von 2 Aktien die Rede:[2])

„Es ist nichts anderes zu thun, als dieses mit den 2 A. [Aktien] auch einzugehen, obschon ich es sehr unverhältnißmäßig finde, richten sie daher gütigst ein, was sie glauben; sind sie mit sich einig, so kommen sie zu mir

ihr Freund .

Beethoven."

Die wiederholten Ausfälle gegen den Bruder stehen etwas im Widerspruche damit, daß Beethoven mit dessen Beteiligung an den geschäftlichen Unternehmungen wegen seiner Werke einverstanden war und ihm sogar Vorteile zuwenden wollte, auch selbst sonst ganz freundlich an ihn schrieb. Es müßten da noch besondere Zerwürfnisse stattgefunden haben, über die wir keine genauere Kenntnis haben. Daß Johann die Bürgschaft für ihn nicht übernehmen wollte, mochte darin liegen, daß Beethoven nach seiner Ansicht im Besitze von Geldmitteln war; denn den idealen Gesichtspunkt, nach welchem Beethoven seine Bankaktien nicht angreifen wollte, vermochte der engherzige, nur ganz gewöhnlichen Interessen zugewandte Sinn des Bruders nicht zu fassen. Dabei müssen wir, bei unserer Unkenntnis der Einzelheiten, immer festhalten, daß eine innere Abneigung gegen diesen

[1]) Die Stelle ist im Original ziemlich undeutlich: „einzigen", wie Kalischer richtig entzifferte, ist über etwas anderes geschrieben; auch im Folgenden wollte Beethoven einzelnes ausstreichen; das B. aber steht deutlich da.

[2]) Kal. 113 S. 103. Abschrift bei Thayer. Von Schindler darüber geschrieben: „vom Jahre 1823".

Bruder schon seit früher Zeit bestand und durch spätere Erlebnisse nur vermehrt war, wenn es auch Beethoven zu einem völligen Bruche mit dem nächsten Verwandten nicht hat kommen lassen. Diese Abneigung konnte durch das Treiben der Gattin nur gesteigert werden.

In dem einen der Zettel wegen der Bankaktien wird Beethovens Rechtsfreund Dr. Bach erwähnt, es sollte eine Zusammenkunft mit ihm stattfinden, und auch der Neffe Karl sollte zugegen sein. Der Gegenstand der Besprechung wird nicht angegeben. Aber es wird nicht Zufall sein, daß Beethoven gerade in dieser Zeit pekuniärer Bedrängnisse den ersten förmlichen Schritt tat, die für den Neffen bestimmte Erbschaft festzulegen, soweit er das jetzt konnte; dabei bedurfte er Bachs Rat, der ihm ja auch in dem Streite mit Steiner geraten hatte. Statt allen weiteren Vermutungen folge hier der Brief an Bach, der gerade aus diesen Tagen stammt:[1])

„Wien, am 6ten März 1823.

Werther Verehrter Freund!

Der Tod könnte kommen, ohne anzufragen, in dem Augenblicke ist keine Zeit ein gerichtl Testament zu machen, ich zeige ihnen daher durch dieses eigenhändig an, daß ich meinen geliebten Neffen Karl van Beethoven zu meinem Universalerben erkläre, u. daß ihm alles ohne Ausnahme was nur den Nahmen hat irgend eines Besitzes von mir, nach meinem Tode Eigenthümlich zugehören soll. — Zu seinem Curator ernenne ich sie u. Sollte kein anderes Testament folgen, als dieses, so sind sie zugleich befugt und gebeten, meinem gellebten Neffen K. v. Beethoven einen Vormund auszusuchen, — mit Ausschluß meines Bruders Johann van Beethoven —[2]) u. ihn nach den hergebrachten gesetzen denselben zuzugeben. Dies Schreiben erkläre ich so gültig für allzeit, als wäre es mein letzter Wille vor meinem Tode — ich umarme Sie von Herzen

ihr wahrer Verehrer und Freund

Ludwig van Beethoven."

Ein besonderer Nachtrag auf der ersten Seite besagt (Frimmel)

„NB an Capitalien finden sich 7 Bankactien, was übrigens sich an Baarschaft noch findet, wird ebenfalls wie B. A. das Seine."

Kurz vor seinem Tode hat Beethoven dieses Testament mit den

---

[1]) Dieser Brief, im Besitze des Hof- und Gerichtsadvokaten Baron Dr. Härdtl in Wien (nach Nohls Angabe aus Bachs Akten), wurde zuerst von Nohl veröffentlicht (Musik. Skizzenbuch S. 256. Neue Br. B. Nr. 253) und dann diplomatisch genau mit Bezeichnung der von Beethoven gemachten Nachträge von Frimmel, L. v. Beethoven S. 93.

[2]) Die Worte „— . . . —" sind auf der dritten Seite nachgetragen.

damals erforderten Modifikationen, wieder in einem Briefe an Bach, wiederholt; wir kommen später darauf zurück. —

Wenn sich unser Meister auch jetzt, unter vielen Sorgen und gesundheitlichen Beschwerden, trüben und ernsten Gedanken hingab, einstweilen kehrte er doch ins Leben zurück. Er arbeitete ja schon lange an dem großen Werke, dessen Vollendung und Darstellung erst dem folgenden Jahre vorbehalten blieb; aber daneben zeigt ihn uns dies Jahr in seinem weiteren Verlauf nicht nur in mancherlei persönlichem Verkehre und mit verschiedenen Plänen beschäftigt, es sah auch noch einzelne kleinere Werke von besonderem Interesse entstehen; über alles dieses ist hier noch zu berichten.

Einer von jenen Plänen hing mit dem Versuche zusammen, Beethoven in ein äußerlich festes Verhältnis zum Hofe zu bringen.[1]) Im November 1822 war der kaiserliche Hofkompositeur Anton Tayber gestorben, und dies erschien als geeigneter Anlaß, daß Beethoven sich direkt um diese Stelle bewerbe. Auf Betreiben des Grafen Moritz Lichnowsky wandte er sich direkt an den „Hofmusikgrafen" Grafen Moritz Dietrichstein. Beide schlugen Beethoven vor, eine Messe für den Kaiser zu komponieren. Am 23. Februar 1823 schrieb Dietrichstein an Lichnowsky folgenden Brief:[2])

„Lieber Freund!

Schon längst wäre es meine Pflicht gewesen, dem guten Beethoven zu antworten, da er sich vertrauensvoll an mich gewendet hatte. Allein nachdem ich mit dir gesprochen, beschloß ich mein Stillschweigen erst zu brechen, wenn ich bestimmtere Nachrichten über den bewußten Gegenstand eingezogen haben würde. Nun kann ich dir aber mit Gewißheit sagen, daß die Stelle des verstorbenen Tayber — welcher nicht Kammer- sondern Hofcompositeur war — nicht mehr besetzt werden wird. Ich mag es Beethoven nicht schreiben um nicht ungünstig auf einen Mann zu wirken, den ich so aufrichtig verehre und bitte dich demnach, es ihm gelegentlich vorzustellen, mir aber dann zu schreiben, wann und wo ich ihn einmahl würde sprechen können, da ich seine Wohnung vergessen habe.

Ich schicke dir hier auch zugleich die Partitur einer Messe von Reutter, welche Beethoven zu sehen wünschte.

Wahr ist es daß S. M. der Kaiser diesen Stiel liebt, indessen braucht Beethoven, wenn er eine Messe schreibt sich nicht daran zu halten. Er möge nur seinem großen Genie folgen und blos berücksichtigen daß die Messe nicht zu lang, noch zu schwer in der Ausführung werde. — Daß es eine Tutti

[1]) Vgl. Schindlers Erzählung II S. 29 ff., der wohl genau unterrichtet sein konnte.

[2]) Mitgeteilt von Schindler II S. 30 f.; Abschrift auch in Thayers Materialien, der sie durch Nowotny erhielt; das Original in Schindlers Nachlaß in Berlin.

Messe sei und bei den Singstimmen nur kleine Sopran- und Alto-Solos vorkommen (wofür ich zwei brave Sängerknaben habe) — doch weder Tenor- noch Baß- noch Orgel-Solos — höchstens für den Tenor weil Barth dann singen würde — Bei Instrumenten könnte ein Violin- oder Oboe oder Clarinett-Solo angebracht werden, wenn er es wollte.

Fugen lieben Seine Majestät sehr gehörig durchgeführt doch nicht zu lang; — das Sanctus mit dem Osanna möglichst kurz um nicht die Wandlung aufzuhalten — und wenn ich etwas für mich beisetzen darf: — Das Dona nobis pacem mit dem Agnus dei ohne besondern Absprung verbunden, und sanft gehalten; was bei 2 Messen von Händel (aus dessen Anthems zusammengesetzt) bei zweien von Naumann, und von Abbé Stadler eine besonders schöne Wirkung macht. Dies wären in Kürze meiner Erfahrung gemäß, die zu beobachtenden Rücksichten, und ich würde mir, dem Hofe und der Kunst Glück wünschen wenn unser großer Beethoven, bald Hand ans Werk legen wollte.

Sei so gut noch mir einen kleinen Empfangschein über die aus dem Hofmusikarchiv erhaltene Partitur zu schicken. Ich werde die erste freie Zeit benutzen, dir mündlich die Versicherung meiner alten Freundschaft zu erneuern. Ganz

Dein Freund

23. Febr. 1823." Moritz Dietrichstein.

Diesem Briefe folgte nicht lange nachher ein Brief Dietrichsteins an Beethoven selbst.[1])

„Ich übersende Ihnen hier, mein verehrter Freund, drey Texte zu Graduale und eben so viele zu Offertorien, um sie nach Ihrer Wahl bey der Messe, die Sie componiren, anwenden zu können.

Unendlich bedauere ich, Sie versäumt zu haben, als Sie die Güte hatten, mit dem Grafen Lichnowsky mich zu besuchen. Ich werde trachten, Sie sobald als möglich zu treffen. Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung

10. März 1823. Moritz Dietrichstein."

Darunter schrieb Beethoven mit Bleistift

„† das graduale
als Sinfonie
mit Gesang
behandlen
ist es nach dem gloria?"

Beethoven hatte also Dietrichstein persönlich besucht und war von dem Entgegenkommen des Hofmusikgrafen, wie Schindler erzählt, angenehm

[1]) Nach meiner Abschrift nach dem Original auf der Berliner Bibliothek (Schindlers Nachlaß M. I Nr. 456); abschriftlich auch in Thayers Papieren. — Zum Teil mitgeteilt von Schindler II S. 32.

überrascht. Er nahm die Arbeit tatsächlich in Angriff, und auch seine Bleistiftbemerkung zeigt die Absicht, eine neue Messe mit einigen zuzufügenden Sätzen, einem Graduale[1]) und Offertorium, zu schreiben, wobei er vielleicht einer Anregung Dietrichsteins folgte. Jedenfalls sieht man, welchen Wert er auf die in Aussicht genommenen Beziehungen zum Hofe legte. Auch Skizzen und briefliche Bemerkungen deuten auf beabsichtigte neue Messekompositionen hin; das Chronologische ist hier nicht überall genau festzustellen. Nicht weit von den letzten Skizzen zum Agnus Dei der Missa solemnis findet sich die Bemerkung: „das Kyrie in der Neuen Messe bloß mit blasenden Instrumenten und Orgel;[2]) und über Skizzen zu einem sanft gehaltenen Dona nobis steht die Überschrift: „Messe aus Cis moll"; diese stehen zusammen mit Skizzen zum Bundesliede und Opferliede,[3]) welche dieser Zeit angehören dürften (s. u.). Daß Beethoven in jener Zeit neben der Missa solemnis eine zweite oder gar noch eine dritte Messe schreiben wollte, entnehmen wir den Briefen. Simrock gegenüber spricht er es geradezu aus, daß seine Zögerung mit der Antwort darin ihren Grund habe, daß noch nicht feststand, welche Messe er erhalten solle, und an Peters schreibt er (20. März 1823), außer ihm hätten sich noch zwei andere gefunden, welche jeder eine Messe haben wollte, „indem ich wenigstens 3 gesonnen bin zu schreiben; die 1te ist längst ganz vollendet, die 2te noch nicht, die 3te noch gar nicht angefangen." Die Frage nun, ob jene Skizzen und Bemerkungen Beethovens schon vor dem Briefe Dietrichsteins geschrieben waren, mit andern Worten, ob der Plan zu dieser neuen Messe die unmittelbare Folge von Dietrichsteins Vorschlag war oder schon vorher bei Beethoven bestand, muß bei der Ungewißheit der chronologischen Beziehungen unbeantwortet bleiben. Die Bemerkung über eine einfachere Fassung des Kyrie und der einfach-milde Ausdruck des dona entspricht ganz den Gedanken, die Dietrichstein geäußert hatte. Daß Beethoven an die neue Messenarbeit ging und sie

[1]) Graduale, Stufengesang, zwischen Epistel und Evangelium gesungen. Auch der Missa solemnis hatte er, den Briefen zufolge, noch andere Stücke beigeben wollen, zu deren Ausführung es aber nicht gekommen ist.

[2]) Nottebohm II. Beeth. S. 152.

[3]) Nottebohm S. 541. 548. Das Bundeslied schickte er im Febr. an Peters (vgl. o. S. 261 Anm. 1), es erschien aber erst 1825 bei Schott; dann müßte er es also vor dem Briefe an Dietrichstein skizziert haben. Dann fielen freilich auch jene Skizzen zum dona vor den Brief von Dietrichstein (23. Febr.), man müßte denn annehmen, er habe zum Bundesliede, welches ja noch nicht erschien, noch nachträglich Notizen aufgeschrieben. Das betreffende Skizzenheft stammt aus dem Jahre 1824, ist aber nachträglich zusammengeheftet und enthält auch frühere Skizzen.

mit anderen besprach, wissen wir aus Schindler. Für uns bleibt nur der traurige Umstand, daß wir diese Messe aus Cis moll nicht besitzen. Beethoven kam schließlich zu dem Entschlusse, die Kompositionen für den Kaiser auf spätere Tage zu verschieben; er dankte den beiden Grafen schriftlich für ihre Bemühungen und gab als Grund seiner Verzögerung seine anderweitig eingegangenen Verpflichtungen an. Darüber mußte er von Lichnowsky Vorwürfe hören; auch der Erzherzog soll ihm solche haben zukommen lassen, auf die dann Beethoven mit Entschuldigungen geantwortet habe. So erzählt Schindler mit Berufung auf den erzherzoglichen Sekretär Baumeister; die bekannten Briefe an den Erzherzog enthalten davon nichts und die Tatsache dürfte zu bezweifeln sein, da eine Unterdrückung dieser Briefe keinen erkennbaren Zweck gehabt hätte.

Besonderes Interesse hat es für uns, daß in dieser Zeit der Plan zu einer neuen Oper entstand und längere Zeit erwogen wurde, um schließlich jedoch wieder aufgegeben zu werden. Wegen des allgemeinen darf man sich hier an Schindler[1]) halten. Der große Erfolg der neuen Aufführung des Fidelio (3. Nov. 1823) hatte die Administration des Theaters veranlaßt, an Beethoven den Antrag wegen Komposition einer neuen Oper zu richten. Dieser Antrag war Beethoven erwünscht. Seine Freunde ergriffen den Gedanken mit Eifer, unter ihnen besonders Graf Moritz Lichnowsky,[2]) dann Schindler, auch wohl andere; so z. B. mischte sich auch Bruder Johann ein. Beethoven wünscht antike Stoffe, die man ihm aber als verbraucht darstellt. Dann ist von einem Text Schlegels die Rede; auf Trauerspiele Voltaires, auf Fiesko u. a. wird er hingewiesen. Auch Einheimische wollten für ihn schreiben. Kanne schrieb einen Operntext für ihn, den Beethoven ihm mit folgendem Billett an Schindler zurückschickt:[3])

„Ich Schicke Ihnen hier das Buch von K., welches, außerdem daß der erste Akt etwas lau ist, so vorzüglich geschrieben ist, daß es eben nicht einen der ersten Komponisten brauchte — ich will nicht sagen, daß es eben gerade für mich das passendste wäre, jedoch, wenn ich mich von früheren eingegangenen Verbindlichkeiten loßmachen kann wer weiß was geschehen könnte == oder geschehen kann! —

bestätigen sie mir gütigst den Empfang!" eiligst ihr Freund Beethoven.

[1]) Vgl. II S. 47 f.

[2]) „Ich komme bestimmt mit ihm zusammen. — Mit Grillparzer. — Wegen Macbeth oder Romeo u. Julia" schreibt Lichnowsky im Februar 1823 ins Konversationsheft.

[3]) Abschrift in Thayers Nachlaß, das Original auf der Berliner Bibliothek. Schindler notiert darauf, daß es aus dem Jahre 1823 stamme und einen Operntext von Kanne betreffe. Vgl. Nohl Br. Nr. 262, Kalischer N. B. Br. 103 S. 97. Wie das Stück hieß, erfahren wir nicht.

Noch von anderen Seiten wurde ihm der Gedanke, eine Oper zu schreiben, nahe gebracht. Mitten zwischen Gesprächen über Opernstoffe begegnet uns am 30. Januar 1823 (das Datum ist im Anschluß an andere Angaben von Thayer festgestellt) folgende Einzeichnung des Bruders Johann im Konversationsbuche: „Sporschild war heute bei mir er läßt sich dir empfehlen und wenn du es befehlen thust, so will er für dich eine Oper schreiben." Johann Sporschil, bekannt als Historiker und Publizist, lebte damals nach Beendigung seiner Studien in Wien; er trat in Beziehung zu den Angehörigen des Beethovenschen Kreises und erhielt Kenntnis von den dort bestehenden Wünschen, woraus sich die obigen Worte Johanns erklären. Wir haben über seine Beziehungen zu Beethoven eine dankenswerte Studie von Hans Volkmann,[1]) die mir während der Arbeit zukam und auf die ich in nachstehendem Bezug nehme. Auf das Anerbieten Sporschils muß Beethoven gleich eingegangen sein, denn Sporschil machte sich alsbald an die Arbeit; dieselbe wurde, wie es scheint, stückweise (nach Vollendung der einzelnen Akte) an Beethoven geschickt. Das Textbuch befindet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek. Es war eine neuere Dichtung an Stelle der vor einiger Zeit aufgeführten „Weihe des Hauses" (mit der Musik zu den Ruinen von Athen) und führte den Titel: „die Apotheose im Tempel des Jupiter Ammon";[2]) auch hier sollte die Musik aus den Ruinen verwandt werden. Dieser schwache Text scheint Beethoven, der Bemerkungen zu dem Entwurfe schrieb, nicht dauernd angezogen zu haben; auch traten andere Pläne an die Stelle; so wurde kurz nachher mit Grillparzer über eine Wiederbelebung der Ruinen verhandelt.[3]) Der Sporschilsche Text blieb vergessen.[4])

[1]) H. Volkmann, „Neues über Beethoven". Berlin und Leipzig, Seemann Nachf. 1904. Darin S. 62 ff. „Beethoven und Johann Sporschil".

[2]) Den Inhalt des Textes teilt Volkmann S. 69 ff. mit.

[3]) Vgl. den Aufsatz Kalischers „Grillparzer und Beethoven" in „Nord und Süd" 1891, Juni, S. 77 ff.

[4]) Wie sich Sporschils Verhältnis zu Beethoven weiter gestaltet hat, von welcher Art es überhaupt gewesen ist, darüber wissen wir nichts. Unter den Teilnehmern an den Konversationen erscheint er nicht; doch muß ein Verkehr mit Beethoven, wenigstens mit seinen Freunden, fortbestanden haben; in dem Aufsatze, den Sporschil am 5. November 1823 für das Morgenblatt über Beethoven schrieb, zeigt er sich über dessen Verhältnisse und Lebensweise im ganzen wohl unterrichtet. Der Aufsatz fand Aufnahme in der Wiener Theaterzeitung vom 15. November, wo ihn vielleicht auch Beethoven gelesen hat; der Neffe machte ihn darauf aufmerksam. Wieder abgedruckt ist er bei Nohl, Beeth. nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen, S. 182 ff. Abschrift nach der Theaterzeitung fand ich auch in Thayers Materialien.

Im Februar schreibt M. Lichnowsky: „Ich war letzthin bei einer gewissen Majorin Neumann, die hat seit 2—3 Jahren ein Opernbuch „Alfred der Große“ geschrieben. Es soll sehr schön sein; ich erhalte es in 3—4 Tagen. — Auch komme ich dieser Tage mit Grillparzer zusammen. — In der Oper Alfred soll unerhörtes Spektakl sein“ usw. Das Wichtigste ist hier die Erwähnung Grillparzers; auf ihn wurde jetzt in erster Linie das Augenmerk gerichtet. „Ich bin begierig,“ sagt Lichnowsky, „was Grillparzer mir antworten wird. — Er hat eine schöne Sprache, viel Feuer, Imagination, und geeignet ein großes Dichterwerk zu schreiben. — Es wäre das für eine 2te Oper. Wenn er sie Ihnen schreibt, so kann nur seine Dichtung gewinnen.“[1])

Franz Grillparzer (geb. 1791) war damals durch die Ahnfrau, Sappho, das goldene Vlies den Wienern als dramatischer Dichter schon wohlbekannt und vollendete eben seinen Ottokar. Er bekleidete eine Beamtenstellung im Finanzministerium und wurde eben in jenem Jahre Ministerialkonzipist beim Grafen Stadion. Mit Beethoven war er schon in früheren Jahren wiederholt zusammengetroffen, und musikalisch durchgebildet wie er war, verehrte er den Meister aufs höchste.[2]) Beethoven griff den Gedanken auf; er wollte Grillparzer besuchen. „Um Grillparzers Wohnung bitte ich sie, vielleicht daß ich ihn selbst besuche“ schreibt er an Schindler auf einem Zettel, der es sonst mit den Einladungen zur Subskription auf die Messe zu tun hat und also in die erste Zeit des Jahres 1823 fällt.[3]) Die Aufforderung kam Grillparzer, wie er selbst erzählt, durch den Grafen Dietrichstein zu, was auf Lichnowskys Vermittelung deutet. Die Anfrage habe ihn in einige

---

Ich teile ihn im Anhang (VIII) mit. Daß Sporschil der Verfasser sei, hat Volkmann (a. a. O. S. 80) glücklich festgestellt; 1827 im April schrieb Sporschil in der Dresdener Abendzeitung einen Nekrolog Beethovens, in dem er sich ausdrücklich als Verfasser jenes Aufsatzes bekennt.

[1]) Lichnowsky fährt fort: „In ein paar Tagen werde ich schon wegen Alfred Antwort sagen. — Ein großes schönes Sujet. Es ist als Gelegenheitsstück, wie die Monarchen hier waren, entworfen worden und bedarf nur wenig geändert zu werden. Blos beantwortet werden von der Dichterin. Es hat auch etwas romantisches dabei. — Was sagen Sie dazu?“ —

[2]) Über Grillparzers Verhältnis zur Musik und zu Beethoven vergleiche den erwähnten Aufsatz Kalischers: „Grillparzer und Beethoven“ S. 66, in welchem auch die Konversationsbücher verwertet sind. Grillparzer selbst berichtet über die hier uns beschäftigende Angelegenheit in seinen „Erinnerungen an Beethoven“ (Sämtliche Werke 4. Ausg. 1887 Bd. 16 S. 228 ff.), doch ist ihm sein Gedächtnis nicht immer treu.

[3]) Berl. Bibl., Abschr. bei Thayer. Vgl. Nohl Br. Nr. 261, Kalischer N. B. Br. Nr. 102 S. 96.

Verlegenheit gesetzt, da er der Operndichtung vorher fremd gewesen sei und auch nach Beethovens letzten Kompositionen gezweifelt habe, ob dieser noch im stande sei, eine Oper zu komponieren. Er überwand aber seine Bedenken, um dem großen Meister Gelegenheit zu einem interessanten Werke zu geben. „Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte,“ schreibt er (a. a. O. S. 230), „befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. — Der eine bewegt sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verteilet, noch näher zu treten.“

Dieser Stoff war, wie die Konversationshefte zeigen, Drahomira, der eine Episode aus der böhmischen Geschichte behandelte. Über diesen hat er später mit Beethovens Freunden und mit ihm selbst gesprochen; er wollte ihn ausführen, es ist aber dazu nicht gekommen,[1]) obwohl er es beabsichtigte. Er wählte dann das Märchen von der schönen Melusine. „Ich schied,“ schreibt er, „die reflektirenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Compositeur früher über die Stoffe zu conferiren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch aber einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu componiren, oder nicht. Ja, um ihm in letzter Beziehung gar keine Gewalt anzuthun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu auf der die Aufforderung geschehen war.[2]) Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.“

So erhielt also Beethoven den Text, er sagte ihm sehr zu, doch waren noch manche Beratungen zwischen Dichter und Komponisten nötig, denen Schindler, wie er erzählt, immer beiwohnte; verschiedene Änderungen wurden vorgenommen. Grillparzer hatte die Sage, wie sie

[1]) Vgl. Kalischer a. a. O. Die Entwürfe zur Drahomira s. Werke (1887) Bd. 10 S. 101 ff. Dazu hat Grillparzer selbst geschrieben: „eine der frühesten Arbeiten, etwa 1809 oder 1810.“ Vgl. Gödekes Grundriß Band 8 (Goetze) S. 383, Sauer im Vorbericht der Ausg. (1887) S. XCII.

[2]) Also durch Dietrichstein.

sich in dem alten Volksbuche findet, vielfach verändert und verkürzt, alles ausgeschieden, was sich zu dramatischer Behandlung nicht eignete und sonst überflüssig erschien — die Herkunft des Ritters Raimund, seine Hochzeit, die Erwerbung seiner Macht, die Taten und Schicksale seiner Söhne — und den eigentlichen Kern des Märchens zum Zwecke der dramatischen Bearbeitung herausgeschält, mit Geschick und Wirkung, auch einzelnes eigene hinzugetan. Wir geben nachstehend kurz den Inhalt der Grillparzerschen Bearbeitung an.[1])

Der Ritter Raimund, der Verlobte der Gräfin Berta von Forst, steht unter dem Zauber der schönen Wasserfee Melusine, welche nach der am Orte bestehenden Sage, die durch Raimunds komischen Diener Troll ihm mitgeteilt wird, mit zwei Schwestern, alle drei halb Weib, halb Fisch, in einem verfallenen Brunnen im Walde haust. Bei diesem Brunnen hat sich Raimund oft aufgehalten, auch Melusine hat Gefallen an dem schönen Ritter gefunden. Bei einer Jagd verfolgt er ein phantastisch, einem Hirsch ähnlich geschmücktes Kind, welches vor ihm verschwindet, und findet sich mit seinem Diener an der verzauberten Stelle. Dahin hat ihn Melusine durch jenes Kind gelockt. Seine Ahnungen und Wünsche werden rege. Sein Diener wünscht ihn vergebens von dem verzauberten Ort wegzubringen und beklagt die Veränderung seines Wesens. Beide sinken in Schlaf. Die Feen erscheinen, Melusine steigt vom Brunnen herab, von den Schwestern gewarnt; sie geht zu dem schlafenden und träumenden Raimund und lädt ihn ein, falls er sie liebe, in ihr Reich zu kommen, in welchem er in ihrer Liebe, von irdischer Not befreit, immer gleich ruhige Tage verleben werde. Dann legt sie ihm einen Ring an die Brust; wenn er ihn drehe, werde sie erscheinen, wenn er ihn von sich werfe, seien sie für ewig geschieden. Beim Herannahen der Jagd verschwindet sie, Raimund und Troll erwachen. Die Jagdgesellschaft erscheint; Berta und ihr Bruder, der Graf, finden Raimund; er erzählt mit Begeisterung sein Traumgesicht und ist auch bereit, mit umzukehren, da entdeckt er den Ring an seinem Busen und ist wie umgewandelt, zum Schrecken der Anwesenden. Er ruft Melusine und dreht den Ring am Finger; man sieht, zu unsichtbarem Nymphenchor, den Brunnen zusammenstürzen, den Felsen geöffnet und blickt in Melusines Palast, wo sie auf dem Throne sitzt und Raimund ruft; man will ihn zurückhalten, aber Raimund und Troll versinken, die andern prallen entsetzt zurück. — Der zweite Akt führt uns in Melusines Palast und zeigt uns sie auf dem Throne, Raimund zu ihren Füßen. Wir hören Gesang, in den beide mit kurzen

[1]) Grillparzers Werke, Ausg. 1887, Bd. 6 S. 281.

Worten eingreifen, auch Troll läßt sich spottend vernehmen; nach einem von Gesang begleiteten Tanz preist Melusine die Kunst des Tanzes und des Liedes; Raimund soll erheitert und zerstreut werden, was aber nicht ganz gelingt. Das Fehlen der Tätigkeit wird ihm fühlbar, auch ergreift ihn Verlangen nach der Heimat. — Die ganze Szene ist auf Musik berechnet und geschrieben — ob gerade auf Beethovensche Musik? Da Melusine sein Verlangen nach der Heimat erkennt, erklärt sie sich bereit, ihm Erfüllung seines Wunsches zu gewähren und eröffnet ihm dabei das Geheimnis, daß sie stets am siebenten Tage zu der Mutter Element zurückkehren muß und dieser Tag ihm völlig gehöre. Doch fleht sie ihn an, daß er in dieser Zeit sie nicht sprechen und sehen, selbst nicht nach ihr forschen wolle, was er ihr fest verspricht. Den Ring solle er treu bewahren. (Wie zu erwarten, bricht er sein Versprechen.) — Die Stunde schlägt, die Schwestern treten zu Melusine; sie versinken. Raimund, in seinem Vertrauen noch fest, wird doch in seinem Innern unruhig; in einem Spiegel erscheinen Bilder seiner früheren Tage: ein Ritter, ein Weib, ein Pilger, die ihn an seine Entartung und seine Schmach erinnern, zuletzt Berta und ihr Bruder. Er will zurück; mit Hülfe des Ringes springt der Spiegel auf, es zeigen sich der Graf und Berta, mit Hülfe Trolls suchen sie Raimund zur Rückkehr zu bewegen. Raimund hält noch fest an seinem Vertrauen; der Graf will die Zauberin sehen und entlarven, es kommt fast zum Streite, Raimund, um seine Ehre zu wahren, ist bereit, dazu zu helfen, und ruft Melusine; ein Donnerschlag antwortet. Das Ganze ist als großer Ensemblesatz gedacht. — Die Freunde Raimunds verlassen auf seine Aufforderung hin mit ihm die Szene, um sich zur „Schauergruft“ zu begeben. Die Szene verwandelt sich, wir sehen in eine im Hintergrunde durch ein Tor geschlossene Felsenschlucht. Hinter dem geöffneten Tore wird ein ruhiger, mondbeglänzter See sichtbar. Melusine bereitet sich zu ihrer Verwandlung und gibt dabei ihren Klagen Ausdruck. Bei einem Donnerschlag geht die Verwandlung vor sich, die Pforten des Sees fallen zu, Melusine versinkt, das ganze Theater wird dunkel, von innen hört man Gesang der Najaden. Von dem Ringe geleitet, kommt Raimund mit seinen Begleitern, sie sehen durch die Pforte Melusine in ihrer Verwandlung. Raimund flucht ihr und wiederholt dies, als sie selbst in ihrer natürlichen Gestalt zum Vorschein kommt, sie ruft ihm noch zu, daß er den Ring behalte, da dann noch nicht alles verloren sei. Aber Geister schleppen sie zurück und erklären auch Raimund als ihnen verfallen. — Im dritten Akt liegt Melusine in ärmlicher Gestalt vor einem Jagdhause im Walde, wo Raimund öfter geweilt, schmerz-

erfüllt; sie will wenigstens „im Bereiche seines Atems“ sein; den Schwestern gelingt es nur mit Mühe, sie wegzubringen. Raimund kommt mit Troll und Berta; er kann nur schwer den Verlust des vergangenen Glückes verschmerzen, so sehr sie ihn von diesen Gedanken abzubringen suchen. Beim zufälligen Drehen des Ringes sieht er einen Augenblick lang Melusine unter dem Wasserfall auf dem Felsen liegen; aber sogleich verschwindet sie wieder. Berta wünscht nun den Ring von ihm zu erhalten, aber er weigert sich, ihn herzugeben. Der Graf, der hinzutritt, stellt durch seine Fragen fest, daß Raimund von dem Truge überzeugt ist, nicht zu Melusine zurückkehren will und zum Handeln entschlossen ist; er teilt ihm mit, daß die Ritter ihn in ihren Kreis wieder aufnehmen wollen und er ihm die Hand seiner Schwester geben werde. Der Chor der Ritter feiert das rühmliche Leben des Kriegers und die Liebe, und begrüßt mit Wein Raimund den Wiedergefundenen, Wiedergewonnenen, was er zu sein verspricht; Landleute bringen Blumen und Kränze, einen schenkt er Berta, die Liebe beider wird gefeiert. Da naht das Verhängnis. Da er gedankenlos mit dem Ringe spielt, wird ihm plötzlich Melusine sichtbar, um gleich wieder zu verschwinden. Auf Bertas Bemerkung merkt Raimund die Wirkung des Ringes, er reißt ihn ab und wirft ihn weg. Damit ist sein Schicksal entschieden. Eine schuppenbedeckte Gestalt steigt auf und reißt mit den Worten „Auf ewig verloren!“ den Ring an sich; Raimund stürzt ihr mit gezogenem Schwerte nach, um den Ring wieder zu gewinnen, er erreicht sie an der Stelle, wo der Brunnen gestanden; dieser stürzt zusammen, Raimunds eigenes durch eine aufflammende Inschrift gekennzeichnetes Grab wird sichtbar, die Gestalt wirft den Ring hinein. Eine andere, schwarze Gestalt (Melusine) hebt sich vom Boden, ruft ihn zum Grabe, wo er den Ring finden werde; er ist dem Zauber wieder ganz verfallen, auch den hinzukommenden Freunden und den Angehörigen gelingt es nicht, ihn zurückzuhalten, er stürzt ins Grab, Melusine umfaßt ihn, und Flammen schlagen über ihm zusammen. Von innen hört man Siegesgesang der Frauen; der Bann ist gebrochen. Es heben sich Wolken, in denen Melusine in reicher Kleidung erscheint, über sie halten die Schwestern die Krone; sie ruft Raimund, der nun für immer in ihrem Reiche weilen soll. Raimund erscheint in den Wolken, von Lichtgestalten umgeben, und strebt zu Melusine, die ihn empfängt. Denn „wem sich höhere Mächte künden, muß auf ewig sich verbinden, oder nahen mög' er nie: halben Dienst verschmähen sie.“ —

Nach Übersendung des Textes wäre nun Grillparzer nach seiner Er-

zählung auf Schindlers Aufforderung gleich zu Beethoven hingegangen; nach seiner Darstellung kam es im ganzen zu drei Unterredungen, doch ist ihm sein Gedächtnis hier im einzelnen nicht ganz treu.[1]) Die Freunde sprachen schon vorher mit ihm über die Sache, und durch sie hörte auch Beethoven davon. Anfang April erzählt ihm Schindler als Geheimnis, daß Grillparzer einen neuen Text für ihn geschrieben habe, den jetzt Forti zur Durchsicht habe. Das war Melusine.[2]) Auch Lichnowsky spricht darüber. Am 12. April teilt ihm Schindler mit, Grillparzer habe ihm erzählt, er werde Beethoven nächstens sein jüngstes Kind überschicken, welches er seinem Genius möglichst anzupassen gesucht habe; Mosel habe ihn dazu animiert. Weiter sagt Lichnowsky: „Die Oper ist schon fertig. Wallishauser [Grillparzers Verleger] hat es mir selbst gesagt; das Buch ist bei der Direktion und wird Ihnen bestimmt zugeschickt. Es ist das Märchen Melusine. — Wallishauser wollte heute zu Ihnen kommen deshalb. — Schindler war auch schon da.“ Noch im Frühjahr erzählt Schindler sodann, er sei bei Grillparzer gewesen, zu diesem sei Lichnowsky gekommen, von Beethoven zu ihm geschickt „wegen dem Buch“: „Obwohl er es ihm nicht gern gegeben und sich vorbehalten mit Ihnen selbst zu sprechen, so hat er es ihm doch eingehändigt, indem er sagte, er werde sogleich es Ihnen übergeben.“ Er habe es mit seinem angegriffenen Halse entschuldigt, daß er noch nicht zu Beethoven gekommen sei; das werde aber bald geschehen, „indem er es selbst für nöthig hält mit Ihnen darüber zu sprechen.“ Dann spricht er von einem neuen Opernbuche, von welchem er sehr entzückt ist, der böhmischen Dragomira, „die er für Sie bearbeiten wird. Er hofft, es wird ein ausgezeichnetes Product werden“.[3]) Lichnowsky selbst sagt mit Bezug auf Grillparzer: „Er wünscht selbst eine Unterredung mit Ihnen, ist bereit manches nach Ihren Wünschen zu ändern, und will in der Folge Dragomira Böhmische Geschichte ganz für Sie schreiben. . . . . Die Dragomira ist groß tragisch. — Grillparzer ist ein sehr liebenswürdiger und herzlicher Mann.“

Gewiß sollte bei der gewünschten Unterredung die Frage: ob Melusine oder Drahomira, auch besprochen werden; für jetzt lag Beethoven erst

---

[1]) Das bemerkt Kalischer richtig a. a. O, S. 75 und sonst.

[2]) Die Zeit der Übersendung der Melusine ist nach diesen Mitteilungen annähernd zu bestimmen. Am 3. März hatte Beethoven, wie wir der Erzählung Schlössers entnehmen, das Buch noch nicht, wußte aber schon, daß es Melusine sei. Vor der Übersiedelung nach Hetzendorf (17. Mai) hatte die Unterredung mit Grillparzer stattgefunden; einige Zeit vorher also hatte er es in Händen.

[3]) Das kann also nicht das Buch sein, das er jetzt Lichnowsky übergab, wie Kalischer meint (S. 76); die Dragomira sollte ja erst in Angriff genommen werden.

die Melusine vor, da Drahomira noch nicht geschrieben war. Der Text der Melusine war Beethoven auf dem Wege, wie oben angegeben, zugeschickt. Derselbe gefiel ihm anfangs sehr; er schrieb in jener Zeit an Grillparzer, der von seinem Briefe ganz entzückt war.[1]) Schindler erzählt ihm in dem Konversationsheft vom April/Mai 1823 (vor der Übersiedelung nach Hetzendorf) von Grillparzers Erlebnissen und fährt dann fort: „Daß Sie seine Dichtung ergreift hat ihn um so mehr überrascht, da er jetzt gesteht, daß er nicht gar großen Fleiß darauf verwendet hatte, indem er als sicher voraussetzte, dieser Stoff würde Sie nicht ansprechen. Nun aber sehnt er[2]) sich an die Arbeit eines 2ten Buchs, welches Ihrer ganz würdig ausfallen muß. Wenn Sie das Jäger-Chor anfangs geniren sollte, so würde er auch ein Chor der Nymphen schreiben." Weiter erzählt ihm Schindler (auch noch im Frühjahr), daß ihn Grillparzer nächstens besuchen und ihm erzählen werde, daß er nunmehr eine Stellung in Stadions Bureau habe.

Das geschah also alles vor jenem Besuch Grillparzers, von dem er in den „Erinnerungen" spricht. Dieser Besuch muß, soweit Grillparzers Gedächtnis hier maßgebend ist, in die erste Hälfte des Mai fallen.[3]) Kurz nachdem er das Buch an Beethoven habe abgehen lassen, erzählt Grillparzer, sei er auf Einladung Schindlers mit diesem zu Beethoven gegangen, der in der Vorstadt Landstraße [Kothgasse] wohnte. Er hatte sagen lassen, daß er unwohl sei.

„Ich fand ihn," schreibt er (a. a. O. S. 281 f.), „in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blik auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und der Achtung und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und

---

1) Kalischer a. a. O. S. 74. Ich bemerke hier ein für allemal, daß ich Kalischers Mitteilungen aus den Konversationen dankbar benutze, daß mir aber daneben Thayers ausführliche, meist wörtliche Auszüge vorliegen.

2) So lese ich bei Thayer. Kalischer „setzt er", wohl richtiger.

3) „In ein paar Tagen ziehe er aufs Land," sagt Beethoven. Nach Hetzendorf kam er am 17. Mai.

da will ich sogleich anfangen, es zu componiren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen?[1]) Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jagdchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Contrakt mit mir zu schließen. Die Vortheile aus der Oper sollten gleich zwischen uns getheilt werden u. s. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte . . . Am Wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Contrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestände auf der Abschließung eines Contraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich das Eigenthumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon prävenirt sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, cedirte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Contrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern."[2])

---

[1]) Dasselbe erzählte Grillparzer O. Jahn: „Er bat Gril. den Jagdchor im Eingang wegzunehmen. Weber habe 4 Hörner gebraucht, er muß ja nun 8 nehmen."

[2]) In O. Jahns Aufzeichnungen aus dem 1852 mit Grillparzer gepflogenen Gespräche heißt es: „Als Grillparzer ihm die Melusine brachte, verlangte er, daß Grillp. das Honorar bestimmen sollte; auf dessen Weigerung ging B. zu Wallishauser, Grillparzers Verleger, bestimmte ihn sie Grillparzer abzukaufen, u. verhandelte mit ihm. Mit Barbaja [dem eigentlichen Verwalter des Kärnthnerthortheaters] war der Contract abgeschlossen auf 6000 fl. W. W. (2500 fl. C. M.); kurz darauf legte er's nieder und stellte B. vor, er sei zwar durch den Contract gebunden, könne aber die Oper nicht gebrauchen, worauf B. den Contract zerriß. Duport schreibt an B. am 20. April 1824, Barbaja melde von Neapel, eine Oper von B. werde ihm erwünscht sein, und er werde über Preis und Zeit sich erklären, wenn er sicher sei, daß der Contract vom 1. Dez. an verlängert werde, was nicht geschah." Ich gebe die Erzählung, wie ich sie bei O. Jahn (in Thayers Abschrift) finde. In einer zusätzlichen Bemerkung leugnet Schindler, daß ein Kontrakt zwischen Beethoven und Barbaja abgeschlossen gewesen wäre. Für diese frühe Zeit ist das allerdings nicht wahrscheinlich.

Grillparzer erwähnt dies zur Widerlegung Rellstabs, der gesagt hatte, Beethoven habe anders gewollt als er, deshalb sei es zur Melusine nicht gekommen. „Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu componiren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten."

Daß Grillparzer die Unterredung über Melusine vorzugsweise im Gedächtnis geblieben ist, wundert uns nicht; aber es haben daneben jedenfalls auch noch weitere Besprechungen zwischen den beiden Männern stattgefunden. Von einer, welche sicher schon früh im März stattfand, erzählt uns das Konversationsbuch (es ist in demselben Hefte von der Aufführung des Fidelio die Rede, die am 3. März war). Da erklärt sich Grillparzer bereit, die Änderungen an einem Stücke, die Beethoven nötig erscheinen, vorzunehmen.

„Ich bitte mir ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in Betracht dessen was gesungen werden soll. — Vielleicht dürfte dieses Duett nichts anderes enthalten als die Freude der Minerva im Gegensatze mit der trüben Warnung Merkurs. — Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als nothwendig; sie ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; weit schneller ist die Ausführung da, als die Erfindung; ich muß also natürlich um Zeit bitten, das bei mir zu überlegen und zu Haus durchdenken zu können. Soll ich Ihnen also das Buch und meine Zeilen hier lassen — so bitte ich es mir sobald Sie es nicht mehr benöthigen durch H. Schindler zu schicken. Was den Gedanken betrifft eine Anspielung auf die heutige griechische Zeit herzustellen, da wird die Censur ihr verneinendes Machtwort darin legen. — Ich glaube es soll nur derjenige öffentlich auftreten der ganz gewiß ist, wenn auch nicht gleich doch einmal, etwas großes in die Welt zu schicken. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht einreden. Ich meine die Kraft dazu zu fühlen. — Das Resultat in Bezug auf die Cantate wäre also das: Sie haben die Güte Buch und Schrift hier zu behalten und mir, mit ihren Bemerkungen versehen, zu überschicken: ich denke indessen dem Stoff für mich nach, und so kommen wir vielleicht überein — Kurz, der Schluß ist: Ueberlegung, u. ich werde nichts arbeiten ohne Ihnen vorher selbst oder mittelbar den Plan mitgetheilt zu haben." —

Richtig und feinsinnig erkannte Kalischer,[1] daß es sich hier um eine von Beethoven gewünschte Umdichtung der „Ruinen von Athen" handelt; zu welchem Zwecke, wissen wir nicht. Einige Jahre später (1826, s. u.) begegnet dieses Bestreben nochmals für eine Aufführung am Königstädtischen Theater in Berlin.

In einer andern Unterredung aus dem Frühjahr 1823, welche

[1]) A. a. O. S. 78.

kurz vor der Übersiedelung nach Hetzendorf stattfand,[1]) da der Besitzer des Hetzendorfer Gutes Pronay darin auftritt, fragt der Neffe: „Was ist der Gegenstand von Grillparzers Oper?" und Bach: „Heute gehen sie nach ihren Gütern?[2]) Wird unser Meister fleißig schreiben? — Die ganze Welt freut sich auf die neue Oper." Dann sagt ihm Johann: „auf jeden Fall sollst dem armen Grillparzer diesen Sommer seine Oper schreiben; — — Du hast es ihm in deinem Brief ja versprochen. Er hat mir schon gesagt, daß er dich in Hetzendorf besuchen will."

Dasselbe Heft bringt eine Unterhaltung Grillparzers, die aber noch in Wien stattfand. Es ist die Rede von Beethovens Krankheit. „Auf dem Lande wäre wohl bald das Uebel gehoben . . Sie sollten Sauerbrunnen trinken, mir selbst hat es viele Erleichterung verschafft. Johannisbrunn. Wenn Sie erst so geplagt würden wie ich u. ich bin sogar Beamter. Muß jeden Dummkopf verstehen. —" Er klagt über die Zensur u. a.[3]) und fragt dann: „Wann werden Sie aufs Land gehen?"

Er fährt dann fort: „Ich sinne schon auf eine ganz ernste Oper, Dragomira — für die Oper ist die Poesie doch nur wegen der Musik da. — Es soll eine Oper von Beethoven sein. Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an, als bei der Oper, das bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit. Und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Uebersetzungen. — Eine große Schwierigkeit unserer Oper [Melusine] wird sein einen Tenoristen zu finden, der den Raimund spielen kann. Er ist gemein. [Wer?]. Wenn Wild käme, ob Sie nicht darauf anspielen könnten. Die Unger ist nicht übel."[4])

[1]) Kalischer a. a. O. S. 79. Das Verhältnis der Zeit dieser Unterredung zu der von Grillparzer erzählten wird nicht festzustellen sein. Man wird festhalten müssen, daß Grillparzer mit der Vergangenheit etwas frei verfährt.

[2]) Hiernach fand die Unterredung am Tage des Umzugs statt, worauf auch andere Bemerkungen hindeuten. „Wir wohnen angenehmer als der Hr. Baron selbst" sagt Carl. Bei dem reichen Inhalt dieses Heftes ist nicht überall bestimmt zu sagen, was in Wien und was in Hetzendorf geschrieben ist.

[3]) „Den Musikern kann doch die Censur nichts anhaben — Wenn man wüßte was Sie bei Ihrer Musik denken."

[4]) Manche allgemeinen Bemerkungen Grillparzers müssen wir übergehen. So sagt er z. B. „die Musik ist die einzige Kunst, die die Neuern erfunden haben," und vorher: „die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur. — Ich bin auch ein Stümper in der Musik. — Ich habe durch die Musik die Melodie des Verses gelernt." Eine Äußerung Beethovens zu Grillparzer, die ich in Jahns Notizen finde, stehe noch hier: „Ich beneide Sie, daß Sie ein Dichter sind, was kann so ein armer Musikus ausdrücken?"

Im Laufe des Gespräches sagt Schindler: „Mich freut es auch, daß ich Grillparzer herausgebracht habe. Er hat sich gescheut. — Aus dem falschen Wahn, daß er sich nicht verständlich machen könne durchs Schreiben. Nun ist er ganz entzückt, daß er sich vom Gegentheil überzeugte."[1]) Und weiter: „Der Bruder will nächsten Sonntag den Karl u. Grillparzer hinaus führen." Das war denn wohl die Vorbereitung des Hetzendorfer Besuchs.

Grillparzer erfüllte sein Versprechen und kam bald nachher auf Beethovens Einladung mit Schindler nach Hetzendorf. Da man ihm gesagt hatte, Beethoven sei durch andere Verpflichtungen abgehalten, an der Melusine zu arbeiten, vermied er es, die Sprache darauf zu bringen.

Was Grillparzer über diesen Besuch erzählt (a. a. O. S. 233 f.) ist zum Teil schon an andern Stellen wiedergegeben; das biographische Interesse wird es rechtfertigen, daß es auch hier nicht fehlt.[2]) Übrigens bedarf seine Erzählung auch hier mancher Berichtigung und Ergänzung.

„Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen heraus brachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen anderen Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde."[3])

---

[1]) Diese Bemerkung scheint doch zu zeigen, daß dies der erste Besuch Grillparzers war, derselbe, von dem er in seinen Erinnerungen spricht. Etwaige Inkongruenzen müssen wir der Schwäche seines Gedächtnisses zur Last legen.

[2]) Vgl. G. v. Breuning, Aus dem Schwarzspanierhause S. 39. Nohl, Br. B. S. 254, nach der Zeitung für die elegante Welt.

[3]) Sicherlich hätte Beethoven für seinen gewiß wohlgemeinten Scherz eine geschmackvollere Form finden können!

Aus einem in Hetzendorf geschriebenen Konversationshefte entnehmen wir, daß dort speziell auch von der Melusine gesprochen wurde. Da sagt Grillparzer: „Man hat schon von mir verlangt, daß ich Poesie zur Gemüthsergözlichkeit aufnehmen soll. — Mir ist jede Mittheilung doch immer widerlich, besonders selbst vorlesen ohne daß auf die Stimmung Rücksicht genommen wird. — Um etwas vorlesen oder vorspielen zu können, müßte man ganz damit zufrieden sein. — Das ist aber wohl nie der Fall. — Sie meinen der Beifall wäre das Höchste wonach man strebt." Im weiteren Verlaufe — nicht alles ist verständlich, da keine Namen genannt werden — sind folgende Urteile von Interesse: „Von Musik verstehen im ganzen die Norddeutschen nicht viel. — Etwas höheres als den Freischütz bringen sie nicht hervor." Wir müssen das weitere übergehen,[1]) wiewohl es für Grillparzer von Interesse wäre, und wollen nur erwähnen, daß Mosel und Dietrichstein, wie er sagt, seine Gegner sind.[2]) Grillparzer kommt dann auf die Melusine. „Sind Sie noch immer der Meinung, daß statt des ersten Chors in unserer Oper etwas anders substituirt werden sollte? — vielleicht würden ein paar Töne des Jägerhorns fortgesetzt durch ein unsichtbares Nymphenchor. — Ich habe mir überhaupt gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusines durch eine wiederkehrende, leicht fassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Overtüre mit dieser beginnen, und nach dem rauschenden Allegro auch die Introduction durch diese selbe Melodie gebildet werden.[3]) — Diese Melodie habe ich als diejenige gedacht auf welche Melusine ihr erstes Lied singt." Und auf eine weitere Frage schreibt Grillparzer: „Dragomira. — Ich werde Ihnen den Plan dieser Dragomira schriftlich mittheilen. — Als er die Freiheit von Griechenland proklamirte. Ihre Musik bleibt uns doch ganz unbegreiflich."[4]) „Grillparzer," sagt Schindler in demselben Hefte, „ist sehr

---

[1]) Mehr bei Kalischer S. 83, nicht immer mit meiner Vorlage übereinstimmend.

[2]) „Auch Mosel hat für Sie nur darum Achtung, weil Sie ein Deutscher sind." „Mosel spricht von sich selbst als Tondichter. — Man versteht so leicht was sie thun und machen. Das macht ihnen Glück von oben. Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die beschränktesten." Das sagte Grillparzer 1823 zu Beethoven!

[3]) Mit diesem Vorschlage fand Grillparzer bei Beethoven schwerlich Anklang.

[4]) Von den späteren Äußerungen Grillparzers in diesem Hefte, in welchem nach Kalischer vieles fehlt, mögen hier noch folgende stehen (nach Thayer): „Und doch kann ich mich nicht mit jenen vereinigen, die die italienische Oper unbedingt verwerfen. Meiner Meinung nach gibt es 2 Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik. Letzte ist die italienische Oper. — Lablache und

gedrückt, verfolgt von den meisten aus dem Hofgesinde." Unter den vielen Gesprächen und Zureden, die sich auf die Komposition der Melusine bezogen, finden wir auch den dringenden Wunsch der Theaterdirektion (des Administrators Duport), welche für das Zustandekommen der Oper großes Interesse zeigte, durch Kontrakt festzustellen, was Dichter und Komponist für die Oper fordern würden. Es können hier nicht alle darauf bezüglichen Äußerungen in den Konversationsheften mitgeteilt werden; Duport interessiert sich für die Sache, will das Buch genau kennen und wünscht die Bedingungen zu wissen. Lichnowsky greift ein paarmal ein. „Ich verbürge mich für die Summe," schreibt er im Oktober, „die Sie für die Oper wünschen. Sie können sich ja, nebstdem daß Sie die Oper an die Direktion verkaufen, das Verkaufsrecht im Ausland und Inland noch vorbehalten", weiter: „Wenn Sie die Oper nicht schreiben, so ist es ohnedieß mit der deutschen Oper aus, das sagen alle Leute. Nach der verfehlten Weberschen Oper [Euryanthe] haben manche die Bücher zurückgeschickt. Freischütz ist eigentlich keine Oper. Wenn Sie mich zu was brauchen können, Sie kennen mich, wie aufrichtig ich denke" und endlich nochmals Ende November: „Sie bekommen ja ungleich mehr ohne Contract. Wenn Sie wollen, die Direction macht gleich mit Vergnügen Contract. — Reden Sie mit Grillparzer deswegen, ihm wird es auch eins sein. — Vor einigen Tagen fragte Duport schon wegen der Oper." Auch sonst wird er angeregt, an Duport zu schreiben, nachdem dieser an ihn geschrieben hatte.

Damit hängt denn wohl der folgende Brief Beethovens an Grillparzer zusammen, der einzige, den wir haben.[1])

„An seine wohlgeboren H. v. Grillparzer
K. K. Hof Concipist

Werther Werthester!

Die Direkzion möchte gern ihre Bedingungen über Ihre Melusine wissen, so weit hat sie sich von selbst erklärt; u. dies ist wohl besser, als sich [in] d. gl. selbst aufdringen; — mein Hauswesen ist seit einiger Zeit in

---

zum Theil die Fodor sind bessere Schauspieler, als die deutsche Oper jemals hatte. — Vielleicht hat sich der Mozart durch die italienische Oper gebildet. — Jetzt ist es noch schlechter. Sie würden Mühe haben, für Ihre Oper Sänger aufzufinden." Kalischer erinnert hier mit Recht daran, daß Beethoven Lust hatte, eine italienische Oper zu schreiben.

[1]) Nohl Br. B. Nr. 284, Kalischer S. 85. Ich gebe ihn nach der Abschrift in Thayers Nachlaß. — In Baden sagte ihm Blahetka: „Grillparzer läßt sich recht dringend dem Förderer der Melusine empfehlen," und Haslinger „Grillparzer wohnt bei Buchhändler Wallishauser am Hohen Markt," beides etwa im September. Die Auskunft über die Wohnung könnte sich auf den beabsichtigten Brief beziehen.

großer Unordnung,[1]) sonst hätte ich sie schon aufgesucht u. mich gebeten wieder zu besuchen — vor der Hand schreiben sie mir oder der Direkzion selbst ihre Bedingungen, ich werde sie dann selber übermachen; — überhäuft konnte ich mich weder früher noch jetzt ihnen nähern, ich hoffe, daß dies auch einmal sein wird; — Meine Nr. ist 323.

Nachmittags finden Sie mich im Kaffee Hause der goldenen Birne gegenüber, wollen sie kommen, so bitte ich sie allein zu kommen, diese aufdrängende Appendix von Schindler ist mir schon längst, wie sie in Hez. [Hetzendorf] müssen bemerkt haben, äußerst zuwider[2]) — otium est vitium — ich umarme sie von Herzen u. ehre sie wahrlich,

ganz
ihr
Beethoven."

Der Brief hat kein Datum, muß aber in die letzten Monate dieses Jahres fallen, da Beethoven offenbar aus Baden wieder in die Stadt zurückgekehrt war.

Wir finden in den Konversationen noch einmal eine Besprechung mit Grillparzer,[3]) die auch in die letzte Zeit des Jahres fallen muß und vielleicht durch obigen Brief veranlaßt war; einige Bemerkungen behandeln eben diese Frage der Bedingungen. Grillparzer klagt, nachdem anderweitige Gespräche mit Lichnowsky u. a. vorhergegangen sind, daß sein Ottokar von der Zensur verboten sei, und niemand den Grund begreifen könne. Dann fährt er fort:

„Sie haben die „Melusine" wieder vorgenommen? Ich habe schon früher mich 2 mal an die Direktion gewendet aber keine Antwort erhalten. — Ich habe mich schon früher erklärt 100 Dukaten dafür fordern zu müssen. —

[1]) Das muß sich auf die neue Wohnung in Wien beziehen, in die er damals übersiedelte.

[2]) Über Schindler äußert er sich anderswo noch stärker. Er war Beethoven nicht sympathisch, trotz der aufopfernden Dienste, die er ihm leistete. Übrigens ließ Beethoven ihn dies auch zuweilen fühlen. Im weiterer Verlaufe des gleich zu erwähnenden Gesprächs sagt Schindler: „Sie sind wieder so düster, erhabener Meister — wo fehlt es denn — wo ist die heitere Laune seit einiger Zeit?" Beethoven scheint eine ausweichende Antwort zu geben.

[3]) Auf dem Hefte ist „Winter 1823" notiert. Der Inhalt auch bei Kalischer S. 85. Vielleicht hat es Bezug auf diesen Brief, wenn Grillparzer im Januar 1824 sich Beethoven empfehlen läßt: „Er kann nie vor 3 Uhr das Büreau verlassen, folglich auch gar keine Einladung annehmen, so sagte er mir heut. — Trifft er Sie nicht zu Hause, so wird er Sie hier aufsuchen [also wohl im Wirthshause]. — Er war höchst erfreut, als ich ihm sagte, daß Sie die Oper schreiben werden. Er war schon vom Gegentheil überzeugt, was auch die Ursache war, daß er sich bei Ihnen nicht sehen ließ, denn er will [undeutl.] sich deshalb Ihnen nicht aufdringen."

Weil denn doch eigentlich aller Vortheil eines Opernbuches sich auf jenes Theater beschränkt wo es zum erstenmal aufgeführt wird. — Ich hätte aus demselben Stoff ein recitirtes Schauspiel machen können, das mir mehr als 3 mal so viel getragen hätte. — Ich muß so viel fordern um meine Verbindlichkeit gegen Wallishauser erfüllen zu können. — Sie geben für gewöhnliche Opernbücher bis 300 fl. C. M. — Haben Sie schon angefangen zu komponiren? — Wollten Sie mir wohl aufschreiben, wo Sie Aenderungen wünschen? — Weil dann doch das Stück mit einer Jagd beginnen muß.[1]) — Vielleicht wenn die letzten Töne eines verhallenden Jagdchors sich nur mit der Introduktion mischen, ohne daß Jäger selbst auftreten. — Mit einem Nymphen-Chor[2]) anfangen zu lassen würde vielleicht die Wirkung dieses Chors am Schluß des 1ten Akts schwächen. — Ich verstehe mich so eigentlich auf Operntexte nicht. — Sie wollen bis September es dem Theater übergeben. — Die Direktion will sich im Publikum Kredit machen. — Scheint Ihnen der Text der Oper nicht auch zu lang? — Wem gedenken Sie die Rolle des Raimund zu geben? — Man spricht von einem jungen Tenor, der vielleicht bis dahin die Bühne betreten soll. Ich glaube er heißt Cramolini und soll bei einer hübschen Gestalt eine sehr schöne Stimme haben. — Man sagt die Direktion lasse ihn unterrichten. — Forti ist doch etwas plump. — Ich erwarte also Ihre Vorschläge zur Abänderung schriftlich, vielleicht bald? — Ich bin jetzt unbeschäftigt. — Ich bin zu allem bereit." —

Dann ist kurz von Oratorientexten (Judith) und von der Möglichkeit des musikalischen Ausdruckes für Christus die Rede; wieder wird darauf der Text der Drahomira erwähnt, nach welchem Beethoven, wie es scheint, fragt:

„Dragomira. Viel Abwechslung — große Charaktere, Effekt. — die Mutter des heiligen Herzogs Wenzel von Böhmen. — Einer ihrer Söhne tödtet den andern. Sie selbst ist Heidin, ihr besserer Sohn Christ. Man zeigt noch in Prag den Ort, wo sie sammt Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden ist — Wenn meine Hoffnung hier ganz verschwunden ist, will ich es doch nach Berlin schicken."

In demselben Hefte sagt Lichnowsky noch einmal: „Die Direktion geht alles wegen der Oper ein, was Sie wünschen, und ist in dem Augenblick im Arrangement mit Grillparzer. — Von mir sind Sie gewiß überzeugt, daß ich Ihre Ehre über alles schätze." Und später schreibt der Bruder Johann: „Grillparzer kommt morgen — das geht ja dich gar nicht an. — Du hast ja der Direction geschrieben, daß sie sich mit dem Dichter

[1]) Beethoven hat offenbar hier wieder seine Bedenken gegen den Jagdchor ausgesprochen.

[2]) Dieses Wort entnehme ich Kalischer. Thayer hat ein anderes Wort („Styrischen"), welches keinen Sinn gibt.

abfinden soll, und damit ist sie auch zufrieden, somit muß sich Grillparzer mit ihr abfinden." Ob das auf einen nochmaligen Besuch Grillparzers deutet, können wir nicht wissen.

In demselben Hefte lesen wir von dem Redakteur Schikh die Äußerung: „Warum schreiben Sie denn die Grillparzersche Oper nicht? Die Oper schreiben Sie zuerst und dann kann man nur wünschen, daß Sie sich noch an ein Requiem machen." — So wurde Beethoven auch von anderer Seite freundlich erinnert, z. B. von Fräulein Unger.

Grillparzer erwähnt in seinen „Erinnerungen" im Anschluß an jenes Hetzendorfer Erlebnis (s. o. S. 408), er habe Beethoven seitdem nur noch einmal — wo, wisse er nicht mehr — wiedergesehen. Von dieser seiner Meinung nach letzten Zusammenkunft erzählt er (a. a. O. S. 234):

> „Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht auf das Leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging."

In diesem Punkt täuscht ihn nun allerdings sein Gedächtnis. Wir werden in der Folge erfahren, daß die beiden Männer sich auch in den folgenden Jahren noch gesprochen haben. Aber das für uns betrübende Resultat bleibt bestehen: die Oper Melusine wurde nicht geschrieben. Die Gründe brauchen wir nicht weit zu suchen, da sie uns Beethoven selbst an die Hand gibt. Wenn er einem Fremden gegenüber sich äußert, daß er sich nicht mehr leicht zum Schreiben bringe, daß ihm graue vor dem Anfangen großer Werke, so wissen wir auch aus anderen Beispielen, daß die kräftige Initiative jüngerer Zeiten, die Lust zu objektiver Aufnahme eines ihm innerlich fremden Stoffes nicht mehr in ihm war. Ob hier auch seine Kränklichkeit und seine widrigen äußeren Verhältnisse mitwirkten, brauchen wir gar nicht zu untersuchen; Beethoven war gerade in dieser Zeit ganz schaffenslustig; aber bei allem poetischen Zauber, aller Phantasie und allen Feinheiten der Dichtersprache, welche wir der Dichtung Grillparzers bereitwillig zugestehen, stand der Stoff doch dem Tonmeister innerlich fern. Die Arbeiten, die ihn zuletzt beschäftigt hatten

und noch beschäftigten, waren doch zu anderer Art! Sie waren dem Höchsten und Heiligsten zugewandt, was er kannte, und wandten sich aus der Tiefe seines Gemütes an alle Menschen, die mit ihm dachten und fühlten. Das ist ja gerade charakteristisch für Beethovens spätere Lebensepoche, daß seine Arbeiten Ausfluß seiner inneren Erlebnisse, seines individuellen Fühlens waren; in Stoffe, die ihm von außen entgegengebracht wurden, hat er sich nicht mehr versenken mögen. So sehr die Situationen der Melusine zu musikalischer Behandlung einluden, so können wir uns doch nicht wundern, daß es Beethoven schließlich unmöglich fand, sich diesen Stoff gleichsam anzueignen; ein Stück, in welchem der Hauptheld und die entscheidenden Schicksale unter einer unentrinnbaren Zaubergewalt stehen, in welchem von echt menschlichen Empfindungen und Kämpfen keine Rede ist, in welchem der ziemlich haltlose Ritter zwischen den Wirkungen dieser Zaubermacht und der Heimat und seiner Pflicht hin und her gezerrt wird, konnte in Beethovens großem Herzen keinen Widerklang finden. Neben der neunten Symphonie war für Melusine bei Beethoven in seinem Innern kein Platz.[1])

Übrigens verschwand die Melusine nicht sofort von der Tagesordnung. Wie wir erfahren werden, war noch im folgenden Jahre der Plan nicht völlig aufgegeben. Noch am 21. April 1824 berichtet die W. A. M. Z. (Nr. 22), Beethoven habe die Melusine der Administration des Hoftheaters vorgelegt, deren Entscheidung abgewartet werde; Barbaja hatte sich dafür günstig ausgesprochen, die Antwort jedoch noch vorbehalten. Auch in seiner letzten Zeit hatte der Komponist, nach Holz' Zeugnis, die Lust an dem Gegenstande nicht völlig verloren, er arbeitete sogar daran.

Nach Schindlers Erzählung (II S. 48 f.) hätte Beethoven, nachdem einer Annahme der Melusine in Berlin wegen der Ähnlichkeit ihres Inhalts mit dem Ballett „Undine" Schwierigkeiten entgegengetreten wären und wegen der unerfreulichen Erinnerungen an die Aufführung des Fidelio, den Entschluß, eine deutsche Oper zu schreiben, „plötzlich" fallen gelassen.[2]) Dann habe er in seinem Mißvergnügen über die deutschen Sänger und unter dem Eindruck der schönen Leistungen der italienischen Sänger in Wien, angeregt auch durch Fräulein Unger, den italienischen Sängern versprochen,
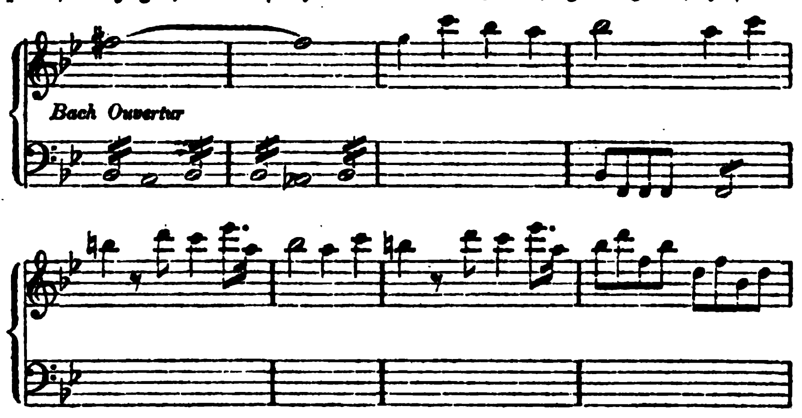
[1]) Vgl. noch Rellstab, aus meinem Leben II S. 260.

[2]) Die plötzlichen Willensäußerungen Beethovens können wir natürlich nicht kontrollieren. Aber von einem wirklichen plötzlichen Fallenlassen des Entschlusses kann wohl keine Rede sein, da er noch während des Verkehrs mit Holz an der Melusine arbeitete.

eine italienische Oper für sie zu schreiben und dieselbe schon im folgenden Jahre zu beginnen. Von diesem Plane lesen wir in den Konversationen nichts; es erging ihm, wie so manchem andern, er blieb unausgeführt.

Auch aus Boston in Amerika erhielt Beethoven in diesem Jahre die Aufforderung, ein Oratorium zu schreiben; davon macht er einmal eine Andeutung in einem Briefe an Ries, und in seinem Bekanntenkreise war es ebenfalls bekannt, wie wir einer Frage seines Freundes Bihler im Konversationshefte entnehmen. Nach Thayers Notiz finden sich Einzelheiten darüber in Perkins a. Dwights History of the Handel and Haydn Society; dieses Buch ist mir nicht zugänglich. Da es sich nur um ein gewünschtes, nicht um ein wirklich geplantes oder gar ausgeführtes Werk handelt, habe ich es als unerheblich betrachtet, darüber Näheres ausfindig zu machen.

Noch einen andern Gedanken verfolgte Beethoven um diese Zeit: er wollte eine Ouvertüre über den Namen Bach schreiben. Dieser Plan entstand wahrscheinlich 1822, als er an der neunten Symphonie arbeitete; zwischen den Skizzen derselben begegnet die Bemerkung: „auch statt einer neuen Sinfonie eine neue Overtüre auf Bach sehr fugirt mit 3 . . .“ [1]) Die neue Symphonie, deren Unternehmung hiernach zweifelhaft wurde, war nicht die uns bekannte, schon begonnene neunte, sondern eine daneben noch beabsichtigte. Das Grundthema der Fuge schreibt er sich in einer in Berlin befindlichen Skizze (vor 1824) auf. [2]) Um 1823 begegnen mehrere Entwürfe [3]) ziemlich verschiedener Art und in verschiedenem Tempo, welche jedenfalls zeigen, wie ernstlich er den Gedanken verfolgte. Hier stehe einer.



[1]) Nottebohm II. Beethov. S. 577. Nottebohm zweifelt, ob das auf 3 folgende Wort „Posaunen“ oder „Subjekten“ zu lesen sei; ersteres wohl schwerlich.
[2]) Nottebohm S. 542.
[3]) Nottebohm S. 577 f.

Noch 1825 kam er auf den Gedanken zurück, wie eine Skizze neben Skizzen zu den letzten Quartetten zeigt; es war ihm immer noch Ernst mit der Sache und er verfolgte auch einen bestimmten Zweck dabei; es findet sich bei der Skizze die Bemerkung: „diese Overtüre mit der neuen Sinfonie so haben wir eine Akademie im Kärnthnerthorth.“ Die neunte Symphonie war damals schon aufgeführt; er trug sich also noch mit dem Gedanken einer neuen, und das mag, trotz Nottebohms abweichender Ansicht (S. 82) doch die sogenannte zehnte gewesen sein. Daß Beethoven jedoch überhaupt jenen Gedanken verfolgte, erklärt Nottebohm wohl richtig daraus, daß er sich in jenen Jahren viel mit der Fugenkomposition beschäftigte, und daß ihm J. S. Bach als das höchste Muster in jener Kompositionsform erschien. „In der Ouvertüre über den Namen Bach und in deren ausgesprochenem fugirten Wesen sollte der Kunst Bachs eine Huldigung dargebracht werden.“ [1]) Wir haben es gewiß zu beklagen, daß es zur Ausführung dieser Ouvertüre nicht gekommen ist, wenn wir auch gerade aus der Zeit, in welcher wir stehen, so manchen Ersatz dafür haben.

Wir haben, ehe wir Beethoven in seinen schon mehrfach berührten Sommeraufenthalt begleiten, noch einiges zum Teil biographischer Natur nachzutragen.

Am 13. April gab der Knabe Franz Liszt, der schon einige Zeit in Wien weilte und Carl Czernys Schüler war, ein Konzert im kleinen Redoutensaale. Er war mit seinem Vater durch Schindler bei Beethoven eingeführt worden, der ihn aber nicht sonderlich freundlich aufgenommen hatte. Er sprach die Hoffnung aus, daß Beethoven in das Konzert kommen werde.[2]) Durch Schindler ließ er ihn bitten, ihm ein Thema zu freier Phantasie anzugeben.

Schindler sagt im Konversations-Heft:

> „Der kleine Liszt hat mich dringend ersucht, Sie recht schön zu bitten um ein Thema worüber er morgen im Concerte zu phantasiren wünschte.[3]) — Er will es aber versiegelt erst dort eröffnen. Mit der freien Phantasie des Kleinen ist es aber noch nicht streng zu nehmen, daß man es deuten könnte.

---

[1]) Nottebohm a. a. O. S. 580.

[2]) Konversationsbuch: „Ich habe schon so oft meinen Wunsch gegen Herrn v. Schindler geäußert, die hohe Bekanntschaft mit Ihnen zu machen, und bin sehr erfreut, daß es jetzt sein kann, nachdem ich Sonntag den 13ten ein Konzert geben werde, und ich unterthänigst bitte, mir die hohe Gegenwart zu schenken.“ Thayer, dessen Abschrift ich diese Worte entnehme, scheint zu zweifeln, ob sie von Liszts Hand sind.

[3]) Einige lateinische Worte sind hier ausgestrichen. — Die Bitte des jungen Liszt wurde nicht erfüllt.

Der Bursche ist ein tüchtiger Klavierspieler; was Phantasie anbelangt, so ist es noch weit am Tage bis man sagen kann er phantasirt. — Czerny (Carl) ist sein Lehrer. — 11 Jahr eben. — Kommen Sie doch, es wird den Karl gewiß selbst unterhalten, wie der kleine Bursche spielt. — Leider daß der Kleine in Händen des Czerny ist. — Sie mögen es errathen haben. — — — Nicht wahr, Sie werden die etwas unfreundliche Aufnahme von letzthin dadurch gut machen, daß Sie morgen das Concert des kleinen Liszt besuchen? — Es wird den Kleinen aufmuntern. — Versprechen Sie es mir daß Sie dahin kommen."

Schindler betont anderen Berichten gegenüber, daß Beethoven dem Konzert nicht beigewohnt habe.[1]) Dagegen versichert L. Nohl,[2]) unter Berufung auf Liszts eigenes Zeugnis, Beethoven sei im Konzert gewesen, sei nach dem Konzerte auf das Podium gegangen und habe den Knaben zu sich emporgehoben und geküßt. Die Frage, welchem der Gewährsmänner wir bei diesen widersprechenden Angaben mehr Glauben schenken sollen, entscheiden wir hier nicht. Wenn es auch von Interesse wäre, das Genauere zu wissen, so hat die Sache doch nicht die Wichtigkeit, die ihr Nohl beimißt. —

In den Verhandlungen über die Subskription auf die Messe begegnete uns der Name eines jungen Mannes, der damals Beethoven näher trat und dessen Aufnahme bei diesem uns ein schönes Beispiel von der Güte und Zuvorkommenheit bietet, die Beethoven jüngeren Künstlern zuteil werden ließ: Louis Schlössers, des späteren Darmstädter Hofkapellmeisters.[3]) Ein Schüler Rinks und Violinist in der Darmstädter Hofkapelle, erhielt er im Frühling 1822 einen mehrjährigen Urlaub und begab sich nach Wien, „um unter den Auspizien der dortigen Kunstgrößen sein Wissen zu erweitern" (a. a. O. S. 231). Monatelang war es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelungen, Beethoven zu sehen und zu sprechen; da fügte es der Zufall,

[1]) 3. Aufl. Bd. II S. 178. Damit widerruft er seine Angabe in der zweiten Auflage (2. Nachtr. S. 72 Anm.), Beethoven sei in dem Konzert gewesen und sein Erscheinen habe Aufsehen erregt, da er sonst derartige Konzerte niemals besucht habe.

[2]) Beethoven, Liszt und Wagner S. 199.

[3]) Über seine Begegnung mit Beethoven berichtet er in seinen „Persönlichen Erinnerungen an B." in der Zeitschrift Hallelujah, 6. Jahrg. 1885 Nr. 20. 21. Nach einem Briefe seines Sohnes Adolf Schlösser an Thayer vom 20. April 1890 war Louis Schlösser am 17. Nov. 1800 in Darmstadt geboren und starb dort als Hofkapellmeister am 17. Nov. 1886. Er war als junger Mann nach Wien gegangen, um unter Mayseder und Seyfried zu studieren. Von Wien ging er nach Paris und trat in das Konservatorium ein; von dort kam er nach Darmstadt zurück, wo er gleich eine Anstellung in der Hofkapelle erhielt und allmählich zu seiner späteren Stellung emporstieg.

daß er ihn am 4. November 1822 nach der zweiten Aufführung des Fidelio beim Verlassen des Theaters wenigstens von ferne erblickte. Franz Schubert machte ihn auf Beethoven aufmerksam, der in Gesellschaft Schindlers und Breunings war. Schlösser folgte ihnen „wie ein Schatten", bis sie in der Finsternis seinen Augen entschwanden. Die Gelegenheit, Beethoven zu besuchen, verschaffte ihm endlich der großherzoglich hessische Gesandte Baron v. Türckheim, welcher ihm die Nachricht von der Annahme der Subskription auf die Messe übergab, um sie Beethoven zu überbringen (vgl. o. S. 363). „Mit welchem Entzücken ich das Handschreiben ergriff," schreibt Schlösser, „spottet jeder Beschreibung, kaum, daß ich dem braven Baron flüchtig dankte, eilte ich hinab auf die Straße, warf mich in den ersten Wagen, der mir begegnete, dem Kutscher das Haus Nr. 60 in der Wiedener Vorstadt laut zurufend. Meine Fantasie hatte sich Beethovens Heim mit den freundlichsten Bildern ausgemalt, je näher ich aber gegen Ende der Fahrt zwischen den steilen Häuserreihen der ungemütlichen Kothgasse berganfuhr und endlich vor dem niederen, unansehnlichen Hause hielt, zu dessen Eingang eine rauhe Steintreppe führte, konnte ich mich des Staunens, ja der Rührung nicht erwehren, den großen Tondichter in einer solchen Umgebung aufsuchen zu müssen. Gegenüber in einer offenen Werkstätte schwang, gleich dem Schmied Vulkan, ein herkulischer Glockengießer den wuchtigen Hammer, daß die gellenden Schläge weithin die Luft erschütterten und mich so schnell als möglich in das Innere des Hauses Nr. 60 trieben, wo ich dann, ohne einen Mann, vermuthlich den Eigenthümer, der mir auf der Schwelle entgegentrat, weiter zu beachten, die unbequeme, beinahe dunkle Treppe zum ersten Stock, Thüre links, hinaufeilte." Er fand sich in der Küche und trat nach vergeblichem Klopfen ins Zimmer, dessen schmucklose Beschaffenheit er ausführlich beschreibt. Beethoven, der sein Kommen zunächst überhört hatte, stand, ihm den Rücken zukehrend, im Hausanzuge in einer Fensternische, eifrig Zahlen u. dgl. auf das vollgekritzelte Holzgetäfel schreibend. Als Schlösser sich bemerkbar gemacht hatte, entschuldigte er sich auf die höflichste Weise und erkundigte sich nach dem Begehr des Besuchers. „Wie ich so nahe," fährt Schlösser fort, „vor dem ruhmgekrönten Künstler stand, konnte ich mir den Eindruck erklären, den diese vornehme Erscheinung, der charakteristische, von dichten Haaren umwallte Kopf mit der gefurchten Denkerstirne auf jeden Menschen machen mußte, konnte in die tiefernsten Augen blicken, den freundlich lächelnden Zug um den Mund wahrnehmen, wenn er das Wort ergriff, dessen Bedeutung man mit größtem Interesse auffaßte." Beethoven empfing nun das Darmstädter Schreiben, welches ihn mit großer Freude

erfüllte.[1]) Die Unterhaltung fand zuerst mit Hülfe des Hörrohrs, später schriftlich statt. Als ihm Schlösser von der nächtlichen Verfolgung nach dem Fidelio erzählte, sagte Beethoven: „Und was hielt Sie denn ab, zu mir selbst zu kommen, da hat man Ihnen gewiß wieder eine Menge von Ungereimtheiten erzählt, mich als einen Unbequemen, Launenhaften und Hochmüthigen geschildert, dessen Musik man wohl genießen, seine Person aber meiden müsse. Ich kenne diese bösen, lügenhaften Zungen; weil ich selten nur Menschen begegne, die mein Fühlen und Denken verstehen, und darum mit wenigen Freunden mich begnüge, hält mich die Welt für herzlos; man thut mir Unrecht." Er unterhielt sich über einzelne auffallende Stellen in seinen Werken — hätte uns Schlösser diese Äußerungen doch aufbewahrt! — über die oberflächliche Kunstströmung in Wien, die „Wortlosigkeit" der fürstlichen Kavaliere, forderte ihn dann auf, ihm Kompositionen vorzulegen und entließ ihn, nachdem er ihn für „übermorgen" (den 3. März) zu Tisch eingeladen, mit größter Liebenswürdigkeit. „Wo ich Ihnen dienen oder sonst nützlich sein kann, nehmen Sie mich ungeniert in Anspruch," sagte er zum Abschied. Eine solche Aufnahme wurde, wie Schlössers Freunde versicherten, selten jemand von Beethoven zuteil. An dem 3. März erschien Beethoven, statt den Eingeladenen bei sich selbst zu erwarten, in dessen Wohnung, um ihn vorher zu einem Spaziergang abzuholen; er sah seine kontrapunktischen Studien, seine kleine Handbibliothek usw. durch, ging mit ihm nach dem Volksgarten und entzückte ihn im Gespräche durch die Fülle seiner Ideen. Zu Hause empfing sie ein sorgsam bereitetes Mahl, die Unterhaltung Beethovens stockte nicht; den Kaffee bereitete er selbst auf einer neu erfundenen Maschine und beschrieb dem Gast umständlich die Konstruktion derselben. Der Anblick des Broadwoodschen Flügels veranlaßte Schlösser zu der Bemerkung, man habe einmal gefürchtet, Beethoven möchte nach England übersiedeln. Beethoven erzählte, wie Erzherzog Rudolf ihn bewogen habe, in Wien zu bleiben, „nachdem die Kavaliere, Erzherzog Rudolf an der Spitze, sich zu einem jährlichen Beitrage verbunden hatten"; doch habe man ihm nicht Wort gehalten, „ich muß arbeiten, damit ich zu leben habe". Die Erwähnung der Fidelio-Aufführung führte zu der Bemerkung, daß man eine neue dramatische Schöpfung von ihm erwarte. „Woher aber ein gutes mir zusagendes Opernbuch nehmen?" entgegnete er. „Abgeredete Verse erhielt ich schon von vielen Dichtern, aber von den Erfordernissen, die der Musiker bedarf, haben sie keinen Begriff und frivole Sujets werde ich niemals kom-

[1]) Siehe oben S. 363.

poniren. Grillparzer hat mir ein Buch (Melusine) versprochen, zu ihm habe ich noch das meiste Vertrauen — nun wollen wir sehen, was daraus wird." Schlösser erinnert daran, daß in jener Zeit die neunte Symphonie seine Phantasie erfüllte und zurzeit andere Gedanken zurückdrängte; freilich erwartete er das Erscheinen anderer Werke, doch läßt ihn (Schlösser) sein Gedächtnis hierbei etwas in Stich.

In demselben Jahre besuchte ihn Schlösser in Baden, wo er ihn unwohl fand und die Seelenstärke bewunderte, mit der er seinen Zustand ertrug. Dann traf er ihn wieder in der Kärnthnerthorstraße, wo Beethoven auf ihn zukam und ihn aufforderte, mit ihm zu Steiner ins Paternoster-Gäßl zu gehen, dem er den Text lesen wolle, da diese Verleger immer alle mögliche Ausflüchte bei der Hand hätten. „Wenn es sich um Veröffentlichung neuer Compositionen handelt, möchten sie dieselbe, wer weiß bis nach meinem Tode verschieben, weil sie dann bessere Geschäfte damit zu machen denken, allein ich werde ihnen zu begegnen wissen." Schlösser war diesmal erstaunt, Beethoven, der sonst so wenig besorgt um seinen Anzug gewesen sei, in ungewöhnlich eleganter Toilette zu finden. Mayseder, dem er das erzählte, erklärte ihm lächelnd, „es sei nicht das erstemal, daß ihm die Freunde in der Nacht die alten Kleider genommen und neue an deren Stelle hingelegt hätten; er habe davon keine Ahnung und ziehe mit aller Gemütsruhe die vor ihm liegenden an". Schlösser bemerkt dazu, er selbst habe nie eine Zerstreutheit an Beethoven bemerkt.

Von besonderem Interesse sind noch die Mitteilungen über die letzte Unterredung, weil sie sich auf Beethovens Art zu arbeiten beziehen. Schlösser hatte ihm eine etwas komplizierte Komposition gebracht; Beethoven sah sie durch und sagte: „Sie geben zu viel, weniger wäre besser gewesen; das liegt eben in der himmelanstürmenden Jugend, die nie genug zu thun meint, wird sich aber mit der reiferen Zeit schon geben und lieber ist mir immer noch ein Überfluß, als ein Mangel an Ideen." Und auf die Frage, wie denn das zu erlangen, gab Beethoven, wie Schlösser sagt, „wörtlich"[1] folgende Erläuterung:

„Ich trage meine Gedanken lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe. Dabei bleibt mir mein Gedächtniß so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, was ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue so

[1]) Er habe es wörtlich nachgeschrieben, sagt Schlösser, doch hat Beethoven die Worte schwerlich diktiert. Dem Sinn nach wird das Richtige getroffen sein; im einzelnen aber sind Phantasie und Gedächtnisfehler nicht ausgeschlossen.

lange bis ich damit zufrieden bin; dann aber beginnt in meinem Kopfe die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zu Grunde liegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich höre und sehe das Bild in seiner ganzen Ausdehnung, wie in Einem Gusse vor meinem Geiste stehen, und es bleibt mir nur die Arbeit des Niederschreibens, die rasch von statten geht, je nachdem ich die Zeit erübrige, weil ich zuweilen mehreres zugleich in Arbeit nehme, aber sicher bin, keines mit dem anderen zu verwirren. Sie werden mich fragen, woher ich meine Ideen nehme?[1]) Das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Tönen umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen."

Der Verkehr fand durch Schlössers gegen Ende Mai erfolgende Abreise nach Paris sein Ende. Er hatte schon von Beethoven bewegten Abschied genommen, als er am Tage vor der Abreise nochmals durch dessen eigenen Besuch überrascht wurde. Beethoven gab ihm Briefe an Cherubini und an den Verleger Schlesinger in Paris mit und fügte noch einen besonderen Brief an Schlösser selbst bei, den er, ungewiß, ob er ihn zu Hause treffen würde, zur Vorsicht zu dessen besonderer Instruktion geschrieben hatte. Derselbe lautete:[2])

„Sie erhalten, mein lieber Schlösser einen Brief an Cherubini und Verleger Schlesinger. Vom letzteren müssen Sie dessen Wohnung im Haus hier bei Steiner im paternoster gäßel erfragen, sagen Sie nur, daß ich Sie hinschicke nebst einer Empfehlung an Herrn A. Haslinger. Cherubini sagen Sie alles erdenkliche schöne daß ich nichts so sehnlichst wünschte als daß wir bald wieder eine Oper von ihm erhalten, daß ich übrigens für ihn vor allen unseren Zeitgenossen die höchste Achtung habe, daß ich hoffe, daß er meinen Brief[3]) erhalten und sehnlichst wünsche ein paar Zeilen von ihm zu erhalten. — Bei Schlesinger fragen Sie ebenfalls, ob er den Brief an Cherubini abgegeben habe; was die Ursache ist, daß ich noch kein Exemplare für mich von der Sonate in C moll erhalten. ich bitte Sie nun recht sehr mir gleich, von Paris aus über beide Punkte Cherubini und Schlesinger betreffend gütigst zu schreiben; bei der Pariser Post, wo die Briefe nur in eine Truhe gegeben werden, muß man ja nicht vergessen das Porto hinzu

[1]) Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich Beethoven hierüber weitläufig ausgesprochen hätte.

[2]) Den Brief besaß Schlösser in Darmstadt; Abschrift desselben verdankte Thayer dem Sohne Adolf Schlösser; nach derselben wird er hier mitgeteilt. Er steht auch bei Nohl N. Br. B. Nr. 257.

[3]) Das war der auf die Subskription der Messe bezügliche Brief, o. S. 367 f.

zu geben, weil sonst die Briefe liegen bleiben, und wenn man selber[1]) nicht anders als nach Paris deswegen zu schreiben, erhalten kann.

Der Himmel gebe Ihnen alles Gute, ich werde allezeit mit Vergnügen Theil an ihnen nehmen.

Ihr ergebener

Beethoven.

Wien
6. May 1823"

Dabei schenkte ihm noch Beethoven das Manuskript eines **Kanons** für 6 Stimmen auf Goethes Worte: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" Dazu war geschrieben: „Worte von Goethe, Töne von Beethoven. Wien im Mai 1823". Auf der leeren Rückseite stand: „Reisen Sie glücklich, mein lieber Herr Schlösser, alles komme Ihnen erwünscht entgegen, Ihr ergebenster Beethoven."[2])

Beethovens Empfehlung an Cherubini verschaffte Schlösser die Aufnahme ins Conservatoire. Auch gab ihm Schlösser von Paris aus Nachricht über den Stand seiner Angelegenheiten. Am 3. Juli erhielt Beethoven durch Schindlers Vermittelung einen Brief von ihm aus Paris, worauf Schlösser auch Antwort erwartete; von einer solchen wissen wir nichts. Persönlich haben sie sich nicht wieder gesehen.

Der **Kanon** „Edel sei der Mensch" erschien als Beilage zur „Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Theater und Mode" vom 21. Juni 1823 (Nr. 74);[3]) aus der Zusammenstellung mit anderen Kompositionen in der Rudolfinischen Sammlung schloß Nottebohm, daß der Kanon wohl früher, um 1819—20 komponiert sei. Der mit großer Feinheit und überaus wohlklingend gesetzte Kanon, der die Worte recht eindringlich einprägt, steht in den Drucken in E dur. Nach Nohl wäre er anfangs in Es geschrieben gewesen.

Noch eine andere kleine Komposition, die schon einmal erwähnt ist, gehört möglicherweise in diese Zeit, nämlich die **Kantate** für den Geburtstag des Fürsten **Lobkowitz**, welche Nohl in den Neuen Briefen Nr. 255 mitteilt. Sie war für den Freund Beethovens, Hofrat Peters, den Erzieher der jungen Prinzen Lobkowitz, geschrieben, um am Geburtstage des Fürsten

---

1) „und man selbe", schreibt Nohl.

2) Der Kanon war also nicht, wie Nohl angibt, in Schlössers Album, sondern auf ein besonderes Notenblatt geschrieben.

3) Danach in die Gesamt-Ausgabe aufgenommen Serie 23 Nr. 256, 11. Thayer chronol. Verz. Nr. 241 mit Nottebohms handschr. Bemerkung.

(7. Dezember 1816) gesungen zu werden;[1]) dies kam jedoch nicht zur Ausführung, da der Fürst am 15. Dezember 1816 starb, ehe die Kantate fertig war. Beethoven schickte sie daher an Peters, damit er sie dem ältesten Sohne Ferdinand übergebe, dessen Geburtstag am 13. April war.[1]) Eine alte Abschrift im Lobkowitzschen Archiv auf Schloß Eisenberg (nach Nohl), nach welcher allem Anschein nach der Abdruck bei Nohl erfolgt ist, trug die Aufschrift: „Abends am 12ten April 1823 vor dem Geburtstage Sr. D. des Herrn Fürsten Ferdinand von Lobkowitz".[2]) Thayer schloß aus dieser Aufschrift, daß sie sich auf die Aufführung, nicht auf die Komposition der Kantate bezog; doch pflegen sich derartige Aufschriften auf Kompositionen auf die Zeit der Entstehung, nicht die der Aufführung zu beziehen. Daher dürfte die Komposition doch chronologisch von Nohl, dem freilich die Mitteilungen von Thayer anscheinend nicht bekannt waren, richtig eingeordnet sein, und so scheint auch Nottebohm, wie aus einer nachträglichen Notiz hervorgeht, die Ansicht gehabt zu haben, daß das Stück ins Jahr 1823 gehöre. Möglich, daß es für den neuen Zweck noch einmal umgearbeitet wurde.

Die Lobkowitz-Kantate[3]) ist in Es dur geschrieben, für eine Solostimme (die auch eine kleine kolorierte Kadenz auszuführen hat) mit dreistimmigem Chorrefrain, mit Klavierbegleitung. Sie ist eine Gelegenheitskomposition und will nichts anderes sein; aber in ihrem einfachen und würdigen Aufbau mit dem ernsten, melodischen und ausdrucksvollen Mittelsatze zeigt sie doch ganz Beethovensches Gepräge. Zu bemerken ist noch, daß Beethoven auch die Textesworte selbst verfaßt hatte.[4]) —

Um diese Zeit war auch der alte Freund Schuppanzigh nach siebenjähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Am 4. Mai gab er ein Konzert im ständischen Saale, wobei Piringer das Orchester dirigierte; auf dem Pro-

---

[1]) Vgl. die Angaben von Peters und den Brief Beethovens vom 6. Jan. 1817 in Bd. III S. 419. — Eine Abschrift der Kantate von Beethovens Hand erhielt nach Thayer Dr. O. Zeithamer in Prag durch die Witwe Peters.

[2]) Diese Aufschrift trug fast gleichlautend auch eine Abschrift, welche Thayer von E. Schebek erhielt; doch stand hier 1822 statt 1823.

[3]) Ges.-Ausgabe Ser. 25 (Suppl.) Nr. 274. Thayer chron. Verz. 208 mit Nottebohms handschr. Bem.

[4]) „Es lebe unser theurer Fürst
Er lebe, Er lebe
Edel handeln, ja edel handeln sei sein schönster Beruf,
Dann wird ihm nicht entgehen der schönste Lohn.
Es lebe" usw. —

gramm stand die Coriolan-Ouvertüre.[1]) Am 14. Juni nahm Schuppanzigh mit Holz, Weiß und Linke die Quartettabende wieder auf.[2])

Und hier haben wir noch eines Werkes zu gedenken, welches seiner Entstehung nach in die Wintermonate zurückreicht, wenngleich die weiteren Verhandlungen und die Herausgabe vorzugsweise in die Hetzendorfer Zeit fallen; eines Werkes, welches, neben der D moll-Symphonie gearbeitet, uns Beethoven von einer dieser Zeit sonst ganz fremden Seite zeigt, jedenfalls eine Stimmung anklingen läßt, die er nach anderen Arbeiten und seinen brieflichen Äußerungen fast verloren zu haben schien: voller Heiterkeit und Humor; der Variationen über einen Walzer von Diabelli Op. 120.

Über die Veranlassung zu dieser Komposition gibt uns Schindler[3]) Nachricht, der hier Selbsterlebtes erzählt. Im Winter 1822/23 hatte die Verlagshandlung Diabelli u. Co. eine Aufforderung an mehrere Komponisten gerichtet, zu einem von A. Diabelli selbst komponierten Walzerthema Variationen für Klavier, und zwar jeder Komponist eine, zu komponieren; die Aufforderung erging auch an Beethoven. Dieser aber, in Erinnerung an die Persiflage auf das Sammelwerk aus dem Jahre 1808,[4]) für welches er eine Komposition des Gedichtes in questa tomba oscura geliefert hatte, erklärte (nach Schindler), er habe den Vorsatz gefaßt, sich nicht wieder an einem Kollektivwerk zu beteiligen; auch gefalle ihm das Thema mit dem „Schusterfleck“ nicht.[5]) Nicht lange nachher bat er Schindler, Diabelli gelegentlich zu fragen, ob es ihm recht sei, wenn er das Thema allein bearbeite, und welches Honorar er dafür geben wolle. Diabelli ging erfreut darauf ein, bot 80 Dukaten und erbat sich nur 6 bis 7 Variationen. Beethoven nahm an, sie wechselten schriftlich Frage und Zusage, und er sagte zu Schindler: „Nu, der soll über seinen Schusterfleck Variationen haben!“[6])

---

[1]) S. Bäuerles Theat.-Zeit. vom 8. Mai.

[2]) Vgl. Kannes Zeit. 1823 S. 447. 527.

[3]) II S. 34 ff. Der Plan Diabellis war aber etwas älter, vgl. Nottebohm II. Beeth. S. 572.

[4]) Schindler I S. 159 ff. Vgl. auch Thayer III S. 26. 64.

[5]) Über die Bedeutung dieses Ausdrucks vgl. Schindler II S. 35 Anm. Die Musiker nannten so, was in der Theorie Rosalie heißt, kurze melodische Sätzchen, welche mit denselben Intervallen auf eine höhere Stufe transponiert einander folgen. Nach Czerny (in den Mitteilungen für O. Jahn) schrieb Beethoven anfangs auf das Werk: „Variationen über einen Schusterfleck.“

[6]) Holz erzählte nach Lenz (V S. 138), Diabelli sei, nachdem er schon 32 Variationen von andern erhalten, zu Beethoven gegangen, und habe um die eine versprochene gebeten. Auf Beethovens Frage, wie viele er denn habe, und auf die

Wenn nun Schindler weiter erzählt, die Variationen seien nach Beethovens Übersiedelung nach Hetzendorf (17. Mai) seine erste Arbeit gewesen, und weiter, sie seien im Laufe des Monats Juli beendet und dem Verleger übergeben worden, so ist er, was die Entstehung betrifft, chronologisch im Irrium. Wir haben hier einen festen Anhaltspunkt: schon am 16. Juni 1823 waren die Variationen als erschienen in der Wiener Zeitung angezeigt, müssen also einige Zeit vorher fertig gewesen sein. Schon am 7. Mai bot Beethoven sie dem Musikhändler Lissner in Petersburg zum Verlage an.[1]) Am 25. April schrieb er an Ries:[2]) „Sie erhalten ebenfalls in einigen Wochen neue 33 Variationen über ein Thema (Walzer Opus 120) Ihrer Frau gewidmet," dazu am 16. Juli: „Jetzt werden die Variationen wohl da sein," und in der Hetzendorfer Zeit schrieb er dem Erzherzog,[3]) die Variationen seien schon 5 oder gar 6 Wochen abgeschrieben; er werde nächstens ein schön gestochenes Exemplar senden. Aus allem dem dürfen wir entnehmen, daß die Variationen bei der Abreise nach Hetzendorf fertig waren. Aber er arbeitete vielleicht noch früher, mindestens 1822, daran, und die Aufforderung Diabellis war nicht, wie Schindler angibt, in Winter 1822/23, sondern mindestens ein Jahr vorher, vielleicht noch früher geschehen.[4]) In dem früher mitgeteilten Briefe an Peters in Leipzig vom 5. Juni 1822 hatte er diesem „Variationen über einen Walzer für Clavier allein (es sind viele)" zu einem Honorar von 30 Dukaten angeboten; damals waren sie also schon weit gediehen. Dann weist Nottebohm (S. 572) darauf hin, daß auf dem Autograph des Beitrags, welchen Franz Schubert zu dem

---

Antwort: 32, habe Beethoven gesagt: Nun so gebe er sie nur heraus, ich schreibe ihm allein 33. Das wird wohl Ausschmückung sein; Beethoven hatte ja die eine nicht versprochen. Holz konnte nicht genauer unterrichtet sein. Wie Diabelli Lenz erzählte (Lenz V S. 137) habe sich Beethoven auf eine Variation nicht einlassen wollen und versprochen, mehrere zu schicken. Wir halten uns hier an Schindler, der nur hinsichtlich der Zeit irrt.

[1]) Nohl Br. B. Nr. 257.

[2]) Biogr. Notizen S. 156. 157. Beethoven ließ die Variationen durch den neuen Kopisten Rampel für London abschreiben.

[3]) Köchel Nr. 60. Der Brief fällt nicht, wie es bei Köchel heißt, auf den 1. Juni, sondern mutmaßlich auf den 1. Juli (s. oben S. 355). Aber auch dann konnten sie nicht in Hetzendorf geschrieben sein, da sie schon vor 5—6 Wochen abgeschrieben waren und ein gestochenes Exemplar versprochen wurde. Seine Augen ließen es ja nicht zu, dieselben „ganz durchzusehen". Dann hat er gewiß in der ersten Hetzendorfer Zeit, außer der Korrektur, nicht daran gearbeitet.

[4]) Czerny erzählte O. Jahn, die Aufforderung Diabellis sei „um 1820" ergangen. Das wäre dann aber nicht die Zeit von Beethovens Komposition gewesen.

Diabellischen Variationenwerk lieferte, die Datumsbezeichnung „März 1821“ steht; da war also Diabellis Aufforderung schon ergangen,[1]) Beethoven aber ging später an die Arbeit. Die Skizzen, von denen Nottebohm handelt (S. 568 f.), zeigen nur, daß an den Variationen mit Unterbrechungen gearbeitet ist und daß mehrfach die Arbeit am ersten Satz der neunten Symphonie dazwischen trat, geben aber sonst keinen chronologischen Anhalt. Wir werden uns aber nicht weit vom Richtigen entfernen, wenn wir sagen, daß sie im wesentlichen im Jahre 1822 gearbeitet wurden und im Frühjahr 1823 vollendet waren. Jedenfalls waren sie im Mai 1823 bei der Übersiedelung nach Hetzendorf völlig fertig. Nur insoweit kommt Schindler dem Richtigen nahe, als die Korrektur und die definitive Fertigstellung für den Druck, worin Beethoven bekanntlich peinlich genau verfuhr, erst in Hetzendorf erfolgte.

Zwei auf diese Angelegenheit bezügliche Briefe an Diabelli mögen hier ihres besonderen Interesses wegen folgen:

„Lieber D—!

Geduld! noch bin ich nicht menschlich viel weniger, wie es sich für mich schickt u. nothwendig ist, bewohnt[2]) — Das Honorar für die Variat. würde höchstens 40 #, im Falle sie so groß ausgeführt werden, als die Anlage davon ist, sollte aber dieses nicht statt haben, so würde es geringer angesetzt werden[3]) — Nun noch von der overture, außer dieser hätte ich gern 7 Nummern aus der Weihe des Hauses dazu gegeben, hiefür hat man mir ein Honor. von 80 # angetragen, ich würde dazu noch einen Gratulations-Menuett für ganzes Orchester geben, kurzum die overture, u. 7 Nummern aus der Weihe des Hauses, u. den Gratulations-Menuett alles zusammen für 90 # — meine Haushälterin kommt heute in die Stadt noch Vormittags geben sie mir gefälligst eine Antwort über mein Anerbieten — ich hoffe bis Ende künftiger Woche an ihre. Var. kommen zu können — Lebt wohl Sehr Bester der

Eurigste
B — n.[4])

[1]) Nottebohm geht sogar auf einen Brief an Simrock vom 10. Febr. 1820 zurück, in welchem Beethoven meint: „Große Veränderungen über einen bekannten Deutschen — welche ich Ihnen indeß nicht zusagen kann,“ und bezieht das auf Op. 120. Richtig sagt er, daß mit der Benennung ein Deutscher nach Wiener Gebrauch ein Walzer zu verstehen sei; es ist uns aber fraglich, ob er einen von Diabelli komponierten Walzer „einen bekannten Deutschen“ nennen konnte; auch dürfte es nicht angehen, die Entstehung der Variationen so weit zurückzuschieben. In einer handschriftlichen Bemerkung zu Thayers chron. Verz. zweifelt Nottebohm, ob Op. 120 oder eine nicht fertig gewordene Komposition gemeint sei. Das letztere wird wohl das Richtige sein.

[2]) Beethoven will sagen, er sei noch nicht wohnlich usw. eingerichtet. (Notteb.)

[3]) Als dies geschrieben wurde, stand also der Plan noch nicht ganz fest.

[4]) Das Original jetzt im Besitz von Regierungsrat Dr. H. Steger in Wien, s. Frimmel „Die Musik“ 2. Märzh. 1902 (S. 1075 f.).

Sobald die Correktur von der Sonate vollendet, senden sie mir selbe sammt französischen E. wieder zu —[1]) Wegen dem Metronom nächstens — sehen sie gefälligst selbst etwas nach, denn meine Augen können es kaum noch ertragen ohne Schaden etwas nachzusehen. —

ihr Freund
Beethoven."

„die noch die Variationen
betreffende Correctur ersuche
mitzuschicken."
(Außenseite)
„Für H. v. Diabelli."[2])

In einer Zuschrift an Schindler aus der ersten Hetzendorfer Zeit[3]) (wohl aus dem Juni) heißt es:

„Sehr viele Fehler sind in den **Variationen** bei **Diabelli**, morgen hohlen sie selbe wieder gefälligst ab bei **Diabelli**, das corrigirte Exemplar muß aber mitgeschickt werden — Die Fehler in der **Sonate** — da müssen sie nach dem gestochenen **Exemplar** die örter sehen, wo sie hier verkauft werden, ich glaube es kann nur wenig kosten, wenn man sie stechen oder drucken läßt, aber alles gleich, u. alsdann den Verlegern mittheilt, so viel sie nämlich **Exempl.** haben, aber alles eilig, eiligst, es ist die Rede von den angezeigten Fehlern, welche Schlemmer abgeschrieben.

Wenn Schlemmer mit 5 fl. zufrieden ist, so könnte er es auch verdienen, jedoch so viel Blätter als **Exemplare**, sie müssen aber hier mit zusehen — alles schnell, aufs Schnellste."[4])

---

[1]) Die französische Ausgabe der Sonate C moll Op. 111 war im Mai 1823 nach Wien gekommen.

[2]) Beide veröffentlicht von Nottebohm A. M. Z. 1870 S. 58 f. und nach ihm von Frimmel, Neue Beeth. S. 126 f. — Die Worte „Sobald die Correktur" usw. sind offenbar keine Nachschrift, wie es nach dem Abdruck bei F. scheinen muß, sondern ein kleiner selbständiger Brief; das deutet auch Nottebohm klar an, wenn er an der angeführten Stelle von 6 Briefen spricht, während es ohne jene scheinbare Nachschrift nur 5 wären, und da er zwei verschiedene Datumangaben versucht. Noch deutlicher geht es aus dem Inhalt hervor: in dem ersten, längeren Briefe sind die Variationen noch nicht druckfertig, in der „Nachschrift" dagegen sind sie schon im Stich. Den ersten Brief dürfen wir daher wohl mit Frimmel ans Ende des Jahres 1822 setzen, nur nicht in den Oktober, da damals der Gratulationsmenuett noch nicht fertig war; den zweiten mit Nottebohm in den Mai 1823.

[3]) Die zahlreichen, diese Sache betreffenden Zuschriften Beethovens an Schindler, die mir in Thayers Materialien gesammelt vorliegen, können hier nicht alle mitgeteilt werden, zumal sie inzwischen von Kalischer veröffentlicht worden sind; ich verweise auf dessen Sammlung (s. N. B.-Br. S. 99. 104. 109. 111. 114. 127. 131).

[4]) Kalischer S. 104 Nr. 19; auch von mir nach dem Autograph verglichen.

Eine andere Zuschrift teilten wir oben S. 316 f. mit; wenn es dort heißt: „Diabelli erhält hier das Alte und eine Portion Neues," so ist das natürlich von einer Erweiterung des Variationenwerks zu verstehen, da dieses fertig war und die Zahl der 33 Variationen schon im April feststand.

Von persönlichem Interesse ist noch folgendes Schreiben an Schindler „aus Hetzendorf im Sommer 1823":[1])

„L—k—l v— S—n!

Man hatte ihnen gestern ja sagen lassen, daß sie sich an den Südpol, während wir uns an den Nordpol begeben hatten, indem die kleine Differenz schon von Capit. Parry ausgeglichen ist, es gab aber keine Erdäpfel Schmarn dort —[2]) Bach, dem ich bestens emphehle u. vielmals für seine Sorge für mich danke, wird gebeten zu sagen, wie hoch die wohn. in Baden kommen könnte,[3]) zugleich müßte man sehen, wie man alle 14 Täge (wohlfeil) (du lieber Gott, armuth u. Wohlfeilheit) Karl könnte dorthin kommen lassen, dies ihr Geschäft, da sie auch unter den patronen und Landkutschern ihre Verehrer u. Freunde haben — wenn sie dieser Brief noch trift, so wäre es gut, wenn sie noch heute zu Bach, so daß ich morgen Vormittags die Antwort hätte. Es ist beinahe sonst zu spät — sie könnten auch morgen den Schurken von Copisten überraschen, von dem ich mir nichts gutes verspreche. Seit heut 8 Täge hat er die Variationen.[4])

ihr
amicus
Beethoven."

Wohl aus dem Juni stammen folgende Zeilen:[5])

„Wenn die letzte Correctur von den Var. fertig ist, wie ich vermuthe, u. heute sehen werde, wenn man ihnen die einige Correctur Bögen geb., so ersuche ich Hr. Diabelli, mir bald möglichst die 8 gnädigst versprochenen Exemplare auf schönem Papier zukommen zu machen —

Das Wetter ist schlecht, allein bin aber nie, wenn ich auch allein bin —[6])

Gott befohlen."

---

[1]) Kalischer S. 121 Nr. 34, Nohl Br. B. Nr. 272. — Auch von mir verglichen.

[2]) Hiernach vermutet Kalischer (S. 122), daß der Nordpolfahrer Kapitän Parry damals in Wien gewesen und mit Beethoven persönlich bekannt geworden sei, vielleicht gar einen Vortrag über die Musik der Polarvölker gehalten habe. Der Gedanke ist glücklich; der Nordpol wäre damit erklärt.

[3]) Der Gedanke, Hetzendorf wieder zu verlassen und nach Baden zu ziehen, entstand also zeitig im Sommer; denn zu weit dürfen wir die Briefe nicht vorrücken.

[4]) Das wird sich auf die Abschrift für England beziehen, denn Diabelli gab die Variationen schon im Juni heraus. Der Ausfall richtet sich gegen den neuen Kopisten Rampel. — Wenn Nohl sagt, in der Unterschrift sei das Wort „Freund" durchstrichen gewesen, so findet sich davon im Original nichts.

[5]) Kalischer S. 111 Nr. 26.

[6]) Hier darf man wohl daran denken, daß er damals an der 9. Symphonie arbeitete.

Die Variationen erschienen bei Diabelli im Juni 1823 mit der Widmung an Frau Antonia v. Brentano (nicht an Frau Ries).[1] Dazu entschloß er sich wohl im Hinblick auf die Verpflichtungen, die er gegen diese Familie hatte.

Diese Variationen Op. 120 sind nun eines der eigenartigsten Erzeugnisse in der musikalischen Litteratur überhaupt und lassen sich mit nichts anderem vergleichen, auch bei Beethoven nicht. Auch die schönen C moll-Variationen (Serie 17, 181) übertreffen sie durch Reichtum und Originalität der Erfindung und Freiheit in Behandlung der Form. Wie die Arbeit mit Scherz und Humor aufgenommen war, so waltet hier ein Humor, eine Fülle eigenartiger Gedanken, ein Reichtum der Stimmungen, wie kaum in einem anderen Werke. Von der Erinnerung an Beethovens frühere Arbeiten auf diesem Gebiete muß man sich hier frei machen; jene Wiederholungen des Themas in verschiedener Lage, jene Verzierungen und leicht kenntlichen Umwandlungen desselben, jene Einprägung der Stimmung in einheitlicher Weise wird man hier nicht suchen. Jede Variation ist ein selbständiges kleines Stimmungsbild, welches er in kürzester Form mit einfachen Mitteln, mit wenigen gedrungenen Zügen darzustellen weiß.[2] Den allgemein rhythmischen Aufbau des Themas hält er fest, wenn auch mitunter erweiternd und frei gestaltend; auch die Folge der Modulationen wird im allgemeinen beibehalten, doch in der Folge ziemlich frei behandelt.[3] Übergänge und rascher Wechsel der Tonart zeigen, in wie genialer Weise er unvermerkt und mit einfachen Mitteln uns in ganz entlegene Regionen blicken zu lassen versteht. Wir können natürlich hier nicht alle Variationen beschreiben. Das Thema von Diabelli, schlicht und anspruchslos, ist doch nicht so unbedeutend, wie es mancher finden möchte; die freie Bewegung der Unterstimme zu den gleichmäßigen Akkorden der oberen, welche erst am Schlusse der Teile melodische Figuren bringt, ist charakteristisch und war für Beethoven ersichtlich

---

[1]) Das Autograph befindet sich bei C. A. Spina in Wien. S. Gesamtausgabe (B. u. H.) Serie 15 Nr. 165. Thayer, chron. Verz. Nr. 240. Auch das Sammelwerk von Variationen von 50 Komponisten erschien bei Diabelli unter der Aufschrift „Vaterländischer Künstlerverein". Auch diese bezeichnet Czerny als „in ihrer Art und in musikalisch-historischer Beziehung interessant". Nach Nottebohm (Them. Verz.) gehörten sie auch zu der Sammlung des „Vaterl. Kunstvereins".

[2]) Lenz versucht sogar Namen für die einzelnen aufzustellen.

[3]) Nottebohm macht darauf aufmerksam, daß Beethoven in den früheren Skizzen die tonische Basis in den ersten 4 Takten, dem Thema entsprechend, nicht verläßt, daß er aber in späteren Skizzen und im Druck sich mehrfach schon früher zur Dominante wendet.

anregend. Gleich die erste Variation führt in eine neue Welt; in stolzem Marschrhythmus, in welchem er zunächst wieder den Baß seine gewichtigen Gänge machen läßt, richtet sich Beethoven hoch auf und scheucht die kleinen Geister zurück; sie scheint ihm das eigentliche Thema zu sein, das Vorspiel zu dem, was er bringen will. Wie er dann in munterem technischem Spiel, mit anmutiger Neckerei, dann wieder festlich und frisch, mit vielfacher Anwendung der Polyphonie und Imitation und in schöner Gegensätzlichkeit der Figuren und Motive dem Thema neue Gedanken abgewinnt, kann im einzelnen nicht dargelegt werden; manche haben vorzugsweise die Klaviertechnik im Auge, an welche in dem Werk überhaupt große Anforderungen gestellt werden. Hervorheben wollen wir noch Var. 3, worin er eine innige und zärtliche melodische Weise anstimmt, belebt durch hübsche Imitation und die humoristisch grollende Baßfigur auf liegendem Akkorde; ferner die tief gemütvolle, sanft getragene Var. 8 [a]), welche ganz den bekannten spät-beethovenschen Charakter trägt; die ganz mystisch in sich versunkene Var. 20, aus der doch versteckt das behaglich-sinnende Auge hervorblickt, wieder ein Stück, wie es nur von Beethoven in diesen Jahren ausgehen konnte. Den Höhepunkt erreicht der lustige Humor, wenn er plötzlich in Var. 22 das Motiv aus Don Giovanni „Notte e giorno" als Variation verwendet. Als ihn einmal wieder Diabelli (so erzählte Czerny O. Jahn), wie öfter, an die Fortsetzung des Werkes mahnte, „hatte er eben die 21. Variation vollendet, und in drolligem Ärger über die Mahnung schrieb er sogleich die 22te nieder mit der Überschrift „keine Ruh bei Tag und Nacht" indem er Mozarts Melodie mit dem Walzer genial in Verbindung brachte. Auch die nachfolgende 23te Var. ist noch in dieser komischer Aufregung geschrieben." Gegen Ende aber nehmen die Variationen einen ernsten Charakter an. Man beachte die Fughetta (Var. 24) mit ihrem niedlichen Thema, selbst in dem kleinen Umfange mit Umkehrung und Engführung ausgestattet, die ernst und klagend gehaltenen Varr. 29. 30 in C moll und den tief trauernden Klagegesang in Var. 31. Dieser leitet mit dem Dominantakkord zu der Doppelfuge in Es über (Var. 32), welche nur im Anfange an das Thema erinnert, dann aber sich ganz selbständig und frei entwickelt. Auch hier haben wir die Umkehrung des Themas; er hatte, wie die Skizzen ergeben, mit demselben noch weitere Änderungen vor, beschränkte sie aber in der Ausführung auf ein kleines Maß. Den festen, männlichen Schritt der Fuge schließt er mit einer gleichsam suchenden, über den ganzen Umfang

[a]) Über eine willkürliche Erweiterung von Var. 4, die sich Diabelli in einer späteren Ausgabe erlaubt hat, vgl. Nottebohm, Beethov. S. 47 f.

des Klaviers hineilenden Kadenz, ergreift die Grundtonart Es, findet von dieser gleichsam zaghaft den Übergang nach E moll und ergreift dann ohne langen Übergang in ganz genialer Weise das C dur; er zieht gleichsam einen Schleier unvermerkt vor unserem Auge weg und läßt uns in eine freundliche, Gutes verheißende Ferne blicken. Die vorausgeahnte Innigkeit und Behaglichkeit kommt dann in der letzten Variation (33, Tempo di Minuetto) zum Ausdruck; ein ernster, Beethovens würdiger harmonischer Abschluß des vielgestaltigen Werkes. Eine reizende Coda ist noch angefügt; mit hübschen Klangwirkungen, in reizvoller Steigerung der Empfindung, wie in Wolken, fliegt der Schluß hin und verflüchtigt sich gleichsam. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Schluß der C moll-Sonate Op. 111 ist unverkennbar.

Die Variationen bieten technisch viele Schwierigkeiten; darum sind sie im Vergleich zu anderen Werken Beethovens viel weniger bekannt, als sie verdienen. Das klingt auch in der Litteratur wider; während sich Marx und Lenz mit Liebe in das Werk versenken, werden sie z. B. von Wasielewsky und Kohl ungebührlich unterschätzt. Moscheles soll, wie der Neffe Beethovens erzählt, gesagt haben, „daß er die Variationen nicht ganz faßt“; bei Czerny war das anders, der sie Schindler vorspielte; dieser war (Konv.-B.) „ganz ergriffen von der Größe und Erhabenheit des Werkes, welches wohl erst in mehreren Jahren ganz verstanden werde.“

Mit der Widmung der Variationen war Beethoven nicht gleich im klaren; er hatte Ferdinand Ries zugesagt, sie seiner Frau zu widmen, hatte dies aber, wie sich nachher zeigte, nur für die Londoner Ausgabe bestimmt, die aber unseres Wissens nie erschienen ist. Die deutsche Ausgabe war, wie bereits bemerkt, der Frau Brentano in Frankfurt gewidmet. Ries hatte (vgl. Not. S. 123) in Beethovens Auftrag bereits über den Verlag der Variationen in London verhandelt und war mit dem Musikverleger Boosey über das Honorar einig. Nach langem Warten kamen sie nebst den beiden letzten Sonaten endlich an.[1] Mit Überraschung sah Ries, daß Beethoven sie mit sehr großen, von seiner Hand auf das Titelblatt gleichsam gemalten Buchstaben seiner Frau gewidmet hatte. „Aber diese Dedication findet sich auch nur auf diesem einzigen, mir noch vorliegenden Exemplar. Denn Beethoven hatte das Abschicken so lange verschoben und seinen Auftrag so ganz vergessen, daß, als ich Boosey die Variationen brachte, wir nicht

[1] Schindler sollte die Absendung besorgen und hatte dies wie es scheint verzögert, was Beethoven in großen Ärger versetzte. „Sind die Variationen schon nach London abgegangen?“ schrieb er am 1. Juli an Schindler.

nur diese und zwar mit der Zueignung an Madame Brentano, sondern auch die Sonate in Paris bereits gestochen fanden!" — Eine Erklärung gibt Beethoven in dem Briefe an Ries vom 5. September (aus Baden):

Baden, den 5. September.

„Mein lieber Freund!

Sie sagen ich soll mich um Jemand umsehen der meine Sachen besorgt; nun dies war jetzt der Fall mit den Variat., nämlich meine Freunde und Schindler besorgten selbe mir. Die Variat. sollten erst hier erscheinen nachdem sie in London herausgekommen wären, allein alles schief, die Dedication an Brentan. [nicht deutlich] sollte nur für Deutschland sein, da ich ihr sehr verpflichtet und nichts anderes in dem Augenblick herausgeben konnte, übrigens hat sie nur der hiesige Verleger Diabelli von mir erhalten; allein alles ging durch Schindler, einen elendern Menschen auf Gottes Welt lernte ich noch nicht kennen, ein erz Schuft dem ich den Laufpaß gegeben. — Ihrer Frau kann ich dafür ein anderes Werk dediciren." [1])

Wie groß die Schuld Schindlers bei dieser Verzögerung und Unterlassung war, können wir heute nicht beurteilen. Verletzt werden wir durch den heftigen Ausfall gegen den Mann, dessen Dienste er doch fortgesetzt in Anspruch nahm. Solche starken Ausdrücke braucht er ja auch gegen andere, mit denen er unzufrieden war. Wir werden mit dem viel beschäftigten und viel leidenden Meister, wie wir ihn einmal kennen, nicht zu scharf ins Gericht gehen; seiner unruhigen und impulsiven Natur folgend, ließ er durch die Feder gehen, was ihm durch den Sinn fuhr, und dachte nicht daran, daß das Geschriebene jemals vor andere Augen kommen könne. —

Wir haben im Vorstehenden wiederholt Beethovens diesmaligen Sommeraufenthalt erwähnt und bereits über den Beginn desselben hinausgegriffen. Das Bedürfnis eines ruhigen Sommeraufenthalts hatte sich während der unruhigen Winterzeit unabweisbar herausgestellt, um so mehr, als das große Werk, mit dem er sich schon lange trug, die neunte Symphonie, nun endlich der Vollendung entgegenzuführen war. Sein Bruder Johann hatte ihn auf sein Gut Wasserhof eingeladen, was er aus leicht begreiflichen Gründen nicht annahm; er wählte vielmehr als Sommeraufenthalt das nicht fern von Wien gelegene Hetzendorf. Beim Suchen nach einer passenden Wohnung fiel die Wahl auf eine von schönem Park

[1]) Über den weiteren Inhalt des Briefes haben wir noch zu sprechen. — Der Brief folgt hier nach einer genauen Abschrift, die ich vor längerer Zeit von Herrn Konzertmeister Hubert Ries in Berlin, dem Bruder von Ferdinand Ries, erhalten habe. Auch Thayer hatte Abschrift. Bei Nohl Br. Nr. 279.

umgebene Villa des Barons Müller-Pronay. Der Preis machte anfangs Schwierigkeit. An Schindler schreibt er:[1])

„Das beigefügte zeigen sie Baron Müller — im Nothfalle können sie sagen, daß der Schuft L.[2]) auch nicht mehr als 400 fl. bezahlt hätte —

Schreiben Sie gefälligst einige Worte, wenn sie Baron M. gefunden haben gestern Abend.

Auf jeden Fall geben sie das beigefügte so schnell als möglich dem Baron M. —"

Ein anderes Schreiben[3]) lautet:

„Ich ersuche Sie höflichst zu sagen, warum diese Hetzendorf-Angelegenheit noch nicht gestern geendigt konnte werden — weswegen der H. Bar. Müller heut um 8 oder 12 Uhr zu mir kommen will? Zugleich ersuche ich sie, mir die Wohnung des Bar. Müller u. der Gräfin anzuzeigen.

Beethoven

Gnaden braucht es keine, sondern Gesetze u. recht entscheiden hier ohne Rücksicht."

„Sonnabend den 17. May sind wir nach Hetzendorf gekommen," heißt es im Kalender von 1823. Da die Geschäfte mit den Verlegern nicht ruhten und überhaupt viel zu schreiben war, mußte ihm daran liegen, Briefe zeitig zu erhalten. „Die Frage ist," schreibt er an Schindler,[4]) „ob es beßer ist daß der Briefträger, welcher Hetzendorf am nächsten ist, die Briefe von hier aus übernimmt, oder daß die Briefe hier auf der Post liegen bleiben, wo man aber auch dieses der Postwagen Expedition u. an dem Orte, wo Briefe gegen recipisse ausgegeben werden, bekannt machen muß", und weiter: „Wegen Esterhazy bitte ich um Bescheid, Eben so wegen der Post. Es ist zwar ein Briefträger von der Mauer[5]) hier gewesen, wenn die Sache nur auch recht gerichtet worden ist."

Beethoven war während dieser Hetzendorfer Monate nicht bei guter Gesundheit; zu seinen sonstigen Übeln hatte sich ein schmerzhaftes Augenleiden gesellt, welches ärztliche Behandlung nötig machte und ihn zeitweise

---

[1]) Berl. Bibl.; Abschr. bei Thayer. Kalischer Neue Beeth. Br. S. 97 Nr. 8.

[2]) Schindler, der auf dem Briefe bemerkte, daß er sich auf die Wohnung in Hetzendorf beziehe, ergänzt diesen Namen in Lichnowsky.

[3]) Nach der Abschrift bei Thayer. Kalischer S. 98 Nr. 9.

[4]) Desgl. Kalischer S. 105 Nr. 20.

[5]) „Die Mauer", nach Schindler ein Dorf bei Hetzendorf.

ängstigte. Schon im April hatte er darüber geklagt;[1]) in den Hetzendorfer Tagen, während noch an den Abschriften der Variationen und an der Messe geschrieben wurde, spätestens erste Hälfte Juni, schreibt er an Schindler: „ich muß meine Augen Nachts verbinden, u. soll sie sehr schonen, sonst, schreibt mir Smettana, werde ich wenig Noten mehr schreiben," und in der Nachschrift: „meine Augen die noch eher schlimmer als besser, lassen nur alles langsam verrichten."[2]) Am 1. Juli schreibt er dem Erzherzog:[3]) „Seit der Abreise J. K. H. war ich meistens kränklich, ja zuletzt von einem starken Augenweh befallen, welches nun in so weit sich gebessert hat, daß ich seit 8 Tägen meine Augen wieder, jedoch mit Schonung noch brauchen kann." Die Variationen, schon seit 5—6 Wochen abgeschrieben, habe er seiner Augen wegen nicht ganz durchsehen können; „vergebens hoffte ich auf eine gänzliche Herstellung derselben," und am Schlusse des langen Briefes: „meine Augen gebiethen aufzuhören", ferner am 15. Juli: „Meine Augen betreffend geht es zwar besser, aber doch langsam. — Brauchte ich keine Augengläser, so würde es geschwinder gehen. Es ist ein fataler Umstand, welcher mich in allem zurückgesetzt hat," endlich, anscheinend bei einem vorübergehenden Aufenthalt[4]) in Wien: „Ich höre eben hier, daß J. H. K. morgen hier ankommen. Wenn ich noch nicht den Wünschen meines Herzens folgen kann, so bitte ich dieses meinen Augen zuzuschreiben. Es geht viel besser, aber noch mehrere Tage darf ich die Stadtluft nicht einathmen, deren Wirkung auf meine Augen noch nachtheilig wirken würde," und im August, unmittelbar vor der Abreise nach Baden: „Ich befinde mich wirklich sehr übel, nicht allein an den Augen. Ich trachte morgen mich nach Baden zu schleppen, um Wohnung zu nehmen, und werde alsdann in einigen Tägen mich ganz hinbegeben müssen. Die Stadtluft wirkt auf meine ganze

[1]) B. an Ries vom 25. April: „Nun bin ich auch von vielen erlittenen Verdrießlichkeiten jetzt nicht wohl, ja sogar wehe Augen." Über diesen Gegenstand vgl. die sorgfältige Zusammenstellung dessen, was die Quellen hierüber bieten, bei Kalischer, „Beethovens Augen und Augenleiden", in der Zeitschrift „Die Musik", 1902, II. Märzheft und I. Aprilheft.

[2]) In den Briefen an Schindler und andere findet man weitere Äußerungen über dieses und andere Leiden des Jahres. „Wären nur meine Augen gut, daß ich nur wieder schreiben könnte, so ging es noch." (An Schindler, s. Kalischer S. 115.)

[3]) Nach Köchel am 1. Juni, doch vgl. o. S. 359, 3.

[4]) Der Brief (Köchel Nr. 65) scheint noch in den Juli zu gehören. Am 13. August kam er nach Baden, wo kurz vorher auch der Erzherzog gewesen war. Dieser schrieb ihm am 31. Juli (Nohl N. Br. S. 238), daß er am 5. August wieder in Wien sein werde. S. u. S. 442. Das war eine Antwort auf Beethovens Brief, der demnach im Juli geschrieben wurde.

Organisation übel, und eben dadurch habe ich mich verdorben, indem ich 2mal zu meinen Aerzten in die Stadt mich begeben." Aus Baden klagte er dann am 22. über die katarrhalische Affektion, den elenden Unterleib und das Augenübel, fügt dann aber hinzu: „Gottlob die Augen haben sich so gebessert, daß ich bei Tag selbe schon ziemlich wieder brauchen kann. — Mit meinen übrigen Uebeln geht es auch besser; mehr kann man in dieser kurzen Zeit nicht verlangen." Der Korrespondent des Morgenblatts (Sporschil) sagt am 5. Nov. 1823 über seine Gesundheit: „Daher war ihm auch der heurige nasse Sommer, den er in Hetzendorf zubrachte, außerordentlich zuwider, durch zwei Monathe litt er an heftigen Augenschmerzen." Die Zeit von 2 Monaten ist nach Obigem wohl etwas zu kurz angesetzt.[1])

In dieser Leidenszeit schickte ihm (im Juni) ein ausgezeichneter Dilettant und Verehrer Beethovens 6 Flaschen echten Tokayer mit dem Beisatze: „als vorzügliches Mittel für sein anhaltendes Magenübel." Schindler benachrichtigte den auf dem Lande befindlichen Meister von dieser Sendung; einige Tage nachher brachte ihm die Haushälterin einen Brief Beethovens mit folgender Nachschrift:

„Den Tokayer betreffend ist derselbe nicht für den Sommer, sondern für den Herbst, u. zwar für einen Fiedler, welcher dieses edle Feuer zu erwiedern im stande ist, u. den Fuß in Ungewittern halten kann." Dazu ließ er ihm sagen, er solle mit dem Tokayer machen, was ihm beliebe. Schindler schickte eine Flasche hin und „verfügte" über die anderen.[2])

In Beethovens Gemütsstimmung läßt uns der folgende Zettel aus dieser Zeit einen Blick tun:[3])

---

[1]) Auffallend ist, daß Schindler nirgendwo von diesem Augenleiden spricht. Noch Sept. 1826 schreibt Beethoven sich im K.-B. ein Mittel gegen „langwieriges Augenübel" auf.

[2]) Dies erzählt Schindler in seinem Aufsatze gegen Wawruch, Frankfurter Konversationsblatt vom 14. Juli 1842. Vgl. Biogr. II 298. Das Postskriptum (im Original auf der Berliner Bibl.) gedruckt (außer bei Schindler) bei Kalischer S. 106 Nr. 22. Nohl (Br. B.) 263 stellt es mit einem Brief Beethovens (Kalischer Nr. 33) „wegen Esterhazy" vermutungsweise zusammen, wozu das Original keinen Anhalt gibt. Ein Datum für das Postskriptum findet sich bei Schindler nicht, so wenig wie auf dem Original.

[3]) Kalischer S. 114 Nr. 29, der den Zettel in den Juni setzt. Schindler hatte notiert: „aus Hetzendorf im Sommer 1823"; er entwirft mit Bleistift eine Erwiderung, daß er der Post wegen nicht habe abkommen können.

„Per il Signore povero Papageno." (Adr.)

„Bester H. S—

Da wir heute sie nicht gesehen, so bitten wir sie unsere Haußhälter. morgen früh zu erwarten, wo sie dann sagen können, ob sie mit hierher fahren oder später,[1]) da es höchst nöthig —

Armer geschlagener

B—n."

Ob eine besondere Veranlassung diesen Schmerzensschrei veranlaßte, können wir nicht ersehen; an sich bot der Krankheitszustand hinreichende Veranlassung.

Ein etwas friedlicheres Gegenbild bietet eine briefliche Äußerung an Schindler. Wie uns dieser in einer Bemerkung auf dem Briefe erzählt, hatten die beiden Sängerinnen Unger und Sonntag Beethoven zu einer gemeinschaftlichen Landpartie, oder wenn es ihm angenehm sei, zu einem Besuche in der Ungerschen Familie eingeladen. In einem Briefe an Schindler, der seinem sonstigen Inhalt nach in den Juni 1823 zu setzen ist,[2]) schreibt er: „Die schönen Einladungen kann ich jetzt noch nicht annehmen, so viel als es mein böses Auge leidet beschäftigt, u. ist es schön, aus dem Hause, ich werde mich schon selbst bedanken für diese Liebenswürdigkeit der beiden schönen." Das waren die beiden, die im folgenden Jahre in seinen großen Werken sangen.

Auch sonst war jener Sommer doch nicht ganz ohne erfreulichere Eindrücke. Dahin gehört die Aufführung des Fidelio in Dresden und die sich daran knüpfende Korrespondenz. Die Aufführung fand am 29. April unter K. M. v. Webers Leitung statt mit Wilhelmine Schröder in der Titelrolle.[3]) Weber hatte sich mit Beethoven in briefliche Verbindung gesetzt und schrieb an ihn am 28. Jan., 18. Febr., 7. April und 5. Juni; Beethoven antwortete am 16. Febr., 10. April und 9. Juni. Leider ist diese Korrespondenz verschwunden;[4]) nur der Anfang von Webers erstem Briefe hat sich in einem Konzept erhalten; er lautet: „Fidelio. An Beethoven. Die Aufführung dieses mächtig für deutsche Größe und Tiefe des Gefühls zeugenden Werkes unter meiner Direktion in Prag hat mir die ebenso begeisternde als belehrende Vertrautheit mit seiner innern Wesenheit erschlossen, durch die ich hoffen darf, es auch hier mit allen Hülfsmitteln

[1]) In Thayers Abschrift „speisen".

[2]) Kalischer S. 112 Nr. 28.

[3]) Vgl. darüber Fürstenau Allg. Mus. Z. N. F. I (1863) S. 618 ff. Derselbe zitiert A. M. Z. 1823 Nr. 33 und Abendzeitung Nr. 111.

[4]) Max Maria v. Weber, Carl Maria von Weber II. S. 466.

möglichst versehen, dem Publikum in seiner vollen Wirksamkeit vorführen zu können. Jede Vorstellung wird ein Festtag sein, an dem es mir erlaubt ist, Ihrem erhabenen Geiste die Huldigung darzubringen, die im Innersten meines Herzens für Sie lebt und wo Verehrung und Liebe sich den Vorrang streitig machen." Weber hatte die Partitur am 10. April von Beethoven erhalten, der sie sich vom Kärnthnerthor-Theater erbitten mußte; über das Musikarchiv des letzteren hatte damals (1823) Graf Gallenberg die Aufsicht. Schindler erzählte Beethoven in Gallenbergs Auftrag, daß er ihm die Partitur davon schicken werde, wenn sie 2 Exemplare davon hätten: „wenn das nicht der Fall wäre, so würde er die Part. für Sie schreiben lassen. — In 2 Tagen soll ich wieder zu ihm kommen." [1]) — Gallenberg habe gesagt, fährt Schindler fort, er glaube, daß Beethoven die Partitur selbst habe. „Allein als ich ihm versicherte, daß Sie solche wirklich nicht hätten, sagte er, das sei die Ursache Ihrer Unstättigkeit und beständigen Herumwanderns, daß Sie selbe verloren haben." Jedenfalls erhielt Weber die Partitur, und nach 14 Proben fand die Aufführung mit dem größten Erfolge statt. Der Generaldirektor der Königlichen Kapelle, Könneritz, schrieb am 26. Juni amtlich an Beethoven: „An den Herrn Kapellmeister Beethoven in Wien. Ew. Wohlgeboren Oper Fidelio ist hier mit entschiedenem Beyfalle aufgeführt worden und indem ich mich freue, Ihnen dieses melden zu können, lege ich zugleich das Honorar dafür an 40 # (Ducaten) dankbar bey, worüber ich mir inliegende auf die K. Theaterkasse allhier gestellte Quittung zurück erbitte." Darauf antwortete Beethoven am 17. Juli: [2])

„An Seine Hochwohlgeboren den Hr. Geheimrath von Könneritz, Generaldirektor der Königl. Kapelle und Theater in Dresden (in Sachsen)

Hetzendorf bey Wien am 17. Juli 1823.

Ew. Hochwohlgeboren!

Etwas spät kommt die Unterzeichnung der Quittung mit meinem Danke, allein sehr beschäftigt, um so mehr, da sich meine gesundheits Umstände bessern u. Gott weiß, wie lange dieses dauert, verzeihen sie schon den Aufschub —

[1]) Konv.-Buch aus dem J. 1823, nach der Versendung der Subskriptions-Einladungen. Hierher gehört auch der kurze Zettel an Schindler (Kalischer Nr. 10, S. 98): „Außerordentl. best. Morgen erst zu G., ich muß erst sehen, was ich an ihn geschrieben — Lebt wohl bis zu Mittag. Euer B—n.", auf welchem Schindler die erforderliche Aufklärung gibt und dabei auch mitteilt, daß Beethoven bei dieser Gelegenheit die Äußerungen über Gräfin Gallenberg niederschrieb, die Schindler schon früher (Biogr. 2. Aufl. S. 278) bekannt gemacht hat. (Vgl. Thayer II S. 170.)

[2]) Von Fürstenau veröffentlicht; s. a. Nohl Br. B. Nr. 275.

nach der Schilderung meines lieben Freundes Maria Webers von der vortrefflichen und edlen Denkungsart Euer H. w. g. glaubte ich mich noch in einer andern angelegenheit an sie wenden zu können," usw.[1])

Das war das Vorspiel zu dem persönlichen Zusammentreffen der beiden Meister, welches noch in demselben Jahre stattfand. —

Noch ein anderes für Beethoven erfreuliches Erlebnis, welches in seinen Nachwirkungen in die Geschichte dieses Jahres hineinreicht, ist an dieser Stelle zu erwähnen. Beethoven war im Jahre vorher zum Ehrenmitglied der schwedischen Akademie der Künste und Wissenschaften durch Diplom ernannt worden; zur Annahme desselben mußte die Erlaubnis der österreichischen Regierung erbeten werden, und die Antwort auf die hierzu getanen Schritte ließ lange auf sich warten.[2]) Als sie endlich an ihn gelangt war, hatte er den Wunsch, daß diese Ernennung auch weiteren Kreisen bekannt werde, und schrieb deshalb an Pilat, den Redakteur des Oesterreichischen Beobachters:[3])

„Euer Wohlgeboren

Ich würde es mir für eine Ehre rechnen, wenn sie die Gefälligkeit hätten, meine Ernennung zum auswärtigen Mitglied der Königl. schwedis. Musik-Akademie in ihrem so allgemein geschäzten Blatt zu erwähnen, so wenig ich auch eitel u. Ehrsüchtig bin, so könnte d. g. doch auch räthlich seyn, nicht

---

[1]) Der Schluß des Briefes, in welchem von der Subskription auf die Messe die Rede ist, ist o. S. 360 mitgeteilt.

[2]) Darauf beziehen sich mehrere Zettel an Schindler aus dieser Zeit (abschriftlich nach den Originalen auf der Berliner Bibliothek in Thayers Materialien). Vgl. Kalischer N. B. Br. Nr. 36 (S. 123): „Ich bitte sie sobald als mögl. wegen der schwedischen Histoire bei mir zu sein, da ich später ausgehen muß, das Frühstück wird bereit sein —" ferner Nr. 37 (S. 123): „Wie heißt der Herr u. was für ein Amt bekleidet er? welcher jezt über das schwed. Diplom referirt, weil ich ihm selbst schreiben will, um mich zu entschuldigen da ich nicht selbst komme, u. da übrigens mein Schreiben immer gute Wirkung hervorbringen wird." („Vom Jahre 1823" schreibt Schindler hinzu; Kalischer sezt beide Zuschriften in den Juli 1823.) Weiter im Sommer 1823 „aus Baden" (Sch.): „vergessen sie nicht die Antwort wegen dem Diplom, da ich dieses selbst besorgen will." (Kal. Nr. 42 S. 127), und endlich in dem bereits früher (S. 358, 1) erwähnten Briefe (Kal. Nr. 48 S. 131): „Ich ersuche mir gefälligst anzuschreiben, wo das Diplom zulezt war, ehe es soll zur Regierung, u. wie lange es ist, daß es dort hingekommen." Auf diesen Brief schrieb Schindler: „vom Jahre 824", aber die Erwähnung der Variationen und die Äußerungen über Preußen dürfte ihn auch ins Jahr 1823 weisen.

[3]) Nach dem Original in Berlin; Abschrift auch bei Thayer. Auf dem Autograph steht von anderer Hand mit Blei „Juni oder Juli 1823 aus Hetzendorf"; 1823 gibt Schindler an. Gedruckt bei Nohl Br. Nr. 267.

ganz zu übergehen, da man doch auch im practischen Leben für andere leben u. wirken muß, denen es wohl öfter zu gute kommen kann. — Verzeihen sie mir meine Belästigung, u. zeigen sie mir nur gütigst an, womit ich im stande bin, ihnen in irgend etwas zu dienen, mit Vergnügen werde ich ihnen alsdann entgegen eilen —

Euer Wohlgeboren
mit ausgezeichneter
Hochachtung
Ergebenster
Beethoven."

In ähnlicher Weise schrieb er an Bernard wegen Aufnahme in die Wiener Zeitschrift. Beide Briefe soll wieder Schindler besorgen; er schreibt an ihn: [1])

„Sehr bester L—k—l von Epirus nicht weniger v. Brundusium etc. gebt den Brief dem Beobachter. Es muß aber sein Name von Euch drauf gesetzt werden — zugleich fragt ihn, ob seine Tochter große Fortschritte im Klav. gemacht, ob ich ihr wohl einmal mit einem Exempl. von meiner Composit. dienen könne. — ich habe geschrieben zum Ehrenmitglied ich weiß aber nicht ob es so heißen soll, ob nicht vielleicht bloß „zum auswärtigen Mitglied" unwissend u. nie beachtend d. g.

an Bernardum non sanctum habt ihr auch was wegen dieser Geschichte abzugeben.

Fragt doch auch wegen diesem Schuften Ruprect [2]) den Bernard erzählt ihm den Schnack, u. wie man diesen Schandmenschen ans Leder kommen kann.

Fragen sie bei beyden philosophischen Zeitungsschreibern nach; ob dies eine Ehren oder Schandmitglieds Ernennung sei —

ich esse heut zu Hause, wenn sie kommen wollen so kommen sie —

---

[1]) Nach dem Original in Berlin und der Abschrift bei Thayer. Unvollständig bei Schindler II S. 50 und Nohl Br. Nr. 268. S. jetzt Kalischer N. B. Br. S. 123 Nr. 38. Schindler schreibt darauf „Aus Hetzendorf vom Jahre 1823".

[2]) Der Name nicht deutlich; Nohl ergänzt Ruprecht. Joh. Baptist Rupprecht (1776—1846) war Kaufmann und Fabrikant in Wien, außerdem fruchtbarer Schriftsteller und später K. K. Bücherzensor. Er war der Dichter von Beethovens Lied „Merkenstein" (Op. 100). Vgl. über ihn Gödekes Grundriß d. Gesch. d. D Dicht. VI (Götze) S. 557 f., Nohl Beeth. L. III 859. — Seine vorübergehenden Beziehungen zu Beethoven erwähnt Nohl in der Biographie wiederholt, vgl. III S. 212 und S. 859 (Projekt einer italienischen Reise, auf der ihn ev. Rupprecht begleiten soll); S. 260 („So ist auch . . . von einer Oper „die Gründung von Pensilvanien" von Rupprecht Rede, deren Text sich in Schindlers Beethovennachlaß befindet", was aber nicht der Fall ist); S. 929; 934. Vgl. Kalischer S. 125. — Auf was für ein Ereignis sich Beethovens Zornesausbruch bezieht, wissen wir nicht.

Bitten sie den Herrn Beobachter um Verzeihung, weil der Brief so konfuß aussieht — Es ist gar zu viel zu thun.

hören sie auch, ob man für Geld ein Exemplar haben kann vom Beobachter."

Dieser Brief läßt erkennen, daß Beethoven gegen Ehrenbezeugungen, gegen äußere Zeichen des Ruhmes und der Anerkennung doch nicht so unempfänglich war, wie er manchmal dargestellt worden ist, und daß ihn in dieser beschäftigten und vielfach getrübten Zeit sein Humor nicht verlassen hatte. Den kräftigen Ausdruck von der Schandmitgliedschaft gegenüber einem vertrauten Bekannten werden wir ihm, da wir seine Ausdrucksweise ja kennen, nicht zu hoch anrechnen. —

Um dieselbe Zeit ließ ihn der junge Pianist Franz Schoberlechner[1]) durch Schindler um Empfehlungen für eine Konzertreise ersuchen. Er schrieb an Beethoven:[2])

„Wien am 25. Juni 1823.

Hochverehrter Herr
großer Meister.

Aufgemuntert durch Herrn Schindler,[3]) noch mehr aber durch die Überzeugung, daß es edlen Menschen immer Freude gewährt, jungen Leuten, die zur Veredlung ihres Talentes und Weckung des wahren Kunstsinnes sich auf Reisen mehr auszubilden wünschen — durch Ihre Empfehlungen zu nützen, nehme ich mir die Freiheit Sie um Empfehlungsbriefe nach Leipzig, Dresden, Berlin und andere Städte des nördlichen Deutschlands, womöglich auch nach Moskau, Warschau, Petersburg zu bitten. Ich bin gewiß daß Ihre Empfehlungen mir gewiß sehr viel nützen würden, und zeichne mich Hochachtungsvoll im voraus

Ihren
dankbar verpflichteten Diener
Franz Schoberlechner."

Beethoven wurde durch diese naive und umfangreiche Belästigung eines ihm unbekannten Künstlers sicherlich unangenehm berührt; er schrieb auf die Rückseite des Briefes: „Ein tüchtiger Kerl hat keine andere Empfehlung nöthig, als von guten Häusern an wieder d. g. andere" und schickte den Brief so wieder an Schindler zurück. Dieser scheint die Sache nochmals bei Beethoven zur Sprache gebracht zu haben (Nohl), wie die Äußerung Beethovens auf einem schon angeführten Brief (S. 436, 2) zeigt:

---

[1]) Vgl. über ihn Hanslick, Concertwesen in Wien S. 223.

[2]) Abschrift bei Thayer. Kalischer N. B. Br. S. 108.

[3]) Das stellt Schindler in einer Bemerkung auf dem Briefe in Abrede und sagt, er habe Schoberlechner nur geantwortet, er möge es bei Beethoven versuchen. Er hat aber doch die Sache nochmals zur Sprache gebracht.

„Wegen Schob. morgen." Beethoven schreibt dann an Schindler:[1]) „Es muß ihnen ja deutlich sein, daß ich nichts mit dieser Sache zu thun haben will — was das „Edelseyn" betrifft, so glaube ich ihnen hinlänglich gezeigt zu haben, daß ich es mit Grundsätzen bin, ja ich glaube, daß sie müssen bemerkt haben, daß ich sogar meine Grundsätze betreffend, nirgends noch darüber hinausgegangen bin —

Sapienti sat —"

Damit war diese Sache für ihn erledigt.[2])

In derselben Zeit kam Beethoven noch einmal in die Lage, einen Kunstgenossen empfehlen zu sollen; diesmal tat er es in der Tat, und zwar gern. Im Juli schrieb er aus Hetzendorf an den Erzherzog:[3])

„Eben in einem kleinen Spaziergange begriffen, und stammelnd einen Canon „Großen Dank!" ÷ ÷ ÷ und nach Hause kommend und ihn aufschreiben wollend für J. K. H. finde ich einen Bittsteller, der seiner Bitte durch mich den Wahn hat, als ob selbe besser aufgenommen würde. Was will man thun? Gutes kann nicht schnell genug ausgeübt werden, auch den Wahn muß man zuweilen pflegen. — Der Ueberbringer dieses ist der Kapellmeister Drechsler[4]) vom Josephstädter und Badner Theater. Er wünscht die 2. Hoforganisten-Stelle zu erhalten. Er ist ein guter Generalbassist, wie auch ein guter Orgelspieler, selbst auch als Componist vortheilhaft bekannt, alles Eigenschaften, welche ihn zu dieser Stelle empfehlen können. Er glaubt mit Recht, daß die beste Empfehlung, welche ihm sicher diese Stelle verschaffen würde, die von J. K. H. sei, da J. K. H. als großer Kenner und Ausüber das wahre Verdienst am besten zu würdigen wissen. Ein solches Zeugniß werden Se. Kais. Majestät gewiß allen andern vorziehen. Ich vereinige daher meine Bitten zwar schüchtern mit denen des Herrn D., jedoch auch überzeugt von der Milde und Gnade J. K. H. wieder mit einiger Hoffnung, daß der Hohe Beschützer und Unterstützer alles Guten auch hier gern wirken werde nach Vermögen. —

---

[1]) Vgl. Nohl Br. Nr. 265. Kalischer Nr. 23 S. 107. Abschr. in Thayers Nachlaß.

[2]) Nach Schindlers Angabe auf dem Briefe war Schoberlechner Beethoven persönlich nicht bekannt und hatte sich ihm als Künstler nie genähert. Öffentlich spielte er seine Bravourstücke und paradierte mit seinen Mitgliedschaften und Ordensbesitztümern, was Beethoven Stoff zu beißenden Bemerkungen gab. Schoberlechner bekam diese Erwiderung Beethovens zu lesen; seinen Brief hatte Beethoven, wie erwähnt, an Schindler zurückgeschickt.

[3]) Köchel Nr. 64 S. 70. Der Brief ist von Köchel nicht an seine richtige Stelle gesetzt; wie aus der Antwort des Erzherzogs hervorgeht, war er vor dem 31. Juli geschrieben.

[4]) Vgl. über Joseph Drechsler Köchel S. 94, Hanslick Concertw. S. 305. Schindler spricht in den Konv.-Heften von 1824 sehr wegwerfend über ihn als Kapellmeister.

Morgen folgt mein Canon nebst dem Bekenntnisse meiner Sünden, wissentliche und unwissentliche, wo ich um die Gnädigste Absolution bitten werde. Für heute verbieten mir leider noch meine Augen J. K. H. alles Schöne für dieselbe wünschen und sagen zu können."

(Nachschrift.) „Es verdient auch mit in Anschlag gebracht zu werden, daß Hr. T. unentgeldlicher Professor des Generalbasses schon 10 Jahre ist bei St. Anna."

In dem kurz darauf (auch noch im Juli) geschriebenen Briefe[1]) bittet er den Erzherzog, ihn zu benachrichtigen, wann er das nächste Mal von Baden nach Wien zurückkomme, und wann er bei ihm erscheinen solle, und fährt dann fort:

„Großen Dank ÷ ÷ ÷ überbringe ich selbst, oder der Dank kommt nach Baden.[2]) — Hr. Drechsler dankte mir heute für die Freiheit, welche ich mir erlaubt habe, ihn J. K. H. zu empfehlen. J. K. J. haben ihn so gnädig aufgenommen, wofür ich ebenfalls meinen heißen Dank abstatte. Möge es E. K. H. auch gefallen nur nicht sich wankend machen zu lassen, denn wie man vernimmt, sucht Abbé Stadler auch einem Andern diese Stelle zu verschaffen. Es wird ebenfalls sehr ersprießlich für Drechsler sein, wenn J. K. H. die Gnade haben, mit Graf Dietrichstein[3]) deßwegen zu sprechen." —

Darauf antwortete der Erzherzog am 31. Juli:[4])

„Lieber Beethoven!

Ich werde Dienstag den 5ten August schon wieder in Wien seyn, und da mehrere Tage daselbst verweilen, ich wünsche nur daß Ihre Gesundheit Ihnen erlaubt, dann auch in die Stadt zu kommen, Nachmittags von 4 bis 7 Uhr bin ich meistens zu Hause.

Mein Schwager der Prinz Anton hat mir schon geschrieben, daß der König von Sachsen, Ihre schöne Messe erwartet.

Wegen dem Drechsler habe ich unsern gnädigsten Monarchen, wie auch den Grf. Diedrichstein gesprochen, ob diese Anempfehlung nützen wird, weiß ich nicht, da ein Concours um diese Stelle seyn wird, wo jeder der sie zu erhalten wünscht, seine Fähigkeit beweisen muß. Es würde mich freuen wenn ich diesem geschickten Manne, welchen ich mit Vergnügen vorigen Montag in Baaden die Orgel spielen hörte, nützlich sein könnte, um so mehr, da ich überzeugt bin, daß Sie keinen Unwürdigen anempfehlen werden.

---

[1]) S. oben S. 434, 4, Köchel Nr. 65.

[2]) Beethoven war noch nicht in Baden, sondern in Hetzendorf, von wo er mehrfach nach Wien kam.

[3]) Graf Moritz Dietrichstein war als Hofmusikgraf Vorstand der K. K. Hofkapelle.

[4]) Nach dem Original in Berlin; gedr. bei Schindler 2. Aufl. S. 140 und danach Nohl N. Br. S. 238 Anm.

Ich hoffe Sie haben Ihren Canon doch aufgeschrieben, und bitte Sie, wenn es Ihrer Gesundheit schaden könnte in die Stadt zu kommen, sich aus Anhänglichkeit für mich, nicht zu früh anzustrengen.

Ihr

freundwilliger
Schüler
Wien den 31. July 1823. Rudolph."

Beethovens Empfehlung blieb erfolglos; Drechsler erhielt die Stelle nicht. —

Der zweistimmige Kanon „Großen Dank für solche Gnade" findet sich als Skizze neben Skizzen zur neunten Symphonie,[1]) scheint aber nicht beendet worden zu sein. Der Erzherzog hat ihn nicht bekommen; wenigstens hat er sich in seinem Nachlasse nicht gefunden. Auch sonst ist über denselben nichts bekannt. Da die Zeit des Kanons aus dem oben erwähnten Briefe feststeht, so entnehmen wir aus den Skizzen, daß Beethoven im Juli an den betreffenden Teilen der 9. Symphonie — es ist namentlich der 3. Satz — arbeitete.

Die Erwähnung so mancher von außen ihm zugekommenen Anregungen und Anforderungen zwingt uns zu der Frage, wie es denn in dieser Zeit mit dem engeren Kreise seiner Angehörigen und seinem Hauswesen stand. In letzterer Hinsicht ist zu bemerken, daß ihm auch in Hetzendorf die Haushälterin, die er Schindler gegenüber als „die schnellsegelnde Fregatte Frau Schnaps" bezeichnet, zur Bedienung zur Verfügung stand; daneben wird für Besorgungen auch noch ein „Haushalter" genannt, und außerdem sucht er vorübergehend nach einer anderen Haushälterin.[2]) Noch mehr Not macht ihm die in der Stadt fürerst beibehaltene Wohnung in der Kothgasse, in der ja auch Schindler wohnte; seiner Entrüstung über den Hauswirt gibt er in folgendem Briefe Ausdruck:[3])

„Hetzendorf am 2ten July 1823.

Bester H. v. Schindler!

Die von anfangs an bis jetzt fortdauernde Brutalität des Haußherrn, seit ich im Hause bin, erfordert die Hülfe einer k. k. Polizei, wenden sie sich gerade an dieselbe; was die Winterfenster anbelangt, so hatte die Haußhälterin

[1]) Nottebohm II. Beeth. S. 117.

[2]) S. den Brief bei Kalischer Nr. 62, S. 137.

[3]) Der Brief, dessen Original sich in Berlin befindet, war im Faksimile in der 2. Auflage von Schindlers Biographie mitgeteilt und danach von Nohl Br. B. Nr. 270 abgedruckt. Nach dem Original gibt ihn jetzt Kalischer S. 118 Nr. 31. Mir liegt außer der von mir selbst genommenen noch eine zweite genaue Abschrift vor, die ich Dr. Kopfermanns Güte verdanke.

den Auftrag, nachzusehen u. zwar nach dem so sehr starken regen, ob selbe nöthig wären wegen allenfallігen hineinregnen in die Zimmer, allein sie fand weder daß es hineingeregnet hatte noch auf keinen Fall hineinregnete, gemäß dieser überzeugung ließ ich das schloß vorsperren, damit dieser so sehr brutale Mensch mir nicht [gemä]ß[1]) seiner Drohung meine Zimmer während meiner abwesenheit auffperren sollte — erzählen sie dort, wie er sich weiter bey ihnen betragen hat, u. daß er den Zettel angeschlagen hat ohne auffagung, welche ohnehin erst von jakobi stattfinden kann — eben so unbillig ist er mir die Quittung von georgi bis jetzt kommenden jakobi zu verweigern, wie dies Blatt zeigt, da ich eine Beleuchtung bezahlen soll, wovon ich nichts erfahren u. diese abscheuliche Wohnung ohne Ofen Kamine u. mit dem elendesten Hauptkamine mich wenigstens 259[2]) fl. W. W. besondere Auslagen ohne den Haußzins gekostet, um nur das Leben fristen zu können, während ich da war im Winter; Es war ein absichtlicher Betrug, indem ich niemals die Wohnung im ersten Stock sondern nur im 2ten Stock sehen konnte, damit mir die vielen widrigen Umstände derselben unbekannt bleiben sollten, ich begreife gar nicht, wie es möglich ist, daß ein so schändlicher die Menschliche gesundheit verderbender Kamin von der regierung geduldet werde; sie erinnern sich wie die Wände in ihrem Zimmer ausgesehen vor rauch, welche große Kosten es verursachte, wenn auch nicht ganz, dem Ungemach zu entgehen möglich war, doch nur es zu lindern — die Hauptsache ist derweil, daß er angewiesen werde, den anschlag Zettel herunterzunehmen, u. mir meine Quittung zu geben vom bezahlten Haußzins, da ich auf keinen Fall diese schlechte Beleuchtung, indem ich ohnehin übermäßige Unkosten, um nur das Leben in dieser Wohnung zu fristen, gehabt – Meine Augen erlauben mir die stadtluft [noch nicht, sonst wür]de[3]) ich mich selbst an [die Kaiserl. Polizey ver]fügen[3]) — ihr

Ergebenster
L. v. Beethoven."

Schindler erfüllte Beethovens Auftrag gleich, und zwar mit Erfolg, wie die letzten Worte seines Briefes vom 3. Juli zeigen:[4])

„So eben komme ich von der Polizei, die Haushält. war mit. Der Hausherr ist auf Morgen 5 Uhr Nachmittag sammt mir bestellt worden. Die Alte braucht wohl nicht zugegen zu seyn. Der Polizeidirector (etc.?) Hr. Ungermann lassen sich Ihnen empfehlen, u. die Sache sey im voraus so abgethan, wie Sie es wünschen. Nur wegen dem Beleuchtungsbetrag sollen Sie nicht

[1]) Ein Stück ist abgerissen.

[2]) So Kalischer; die Zahl ist nicht deutlich, es kann auch 250 heißen.

[3]) Nach der mir vorliegenden Abschrift ist hier ein Stück weggerissen; das Fehlende ist ergänzt nach Schindlers Faksimile, der keine Lücke angibt, ebensowenig wie Kalischer.

[4]) Der erste Teil des Briefes (vgl. auch S. 446, 1) ist im Anhang (VII) mitgeteilt.

die 6 fl. anschauen, damit Ihnen der Flegel von dieser Seite nichts anhaben kann. Ich bereite mich auf Morgen vor, denn ich bin gerade geneigt, ihm den Text zu lesen, u. gut, daß es vor der Behörde geschieht. Das Resultat werde ich Ihnen alsogleich melden."

Von Beethovens Zorn über den Hauswirt hatte auch Schindler sein Teil zu tragen. Auf seine weitere Mitteilung an Beethoven scheint sich folgender kurze Brief zu beziehen:[1])

„Von aller derg.[2]) Schriften eine vidimirte Abschrift. hier folgen 45 ⊹ wie[3]) es nur mögl. daß sie vom Haußflegel etwas solches mit einer Drohung begleitet annehmen können? Wo ist ihre Beurtheilung?! wo sie immer ist!

Morgen früh schicke ich um die V.[4]) Absch. u. Original, ob die Pers.[5]) kommt ist nicht sicher, bleiben sie doch bis 8 gefäll. zu Hause — wenn sie Morg. oder auch heute zum speis. kommen wollen, das können sie, aber es muß sicher sein, denn d. g. gehn hier u. überhaupt für mich nicht an, nicht später als ½3 Uhr. Die Haußhälter. wird ihnen von wegen einer Wohn. sagen auf der Landstras. Es ist die höchste Zeit, sobald sie was wissen auf der Bastey oder Landstras, so muß es gleich angezeigt werden — man muß wissen welches Zimmer der Haußherr des Brunnens wegen gebraucht. Vale.[5])

Daß Beethoven die Wohnung nicht behielt, wird weiter unten zur Erwähnung kommen.

Hier muß denn auch kurz nach seinen Angehörigen gefragt werden, deren Schicksale ja einen so wesentlichen Bestandteil seines Lebens bildeten. In dem Verhältnisse zum Neffen Carl dauerte die eingetretene Ruhe einstweilen noch fort; er war nach wie vor in Blöchlingers Institut,[6]) war dem

[1]) Abschr. bei Thayer, von mir verglichen. S. Kalischer S. 127 Nr. 43, Nohl Br. Nr. 271.

[2]) „den" Nohl. Die Abschr. hat „derj.", was wohl „derg." (dergleichen) heißen soll.

[3]) Hier wollte wohl Beethoven „ist" oder „war" (Kalischer) schreiben.

[4]) „Variationen", wie dies natürlich heißen soll, druckt Nohl willkürlich. Für Pers. hat Nohl „Pr.", Kalischer aus Vermutung „Fr." (Frau).

[5]) Schindler schrieb auf den zum Teil sehr undeutlich geschriebenen Brief: „von Hetzendorf oder Baden im Jahre 1823." Die Erwähnung der Variationen und die Einladung zum Speisen für „heute oder morgen" spricht, wie mir scheint, für Hetzendorf. Kalischer (S. 128) erklärte sich für Baden wegen der eiligen Frage wegen der neuen Wohnung.

[6]) Bis nach der Prüfung im August 1823; er brachte dann die Ferienzeit bei dem Oheim in Baden zu. Wir haben auf ihn zurückzukommen (s. u. S. 468, 2 und beim Jahre 1825).

Oheim gelegentlich behülflich und tritt mitunter in den Konversationen hervor. So tritt denn die Mutter zeitweise in den Hintergrund. Um so betrübender entwickelten sich die Verhältnisse in Bruder Johanns Häuslichkeit. Derselbe war im Sommer 1823 von einer langwierigen Krankheit heimgesucht; während dieser Zeit zeigte sich seine Frau in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit, und die heranwachsende Stieftochter gab ihr hinsichtlich der Vernachlässigung des Kranken nichts nach. Es kamen Streitigkeiten vor, über welche wir im einzelnen nicht unterrichtet sind, die aber Schindlers und nachher Beethovens höchste Entrüstung erregten. So empfing die Frau auch während der Krankheit in Johanns Gegenwart den Besuch ihres Liebhabers und fuhr mit ihm aus. Der Gedanke, eine Eingabe an die Polizei zu machen, tauchte schon jetzt auf.[1]) Beethoven wurde auch von anderer Seite von den Vorfällen unterrichtet, wie aus folgender Zuschrift an Schindler hervorgeht:[2])

> „Der gestrige Vorfall, den Sie aus dem Berichte an die P[olizei] ersehen werden ist nur mehr geeignet diese Sache der löbl. Polizey zu empfelen. Die Aussagen eines Ungenannten stimmen ebenfalls ganz mit den Ihrigen überein; hier können Privatmenschen nicht mehr helfen, nur Behörden mit Macht versehen.
>
> ihr
>
> Beethoven.“[3])

Für dieses Jahr also gelang es Schindler, wie aus seiner Anmerkung hervorgeht, Beethoven von besonderen Schritten bei der Polizei zurückzuhalten. Was Johann nach seiner Genesung im folgenden Jahre unternahm, um die pflichtvergessene Frau in ihre Schranken zu weisen, wird an der geeigneten Stelle zur Erwähnung kommen.

---

[1]) Wir haben über die traurige Sache einen ausführlichen Brief Schindlers vom 3. Juli an Beethoven, den wir, da uns die Sache hier zu weit führt, im Anhang (VII) mitteilen.

[2]) Nach Abschrift Thayers nach einem Faksimile. S. bei Nohl Br. Nr. 282, Kalischer S. 123 Nr. 35.

[3]) Dazu macht Schindler die Bemerkung: „Es betrifft die skandalöse Aufführung der Frau des Johann van Beethoven während dessen Krankheit im Sommer von 1823. Diese Frau besuchte nicht nur täglich ihren Liebhaber, einen Offizier, in der Caserne wo er wohnt, sie ging auch mit ihm an den besuchtesten Orten spazieren, empfing ihn sogar in ihrer Wohnung. Auf diesen Gegenstand bezieht sich ein Theil meines Briefes an Beethoven vom 3. Juli, der weiterhin festgemacht ist, der dem Meister als Belag A in seiner Eingabe an die Polizei dienen sollte. Es ist mir gelungen, ihn von diesem Schritte zurück zu halten, da das Aergerniß dadurch nur noch gesteigert worden wäre, ohne diese ehrvergessene Frau gebessert zu haben.“

Unter diesen schwierigen Verhältnissen, gehemmt durch körperliche Leiden verschiedener Art und durch anderweite Verdrießlichkeiten, arbeitete Beethoven in Hetzendorf an dem großen Werke, welches bereits begonnen war und jetzt seinem Ende entgegengeführt werden sollte: der Symphonie für England, oder wie wir sie zu nennen gewohnt sind, der neunten Symphonie. In dem Briefe an den Erzherzog, den wir auf den 1. Juli setzen (Köchel Nr. 60), schreibt er, neben den Klagen über seine Augen, die er „noch nicht lange“ anstrengen könne: „Ich schreibe jetzt eine neue Symphonie für England für die philharmonische Gesellschaft, und hoffe selbe in Zeit von 14 Tagen gänzlich vollendet zu haben.“ Die Arbeit nahm ihn so ganz in Anspruch, daß er allein zu sein trachtete und möglichst niemand zu sehen wünschte; auch Schindler wünschte er seltener zu sprechen; er schrieb an ihn:

„Hetzendorf am 2.[1]) Samothrazier! Bemüht euch nicht hieher, bis etwa ein Hati—Scherif erscheint, die goldne Schnur habt ihr unterdessen nicht zu fürchten — meine schnell segelnde Fregatte die wohledelgebohrene Fr. Schnaps wird sich meistens alle 2 u. 3 Täge nach ihrem Wohlbefinden erkundigen —

lebt wohl

B—n

Bringt auch Niemanden,

lebt wohl.“ [2])

Diese tiefe Versenkung in das große Werk brachte wieder manche Störung der Hausordnung mit sich. „Bienenartig durchstrich er mit dem Skizzenbuch in der Hand Felder und Fluren ohne an die festgesetzte Stunde der Malzeit zu denken. Was früher im höchsten Stadium geistiger Exaltation nie vorgekommen, geschah dermal, daß er wiederholt ohne Hut zurückgekehrt ist. Bis um die Mitte August sah man bereits starke Hefte mit Notirungen zu dem neuen Werke.“ [3]) Es war die Symphonie im Kopfe gewiß schon weiter gediehen, als er damals zu Papier brachte; sonst hätte er wohl Ries den Empfang nicht in so nahe Aussicht stellen können. Wir erfahren nicht, daß er irgend eine andere der bestellten oder zugesagten Arbeiten damals in Angriff genommen hätte. Neben diesem Werke fand nichts

[1]) Juni? Juli? letzteres ist unwahrscheinlich, da gerade am 2. Juli der längere Brief wegen der Stadtwohnung an Schindler geschrieben wurde. Die Zuschrift paßt in die frühe Hetzendorfer Zeit.

[2]) Abschr. bei Thayer, von mir verglichen. Nohl Br. Nr. 273, Kalischer S. 120 Nr. 32. Schindler schreibt darüber „vom Frühling 1823“, druckt aber II S. 51, wo er den Brief mitteilt, „verdient“ anstatt „zu fürchten“.

[3]) Schindler a. a. O.

anderes in seinem Innern Platz. Die Worte „allein bin ich nie, wenn ich auch allein bin" können wir nur auf das Werk beziehen, welches er, wenn je etwas, mit seinem Herzblut schrieb. Doch kam für den Augenblick zu anderen Störungen noch ein äußerlicher Umstand, der ihn hinderte, in voller Frische weiter zu arbeiten; es war ihm unerträglich, erzählt Schindler, daß sein Hausherr Baron Pronay, so oft er ihm begegnete, immer tiefe Komplimente vor ihm machte. Das brachte ihn zu dem Entschluß, die Villa zu verlassen und wieder nach dem geliebten Baden überzusiedeln. Aus dem reizbaren Wesen des Meisters, der gerade jetzt der Gemütsruhe zu intensivem Schaffen bedurfte, können wir uns das ganz gut erklären, wenn auch der Entschluß, einen Teil des Sommers in Baden zuzubringen, vielleicht schon früher gefaßt war. Dem Erzherzog deutete er nur seinen Gesundheitszustand als Beweggrund der Übersiedelung an. Er wollte ja die Bäder in Baden gebrauchen. Das Verhalten des Hausherrn wird den bereits feststehenden Entschluß beschleunigt haben.

Der Tag der Übersiedelung nach Baden war der 13. August, wie wir aus dem Briefe an den Erzherzog vom 22. August[1]) erfahren. Vorher war er hingefahren, um eine Wohnung zu suchen, wobei ihm Schindler behülflich war.[2]) Beethoven schickte ihm seine „schnellsegelnde Fregatte" mit der Aufforderung, schon um 5 Uhr des folgenden Morgens bei ihm zu sein; er fügte folgende Zeilen bei:

„Samothrazischer L—n k—l
Macht, das Wetter ist gerade recht. Es ist aber besser früher als später presto prestissimo man fährt von hier."[3])

Diese Fahrt zählt Schindler zu seinen „possirlichsten Erlebnissen mit dem großen Sonderling". In seiner Erinnerung fand Beethoven nur eine Wohnung in Baden seinem Bedürfnisse entsprechend, „die Leute haben aber erklärt, mich nicht mehr aufnehmen zu wollen". Schindler wurde als Abgesandter zu dem Besitzer, einem Schlossermeister, geschickt, versprach in des Meisters Namen bessere Ordnung und mehr Rücksicht auf die fremden Mitbewohner, wurde aber das erstemal abgewiesen und hatte erst beim zweiten Besuche besseren Erfolg. Der Eigentümer verlangte jedoch, daß Beethoven wiederum Fensterläden anbringen lasse, was auch zugestanden wurde, da es wegen Beethovens leidenden Augen notwendig erschien. Der tiefere

---

[1]) Köchel S. 69 Nr. 63.

[2]) Schindler II S. 52 f. Vgl. den Brief an den Erzherzog bei Köchel Nr. 62.

[3]) Abschr. bei Thayer, der auch Schindlers erklärende Anmerkung bringt. Gedruckt bei Schindler II S. 52, Nohl Br. Nr. 277, Kalischer S. 126 Nr. 41.

Grund zu dieser Forderung lag darin, daß der Eigentümer mit diesen Läden im Vorjahre ein gutes Geschäft gemacht hatte. Beethoven pflegte auf dieselben mit Bleistift allerlei hinzuschreiben, Rechnungen, musikalische Einfälle u. a. Eine norddeutsche Familie hatte ihn 1822 dabei beobachtet und nach seinem Weggange einen dieser Läden als Merkwürdigkeit gekauft, und so war es dem Schlossermeister gelungen, auch die übrigen an Kurgäste zu verkaufen. — Nach wenigen Tagen erfolgte denn auch die Übersiedelung.[1])

Mit seiner Gesundheit konnte Beethoven noch immer nicht zufrieden sein. Noch kurz vorher hatte ihn, wie er dem Erzherzog am 22. August schreibt, die katarrhalische Affektion, der Unterleib und das Augenübel gequält, „kurz meine Organisation war gänzlich zerrüttet. Ich mußte nur suchen hieher zu kommen, ohne J. K. H. nur einmal sehen zu können." Nun gehe es besser; er hofft, dem Erzherzog bald seine Dienste widmen zu können und ihn womöglich in Baden zu sehen.

In Baden hatte er noch eifrig für seine Gesundheit zu sorgen, durch Bäder usw., besonders durch den Genuß der Landluft; seine Arbeit war wieder der neunten Symphonie gewidmet, an welcher er nach Ablauf der ersten Tage fortfahren konnte. Zuweilen begab er sich von hier aus besonderen Gründen nach Wien, so am 29. August, als Karl die Prüfung hinter sich hatte; dann versäumte er auch nicht, im Paternostergässel (bei Steiner und Haslinger) vorzusprechen. Auch erhielt er von Wien Besuche, so am 24. August und noch öfter von Czerny, der dann mit ihm spazieren ging und bei ihm speiste.[2])

Auch in einem Brief, den er in der ersten Zeit des Badener Aufenthaltes an den Neffen schrieb, kommt er auf seine Krankheit zu sprechen.[3])

„Baden am 16. Aug. 1823.

Lieber Junge!

Eher wollte ich dir nichts sagen, als bis ich mich hier besser befinden würde, welches noch nicht ganz der Fall ist; mit Katarrh, Schnupfen kam ich hieher, beides arg für mich, da der Grundzustand nach immer catarrhalisch

[1]) Wir sind hier Schindler gefolgt. Ob Beethoven mit dessen Hilfe ganz zufrieden war, bleibt zweifelhaft, da wir gerade in dieser Zeit den abfälligen Äußerungen über Schindler begegnen.

[2]) S. den weiter unten folgenden Brief an den Neffen, und Czernys Mitteilungen in der Wiener Allg. Mus. Ztg. 1845 S. 450 (von Nottebohm zitiert, vgl. auch Kalischer S. 150).

[3]) Den Brief teilt Nohl Br. Nr. 278 nach einer Abschrift in Schindlers Nachlaß mit. Das Original erhielten nach seiner Angabe (nach Schindlers Bemerkung) die Brüder Müller in Braunschweig durch Holz.

ohnehin ist, und ich fürchte, dieser zerschneidet bald den Lebensfaden, oder was noch ärger, durchnaget ihn nach und nach. — Auch mein zu Grunde gerichteter Unterleib muß noch durch Medizin und Diät hergestellt werden, und dies hat man den treuen Dienstboten zu danken! Du kannst denken wie ich herumlaufe, denn erst heute fing ich eigentlich (uneigentlich ist es ohnehin unwillkürlich) meinen Musendienst wieder an; — ich muß, man soll es aber nicht merken, — denn die Bäder laden doch mehr, wenigstens mich, zum Genusse der schönen Natur ein, allein nous sommes trop pauvres et il faut écrire ou de n'avoir pas de quoi. — Treibe nun, daß alle Anstalten für deinen Konkurs getroffen werden, und sei ja bescheiden, damit du dich höher und besser zeigst, als man es vermuthet. Deine Wäsche schicke nur gerade her, dein graues Beinkleid ist wenigstens noch im Hause zu tragen, denn theurer Sohn, du bist auch wieder sehr theuer! die Ueberschrift: „Beym Kupferschläger" ꝛc. Schreibe sogleich ob du diesen Brief empfangen. An den Schindler, diesen verachtungswürdigen Gegenstand,[1]) werde ich Dir einige Zeilen schicken, da ich unmittelbar nicht gern mit diesem Elenden zu thun habe. — Wäre nur alles so geschwinde geschrieben, wie man denkt, fühlt, so würde ich Dir wohl manches nicht Unmerkwürdige sagen können, — für heute wünsche ich nur noch, daß ein gewisser Karl auch ganz meiner Liebe, meiner so großen Sorge für ihn werth sei und alles dieses zu würdigen wissen werde. Obgleich ich wie du weißt, gewiß anspruchslos bin, so gibt es doch so manche Seiten, von welchen man den Edlen Besseren zeigen kann, daß man dieses an ihnen erkennt und fühlt.

Ich umarme dich von Herzen

dein treuer wahrhafter Vater."

Auf Karls Antwort erfolgte dann ein zweiter Brief.[2])

„Baden am 23. Aug. 1823

. . . Lumperl

bestes Lumperl!

Liebes Kind ich empfange heute deinen gestrigen Brief, du sprichst nur von 31 fl. da ich doch auch deine verlangten 6 fl. ebenfalls geschickt habe, solltest du diese nicht bei dem vielen Geplapper durch Blätter nicht gefunden haben — die Quittung von S. müßte so lauten:

10 fl. der Haushält. des B . . . s
9 — meiner Haushält.
31 — beiliegend
Summa 50 fl. welche ich Endesunterschrieb. richtig erhalten habe

S — dler[3])

[1]) Und doch hatte er sich noch eben der Hülfe Schindlers bedient! Uns kann hier am wenigsten gefallen, daß er so an den jungen unreifen Neffen schreibt. Im Konv.-Buche von 1824 klagt Schindler einmal, daß Beethoven sich durch Karl und Bruder Johann gegen ihn einnehmen lasse.

[2]) Diesen Brief veröffentlichte Nottebohm in der Allg. Mus. Ztg. VI 1871 (Nr. 2) S. 24 f., gab aber leider seine Quelle nicht an. Nach ihm Kalischer N. B. Br. S. 178.

[3]) Schindler, von welchem auch im folgenden die Rede ist.

Er war nur einen Tag mit mir hier, um eine Wohnung zu nehmen wie du weist, schlief in Hetzendorf u. gieng Morgens seiner Aussage gemäß wieder in die Josephstadt, laß dich übrigens nicht in Klatschereien gegen ihn ein, man kann ihm schaden, u. ist er nicht gestraft genug, daß er so ist, ihm derb die Wahrheit zu sagen ist nöthig, da sein böser zu Ränken aufgelegter Karakter erfordert, ihm Ernst zu zeigen — Wenn die Wäsche nicht höchst nöthig, so laß selbe bis ich 29ten komme, denn da du sie erst schickest, so wird es kaum mögl. sein, daß du selbe am 28ten des Prüfungstages hast, gib also lieber den Bedienten ein Beinkleid im Nothfall, welches dort in der Nachbarschaft wohl leicht gewaschen wird. — Ich erinnere mich der Ankündigung des Potiscus. Ist er das Geld werth, so muß man ihn doch haben, das Nützliche darf nicht berechnet werden, Gott verläßt uns nicht, zwar sind die Ausgaben groß jetzt, ich erwarte nun noch die Rechn. von Blöchling. Ist sonst noch was zu erinnern, so vergiß nichts, damit man am 29ten nicht aufgehalten ist. Den Bedienten anbelangend so soll er noch einige Zeit bleiben, bis wir einmal zusammen sind, denn die ganze Haushaltung mit der alten wird nicht mehr gehen, sie riecht, fleht, u. schmeckt nicht mehr — mein armer Magen ist immer in Gefahr. Die frühere Haushält. von der Josephstadt hat sich schon wieder angetragen, sie wäre geeigneter mit einem Bedienten, allein diese alte braucht Bedienung u. Hülfe, die Küchenmagd, die ich früher weggeschaft, ist ein großes Schwein, für jetzt hat doch der Bediente ordentliche Wohnung, er kann an viele Orte kommen, wo er die nicht hat, er mag nun bleiben oder gehen, so soll er uns zuwissen machen, wo er ist, u. sind wir zusammen, so läßt sichs überlegen, denke auch eine Kuchelmagd kostet nur Monath. mit dem Brodtgeld 10 fl. 44 + jährl. 128 fl. 48 + der Bediente monathl. 20 fl. Stiefelgeld Kleidung u. bei der alten müssen wir noch ein Weib haben — Es geht besser mit der Gesundheit doch noch nicht so gut als ich früher war. — Nun lebe wohl. das Tagtägliche erschöpft mich — Alles Gute dir mein lieber Sohn. —

Zoorni dein früher[er] Meister . . . . speist morgen bei mir. du wirst manche für dich interessante Menschen hier finden. — Herzlich dein Vater."

(Adresse)

„An Karl van Beethoven
in Wien
Abzugeben in der Josephstadt
Kaiserstraße im gräfl.
Kotheckischen Hause im
Erziehungs-Institut des
Herrn Blöchlinger."

Um dieselbe Zeit schrieb er an den kürzlich genesenen Bruder Johann als Antwort auf einen Brief desselben —, wobei er es nicht umgehen kann, dessen unwürdige häusliche Verhältnisse in deutlicher Weise zu berühren.[1])

[1]) Mitgeteilt von Nohl N. Br. Nr. 265, welcher richtig sah, daß der Brief ins Jahr 1823 gehört, nicht wie auswärts darauf geschrieben war, 1824. Den Brief besaß nach seiner Mitteilung Frau Carl van Beethoven.

„Baden am 19. August.

Lieber Bruder!

Ich freue mich über deine bessere Gesundheit. Was mich betrifft, so sind meine Augen noch nicht ganz hergestellt und hierher kam ich mit einem verdorbenen Magen und einem schrecklichen Katarrh, den erstern von dem Erzschwein der Haushälterin, den zweiten von einem Vieh als Kuchelmagd, welche ich schon einmal fortgejagt und sie selbe doch wieder angenommen hat; — den Steiner hättest du nicht angehen sollen, ich werde sehn, was zu machen ist, mit den Liedern in paris dürfte es schwer seyn, da der Text deutsch, die Ouverture wohl eher —

Deinen Brief vom 10ten Aug. erhielt ich durch den elenden Schuften Schindler, du brauchst ja nur deine Briefe gerade auf die Post zu geben, wo ich sie sicher alle erhalte, denn ich vermeide diesen niederträchtigen verachtungswürdigen Menschen möglichst — Karl kann erst am 29ten dieses zu mir kommen, wo er dir schreiben wird. Ganz unbeobachtet, was die beiden Kanaillen Fettlümmerl und Bastard[1]) mit dir anfangen, wirst du nicht sein, auch Briefe durch diese Gelegenheit von mir und Karl erhalten, denn so wenig du es um mich verdienst, so werde ich nie vergessen, daß du mein Bruder bist, und ein guter Geist wird noch über dich kommen, der dich von diesen beiden Kanaillen scheidet, diese vormahlige und jetzige H . . ., — — — und die noch obendrein dein Geld gänzlich in Händen hat,[2]) o verruchte Schande, ist kein Funken Mann in dir?!!! — Nun von was anderm. Du hast von den Ruinen von Athen auch meine eigene Handschrift von einigen Stücken, welche ich nothwendig brauche, weil die Abschriften nach der Partitur der Josephstadt gemacht, wo mehreres ausgeblieben und sich in diesen Manuscriptpartituren von mir befindet, da ich aber etwas d. g. schreibe,[3]) so brauche ich selbe höchst nothwendig, schreibe also wo ich diese Manuscripte erhalten kann, ich bitte dich sehr deswegen. Wegen zu dir kommen ein andermal. Soll ich mich so erniedrigen, in solcher schlechten Gesellschaft zu seyn, vielleicht läßt sich aber diese vermeiden und wir können doch einige Täge mit dir zubringen?! Ueber dein Uebriges, vom Briefe, ein andermal. Leb wohl. Unsichtbar schweb ich um dich, und wirke durch andere, damit dir die Kanaillen den Hals nicht zuschnüren —

Wie immer dein treuer
Bruder."

Der Inhalt dieses Briefes spricht für sich selbst; von Interesse ist zu lesen, daß er sich die ursprüngliche Manuskriptstimme zu den Ruinen aus-

[1]) Die Frau und Stieftochter Johanne.

[2]) Damit deutet Beethoven wohl auf den Ehekontrakt hin, in welchem Johann seiner Frau die Hälfte des Vermögens verschrieben hatte (nach dem Konversationsheft). — Einige allzu unerfreuliche Worte sind hier weggelassen.

[3]) Nohl wollte das von der projektierten Oper Melusine verstehen. Das ist aber unwahrscheinlich, an dieser schrieb er damals nicht. Wir wissen nicht, was Beethoven gemeint hat.

bittet, „da ich eben etwas d. g. schreibe“. Wir können unmöglich erraten, was das war; er arbeitete damals an der 9. Symphonie. Der englische Besucher Schulz (s. u.) wollte gehört haben, er sei mit der Oper Melusine beschäftigt; an sie hatte auch Rohl anfangs gedacht (vgl. Anm. 4), dies aber später zurückgezogen (III S. 908). Die Absicht wird damals bestanden haben, auch schwebten schon längere Verhandlungen; von einer wirklichen Beschäftigung mit derselben wissen wir aber nichts, da Skizzen nicht vorhanden sind. Er mag im Kopfe daran gearbeitet haben, wie sein Wort an Grillparzer vermuten lassen kann. Geplant war ein Quartett; wir haben aber keine Spur davon, daß er in jener Zeit daran arbeitete. Die öfteren Andeutungen, daß er des Geldes wegen schreiben müsse, lassen es immerhin als möglich erscheinen, daß er noch etwas anderes im Sinn hatte.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß er Ferd. Ries in jenem Sommer zu einer kompositorischen Arbeit anregte, wenn auch ohne Erfolg. Ries plante in jener Zeit eine Sammlung von Stücken „Allegri di Bravura“ für Klavier und gab selbst deren heraus.[1]) Solche, scheint er zu wünschen, sollte auch Beethoven liefern; ob mit ihm gemeinschaftlich, wird nicht klar. In dem Briefe aus Hetzendorf vom 16. Juli[2]) schreibt er an Ries:

> „Mit den allegri di bravura muß ich die Ihrigen nachsehen — — Aufrichtig zu sagen, ich bin kein Freund von dergleichen, da sie den Mechanism nur gar zu sehr befördern; wenigstens die, welche ich kenne. Die Ihrigen kenne ich noch nicht, werde bei — —, mit dem ich sie bitte, sich nicht ohne Vorsicht einzulassen, auch deswegen anfragen.“

In dem Brief vom 5. September, dessen Anfang wir oben S. 432 mitgeteilt haben, fährt er so fort:

> „— sie müssen einen meiner letzten Briefe erhalten haben, (was die Allegri di Bravura) so glaube ich wenn man mir 30 # für eines geben wollte, jedoch wünschte ich selbe sogleich auch hier herausgeben zu können, welches sich leicht verbinden läßt; warum soll man den hiesigen Schuften diesen Gewinn lassen. Man giebt es nicht eher hier bis man die Nachricht hat, daß selbe in London angelangt; übrigens sollen sie selbst das Honorar bestimmen, da sie am besten die Londoner Verhältnisse kennen. —

---

[1]) Ries gab bei Peters in Leipzig „Due Allegri di bravura“ für Klavier heraus und widmete sie Schwenke in Hamburg, große Rondos, wohlklingend und wohlgeformt, nicht gerade eigenartig, wesentlich auf brillante Technik berechnet. Der Neffe bemerkt einmal 1825 im Konversationsheft: „Die Allegri di bravura sind manchmal ziemlich schwer, ich finde aber, daß man, wenn man die Schwierigkeiten überwunden hat, eben nicht sonders belohnt wird.“ Beethoven hatte sie also erhalten.

[2]) Wegeler und Ries, Notizen S. 157.

Die Partitur der Sinfonie ist dieser Täge vom Copisten vollendet und so warten Kirchhoffer und ich nur auf eine gute Gelegenheit selbe abzuschicken. — ich befinde mich hier, wo ich sehr übel angekommen, denn meine Gesundheit steht doch nur auf schwachen Füßen und du lieber Himmel, statt daß andere sich beim Badegebrauch erlustigen, fordert meine Noth, daß ich alle Tage schreibe, außer den Bädern muß ich Mineralische Wässer gebrauchen. — Die Messe geht dieser Täge ab, ich erwarte von Kirchhoffer mit welcher Gelegenheit, da sie zu groß, um mit einem Courier fortzukommen. — Aus meinem letzten Briefe werden sie über alles die Allegro[1]) betreffendes eingesehen haben. — Chöre werde ich Ihnen senden, was Bestellung auf Oratorien bald, damit man sogleich die Zeit bestimmen kann; mir ist es unser beider wegen leid, der Var. wegen, da ich sie mehr wegen London als hier geschrieben. Es ist meine Schuld nicht; antworten sie bald, sehr bald, sowohl wegen Umständen als Zeit. Alles Schöne Ihrer Familie von ihrem rechten[2])

Freund

Beethoven."

Auch abgesehen von der Äußerung über die Allegri ergänzt dieser Brief die Nachrichten über die Badener Zeit in wünschenswerter Weise. Die Äußerung über die Symphonie war eine von jenen sanguinischen Hoffnungsäußerungen, wir dürfen auch sagen voreiligen Versprechungen, wie wir sie auch sonst bei Beethoven finden; die Symphonie war, als er den Brief schrieb, nicht fertig, geschweige abgeschrieben; aber sie war, jedenfalls im Kopfe, weit gediehen; arbeitete er doch schon im Juli am 3. Satze. Am 8. September schrieb er an Kirchhoffer,[3]) daß er die Partitur der Symphonie in höchstens 14 Tagen erhalte, daß es sich aber jetzt vorzugsweise um schleunige Übersendung der Messe an Ries handle; „durch Kourier gehts nicht, da sie zu groß, sie müßte denn abgetheilt werden, welches lange braucht." Er lädt ihn dann ein, einmal nach Baden zu kommen, wo er und Karl (der inzwischen dorthin gekommen war) ihn freundschaftlich empfangen würden. Auf diese Einladung kommt er in einem weiteren Briefchen zurück, das wohl kurz nachher geschrieben ist:[4])

---

[1]) So in meiner Abschrift. Bei Thayer „Allegri". Das Briefchen an Kirchhoffer erwähnt ebenfalls die Messe.

[2]) Undeutlich ob „rechten" oder „wahren". Der Übersender vermutet „alten", wegen des Briefes vom 11. Juni 1816.

[3]) Mitgeteilt von Frimmel, Neue Illustr. Zeitung (Wien) Bd. II (1889) Nr. 43. Kirchhoffer war nach Frimmel Buchhalter in einer Großhandlung und allmählich mit Beethoven näher bekannt geworden. Er vermittelte jetzt und später noch den Verkehr mit Ries.

[4]) S. Frimmel a. a. O.

„Mein werther Kirchhoffer! Sollte es nicht möglich seyn, ein paquet durch die englische Gesandtschaft nach London zu schicken, erkundigen sie sich gefälligst, ich werde deswegen morgen um antwort schicken oder wann sie es der Gelegenheit wegen für gut befinden? auf Sonntag sehn wir sie gewiß mein Karl u. ich bey unß zu Tische, das wetter scheint wieder günstig zu werden, u. es wird unß beyden ihre Gegenwart recht erfreulich seyn —

ihr ergebenster Beethoven." —

Zu den Allegri di bravura erklärte er sich also bereit beizusteuern, hielt freilich mit dem Bekenntnis nicht zurück, daß er kein Freund von dergleichen sei; in der Tat war ihm, wie er auch anderswo äußert, das bloß Mechanische und Virtuosenhafte im Gegensatze zu dem innerlich Beseelten nicht sympathisch.[1]) Ob er einen Ansatz dazu gemacht hat, dergleichen zu schreiben, ist völlig unbekannt, und aus den Klavierkompositionen dieser letzten Zeit läßt sich keine anführen, welche man hierher rechnen könnte, es müßte denn jemand das Rondo über den verlorenen Groschen (Op. 129) auf eine derartige Entstehungsart zurückführen wollen. Dieses Stück verlangt allerdings große pianistische Fertigkeit; doch deutet Beethoven selbst in seiner Aufschrift[2]) auf eine bestimmte subjektive Entstehung hin; Czerny bezeichnet es als ein Werk aus der Jugendzeit. Ein anderes Klavierstück aus späterer Zeit, welches hierher passen könnte, ist nicht vorhanden. Wir stehen hier vor einem Rätsel, welches wir nicht lösen können.

Der Badener Aufenthalt mochte sich durch die allmähliche Besserung seiner Gesundheit, die Ankunft des Neffen und die Gewinnung eines neuen Freundes ein wenig freundlicher gestalten. Noch mehr Unterhaltung boten ihm einige Besuche Auswärtiger.

Im Sommer 1823 machte der Engländer Edward Schulz eine Reise nach Deutschland und erstattete der Londoner Zeitschrift Harmonicon Bericht aus Wien über seine dortigen musikalischen Erlebnisse, besonders über seinen Besuch bei Beethoven.[3]) Wegen seines mannigfachen und

[1]) Schindler II S. 204 f. Frimmel Neue Beeth. S. 48.

[2]) Vgl. u. S. 479.

[3]) Harmonicon 1824 S. 10. Hinsichtlich des Namens folge ich der Angabe in Thayers Exemplar, der Artikel selbst ist mit Σ unterschrieben. Dieselbe wird bestätigt durch Grove, Beethoven and his nine symphonies, pag. 336, der sich dabei auf W. Ayrton beruft, soweit ich ihn verstehe, den Herausgeber des Harmonicon oder dessen Sohn. Schindler gab den Artikel in Übersetzung in der 2. Aufl. der Biographie, 2. Nachtr. S. 164 ff. Auch Chrysander übersetzt denselben im Jahrb. für musik. Wiss. I S. 448, hält aber irrtümlich Stumpff für den Verfasser, der nach seinen eigenen Aufzeichnungen und anderen Quellen erst 1824 in Wien war. Auch Nohl (III S. 407 und Beeth. nach der Schild. s. Zeitg. S. 175) wiederholt diesen Irrtum. —

interessanten Inhalts teilen wir den Bericht hier der Hauptsache nach mit. wenngleich manches darin auch sonst bekannt ist, bemerken jedoch, daß im einzelnen vieles mit Vorsicht aufzunehmen ist.

Den 28. September bezeichnet er als einen dies faustus; er glaubt nie einen glücklicheren Tag verlebt zu haben. Er begab sich, so erzählt er, mit zwei Wiener Herren,[1]) darunter Beethovens genauem Freunde H. [vermutlich Haslinger], nach Baden und fand in des letzteren Begleitung ohne Schwierigkeit Zutritt zu dem Meister. Dieser sah ihn zuerst starr an, schüttelte ihm dann aber herzlich die Hand; er erkannte ihn von einem früheren kurzen Besuche 1816 wieder. Der Besucher fand ihn in seiner äußeren Erscheinung sehr verändert, auch unglücklich aussehend, was er durch seine späteren Klagen gegen ihn bestätigt fand. In seiner Befürchtung, Beethoven werde keines seiner Worte verstehen können, fand er sich jedoch getäuscht; Beethoven konnte, was langsam und mit lauter Stimme zu ihm gesprochen wurde, wohl verstehen; von dem was H. ihm sagte, entging ihm vollends kein Wort; keiner von beiden bediente sich einer Hörmaschine. Die neuerdings in London verbreiteten Erzählungen von seiner Taubheit seien sehr übertrieben.[2]) Wenn er Klavier spiele, geschehe es infolge seines starken Anschlags immer auf Kosten von 20 bis 30 Saiten.[3]) Seine Unterhaltung sei lebendig und energisch wie seine Symphonien, wenn es gelänge ihn in guten Humor zu versetzen; aber eine unglückliche Frage, ein übel angebrachter Rat, z. B. die Behandlung seiner Taubheit betreffend, genüge, ihn dem Sprecher für immer zu entfremden. Er fragte dann Herrn H., wegen einer Komposition, mit der er gerade beschäftigt war, nach dem höchsten möglichen Tone der Posaunen, und schien von der Antwort nicht befriedigt.

„Mir erzählte er dann, er habe in der Regel darauf Bedacht genommen bei den verschiedenen Künstlern selbst sich über den Bau, den Charakter und den Tonumfang der verschiedenen Instrumente zu unterrichten. Er stellte mir seinen Neffen vor, einen hübschen jungen Mann von etwa 18 Jahren, den einzigen Verwandten mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße lebt,

[1]) „Sicherlich Streicher und Carl Holz“ sagt Chrysander. Holz sicherlich nicht. Nohl meint: Streicher und Haslinger. Letzterer gewiß; wegen Streichers bleibt es ungewiß.

[2]) Das schränkt Schindler sehr ein, nur an guten Tagen habe sein linkes Ohr einzelne dicht zu ihm gesprochene Worte auffassen können, sonst sei auch dieses für alle menschlichen Laute taub gewesen.

[3]) Auch das erklärt Schindler für übertrieben. Es darf wohl auch bezweifelt werden, ob er vor den Besuchern spielte. Es ist klar, daß sich der Besucher auch der Mitteilungen anderer bedient.

und sagte: „Sie können ihm ein Räthsel auf Griechisch aufgeben, wenn Sie wollen;" er wollte mich, wie man mir sagte, mit der Kenntnis des jungen Mannes von dieser Sprache bekannt machen. Die Geschichte dieser Verwandtschaft erweckt die höchste Achtung vor Beethovens Herzensgüte; der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer zu seinem Besten bringen können, als er gebracht hat. Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, uns um 1 Uhr in jenem schönen und romantischen Thale, das Helenenthal genannt, etwa zwei [englische] Meilen von Baden zum Mittagessen zu treffen. Nachdem wir die Bäder und andere Merkwürdigkeiten des Städtchens betrachtet hatten, kamen wir etwa um 12 zu seinem Hause zurück, und da er bereits auf uns wartete, machten wir uns sofort auf den Weg zu dem Thale. B. ist ein sehr guter Fußgänger und liebt stundenlange Spaziergänge, besonders durch wilde und romantische Gegenden. Ja, man erzählte mir, daß er zuweilen ganze Nächte auf solchen Ausflügen zubringe, und daß er häufig mehrere Tage zu Hause vermißt werde. Auf unserem Wege zu dem Thale blieb er oft kurze Zeit stehen und bezeichnete mir die schönsten Punkte oder bemerkte die Mängel an den neuen Gebäuden. In anderen Momenten schien er ganz in sich selbst verloren, und brummte nur in unverständlicher Weise vor sich hin. Ich erkannte jedoch, daß dies die Art war, wie er komponirte, und ich erfuhr auch, daß er niemals eine Note niederschreibt, bis er einen deutlichen Plan des ganzen Stücks gestaltet hat. Da der Tag besonders schön war, aßen wir im Freien zu Mittag, und was B. außerordentlich zu freuen schien, war, daß wir die einzigen Gäste im Hotel waren, und während des ganzen Tages völlig unter uns blieben. Die Wiener Mahlzeiten sind in ganz Europa berühmt, und die für uns bestimmte war so luxuriös, daß B. sich nicht enthalten konnte Bemerkungen über die Verschwendung zu machen, welche sie entfaltete. „Weshalb diese Mannigfaltigkeit von Gerichten!" rief er, „der Mensch steht doch nur wenig über anderen Thieren, wenn sein Hauptvergnügen sich auf ein Mittagsmahl beschränkt." Solche und ähnliche Reflexionen stellte er während unseres Mahles an. Das einzige was er in der Reihe der Speisen liebt sind Fische, und darunter sind Forellen seine Lieblingsspeise. Er ist ein großer Feind allen Zwanges, und ich glaube, daß es keinen anderen Menschen in Wien gibt, welcher mit so wenig Zurückhaltung über alle möglichen Gegenstände, selbst politische, spricht, wie Beethoven. Er hört schlecht, spricht aber sehr gut, und seine Bemerkungen sind ebenso charakteristisch und originell wie seine Compositionen. In dem ganzen Verlaufe unseres Tischgesprächs war nichts so interessant, als was er über Händel sagte. Ich saß dicht bei ihm und hörte ihn mit großer Bestimmtheit in deutscher Sprache sagen: „Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat."[1] Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Begeisterung, ich möchte sagen mit welcher Erhabenheit der Sprache er über den Messias dieses unsterblichen Genius sprach. Jeder von uns war bewegt, als er sagte: „ich würde mein Haupt entblößen

[1]) In einer Anmerkung spricht der Reisende von der entsprechenden Gesinnung bei Mozart und Haydn.

und auf seinem Grabe niederknieen!" H. und ich versuchten wiederholt das Gespräch auf Mozart zu bringen, aber ohne Erfolg. Ich hörte ihn nur sagen: „in einer Monarchie wissen wir, wer der erste ist"; was man auf den Gegenstand beziehen mag oder nicht. Herr C. Czerny — welcher, nebenbei bemerkt, jede Note von Beethoven auswendig weiß, während er keine einzige Composition von sich selbst ohne die Musik vor sich zu haben spielt — erzählte mir jedoch, daß Beethoven zuweilen unerschöpflich sei im Preise Mozarts. Es ist bemerkenswerth, daß dieser große Musiker es nicht vertragen kann, seine eigenen früheren Werke loben zu hören; und man sagt mir, es sei ein sicheres Mittel ihn sehr verdrießlich zu machen, wenn man etwas Verbindliches über das Septett, die Trios u. s. w. sage. Seine letzten Schöpfungen, an welchen man in London so wenig Geschmack findet, welche aber von den jungen Künstlern in Wien sehr bewundert werden, sind seine Lieblinge. Seine zweite Messe betrachtet er, wie ich vernahm, als sein bestes Werk. Gegenwärtig ist er damit beschäftigt, eine neue Oper zu schreiben, Melusine betitelt, deren Worte von dem berühmten aber unglücklichen Dichter Grillparzer sind.[1]) Er interessiert sich sehr wenig für die neuesten Arbeiten lebender Komponisten, in solchem Grade, daß er als man ihn wegen des Freischütz fragte, antwortete: „ich glaube ein Weber hat ihn geschrieben."[2]) Sie werden erfreut sein, daß er ein großer Bewunderer der Alten ist. Homer, besonders seine Odyssee, und Plutarch zieht er allen übrigen vor; und von den einheimischen Dichtern studiert er Schiller und Goethe, die er mehr schätzt, wie irgend einen andern; dieser letztere ist sein persönlicher Freund. In gleicher Weise hegt er die günstigste Meinung von der britischen Nation; „ich liebe," sagte er, „die edle Einfachheit der Englischen Sitten," und fügte andere Lobsprüche hinzu. Es schien mir, als hege er noch einige Hoffnung, dieses Land zusammen mit seinem Neffen zu besuchen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß ich ein handschriftliches Trio von ihm für Pianoforte, Violine und Violoncell hörte, welches ich sehr schön fand und welches, wie ich vernahm, binnen kurzem in London erscheinen soll. Das Portrait von ihm, welches Sie in den Musikläden sehen, ist ihm jetzt nicht mehr ähnlich, mag es aber vor 8 bis 10 Jahren gewesen sein.[3]) Ich könnte Ihnen noch manches andere von diesem außerordentlichen Mann erzählen, welcher mich nach allem, was ich von ihm gesehen und erfahren habe, mit der tiefsten Verehrung erfüllt hat; aber ich fürchte, ich habe Ihre Zeit schon zu sehr in Anspruch genommen. Die freundliche und herzliche Art, mit welcher er mich behandelte und mir Lebewohl sagte, hat einen Eindruck auf mein Gemüth hinterlassen, welcher für mein ganzes Leben bleiben wird."

„Σ".

---

[1]) Wir wissen, daß er bereit war die Melusine zu schreiben, er mochte wohl auch im Kopfe daran arbeiten, doch schrieb er, soviel wir wissen, nicht daran. Von den Verhandlungen mochte der Briefschreiber wohl erfahren haben.

[2]) Das kann Beethoven nicht gesagt haben, nachdem er Weber noch ein halbes Jahr vorher als seinen lieben Freund bezeichnet. Vgl. Nohl III S. 409 und Beeth. nach der Schild. s. Zeitg. S. 180, welcher meint, daß Beethoven entweder einer unbequemen Frage ausgewichen oder mißverstanden worden sei.

[3]) Nach Schindler der Stich von Letronne.

Die lebendige Schilderung von Beethovens Persönlichkeit mutet uns außerordentlich an, wenn auch vieles von dem Gesagten sonst schon bekannt ist. Auf einiges Bedenkliche wurde hingewiesen. Am meisten überrascht die Nachricht, daß der Besucher ein neues handschriftliches Klaviertrio von Beethoven gehört habe. Was kann hier gemeint sein? Schindler weist darauf hin, daß seit dem B dur-Trio Op. 97 keins mehr geschrieben und dieses bereits gedruckt war, und möchte daher die ganze Angabe für eine irrtümliche halten. Auch das kleine Trio in B, Maximiliane Brentano gewidmet, war, wenn auch nicht gedruckt, doch schon längst geschrieben, und konnte nicht in der Zeit, in der wir jetzt stehen, als neue Arbeit Beethovens gespielt und bewundert werden. Um 1815 skizzierte Beethoven ein neues Trio in F moll,[1] dessen Anfang sich auch in der Berliner Bibliothek im Entwurf vorfindet; von der Vollendung desselben ist nichts bekannt, und hier kann es nicht gemeint sein. Dann bleibt nur noch ein kleines Werk übrig, die Variationen Op. 121a über „ich bin der Schneider Kakadu", welche in ihrem größeren Aufbau mit der längeren ernsten Einleitung und der etwas weiteren Ausführung der letzten Variation immerhin von dem Engländer als kleines Trio betrachtet werden konnten.[2] Die Oper „Die Schwestern von Prag" von Wenzel Müller, aus welcher das Thema stammt, war nach Gerber 1794 komponiert und wurde in diesem Jahre in Prag zuerst aufgeführt, dann 1806 und später (1813 und 1814) mehrfach in Wien. Ein Quodlibet von Stegmayer, „Rochus Pumpernickel", in welchem das Thema ebenfalls vorkommt, wurde in Wien seit 1810 öfter mit Beifall gegeben, noch am 28. Febr. 1824, zu einer Zeit, als Beethoven am öffentlichen Musikleben infolge seines Leidens kaum noch teilnahm. Aufführungen dieser Art hat er schwerlich gehört. Wenn unsere Vermutung begründet ist — und eine Vermutung bleibt es immerhin, wenn auch ein anderes Werk Beethovens nicht vorhanden ist, welches wir zur Erläuterung der Erzählung des englischen Reisenden heranziehen könnten — dann würde eben diese Erzählung auch den Fingerzeig für die Entstehung dieser Komposition geben.

---

[1] Nottebohm II Beeth. S. 345. Es ist nicht unmöglich, daß Beethoven, als er am 1. Okt. 1816 Birchall ein neues Trio anbot (Thayer III S. 407), dieses Trio gemeint hat. (Nottebohm, handschr. Bem. zu Thayers Verz. Nr. 247.)

[2] Als „Adagio, Variationen und Rondo" im Mai 1824 von Steiner als erschienen angezeigt. Op. 121 a wird es im Unterschied vom Opferlied (Op. 121 b) bezeichnet, welches 1825 bei Schott unter gleicher Opuszahl erschien. Thayer chron. Verz. Nr. 247, Gesamtausgabe Serie XI 87. Auch Nohl (Beeth. nach der Schild. seiner Zeitgenossen S. 181) sah meines Erachtens ganz richtig, daß hier nur die Variationen Op. 121 a gemeint sein können.

ohnehin ist, und ich fürchte, dieser zerschneidet bald den Lebensfaden, oder was noch ärger, durchnaget ihn nach und nach. — Auch mein zu Grunde gerichteter Unterleib muß noch durch Medizin und Diät hergestellt werden, und dies hat man den treuen Dienstboten zu danken! Du kannst denken wie ich herumlaufe, denn erst heute fing ich eigentlich (uneigentlich ist es ohnehin unwillkürlich) meinen Musendienst wieder an; — ich muß, man soll es aber nicht merken, — denn die Bäder laden doch mehr, wenigstens mich, zum Genusse der schönen Natur ein, allein nous sommes trop pauvres et il faut écrire ou de n'avoir pas de quoi. — Treibe nun, daß alle Anstalten für deinen Konkurs getroffen werden, und sei ja bescheiden, damit du dich höher und besser zeigst, als man es vermuthet. Deine Wäsche schicke nur gerade her, dein graues Beinkleid ist wenigstens noch im Hause zu tragen, denn theurer Sohn, du bist auch wieder sehr theuer! die Ueberschrift: „Beym Kupferschläger" ꝛc. Schreibe sogleich ob du diesen Brief empfangen. An den Schindler, diesen verachtungswürdigen Gegenstand,[1]) werde ich Dir einige Zeilen schicken, da ich unmittelbar nicht gern mit diesem Elenden zu thun habe. — Wäre nur alles so geschwinde geschrieben, wie man denkt, fühlt, so würde ich Dir wohl manches nicht Unmerkwürdige sagen können, — für heute wünsche ich nur noch, daß ein gewisser Karl auch ganz meiner Liebe, meiner so großen Sorge für ihn werth sei und alles dieses zu würdigen wissen werde. Obgleich ich wie du weißt, gewiß anspruchslos bin, so gibt es doch so manche Seiten, von welchen man den Edlen Besseren zeigen kann, daß man dieses an ihnen erkennt und fühlt.

Ich umarme dich von Herzen
dein treuer wahrhafter Vater."

Auf Karls Antwort erfolgte dann ein zweiter Brief.[2])

„Baden am 23. Aug. 1823

... Lumperl
bestes Lumperl!

Liebes Kind ich empfange heute deinen gestrigen Brief, du sprichst nur von 31 fl. da ich doch auch deine verlangten 6 fl. ebenfalls geschickt habe, solltest du diese nicht bei dem vielen Geplapper durch Blätter nicht gefunden haben — die Quittung von S. müßte so lauten:

10 fl. der Haushält. des B . . . s
9 — meiner Haushält.
31 — beiliegend
Summa 50 fl. welche ich Endesunterschrieb. richtig erhalten habe
S — dler[3])

[1]) Und doch hatte er sich noch eben der Hülfe Schindlers bedient! Uns kann hier am wenigsten gefallen, daß er so an den jungen unreifen Neffen schreibt. Im Konv.-Buche von 1824 klagt Schindler einmal, daß Beethoven sich durch Karl und Bruder Johann gegen ihn einnehmen lasse.

[2]) Diesen Brief veröffentlichte Nottebohm in der Allg. Mus. Ztg. VI 1871 (Nr. 2) S. 24 f., gab aber leider seine Quelle nicht an. Nach ihm Kalischer N. B. Br. S. 178.

[3]) Schindler, von welchem auch im folgenden die Rede ist.

Er war nur einen Tag mit mir hier, um eine Wohnung zu nehmen wie du weist, schlief in Hetzendorf u. gieng Morgens seiner Aussage gemäß wieder in die Josephstadt, laß dich übrigens nicht in Klatschereien gegen ihn ein, man kann ihm schaden, u. ist er nicht gestraft genug, daß er so ist, ihm derb die Wahrheit zu sagen ist nöthig, da sein böser zu Ränken aufgelegter Karakter erfordert, ihm Ernst zu zeigen — Wenn die Wäsche nicht höchst nöthig, so laß selbe bis ich 29ten komme, denn da du sie erst schickest, so wird es kaum mögl. sein, daß du selbe am 28ten des Prüfungstages hast, gib also lieber den Bedienten ein Beinkleid im Nothfall, welches dort in der Nachbarschaft wohl leicht gewaschen wird. — Ich erinnere mich der Ankündigung des **Petiscus**. Ist er das Geld werth, so muß man ihn doch haben, das Nützliche darf nicht berechnet werden, Gott verläßt uns nicht, zwar sind die Ausgaben groß jetzt, ich erwarte nun noch die Rechn. von **Blöchling**. Ist sonst noch was zu erinnern, so vergiß nichts, damit man am 29ten nicht aufgehalten ist. Den Bedienten anbelangend so soll er noch einige Zeit bleiben, bis wir einmal zusammen sind, denn die ganze Haushaltung mit der alten wird nicht mehr gehen, sie riecht, sieht, u. schmeckt nicht mehr — mein armer Magen ist immer in Gefahr. Die frühere Haushält. von der Josephstadt hat sich schon wieder angetragen, sie wäre geeigneter mit einem Bedienten, allein diese alte braucht Bedienung u. Hülfe, die Küchenmagd, die ich früher weggeschaft, ist ein großes Schwein, für jetzt hat doch der Bediente ordentliche Wohnung, er kann an viele Orte kommen, wo er die nicht hat, er mag nun bleiben oder gehen, so soll er uns zuwissen machen, wo er ist, u. sind wir zusammen, so läßt sichs überlegen, denke auch eine Kuchelmagd kostet nur Monath. mit dem Brodtgeld 10 fl. 44 + jährl. 128 fl. 48 + der Bediente monathl. 20 fl. Stiefelgeld Kleidung u. bei der alten müssen wir noch ein Weib haben — Es geht besser mit der Gesundheit doch noch nicht so gut als ich früher war. — Nun lebe wohl. das Tagtägliche erschöpft mich — Alles Gute dir mein lieber Sohn. —

Zoerni dein früher[er] Meister . . . . speist morgen bei mir. du wirst manche für dich interessante Menschen hier finden. — Herzlich dein Vater."

(Adresse)

„An Karl van **Beethoven**
in Wien
Abzugeben in der Josephstadt
Kaiserstraße im gräfl.
Kotheckischen Hause im
Erziehungs-Institut des
Herrn **Blöchlinger**."

Um dieselbe Zeit schrieb er an den kürzlich genesenen Bruder **Johann** als Antwort auf einen Brief desselben —, wobei er es nicht umgehen kann, dessen unwürdige häusliche Verhältnisse in deutlicher Weise zu berühren. [1])

[1]) Mitgeteilt von Nohl N. Br. Nr. 265, welcher richtig sah, daß der Brief ins Jahr 1823 gehört, nicht wie auswärts darauf geschrieben war, 1824. Den Brief besaß nach seiner Mitteilung Frau Carl van Beethoven.

„Baden am 19. August.

Lieber Bruder!

Ich freue mich über deine bessere Gesundheit. Was mich betrifft, so sind meine Augen noch nicht ganz hergestellt und hierher kam ich mit einem verdorbenen Magen und einem schrecklichen Katarrh, den erstern von dem Erzschwein der Haushälterin, den zweiten von einem Vieh als Kuchelmagd, welche ich schon einmal fortgejagt und sie selbe doch wieder angenommen hat; — den Steiner hättest du nicht angehen sollen, ich werde sehn, was zu machen ist, mit den Liedern in paris dürfte es schwer seyn, da der Text deutsch, die Ouverture wohl eher —

Deinen Brief vom 10ten Aug. erhielt ich durch den elenden Schuften Schindler, du brauchst ja nur deine Briefe gerade auf die Post zu geben, wo ich sie sicher alle erhalte, denn ich vermeide diesen niederträchtigen verachtungswürdigen Menschen möglichst — Karl kann erst am 29ten dieses zu mir kommen, wo er dir schreiben wird. Ganz unbeobachtet, was die beiden Kanaillen Fettlümmerl und Bastard[1]) mit dir anfangen, wirst du nicht sein, auch Briefe durch diese Gelegenheit von mir und Karl erhalten, denn so wenig du es um mich verdienst, so werde ich nie vergessen, daß du mein Bruder bist, und ein guter Geist wird noch über dich kommen, der dich von diesen beiden Kanaillen scheidet, diese vormahlige und jetzige H . . ., — — — und die noch obendrein dein Geld gänzlich in Händen hat,[2]) o verruchte Schande, ist kein Funken Mann in dir?!!! — Nun von was anderm. Du hast von den Ruinen von Athen auch meine eigene Handschrift von einigen Stücken, welche ich nothwendig brauche, weil die Abschriften nach der Partitur der Josephstadt gemacht, wo mehreres ausgeblieben und sich in diesen Manuscriptpartituren von mir befindet, da ich aber etwas d. g. schreibe,[3]) so brauche ich selbe höchst nothwendig, schreibe also wo ich diese Manuscripte erhalten kann, ich bitte dich sehr deswegen. Wegen zu dir kommen ein andermal. Soll ich mich so erniedrigen, in solcher schlechten Gesellschaft zu seyn, vielleicht läßt sich aber diese vermeiden und wir können doch einige Täge mit dir zubringen?! Ueber dein Uebriges, vom Briefe, ein andermal. Leb wohl. Unsichtbar schweb ich um dich, und wirke durch andere, damit dir die Kanaillen den Hals nicht zuschnüren —

Wie immer dein treuer
Bruder."

Der Inhalt dieses Briefes spricht für sich selbst; von Interesse ist zu lesen, daß er sich die ursprüngliche Manuskriptstimme zu den Ruinen aus-

---

[1]) Die Frau und Stieftochter Johanns.

[2]) Damit deutet Beethoven wohl auf den Ehekontrakt hin, in welchem Johann seiner Frau die Hälfte des Vermögens verschrieben hatte (nach dem Konversationsheft). — Einige allzu unerfreuliche Worte sind hier weggelassen.

[3]) Wohl wollte das von der projektierten Oper Melusine verstehen. Das ist aber unwahrscheinlich, an dieser schrieb er damals nicht. Wir wissen nicht, was Beethoven gemeint hat.

bittet, „da ich eben etwas d. g. schreibe". Wir können unmöglich erraten, was das war; er arbeitete damals an der 9. Symphonie. Der englische Besucher Schulz (s. u.) wollte gehört haben, er sei mit der Oper Melusine beschäftigt; an sie hatte auch Nohl anfangs gedacht (vgl. Anm. 4), dies aber später zurückgezogen (III S. 908). Die Absicht wird damals bestanden haben, auch schwebten schon längere Verhandlungen; von einer wirklichen Beschäftigung mit derselben wissen wir aber nichts, da Skizzen nicht vorhanden sind. Er mag im Kopfe daran gearbeitet haben, wie sein Wort an Grillparzer vermuten lassen kann. Geplant war ein Quartett; wir haben aber keine Spur davon, daß er in jener Zeit daran arbeitete. Die öfteren Andeutungen, daß er des Geldes wegen schreiben müsse, lassen es immerhin als möglich erscheinen, daß er noch etwas anderes im Sinn hatte.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß er Ferd. Ries in jenem Sommer zu einer kompositorischen Arbeit anregte, wenn auch ohne Erfolg. Ries plante in jener Zeit eine Sammlung von Stücken „Allegri di Bravura" für Klavier und gab selbst deren heraus.[1]) Solche, scheint er zu wünschen, sollte auch Beethoven liefern; ob mit ihm gemeinschaftlich, wird nicht klar. In dem Briefe aus Hetzendorf vom 16. Juli[2]) schreibt er an Ries:

> „Mit den allegri di bravura muß ich die Ihrigen nachsehen — — Aufrichtig zu sagen, ich bin kein Freund von dergleichen, da sie den Mechanism nur gar zu sehr befördern; wenigstens die, welche ich kenne. Die Ihrigen kenne ich noch nicht, werde bei — —, mit dem ich sie bitte, sich nicht ohne Vorsicht einzulassen, auch deswegen anfragen."

In dem Brief vom 5. September, dessen Anfang wir oben S. 432 mitgeteilt haben, fährt er so fort:

> „— sie müssen einen meiner letzten Briefe erhalten haben, (was die Allegri di Bravura) so glaube ich wenn man mir 30 # für eines geben wollte, jedoch wünschte ich selbe sogleich auch hier herausgeben zu können, welches sich leicht verbinden läßt; warum soll man den hiesigen Schuften diesen Gewinn lassen. Man giebt es nicht eher hier bis man die Nachricht hat, daß selbe in London angelangt; übrigens sollen sie selbst das Honorar bestimmen, da sie am besten die Londoner Verhältnisse kennen. —

---

[1]) Ries gab bei Peters in Leipzig „Due Allegri di bravura" für Klavier heraus und widmete sie Schwenke in Hamburg, große Rondos, wohlklingend und wohlgeformt, nicht gerade eigenartig, wesentlich auf brillante Technik berechnet. Der Neffe bemerkt einmal 1825 im Konversationsheft: „Die Allegri di bravura sind manchmal ziemlich schwer, ich finde aber, daß man, wenn man die Schwierigkeiten überwunden hat, eben nicht sonders belohnt wird." Beethoven hatte sie also erhalten.

[2]) Wegeler und Ries, Notizen S. 157.

Die Partitur der Sinfonie ist dieser Täge vom Copisten vollendet und so warten Kirchhoffer und ich nur auf eine gute Gelegenheit selbe abzuschicken. — ich befinde mich hier, wo ich sehr übel angekommen, denn meine Gesundheit steht doch nur auf schwachen Füßen und du lieber Himmel, statt daß andere sich beim Badegebrauch erlustigen, fordert meine Noth, daß ich alle Tage schreibe, außer den Bädern muß ich Mineralische Wässer gebrauchen. — Die Messe geht dieser Täge ab, ich erwarte von Kirchhoffer mit welcher Gelegenheit, da sie zu groß, um mit einem Courier fortzukommen. — Aus meinem letzten Briefe werden sie über alles die Allegro[1]) betreffendes eingesehen haben. — Chöre werde ich Ihnen senden, was Bestellung auf Oratorien bald, damit man sogleich die Zeit bestimmen kann; mir ist es unser beider wegen leid, der Var. wegen, da ich sie mehr wegen London als hier geschrieben. Es ist meine Schuld nicht; antworten sie bald, sehr bald, sowohl wegen Umständen als Zeit. Alles Schöne Ihrer Familie von ihrem rechten[2])

Freund

Beethoven."

Auch abgesehen von der Äußerung über die Allegri ergänzt dieser Brief die Nachrichten über die Badener Zeit in wünschenswerter Weise. Die Äußerung über die Symphonie war eine von jenen sanguinischen Hoffnungsäußerungen, wir dürfen auch sagen voreiligen Versprechungen, wie wir sie auch sonst bei Beethoven finden; die Symphonie war, als er den Brief schrieb, nicht fertig, geschweige abgeschrieben; aber sie war, jedenfalls im Kopfe, weit gediehen; arbeitete er doch schon im Juli am 3. Satze. Am 8. September schrieb er an Kirchhoffer,[3]) daß er die Partitur der Symphonie in höchstens 14 Tagen erhalte, daß es sich aber jetzt vorzugsweise um schleunige Übersendung der Messe an Ries handle; „durch Kourier gehts nicht, da sie zu groß, sie müßte denn abgetheilt werden, welches lange braucht." Er lädt ihn dann ein, einmal nach Baden zu kommen, wo er und Karl (der inzwischen dorthin gekommen war) ihn freundschaftlich empfangen würden. Auf diese Einladung kommt er in einem weiteren Briefchen zurück, das wohl kurz nachher geschrieben ist:[4])

---

[1]) So in meiner Abschrift. Bei Thayer „Allegri". Das Briefchen an Kirchhoffer erwähnt ebenfalls die Messe.

[2]) Undeutlich ob „rechten" oder „wahren". Der Übersender vermutet „alten", wegen des Briefes vom 11. Juni 1816.

[3]) Mitgeteilt von Frimmel, Neue Illustr. Zeitung (Wien) Bd. II (1889) Nr. 43. Kirchhoffer war nach Frimmel Buchhalter in einer Großhandlung und allmählich mit Beethoven näher bekannt geworden. Er vermittelte jetzt und später noch den Verkehr mit Ries.

[4]) S. Frimmel a. a. O.

„Mein werther Kirchhoffer! Sollte es nicht möglich seyn, ein paquet durch die englische Gesandtschaft nach London zu schicken, erkundigen sie sich gefälligst, ich werde deswegen morgen um antwort schicken oder wann sie es der Gelegenheit wegen für gut befinden? auf Sonntag sehn wir sie gewiß mein Karl u. ich bey unß zu Tische, das wetter scheint wieder günstig zu werden, u. es wird unß beyden ihre Gegenwart recht erfreulich seyn —

ihr ergebenster Beethoven." —

Zu den Allegri di bravura erklärte er sich also bereit beizusteuern, hielt freilich mit dem Bekenntnis nicht zurück, daß er kein Freund von dergleichen sei; in der Tat war ihm, wie er auch anderswo äußert, das bloß Mechanische und Virtuosenhafte im Gegensatze zu dem innerlich Beseelten nicht sympathisch.[1]) Ob er einen Ansatz dazu gemacht hat, dergleichen zu schreiben, ist völlig unbekannt, und aus den Klavierkompositionen dieser letzten Zeit läßt sich keine anführen, welche man hierher rechnen könnte, es müßte denn jemand das Rondo über den verlorenen Groschen (Op. 129) auf eine derartige Entstehungsart zurückführen wollen. Dieses Stück verlangt allerdings große pianistische Fertigkeit; doch deutet Beethoven selbst in seiner Aufschrift[2]) auf eine bestimmte subjektive Entstehung hin; Czerny bezeichnet es als ein Werk aus der Jugendzeit. Ein anderes Klavierstück aus späterer Zeit, welches hierher passen könnte, ist nicht vorhanden. Wir stehen hier vor einem Rätsel, welches wir nicht lösen können.

Der Badener Aufenthalt mochte sich durch die allmähliche Besserung seiner Gesundheit, die Ankunft des Neffen und die Gewinnung eines neuen Freundes ein wenig freundlicher gestalten. Noch mehr Unterhaltung boten ihm einige Besuche Auswärtiger.

Im Sommer 1823 machte der Engländer Edward Schulz eine Reise nach Deutschland und erstattete der Londoner Zeitschrift Harmonicon Bericht aus Wien über seine dortigen musikalischen Erlebnisse, besonders über seinen Besuch bei Beethoven.[3]) Wegen seines mannigfachen und

[1]) Schindler II S. 204 f. Frimmel Neue Beeth. S. 48.

[2]) Vgl. u. S. 479.

[3]) Harmonicon 1824 S. 10. Hinsichtlich des Namens folge ich der Angabe in Thayers Exemplar, der Artikel selbst ist mit Σ unterschrieben. Dieselbe wird bestätigt durch Grove, Beethoven and his nine symphonies, pag. 336, der sich dabei auf W. Ayrton beruft, soweit ich ihn verstehe, den Herausgeber des Harmonicon oder dessen Sohn. Schindler gab den Artikel in Übersetzung in der 2. Aufl. der Biographie, 2. Nachtr. S. 164 ff. Auch Chrysander übersetzt denselben im Jahrb. für musik. Wiss. I S. 448, hält aber irrtümlich Stumpff für den Verfasser, der nach seinen eigenen Aufzeichnungen und anderen Quellen erst 1824 in Wien war. Auch Nohl (III S. 407 und Beeth. nach der Schild. s. Zeitg. S. 175) wiederholt diesen Irrtum. —

interessanten Inhalts teilen wir den Bericht hier der Hauptsache nach mit, wenngleich manches darin auch sonst bekannt ist, bemerken jedoch, daß im einzelnen vieles mit Vorsicht aufzunehmen ist.

Den 28. September bezeichnet er als einen dies faustus; er glaubt nie einen glücklicheren Tag verlebt zu haben. Er begab sich, so erzählt er, mit zwei Wiener Herren,[1]) darunter Beethovens genauem Freunde H. [vermutlich Haslinger], nach Baden und fand in des letzteren Begleitung ohne Schwierigkeit Zutritt zu dem Meister. Dieser sah ihn zuerst starr an, schüttelte ihm dann aber herzlich die Hand; er erkannte ihn von einem früheren kurzen Besuche 1816 wieder. Der Besucher fand ihn in seiner äußeren Erscheinung sehr verändert, auch unglücklich aussehend, was er durch seine späteren Klagen gegen ihn bestätigt fand. In seiner Befürchtung, Beethoven werde keines seiner Worte verstehen können, fand er sich jedoch getäuscht; Beethoven konnte, was langsam und mit lauter Stimme zu ihm gesprochen wurde, wohl verstehen; von dem was H. ihm sagte, entging ihm vollends kein Wort; keiner von beiden bediente sich einer Hörmaschine. Die neuerdings in London verbreiteten Erzählungen von seiner Taubheit seien sehr übertrieben.[2]) Wenn er Klavier spiele, geschehe es infolge seines starken Anschlags immer auf Kosten von 20 bis 30 Saiten.[3]) Seine Unterhaltung sei lebendig und energisch wie seine Symphonien, wenn es gelänge ihn in guten Humor zu versetzen; aber eine unglückliche Frage, ein übel angebrachter Rat, z. B. die Behandlung seiner Taubheit betreffend, genüge, ihn dem Sprecher für immer zu entfremden. Er fragte dann Herrn H., wegen einer Komposition, mit der er gerade beschäftigt war, nach dem höchsten möglichen Tone der Posaunen, und schien von der Antwort nicht befriedigt.

„Mir erzählte er dann, er habe in der Regel darauf Bedacht genommen bei den verschiedenen Künstlern selbst sich über den Bau, den Charakter und den Tonumfang der verschiedenen Instrumente zu unterrichten. Er stellte mir seinen Neffen vor, einen hübschen jungen Mann von etwa 18 Jahren, den einzigen Verwandten mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße lebt,

---

[1]) „Sicherlich Streicher und Carl Holz“ sagt Chrysander. Holz sicherlich nicht. Nohl meint: Streicher und Haslinger. Letzterer gewiß; wegen Streichers bleibt es ungewiß.

[2]) Das schränkt Schindler sehr ein, nur an guten Tagen habe sein linkes Ohr einzelne dicht zu ihm gesprochene Worte auffassen können, sonst sei auch dieses für alle menschlichen Laute taub gewesen.

[3]) Auch das erklärt Schindler für übertrieben. Es darf wohl auch bezweifelt werden, ob er vor den Besuchern spielte. Es ist klar, daß sich der Besucher auch der Mitteilungen anderer bedient.

und sagte: „Sie können ihm ein Räthsel auf Griechisch aufgeben, wenn Sie wollen;“ er wollte mich, wie man mir sagte, mit der Kenntnis des jungen Mannes von dieser Sprache bekannt machen. Die Geschichte dieser Verwandtschaft erweckt die höchste Achtung vor Beethovens Herzensgüte; der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer zu seinem Besten bringen können, als er gebracht hat. Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, uns um 1 Uhr in jenem schönen und romantischen Thale, das Helenenthal genannt, etwa zwei [englische] Meilen von Baden zum Mittagessen zu treffen. Nachdem wir die Bäder und andere Merkwürdigkeiten des Städtchens betrachtet hatten, kamen wir etwa um 12 zu seinem Hause zurück, und da er bereits auf uns wartete, machten wir uns sofort auf den Weg zu dem Thale. B. ist ein sehr guter Fußgänger und liebt stundenlange Spaziergänge, besonders durch wilde und romantische Gegenden. Ja, man erzählte mir, daß er zuweilen ganze Nächte auf solchen Ausflügen zubringe, und daß er häufig mehrere Tage zu Hause vermißt werde. Auf unserem Wege zu dem Thale blieb er oft kurze Zeit stehen und bezeichnete mir die schönsten Punkte oder bemerkte die Mängel an den neuen Gebäuden. In anderen Momenten schien er ganz in sich selbst verloren, und brummte nur in unverständlicher Weise vor sich hin. Ich erkannte jedoch, daß dies die Art war, wie er komponirte, und ich erfuhr auch, daß er niemals eine Note niederschreibt, bis er einen deutlichen Plan des ganzen Stücks gestaltet hat. Da der Tag besonders schön war, aßen wir im Freien zu Mittag, und was B. außerordentlich zu freuen schien, war, daß wir die einzigen Gäste im Hotel waren, und während des ganzen Tages völlig unter uns blieben. Die Wiener Mahlzeiten sind in ganz Europa berühmt, und die für uns bestimmte war so luxuriös, daß B. sich nicht enthalten konnte Bemerkungen über die Verschwendung zu machen, welche sie entfaltete. „Weshalb diese Mannigfaltigkeit von Gerichten!“ rief er, „der Mensch steht doch nur wenig über anderen Thieren, wenn sein Hauptvergnügen sich auf ein Mittagsmahl beschränkt.“ Solche und ähnliche Reflexionen stellte er während unseres Mahles an. Das einzige was er in der Reihe der Speisen liebt sind Fische, und darunter sind Forellen seine Lieblingsspeise. Er ist ein großer Feind allen Zwanges, und ich glaube, daß es keinen anderen Menschen in Wien gibt, welcher mit so wenig Zurückhaltung über alle möglichen Gegenstände, selbst politische, spricht, wie Beethoven. Er hört schlecht, spricht aber sehr gut, und seine Bemerkungen sind ebenso charakteristisch und originell wie seine Compositionen. In dem ganzen Verlaufe unseres Tischgesprächs war nichts so interessant, als was er über Händel sagte. Ich saß dicht bei ihm und hörte ihn mit großer Bestimmtheit in deutscher Sprache sagen: „Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat.“ [1]) Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Begeisterung, ich möchte sagen mit welcher Erhabenheit der Sprache er über den Messias dieses unsterblichen Genius sprach. Jeder von uns war bewegt, als er sagte: „ich würde mein Haupt entblößen

---

[1]) In einer Anmerkung spricht der Reisende von der entsprechenden Gesinnung bei Mozart und Haydn.

und auf seinem Grabe niederknieen!“ H. und ich versuchten wiederholt das Gespräch auf Mozart zu bringen, aber ohne Erfolg. Ich hörte ihn nur sagen: „in einer Monarchie wissen wir, wer der erste ist“; was man auf den Gegenstand beziehen mag oder nicht. Herr C. Czerny — welcher, nebenbei bemerkt, jede Note von Beethoven auswendig weiß, während er keine einzige Composition von sich selbst ohne die Musik vor sich zu haben spielt — erzählte mir jedoch, daß Beethoven zuweilen unerschöpflich sei im Preise Mozarts. Es ist bemerkenswerth, daß dieser große Musiker es nicht vertragen kann, seine eigenen früheren Werke loben zu hören; und man sagt mir, es sei ein sicheres Mittel ihn sehr verdrießlich zu machen, wenn man etwas Verbindliches über das Septett, die Trios u. s. w. sage. Seine letzten Schöpfungen, an welchen man in London so wenig Geschmack findet, welche aber von den jungen Künstlern in Wien sehr bewundert werden, sind seine Lieblinge. Seine zweite Messe betrachtet er, wie ich vernahm, als sein bestes Werk. Gegenwärtig ist er damit beschäftigt, eine neue Oper zu schreiben, Melusine betitelt, deren Worte von dem berühmten aber unglücklichen Dichter Grillparzer sind.[1]) Er interessiert sich sehr wenig für die neuesten Arbeiten lebender Komponisten, in solchem Grade, daß er als man ihn wegen des Freischütz fragte, antwortete: „ich glaube ein Weber hat ihn geschrieben.“[2]) Sie werden erfreut sein, daß er ein großer Bewunderer der Alten ist. Homer, besonders seine Odyssee, und Plutarch zieht er allen übrigen vor; und von den einheimischen Dichtern studiert er Schiller und Goethe, die er mehr schätzt, wie irgend einen andern; dieser letztere ist sein persönlicher Freund. In gleicher Weise hegt er die günstigste Meinung von der britischen Nation; „ich liebe,“ sagte er, „die edle Einfachheit der Englischen Sitten,“ und fügte andere Lobsprüche hinzu. Es schien mir, als hege er noch einige Hoffnung, dieses Land zusammen mit seinem Neffen zu besuchen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß ich ein handschriftliches Trio von ihm für Pianoforte, Violine und Violoncell hörte, welches ich sehr schön fand und welches, wie ich vernahm, binnen kurzem in London erscheinen soll. Das Portrait von ihm, welches Sie in den Musikläden sehen, ist ihm jetzt nicht mehr ähnlich, mag es aber vor 8 bis 10 Jahren gewesen sein.[3]) Ich könnte Ihnen noch manches andere von diesem außerordentlichen Mann erzählen, welcher mich nach allem, was ich von ihm gesehen und erfahren habe, mit der tiefsten Verehrung erfüllt hat; aber ich fürchte, ich habe Ihre Zeit schon zu sehr in Anspruch genommen. Die freundliche und herzliche Art, mit welcher er mich behandelte und mir Lebewohl sagte, hat einen Eindruck auf mein Gemüth hinterlassen, welcher für mein ganzes Leben bleiben wird.“

„Σ“.

---

[1]) Wir wissen, daß er bereit war die Melusine zu schreiben, er mochte wohl auch im Kopfe daran arbeiten, doch schrieb er, soviel wir wissen, nicht daran. Von den Verhandlungen mochte der Briefschreiber wohl erfahren haben.

[2]) Das kann Beethoven nicht gesagt haben, nachdem er Weber noch ein halbes Jahr vorher als seinen lieben Freund bezeichnet. Vgl. Nohl III S. 409 und Beeth. nach der Schild. s. Zeitg. S. 180, welcher meint, daß Beethoven entweder einer unbequemen Frage ausgewichen oder mißverstanden worden sei.

[3]) Nach Schindler der Stich von Letronne.

Die lebendige Schilderung von Beethovens Persönlichkeit mutet uns außerordentlich an, wenn auch vieles von dem Gesagten sonst schon bekannt ist. Auf einiges Bedenkliche wurde hingewiesen. Am meisten überrascht die Nachricht, daß der Besucher ein neues handschriftliches Klaviertrio von Beethoven gehört habe. Was kann hier gemeint sein? Schindler weist darauf hin, daß seit dem B dur-Trio Op. 97 keins mehr geschrieben und dieses bereits gedruckt war, und möchte daher die ganze Angabe für eine irrtümliche halten. Auch das kleine Trio in B, Maximiliane Brentano gewidmet, war, wenn auch nicht gedruckt, doch schon längst geschrieben, und konnte nicht in der Zeit, in der wir jetzt stehen, als neue Arbeit Beethovens gespielt und bewundert werden. Um 1815 skizzierte Beethoven ein neues Trio in F moll,[1] dessen Anfang sich auch in der Berliner Bibliothek im Entwurf vorfindet; von der Vollendung desselben ist nichts bekannt, und hier kann es nicht gemeint sein. Dann bleibt nur noch ein kleines Werk übrig, die Variationen Op. 121a über „ich bin der Schneider Kakadu", welche in ihrem größeren Aufbau mit der längeren ernsten Einleitung und der etwas weiteren Ausführung der letzten Variation immerhin von dem Engländer als kleines Trio betrachtet werden konnten.[2] Die Oper „Die Schwestern von Prag" von Wenzel Müller, aus welcher das Thema stammt, war nach Gerber 1794 komponiert und wurde in diesem Jahre in Prag zuerst aufgeführt, dann 1806 und später (1813 und 1814) mehrfach in Wien. Ein Quodlibet von Stegmayer, „Rochus Pumpernickel", in welchem das Thema ebenfalls vorkommt, wurde in Wien seit 1810 öfter mit Beifall gegeben, noch am 28. Febr. 1824, zu einer Zeit, als Beethoven am öffentlichen Musikleben infolge seines Leidens kaum noch teilnahm. Aufführungen dieser Art hat er schwerlich gehört. Wenn unsere Vermutung begründet ist — und eine Vermutung bleibt es immerhin, wenn auch ein anderes Werk Beethovens nicht vorhanden ist, welches wir zur Erläuterung der Erzählung des englischen Reisenden heranziehen könnten — dann würde eben diese Erzählung auch den Fingerzeig für die Entstehung dieser Komposition geben.

---

[1] Nottebohm II Beeth. S. 345. Es ist nicht unmöglich, daß Beethoven, als er am 1. Okt. 1816 Birchall ein neues Trio anbot (Thayer III S. 407), dieses Trio gemeint hat. (Nottebohm, handschr. Bem. zu Thayers Verz. Nr. 247.)

[2] Als „Adagio, Variationen und Rondo" im Mai 1824 von Steiner als erschienen angezeigt. Op. 121a wird es im Unterschied vom Opferlied (Op. 121 b) bezeichnet, welches 1825 bei Schott unter gleicher Opuszahl erschien. Thayer chron. Verz. Nr. 247, Gesamtausgabe Serie XI 87. Auch Nohl (Beeth. nach der Schild. seiner Zeitgenossen S. 181) sah meines Erachtens ganz richtig, daß hier nur die Variationen Op. 121a gemeint sein können.

Die Zeit des Erscheinens dürfte auch nicht dagegen sprechen, daß wir die Variationen ins Jahr 1823 setzen. —

Durch dieses kleine, leider wenig gekannte und selten gespielte Werk kehrt Beethoven zu längst vergangenen Zeiten zurück, in welchen er beliebte volkstümliche Melodien in der ihm gewohnten und gern geübten Weise variierte und gleichsam in eine höhere Sphäre erhob; in der Art der Gestaltung und Ausführung trägt es ganz den Stempel der späteren Zeit.[1]) Das Thema ist schlicht und munter, aber für den erfindungsreichen Meister, den gewiegten Harmoniker und Kontrapunktiker ausgiebig genug. Muntere Töne hat er ja auch in seinen letzten Zeiten noch anzuschlagen gewußt. Aber, seinem vorwiegenden Ernste entsprechend, nimmt er das Thema nicht einfach hin, sondern stellt es auf eine dunklere Folie, von der es sich leuchtend abhebt. Er will die Fröhlichkeit, nach der er sich sehnt, innerlich begründen, er will sie als einen Gegenstand des Verlangens hinstellen und gleichsam erwarten. So schickt er denn eine längere Einleitung in G moll voraus, welche ziemlich trüb gefärbt ist, doch auch schon hellere Töne erklingen läßt und die Bewegung des Themas stellenweise andeutet; eine ernst und resigniert suchende Figur beherrscht diesen schönen, echt Beethovenschen Einleitungssatz. Wo am Schlusse die Bewegung des Variationenthemas sich in den unteren Stimmen nachdrücklich geltend macht, glaubt man zu fühlen, wie das Gemüt aufhorcht, unruhig wird und von dem Druck sich befreien möchte; so daß nach dem erwartungsvollen Quintsextakkord das joviale Thema wie erlösend auftritt und in voller Munterkeit dahinfliegen kann. Von den vielen geistreichen Zügen in den Variationen sei hier nur darauf hingewiesen, wie er die Instrumente obligat behandelt und nach ihrer Natur zur Geltung kommen läßt, wie er die Mehrstimmigkeit wirksam handhabt, wie er auch dem Humor zu seinem Rechte verhilft (Var. 6), wie schön und ernst er durch die Molltonart (Var. 9) das muntere Treiben unterbricht, wie interessant er nach der munteren letzten Variation (10) den Schluß gestaltet und, indem er auch trüberen Wendungen nicht aus dem Wege geht, doch gleichsam triumphierend ausführt. Warum hört man so selten von diesem reizenden Werke, welches uns den Meister nicht nur auf der Höhe seiner Schaffenskraft, sondern auch in einer Zeit tiefster Versenkung doch der Freude heiterer Aussprache zugänglich zeigt? —

Wenige Tage nach dem oben erzählten Besuche stand Beethoven eine noch erfreulichere Begegnung bevor, die mit **Carl Maria von Weber.**

[1]) Ob vielleicht der erste Entwurf überhaupt in frühere Zeit zurückreicht, wird niemand sagen können.

Aus Anlaß der im April stattgehabten Aufführung des Fidelio in Dresden war er, wie bereits erzählt, mit Weber in briefliche Verbindung getreten; für dessen Werke hatte er bisher ein besonderes Interesse nicht gewonnen, bis das große Aufsehen, welches der Freischütz machte, ihn bewog, die Partitur zu studieren. Das Originelle der Musik imponierte ihm, auf die Partitur schlagend, rief er aus: „Das sonst weiche Männel, ich hätts ihm nimmermehr zugetraut! Nun muß der Weber Opern schreiben; gerade Opern; eine über die andere, und ohne viel daran zu knaupeln. Der Caspar, das Unthier, steht da wie ein Haus. Ueberall, wo der Teufel die Tatzen reinstreckt, da fühlt man sie auch!"[1]) Euryanthe lernte er später kennen, war aber weniger von derselben erbaut; als man ihm die Partitur vorgelegt hatte, sagte er nach flüchtiger Durchsicht: „Der Mann hat sich zu viel Mühe gegeben."[2]) Auch Weber hatte sich lange Zeit mit der Beethovenschen Muse nicht befreunden können; das Kühne, Gigantische in seinen Werken, seiner eigenen weichen Natur so fremd, hatte ihn abgestoßen; so sehr er das hohe Genie anerkannte, fand er doch namentlich in seinen späteren Kompositionen Verwirrung, Chaos und ein unverständliches Ringen nach Neuheit, und gab seiner Abneigung auch schriftstellerisch ironischen Ausdruck.[3]) Aber es war auch mit ihm ein Wandel eingetreten, wofür uns die Aufführung des Fidelio in Dresden einen Beweis gibt. Eine persönliche Annäherung hatte bisher nicht stattgefunden; allerlei Erzählungen von Beethovens Persönlichkeit und seiner Rauheit im Verkehr hatten Weber abgehalten, sich ihm zu nähern. Noch 1822, als er zur Aufführung des Freischütz in Wien war, hatte er es unterlassen, Beethoven zu besuchen. Jetzt (1823) reiste er in Begleitung seines Schülers Julius Benedict (nachmals in London) zur Aufführung der Euryanthe wieder nach Wien; als ihm eine freundliche Äußerung Beethovens an Steiner über das bevorstehende Erscheinen der Euryanthe hinterbracht wurde, überwand er seine Bedenken. Durch Haslinger angemeldet, fuhr er am 5. Oktober mit diesem und Benedict hinaus nach Baden, „wo der graue Löwe bis spät im Herbst zu hausen pflegte".

Wir lassen die eigene Darstellung Benedicts von dem Besuche folgen, wie er sie für Thayer einem Freunde in die Feder diktierte:[4])

---

[1]) Dies und noch andere Einzelheiten über den Verkehr mit Weber entnehmen wir der Schilderung seines Sohnes Max Maria v. W. (II S. 509).

[2]) So erzählte Czerny O. Jahn.

[3]) Vgl. Schindler II S. 330 f. Max Maria v. Weber III S. 256 fg.

[4]) Dieselbe findet sich in Thayers Nachlaß. Ich gebe sie natürlich in deutscher Übersetzung. — Vgl. dazu Weber a. a. O. S. 505 ff.

„Verehrter Herr! Ich versuche es, wie ich Ihnen versprochen habe, die Eindrücke bei mir zurückzurufen, welche ich von Beethoven empfangen habe, als ich mit ihm zuerst in Wien im Oktober 1823 zusammentraf. Er wohnte damals in Baden; doch kam er regelmäßig einmal in der Woche in die Stadt und verfehlte dann niemals bei seinen alten Freunden Steiner und Haslinger vorzusprechen, deren Musikladen damals in dem Paternostergäßchen war, eine kleinere Straße, welche nicht mehr existirt, zwischen dem Graben und dem Kohlmarkt.

Wenn ich nicht irre, so war es an dem Morgen an welchem ich Beethoven zum ersten Male sah, als Blahetka, der Vater der Pianistin, meine Aufmerksamkeit auf einen kurzgedrungenen Mann richtete, mit sehr rothem Gesichte, kleinen stechenden Augen, buschigen Augenbrauen, mit einem sehr langen Überrock bekleidet, der ihm fast bis an die Fußknöchel reichte, welcher etwa um 12 Uhr den Laden betrat. Blahetka fragte mich: „Wer meinen Sie daß dies ist?“ Ich rief sofort: „Das muß Beethoven sein!“ Denn trotz der hohen Röte seiner Wangen und seinem durchaus vernachlässigten Aeußern war ein Ausdruck in diesen kleinen stechenden Augen, welchen kein Maler wiedergeben könnte. Es war eine Stimmung, aus Erhabenheit und Melancholie gemischt. Ich achtete, wie Sie sich wohl vorstellen können, auf jedes Wort, welches er sprach, als er sein kleines Buch aus der Tasche zog und eine Unterhaltung begann, welche für mich natürlich fast unverständlich war, insofern er nur auf Fragen antwortete, welche die Herren Steiner und Haslinger ihm mit Bleistift aufschrieben.

Ich wurde ihm bei dieser Gelegenheit noch nicht vorgestellt; aber das zweite Mal, etwa eine Woche später, stellte Herr Steiner mich dem großen Mann als einen Schüler von Weber vor. Die übrigen anwesenden Personen waren der alte Abbé Stadler und Seyfried. Beethoven sagte zu Steiner: „Ich freue mich, daß sie wieder einmal ein deutsches Werk verlegen. Ich habe viel Rühmenswerthes von Webers Oper gehört, und hoffe daß sie ihm und ihnen viel Ehre und Geld einbringen wird!“ Steiner ergriff darauf die Gelegenheit, zu sagen: „Hier ist ein Schüler Webers“, worauf Beethoven mir sehr freundlich die Hand bot und sagte: „Bitte sagen Sie Herrn v. Weber, wie glücklich ich sein würde ihn in Baden zu sehen, da ich vor dem nächsten Monat nicht nach Wien kommen werde.“ Ich war so verwirrt, als der große Mann zu mir gesprochen hatte, daß ich nicht den Muth hatte, irgendwelche Fragen an ihn zu richten oder die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen.

Wenige Tage später hatte ich die Freude, Weber und Haslinger, mit noch einem anderen Freunde [Piringer], nach Baden zu begleiten; sie gewährte mir das große Vorrecht, mit ihnen zu Beethovens Wohnung zu gehen. Nichts konnte herzlicher sein als die Art wie er meinen Lehrer aufnahm. Er wünschte uns in das Helenenthal und die ganze Umgebung zu führen; das Wetter war aber ungünstig und wir waren genötigt auf diesen Ausflug zu verzichten; alle aßen zu Mittag an einem Tische in einem Wirthshause; ich saß an dem anderen Ende von ihnen und hatte die Freude ihrer Unterhaltung zuzuhören.“

Die Bestätigung und nähere Erläuterung dieser Darstellung gibt uns Weber selbst in einem Briefe an seine Frau vom 5. Oktober.[1])

„— — — Ich war recht müde und mußte gestern um 6 Uhr wieder heraus, weil um 7½ die Parthie nach Baden verabredet war. Diese fand auch statt mit Hasslinger, Piringer und Benedict; aber leider in dem schändlichsten Regenwetter. Die Hauptsache war, Beethoven zu sehen. Dieser empfing mich mit einer Liebe, die rührend war; gewiß 6—7 Mal umarmte er mich aufs Herzlichste und rief endlich in voller Begeisterung: „Ja du bist ein Teufelskerl, ein braver Kerl." Wir brachten den Mittag mit einander zu, sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch machte mir ordentlich die Cour, bediente mich bei Tische mit einer Sorgfalt wie seine Dame p. p. kurz, dieser Tag wird mir immer höchst merkwürdig bleiben, sowie Allen die dabei waren. Es gewährte mir eine eigene Erhebung mich von diesem großen Geiste mich mit solcher liebevollen Achtung überschüttet zu sehen. Wie betrübend ist seine Taubheit, man muß ihm Alles aufschreiben. Wir besahen die Bäder, tranken aus der Quelle und fuhren nach 5 Uhr wieder nach Wien zurück.

Wien d. 5t. Oktober
1823."

Benedict teilte Thayer, als dieser ihn besuchte, folgenden Auszug aus Webers Tagebuch mit: „den 5ten Sonntag.[2]) (Oct 1823) 8 Uhr mit Burger [Piringer?], Haslinger und Benedict nach Baden gefahren, abscheuliches Wetter. Quelle und Bäder besehen, zu Duport u. Beethoven, ungemein herzlich von ihm empfangen worden. Mittag mit ihm u. seinem Neffen u. Eckschlager im Sauerhof — Sehr vergnügt. Um 5 Uhr zurück."[3])

Die Szene wird von M. M. von Weber (II S. 510) noch etwas weiter ausgeführt; auch ihm lag, wie die Erzählung ergibt, eine Mitteilung Benedicts vor, außerdem der Brief an die Gattin und vielleicht noch andere Familienerinnerungen.

---

[1]) Abschrift der Briefstelle, von Jähns mit dem Original verglichen und beglaubigt, in Thayers Nachlaß.

[2]) Der 5te Oktober war in der Tat ein Sonntag. Am 5. fand also, wie auch Max Maria v. Weber angibt, der Besuch statt, und Weber hat sich in dem Briefe an seine Frau um einen Tag geirrt.

[3]) Benedict erzählte Thayer noch, Weber habe ihn aufgefordert, mit ihm zu Beethoven zu gehen, er sei aber etwas ängstlich gewesen mitzugehen, da er damals noch ein Knabe war — wie, wenn Beethoven an ihn das Wort gerichtet hätte! Doch sei er bei dem Mittagessen gewesen. Er versprach dann Thayer über Einzelheiten aus seinen Erinnerungen an Beethoven zu schreiben — das wird der Brief gewesen sein, den wir oben mitteilten. — Wir entnehmen der Mitteilung, daß der Neffe damals noch in Baden war.

„Die drei Männer waren erregt, als sie in das öde, fast ärmliche Zimmer traten, das der große Ludwig bewohnte. Der Raum war in der größten Unordnung. Musik, Geld, Kleidungsstücke auf dem Fußboden, auf dem unsauberen Bette Wäsche gehäuft, der offenstehende Flügel mit dickem Staub bedeckt, zerbrochenes Kaffeegeschirr auf dem Tische.

Beethoven trat ihnen entgegen.

Benedikt sagt: so muß Lear oder die ossianischen Barden ausgesehen haben. Das Haar dick, grau, in die Höhe stehend, hie und da ganz weiß, Stirn und Schädel wunderbar breit gewölbt und hoch, wie ein Tempel, die Nase viereckig, wie die eines Löwen, der Mund edel geformt und weich, das Kinn breit, mit jenen wunderbaren Muschelfalten, die alle seine Porträts zeigen, und aus zwei Kinnbackenknochen gebildet, die dafür geschaffen schienen, die härtesten Nüsse knacken zu können. Ueber das breite, blatternarbige Gesicht war dunkle Röthe verbreitet; unter den finster zusammengezogenen, buschigen Brauen blickten kleine leuchtende Augen mild auf die Eintretenden, die cyklopisch viereckige Gestalt, welche die Webers nur wenig überragte, war in einen schäbigen, an den Aermeln zerrissenen Hausrock gekleidet.

Beethoven erkannte Weber, ehe er ihm genannt war, schloß ihn in die Arme und rief: „Da bist du ja, du Kerl, du bist ein Teufelskerl! Grüß dich Gott!“ und nun reichte er ihm gleich jene berühmte Schreibtafel und es entspann sich ein Gespräch, während dessen Beethoven zunächst die Musikalien vom Sopha warf und dann sich ungenirt in Gegenwart seiner Gäste zum Ausgehen ankleidete.

Beethoven klagte bitter über seine Lage: schimpfte auf die Theater-Verwaltung, die Concertunternehmer, das Publikum, die Italiener, den Geschmack, besonders aber über die Undankbarkeit seines Neffen.[1]) Weber, der sehr bewegt war, rieth ihm, sich diesen widerlichen, entmuthigenden Verhältnissen zu entreißen und eine Kunstreise durch Deutschland zu machen, wo er sehen werde, was die Welt von ihm halte. — „Zu spät!“ rief Beethoven, machte die Pantomime des Clavierspielens und schüttelte den Kopf. „So gehen Sie nach England, das Sie bewundert!“ schrieb Weber. „Zu spät!“ schrie Beethoven, nahm Weber demonstrirend unter die Arme und zog ihn mit nach dem Sauerhof, wo er speiste. Hier war Beethoven ganz Herzlichkeit und Wärme gegen Weber. — — —“[2])

Der Biograph erzählt uns dann noch den Abschied selbst. „Beim Abschiede umarmte und küßte Beethoven Weber mehrere Male, behielt lange seine schmale Hand in seiner Faust und rief: „Glück auf zur neuen Oper! Wenn ich kann, komme ich zur ersten Aufführung!“ Tief bewegt und erhoben kehrte Weber nach Wien zurück.“

---

[1]) Das ist nicht wahrscheinlich, der Neffe war ja bei ihm, und besondere Ereignisse waren noch nicht eingetreten.

[2]) Hier folgen die bezüglichen Worte aus dem Briefe Webers an seine Frau.

Benedict, der hierüber nichts sagt, erzählt in dem oben erwähnten Briefe weiter, er habe im Monat November, als Beethoven in die Stadt zurückkehrte und täglich seine Besuche im Paternostergäßchen machte, selten die Gelegenheit versäumt, sich dem Kreise junger Bewunderer anzuschließen, welche Beethoven ihre Ehrerbietung zeigen wollten und von ihm bemerkt zu werden hofften. Er nennt unter diesen Carl Maria von Bocklet, dessen Schüler Worzischek, Leon de St. Louvain, Mayseder, Holz, Böhm, Linke, Schuppanzigh, Franz Schubert und Kanne. Am Morgen nach der ersten Aufführung der Euryanthe [25. Okt.], als das Geschäft von allen musikalischen Autoritäten angefüllt war, sei Beethoven erschienen und habe Haslinger gefragt: „Nun, wie ging die Oper gestern Abend?" Die Antwort war: „ein großer Triumph." Da rief er aus: „das freut mich, das freut mich!", und als er Benedict bemerkte, sagte er: „Ich wäre so gern ins Theater gegangen, aber" — und er zeigte auf seine Ohren — „ich gehe nicht mehr an diese Orte." Dann fragte er den Regisseur Gottdank: „was hat die kleine Sontag für Fortschritte gemacht? ich nehme großes Interesse an ihr. Und wie ist das Buch? gut oder schlecht?" G. beantwortet die erste Frage in günstigem Sinne, betreffend die andere zuckte er die Achseln und machte ein verneinendes Zeichen. Darauf sagte Beethoven: „Immer dieselbe Geschichte! Die Deutschen können kein gutes Libretto schreiben." Benedict nahm das Konversationsbuch und schrieb: „Und Fidelio?" — worauf Beethoven antwortete: „Das ist ein französisches und italienisches Buch." Und als ihn Benedict fragte: „welche halten Sie für die besten Librettos?" antwortete er: „den Wasserträger und die Vestalin." [1])

Benedict erinnerte sich, wie er weiter erzählt, keiner weiteren bestimmten Unterhaltungen mit Beethoven, obwohl er oft mit ihm zusammentraf. Auch habe er niemals das Glück gehabt, ihn spielen zu hören oder dirigieren zu sehen. Aber der wundervolle Eindruck seiner persönlichen Erscheinung habe sich bei jedem Zusammentreffen erhöht. „Als ich ihn zuerst in Baden sah, sein weißes Haar, welches über die mächtigen Schultern herabwallte — wie er zuweilen seine Augenbrauen zusammenzog, wenn ihn irgend etwas bewegte, zuweilen in ein gewaltsames Gelächter ausbrach, unbeschreiblich

---

[1]) M. M. von Weber (II S. 511) läßt diese Erzählung bei dem früher erwähnten Mittagessen vor sich gehen. Es ist aber unwahrscheinlich, daß das absprechende Urteil über den Text der Euryanthe in Webers Gegenwart gefällt worden wäre. Ich habe mich hier an Benedicts schlichte Erzählung gehalten.

In den Konversationen begegnen noch weitere absprechende Urteile anderer über die Euryanthe.

peinlich für die Zuhörer — da wurde ich berührt, als ob König Lear oder einer der alten gälischen Barden vor mir stände." Und dazu dann wieder der Schmerz, daß es dem Meister durch ein grausames Geschick versagt war, seine Werke aufgeführt und gewürdigt zu hören.
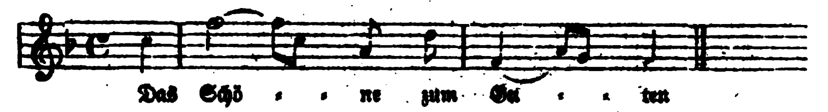
„Ich darf hinzufügen," schließt er, „daß ich die erste öffentliche Aufführung eines seiner sogenannten ‚nachgelassenen Quartette' in seiner eigenen Gegenwart hörte. Schuppanzigh und seine Genossen, welche früher seine Interpreten gewesen waren, waren dieser Gelegenheit kaum gewachsen. Da sie selbst die Musik nicht zu verstehen schienen, waren sie gar nicht im Stande, den Zuhörern ihre Auffassung mitzutheilen. Der allgemeine Eindruck war durchaus unbefriedigend. Erst als Ernst sich vollständig mit dem Geiste dieser Kompositionen erfüllt hatte, konnte die Welt ihre lange verborgenen Schönheiten entdecken." Diese Aufführung fand aber erst 1825 statt, wir werden also schon weit über den Zeitpunkt hinausgeführt, der uns gerade hier beschäftigt. Wir verlassen diese Begegnung mit Weber, nächst Beethoven dem angesehensten Musiker jener Zeit, mit hoher Befriedigung, ja mit Rührung; die menschlichen Eigenschaften des Meisters treten wieder einmal in helles Licht, und wir freuen uns, mit welcher Herzlichkeit und Selbstverleugnung er den trefflichen, ideal strebenden Künstler begrüßt und neben sich anerkennt, den er schon, ehe er ihn persönlich kannte, als seinen lieben Freund bezeichnet hatte. Webers Sohn will wissen, daß Beethoven später durch Zwischenträgereien von jener kleinen „Jugendsünde" Webers erfahren habe, und dadurch das gute Verhältnis wieder gestört worden sei, ohne daß sie sich jedoch hindernd in den Weg getreten seien. Ich glaube, wir brauchen uns darüber hier nicht in Vermutungen zu ergehen, zumal darüber doch eigentlich nichts bekannt ist. Wir lassen lieber den schönen Eindruck jenes Zusammentreffens in uns nachklingen. —

Noch eine für ihn sehr erfreuliche Begegnung fällt in jene Badener Tage. Die uns bekannte neue Freundin aus dem Jahre 1817, Frau Marie Pachler-Koschak, war in jenem Sommer, doch schon vor Beethoven, zum Gebrauch der Kur nach Baden gekommen, war eine Zeitlang gleichzeitig mit ihm dort, suchte ihn aber vergeblich auf; erst Ende September, nach der Rückkehr von einer Nachkur, traf sie mit ihm zusammen.[1]) In einem Briefe an Professor Schneller von Weihnachten 1823 schreibt sie darüber:

[1]) S. die früher (S. 59) zitierte Schrift von Dr. Faust Pachler, S. 20. Die folgende Briefstelle entnehme ich einer Abschrift in Thayers Nachlaß. Bei Pachler heißt es am Anfang: „Was mir aber in die Seele schnitt —"

„Was mir aber tief in die Seele griff, war der Anblick Beethovens. Ich fand ihn sehr gealtert. Er klagte über Krankheit und Andrang der Geschäfte. Seine Taubheit hat, wenn möglich, noch zugenommen, allein seine Abneigung, oder vielmehr Unfähigkeit, selbst zu sprechen, scheint sich verloren zu haben. Unsere Konversation war nur von meiner Seite schriftlich; er schrieb mir blos im Moment des Scheidens ein musikalisches Lebewohl, das ich, wie Sie denken können, als eine Reliquie bewahre.“ [1])

Diese Reliquie, im Besitz von Dr. Pachler, teilt Thayer (chronol. Verz. Nr. 242) genau nach dem Original (wie ich der Beischrift Nottebohms entnehme) mit. Es ist folgende:



„Vößlau am 27. Septemb.
von L. v. Beethoven
an Frau v. Pachler.“

Wie man sieht, die Schlußworte aus Matthissons Opferlied, an welchem er gerade in diesem Jahre arbeitete. — Vöslau ist Baden benachbart. Ob sich das Wiedersehen auf diese eine Zusammenkunft beschränkte, erfahren wir nicht. —

Der Aufenthalt in Baden, welchen Beethoven seiner Gesundheit wegen und zur ruhigen Förderung seiner Arbeiten gewählt, der ihm aber Anregung mannigfacher Art gebracht hatte, wurde nicht lange nachher beendigt, nach Schindler Ende Oktober; damit stimmt überein, daß er, wie wir sahen, zur Zeit der ersten Aufführung der Euryanthe (25. Okt.) wieder in Wien war. Er bezog nun eine neue Wohnung in der Ungargasse, Vorstadt Landstraße; die in dem Briefe an Grillparzer angegebene Hausnummer 323 (s. S. 411) dürfte sich auf dieses Haus beziehen.[2]) Die näheren Umstände dieser neuen Übersiedelung sind nicht bekannt und

[1]) Pachler wirft im Anschluß daran die Frage auf, ob bei dieser Gelegenheit jener Gefühlsausbruch (s. o. S. 61) erfolgt sei, behält aber seine Zweifel bei. Es ist wohl ausgeschlossen.

[2]) In Thayers Papieren finde ich einen Zettel, auf welchem (nicht von Thayers Hand, sondern wie mir scheint von Luib) geschrieben ist: „Ende Oktober 1828 (?)“ erst kam Beethoven wieder nach Wien zurück. Er bezog diesmal eine Wohnung in der Ungargasse (Landstraße) Nro. 364 zur schönen Sklavin“? Von wem die Fragezeichen herrühren, weiß ich nicht; die Erklärung bis zum Schlusse stimmt mit Schindler überein; ob die letzte Bezeichnung der Wohnung richtig ist, müssen Lokalkundige entscheiden.

werden sich von den früheren Fällen nicht wesentlich unterschieden haben. In der neuen Wohnung gab er sich vor allen Dingen wieder der gewohnten Tätigkeit hin; vor allem arbeitete er weiter an der neunten Symphonie. In dieser oder der nächstfolgenden Zeit erfolgte die definitive Gestaltung des letzten Satzes in seiner Anknüpfung an die früheren Sätze.[1]) Aber die schließliche Beendigung fällt noch in die ersten Monate des folgenden Jahres; dort werden wir über dieselbe ausführlicher zu sprechen haben.

Sein Hauswesen wurde dadurch etwas geändert, daß der Neffe einstweilen, solange er die Universität besuchte, bei ihm blieb. Die Zeit, da er ihm große Sorge bereiten sollte, rückt näher. Wir werden diese Verhältnisse beim Jahre 1825 im Zusammenhange besprechen.[2])

Von anderweitigen besonderen Ereignissen, Besuchen von Künstlern u. dgl. haben wir aus dem Schlusse dieses Jahres nicht viel Bemerkenswertes mehr zu berichten Im Jahre 1823, wir wissen nicht wann, kam der Schauspieler Ludwig Löwe, von dessen Verkehr mit Beethoven in einer zarten Angelegenheit zu Teplitz früher berichtet wurde (s. Bd. III S. 178), nach Wien, um Gastrollen zu geben. Er besuchte Beethoven, der sich aber an die Teplitzer Ereignisse nicht mehr erinnerte. Da Löwe sie ihm erzählte, nahm er den innigsten Anteil, und als ihm Löwe sagte, er werde gastieren, erwiderte Beethoven, er wolle also (da er schon taub) ihn in einem ihm schon bekannten Stücke spielen sehen. Löwe hat ihn dann, wie er erzählte, bis zu seinem Leichenbegängnisse nicht wieder gesehen.[3])

Bevor wir von diesem ereignisreichen Jahre scheiden, haben wir noch zu fragen. welche Kompositionen außer den bereits besprochenen demselben noch angehören, wobei wir gleich bemerken, daß eine ganz genaue chronologische Bestimmung nicht überall möglich ist. Wir erwähnen hier zunächst die Umarbeitung des Opferliedes (Op. 121 b). Wir haben dieses ernsten Liedes von Matthisson schon gedacht. Dieses feierliche Opfer und Gebet,

---

[1]) Schindler II S. 55.

[2]) Der Neffe Beethovens hat jüngst die Ehre einer monographischen Behandlung erfahren durch M. Vancsa (s. Beil. z. Münchn. Allg. Zeit. 1901 Nr. 30. 31 und „Die Musik“, 1902, 2. Märzh., S. 1083 ff.). Das Geburtsdatum des Neffen konnte V. aus den Taufmatrikeln richtigstellen: es ist der 4. September 1806, nicht wie Bd. II S. 310 irrtümlich angegeben, der 4. November 1807. Von seinen sonstigen Zeitangaben müssen wir einige Male abweichen. So z. B. ist er nicht bis 1822, sondern bis August 1823 bei Blöchlinger geblieben und dann nicht gleich ins polytechnische Institut gekommen, sondern zunächst zur Universität übergegangen, um Philologie zu studieren. Während dieser Zeit wohnte er bei Beethoven, wie wir Schindler glauben dürfen.

[3]) Diesen wie auch den früheren Bericht hatte Thayer von Marie von Breuning. Er geht, nach Thayer, auf Löwes mündliche Erzählung zurück.

der Freiheit Wehr und Schild zu sein, „das Schöne zu dem Guten“ zu verleihen, klang so ganz in Beethovens Seele wider, und so hat er das Lied wiederholt von neuem in etwas erweiterter Gestalt in Angriff genommen, wie ein „Gebet zu allen Zeiten“.[1] Nach dem ersten Entwurfe, der um das Jahr 1794 fällt, hat er es in seinen mittleren Jahren noch zweimal (1801 und um 1807) vorgenommen und ist dann 1822/23 darauf zurückgekommen. Jetzt gibt er ihm eine etwas erweiterte Form, nimmt zur Solostimme den Chorrefrain und eine maßvolle Orchesterbegleitung. Für die Zeitbestimmung der Fertigstellung dieser Komposition haben wir das Datum des 4. April 1824, an welchem sie in einem Konzert der Gesellschaft der Musikfreunde aufgeführt wurde. Sie war aber weit früher fertig. Schon am 15. Februar 1823 hatte Beethoven an Peters in Leipzig geschrieben:[2])

„ich melde ihnen — daß vorigen Sonnabend die 3 Gesänge, 6 Bagatellen, u. ein Zapfenstreich (türkische Musik) stat Marsch abgegangen, — — — — wie ich als Künstler handle, werden sie sehen an den Gesängen, der eine ist mit Begleitung von 2 Clarinett 1 Horn Bratschen und Violonschellen — u. wird entweder ohne Klavier Begleit. allein mit diesen Instrumenten oder mit Klavier u. ohne selbe Instrum. gesungen. Der 2te Gesang ist mit Begleitung von 2 Clarinett, 2 Horn, 2 Fagott u. wird ebenfalls mit diesen Instrumenten allein oder mit Klavier Begleit. allein gemacht beide Gesänge sind mit chören u. der 3te Gesang ist eine ziemlich ausgeführte Ariette mit Clavierbegleit. allein —“

— — Diese Gesänge sind Opferlied, Bundeslied und „der Kuß“. Von dem Opferliede (dem ersten) war die ausgeführtere Begleitung, wie wir sie kennen (Violinen, Fagotte), noch nicht vorhanden, das Lied also in seiner letzten Gestalt noch nicht völlig fertig gestellt. Wodurch sich der Plan der Herausgabe bei Peters wieder zerschlug, wissen wir nicht; das an ihn geschickte Manuskript scheint dort geblieben zu sein. 1871 zeigte Otto Aug. Schulz in Leipzig ein revidiertes Manuskript als käuflich an:[3]) „Beethoven, Opferlied, für 1 Singst. mit Chor u. Begl., 16 Seiten“; dabei wird bemerkt: „Die als Op. 121b gedr. Ausgabe ist eine reicher instrumentierte Ueberarbeitung obiger Handschrift, welche den Namen u. vielerlei Zusätze, Correcturen etc. von der eigenen Hand des Meisters aufweist.“ — „Es scheint also,“ bemerkt Nottebohm hierzu, „daß den Jahren 1822 u. 1823 (oder bis 1824) zwei oder mehr verschiedene Bearbeitungen

[1]) Nottebohm, vgl. I. Beeth. S. 50 f.

[2]) In dem von Nottebohm veröffentlichten Briefe, Allg. Mus. Ztg. VI 1874 S. 18.

[3]) Nottebohm, handschr. Bem. zu Thayers Verz. 281.

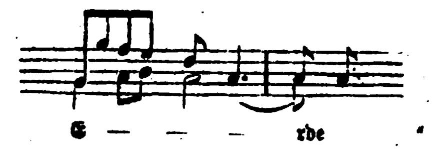
angehören und daß Op. 121b die letzte davon ist." An Ries schrieb Beethoven am 9. April 1825 (Notizen S. 161): „Das Opferlied werden Sie nun bald zum zweitenmale abgeschrieben erhalten haben, und bezeichnen Sie es sogleich als corrigirt von mir, damit es nicht mit dem, was Sie schon haben, gebraucht werde. Hier haben Sie ein Beispiel von den elenden Copisten, welche ich seit Schlemmers Tode habe. Beinahe auf keine Note kann man sich verlassen." Am 7. Mai 1823 bot er dem Musikhändler Lißner in Petersburg u. a. an „2 große Lieder mit Chören Gedichte von Göthe und Matthisson, welche entweder mit passender Instrumental-Begleitung oder auch mit Klavierbegleitung allein gesungen werden," also Bundeslied und Opferlied, letzteres in einer der neuen Bearbeitungen fertig, wenn auch noch nicht in der endgültigen. In einem in Berlin befindlichen Skizzenheft,[1]) welches aus verschiedenen, zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Skizzen zusammengeheftet ist und diese mit anderen in chronologischer Folge geschriebenen Skizzen zu den letzten Quartetten (aus 1824) vereinigt, finden sich unter den ersten Skizzen zu einer vierhändigen Sonate, zur 9. Symphonie, zur Messe in Cis moll, zur Fuge über den Namen Bach, zum Bundeslied auch solche zum Opferlied in der neuen Form, aber mit der gedruckten Fassung noch nicht übereinstimmend. Die Anregung zu der neuen Messe erhielt er 1823, die übrigen Skizzen widersprechen der Annahme nicht, daß sie ungefähr aus derselben Zeit stammen. Die Vermutung ist also begründet, daß er 1823 an dem neuen Opferliede arbeitete; ausgeschlossen ist nicht, daß es erst Anfang 1824 fertig wurde. Beethoven überließ nun die Gesänge nebst anderen Werken, die er herausgeben wollte,[2]) seinem Bruder, dem er verpflichtet war, und bot sie in dessen Interesse Schott in Mainz an,[3]) wo sie im Laufe des Jahres 1825 erschienen sind. Auch da hatte er noch Änderungen zu machen. Am 7. Mai 1825 schreibt er an Schott:[4])

„Bei der Stelle des Opferliedes, wo es heißt



[1]) Nottebohm, II. Beethov. S. 540f.
[2]) Vgl. u. S. 478.
[3]) S. den Brief aus dem November 1824, bei Nohl, N. Br. B. Nr. 275.
[4]) S. beim Jahr 1825. Nohl, Br. Nr. 330.

wünsche ich, daß man diese stelle so, wie ich sie hier schreibe, eintragen möchte



Dazu schreibt er noch unter der Anrede: „NB. Es ist auch nachzusehen, ob beim Chor des Opferliedes auch bei der Violonschellstimme tutti i violoncelli angezeigt ist, wo nicht, muß es geschehen —“

Beethoven hat in der neuen Bearbeitung[1]) das Lied für eine Singstimme mit Chor (welcher jedesmal die drei letzten Verse wiederholt) und kleinem Orchester komponiert; die Grundmelodie verändert er nur wenig, gestaltet sie etwas sprechender, behält aber den Ton feierlichen Ernstes und edler Würde bei, den schon vor 30 Jahren die Worte in ihm hervorgerufen hatten. Den darf auch die Orchesterbegleitung nicht verwischen, welche sich durch schöne Einfachheit und Zurückhaltung in der Klangfarbe auszeichnet; alles Scharfe bleibt ausgeschlossen. Bei der zweiten Strophe macht sich ein Solo-Violoncell mit zarten Gängen geltend, welche die Tonfarbe heben, dem ernsten Grundcharakter ein wenig Leben und Farbe geben, ohne den Gesamteindruck zu beeinträchtigen. In der Führung der Melodie und der Behandlung der Worte macht sich die innerlich vertiefte, abgeklärte Reife des älteren Beethoven fühlbar; insbesondere hat er nicht nur einzelne Worte ausdrucksvoll hervorgehoben, sondern die Musik der Logik des Gedankens besser angepaßt. Gleich die ersten Worte „die Flamme lodert, milder Schein —“ welche in der älteren Fassung musikalisch zusammenhängen, erscheinen jetzt durch Teilung und Gegenüberstellung der Motive jeder Eintönigkeit enthoben, bei den Worten „und Weihrauchdüfte wallen“ versucht er (wie schon Nottebohm bemerkte) in der Singstimme eine kleine, doch sehr zurückhaltende Malerei. Der Anruf „du Höchster“ ist nachdrücklicher geworden, und der Chor hebt den Schluß in ungemein zarter und eindrucksvoller Weise. Die zweite Strophe, in der früheren Fassung ganz mit der ersten übereinstimmend, schreibt er jetzt ganz aus, um für die neuen Worte Freiheit zu gewinnen. „Luft, Erde, Feuer und Fluthen“ sollen nachdrücklicher und mit verstärkter Stimme gesungen werden, besonders soll „das Schöne zu dem Guten“ nachdrücklich hervortreten, das Solovioloncell belebt die Bitte in zarter Weise. Ein inniges, weihevolles Stück,

---

[1]) Thayer, chronol. Verz. 231, Gesamtausgabe Serie 23 Nr. 217.

durch tiefe Empfindung und ernste Zurückhaltung im Ausdruck, der immer einheitlich bleibt, ausgezeichnet. Warum hört man das Opferlied nie? Es ist den Direktionen wohl zu schlicht, bietet der Virtuosität keinen Spielraum und ruft nicht nach schnellem Beifall.

Gänzlich abzuweisen ist Schindlers Mitteilung,[1]) die beiden Gesänge, Opferlied und Bundeslied, seien für den Tenoristen Ehlers zu dessen Benefizkonzert in Preßburg geschrieben. Das Opferlied ist im Diskantschlüssel geschrieben, was allein schon beweisend ist; auch sieht und fühlt jeder, daß es nicht für eine Tenorstimme bestimmt ist. Das Bundeslied hat zwei Solostimmen; eine Skizze[2]) hat freilich Tenorschlüssel; aber als Konzertstück für einen Tenoristen ist es gar nicht gedacht. Man sieht wieder, wie wenig Verlaß auf Schindler in diesen intimeren Dingen ist.[3])

Wir verbinden mit dem Opferliede die Besprechung einiger mit demselben mehrfach zusammen genannter kleinerer Kompositionen, die allem Anschein nach in dieses Jahr fallen, wenn auch nicht genau festzustellen sein wird, ob sie in demselben begonnen wurden oder zu Ende geführt sind.

Daß Beethoven das Bundeslied von Goethe komponierte, wird durch seine hohe Verehrung für den Dichter völlig erklärt; daß er den vom Dichter gewollten fröhlichen Ton richtig traf, wird uns selbst in dieser ernsten schwierigen Zeit, in der ihn die hohen Gedanken der neunten Symphonie umschwebten, nicht wundern, zumal es an analogen Beispielen nicht fehlt; er blieb allen Stimmungen auch in jener Zeit zugänglich. Daß es einem besonderen Anlasse seine Entstehung verdankte, ist möglich; doch sind wir darüber nicht zuverlässig unterrichtet.[4]) Für die Zeit der Entstehung haben wir zunächst dieselben Quellen wie beim Opferliede, den Brief an Peters vom Februar und an Lißner vom Mai 1823 und die Skizzen in den den Skizzen von 1824 beigehefteten Blättern (s. o. S. 470). Demnach war das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1823 fertig; ob schon vorher begonnen, können wir nicht wissen. Eine weitere Skizze, die sich zwischen denen zu den Bagatellen Op. 126 und neben denen zum letzten Satze der

---

[1]) Schindler II S. 152.

[2]) Nottebohm, II. Beeth. S. 207.

[3]) Als das Jahr des Preßburger Konzerts gibt er 1822 an, wo die beiden Stücke noch nicht fertig waren, und als Jahr des Erscheinens 1826; so wenig bemühte er sich um genaue Daten. — Der Sänger Ehlers wird uns später noch einmal begegnen.

[4]) Auch dieses soll nach Schindler für den Tenoristen Ehlers geschrieben sein, was unmöglich ist.

9. Symphonie findet, aber mit dem Drucke nicht völlig übereinstimmt, weist in den Winter 1823/24; es ist nicht ausgeschlossen, daß Beethoven, da es zur Herausgabe noch nicht kam, nachträglich noch weiter skizzierte und änderte.[1]) Auch dieses Stück erschien 1825 bei Schott in Mainz.[2])

Das Lied macht keinen andern Anspruch, als „in geselligen Kreisen“ gesungen zu werden, wie Beethoven selbst darüber schreibt. Es wird Strophe nach Strophe von zwei Solostimmen[3]) auf eine ganz schlichte, derb-fröhliche Melodie gesungen, die beiden letzten Verse jedesmal von einem dreistimmigen Chore wiederholt.[4]) Die Begleitung bilden 2 Klarinetten, 2 Fagotte und 2 Hörner; an ihre Stelle kann nach Beethovens Absicht auch Klavierbegleitung treten. Die Begleitung geht, von Vorspiel und Nachspiel abgesehen, in einfachen Akkorden mit den Singstimmen; in der letzten Strophe ergeht sich bei dem Worte „auf ewig“, bei ein wenig verlangsamtem Tempo, die Klarinette in lebhaften Sextolengängen, die sich in dem festlichen Nachspiele bei kräftiger Begleitung der übrigen wiederholen.[5]) Das Stück erfüllt seinen Zweck, einer frohen geselligen Stimmung Ausdruck zu geben, völlig, und will nichts anderes. —

Zu den Stücken, die er in dem mehrerwähnten Briefe an Peters vom Februar 1823 (S. 469, 2) als an ihn abgesendet erwähnt, gehören einige kleinere, die nach ihrer Entstehung in frühere Zeit zurückreichen, die aber hier, da er ihre Herausgabe wünschte, zweckmäßig zur Erwähnung kommen. Außer den Gesängen und Bagatellen hatte er ihm einen „Zapfenstreich (türkische Musik) statt Marsch“ geschickt und sagt dann weiter: „heute gab ich die noch 2 fehlenden Zapfenstreiche u. den 4ten großen Marsch auch auf die Post, ich hielt für besser ihnen statt 4 Märschen 3 Zapfenstreiche, u. einen Marsch zu geben,[6]) obschon erstere auch zu Märschen können gebraucht

[1]) Vgl. Nottebohm, II. Beeth. S. 207. Die unbestimmten Worte Czernys „skizzirt in sehr früher Zeit“, die in das Musikalienverzeichnis der Gesellschaft d. Musikfreunde geschrieben waren (auch zu Op. 121b und Op. 128) müssen hier außer Betracht bleiben. Darüber war Czerny schwerlich genauer unterrichtet.

[2]) Ges. Ausg. Serie 22 Nr. 218. Vgl. Thayer, chron. Verz. Nr. 232. Einen autographen Klavierauszug besaß G. Petter in Wien.

[3]) In einer Skizze, welche den Tenorschlüssel anwendet, steht darüber: „nur 2 Stimmen Solo“. Sonst hat Beethoven keine Andeutung gemacht.

[4]) Auch hier fehlt jede nähere Bezeichnung. Die Tonlage der Chorstimmen deutet auf Frauenstimmen.

[5]) In den Konversationen von 1826 sagt C. Holz: „Ich mußte recht lachen über die originelle Stelle im Bundeslied, wo sich die Clarinette lustig macht.“

[6]) Beethoven hatte schon am 5. Juni 1822 (s. S. 251) Peters 4 militärische Märsche angeboten.

werden, so was beurtheilen die Regiments Kapellmeister am besten, wie es anzuwenden, übrigens könnten auch Klavierauszüge davon gemacht werden." Das waren nun alles ältere Kompositionen, die Beethoven bei sich hatte liegen lassen. Von den drei Zapfenstreichen war bis zum Bekanntwerden jenes Briefes (1874)[1] nur einer gedruckt, in F dur.[2]) Nach einem bei Artaria befindlichen Autograph war dieser Marsch „für die böhmische Landwehr" 1809 geschrieben und als Marsch Nr. I bezeichnet, mit reicherer (türkischer) Instrumentierung, als in der jetzt gedruckten Fassung. In einer Abschrift dieser Fassung wurde er, gleichfalls 1809, dem Erzherzog Anton (Bruder des Erzherzogs Rudolf) zugeschrieben.[3]) Ein zweites, späteres Autograph (gleichfalls bei Artaria) trägt die Aufschrift Zapfenstreich No. 1.; hier hatte der Marsch auch ein Trio, welches bisher nicht bekannt ist. Dann wurde er zusammen mit dem folgenden für das Karussell in Laxenburg zu Ehren der Kaiserin Maria Ludovica bearbeitet; die Abschrift dieser Bearbeitung in der Haslinger-Rudolfinischen Sammlung diente als Vorlage für den Druck in der neuen Ausgabe von Beethovens Werken.[4]) Das Karussell war am 25. August 1810. Es ist ein markiger, scharf rhythmisierter Marsch, noch oft von Militärkapellen gespielt; mancher, der ihn im Vorüberziehen hört, wird kaum ahnen, daß er Beethovensche Musik hört. Skizzen zu diesem Marsche finden sich zwischen solchen zum Es dur-Konzert (1809);[5]) sie zeigen, daß auch bei diesen kleineren Sachen die endgültige Form nicht im ersten Anlaufe gefunden wurde. Mit diesem Marsch wurde gleichzeitig ein anderer, bis dahin nicht bekannt gewesener, gleichfalls nach einer Abschrift in der Rudolfinischen Sammlung, veröffentlicht.[6]) Derselbe war 1810 für den Erzherzog Anton komponiert. Auch

[1]) Vgl. Nottebohms Anm. zu diesem Briefe.

[2]) Vgl. Nottebohms thematisches Verzeichnis S. 140. Thayer, chron. Verz. Nr. 147 (mit wichtigen handschr. Bem. Nottebohms).

[3]) Dies hatte nach Nottebohm schon auf dem ersten Autograph gestanden (them. Verz. S. 198), war aber ausradiert. In der Abschrift hatte es Erzh. Rudolph beigeschrieben. Die beiden Aufschriften schließen sich gegenseitig aus; Erzherzog Anton hatte mit der böhmischen Landwehr nichts zu tun.

[4]) Gesamtausgabe Serie 25 Nr. 287. — In dem frühesten Druck bei Schlesinger in Berlin steht er als 37 in einer Sammlung von „Geschwindmärschen für die preußische Armee", und zwar speziell für das Yorksche Korps; nach welcher der Vorlagen, ist ungewiß, nach Nottebohm stimmt die Ausgabe mit keiner der angeführten Handschriften ganz überein.

[5]) Nottebohm, II. Beeth. S. 256.

[6]) Ges.-Ausg. Serie 25 S. 297. Vgl. Thayer, chronol. Verz. Nr. 157 (mit Nottebohms handschr. Bem.). Über Skizzen Nottebohm, II. Beeth. S. 277. 526.

dieser Marsch ist in seiner Einfachheit von markiger Kraft. Ein Autograph bei Haslinger hat die Aufschrift: „Zapfenstreich No. 3", und unten „1 Schritt auf einen Takt". Eine Abschrift in dem Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde hat die Überschrift „Marsch für S. K. Hoheit den Erzherzog Anton von Ludwig van Beethoven 1810 am 3ten Sommermonath" [d. i. Juni]. Eine dritte Form war die für das Karussell von 1810 bestimmte; in dieser ist er gedruckt. Bei Artaria befand sich noch ein bisher nicht gedrucktes „Trio No. 3" in F moll im ⁶/₄ Takt. Diesem Marsch läßt die Gesamtausgabe[1]) noch einen dritten in C dur mit einem Trio in F dur folgen, nach einer Abschrift Nottebohms aus dem Autograph. Letzteres (früher bei Haslinger, dann bei Dr. Steger in Wien, dann bei List und Francke in Leipzig) war überschrieben Zapfenstreich No. 2; auch hier steht die Bemerkung: „1 Schritt auf jeden Takt." Die Instrumentation ist wieder die bekannte der türkischen Musik. Aus der Bezeichnung folgert Nottebohm, daß er mit den beiden besprochenen zusammengehört und der Entstehung nach zwischen dieselben (1809—Juni 1810) fällt.[2]) Daß auch dieser Marsch seinem Zweck entspricht und die echt Beethovenschen Züge nicht verleugnet, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden.

Das waren also die drei Zapfenstreiche, welche Beethoven damals Peters übersandte, die aber von diesem nicht zum Druck übernommen wurden.

Als den zu den Zapfenstreichen gesendeten Marsch, den Beethoven als den „4ten großen Marsch" bezeichnet, erkannte Nottebohm in der Anmerkung zu dem Briefe an Peters den Militärmarsch in D dur.[3]) Derselbe trägt auf dem Autograph (früher bei Artaria) die Aufschrift; „Marcia. Con Brio. Marsch zur großen Wachparade. No. 4 von L. v. Beethoven am 3. Juni 1816". Er erschien 1827 nach Beethovens Tode in zweihändigem Klavierauszuge bei Cappi u. Czerny, dem bald nachher ein vierhändiger (bei Witzendorf) folgte. In seiner Urgestalt mit vollem militärischen Orchester (türkischer Musik) brachte ihn erst die neue Gesamtausgabe.[4]) Beethoven war von dem „Magistratsrath und Stadtoberkämmerer dann Oberstlieutenant der bürgerlichen Artillerie" F. X. Embel persönlich um die

---

[1]) Serie 25 Nr. 288.

[2]) Ich beziehe mich hier auf einen handschriftlichen Zusatz Nottebohms zu Thayers chronol. Verz. Nr. 309, den ich hier nicht vollständig mitteilen kann. Vgl. auch Mandyczewski im Rev.-Bericht zur Breitkopf-Härtelschen Gesamtausgabe.

[3]) Themat. Verzeichnis (2. Aufl.) S. 139. Thayer, chronol. Verz. Nr. 206 (mit d. handschr. Bemerkungen Nottebohms).

[4]) Serie 2 Nr. 15.

Komposition des Marsches für das bürgerliche Artilleriekorps ersucht worden; als symbolischer Bittsteller war die Zeichnung einer Kanone beigegeben.[1]) Diese Aufforderung ist an Beethoven wahrscheinlich schon im Jahre 1815 ergangen. In einem Skizzenbuche, welches größtenteils dem Jahre 1815 angehört, freilich ins Jahr 1816 hinüberreicht, findet sich eine Skizze zu diesem Marsche, welche ihn noch nicht als fertig erscheinen läßt;[2]) diese Skizzierung war wohl die Folge der ergangenen Aufforderung. Über diesen überaus glänzenden und festlichen Marsch ist weiter nichts zu sagen, als daß Beethoven wieder den Beweis lieferte, wie sehr er im stande war, seine Kunst jedem ihm dargebotenen Zwecke dienstbar zu machen und den richtigen Ton zu treffen.

Diese einer schon früheren Zeit angehörigen Stücke haben wir hier nur besprochen, weil Beethoven selbst sie in diesem Jahre zur Sprache bringt und herauszugeben wünscht; wir dürfen ihnen aber noch ein kleines, höchst erfreuliches Werk anschließen, welches jedenfalls dieser Zeit angehört, wenn es auch vielleicht in seiner Vollendung ins folgende Jahr hinüberreicht: die Bagatellen Op. 126. Beethoven arbeitete an denselben, vielleicht unter Benutzung früherer Skizzen, zu einer Zeit, als er mit den Skizzen zur 9. Symphonie so ziemlich zu Ende war, frühestens also Ende

---

[1]) Die Zeichnung findet sich in Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek, Mappe 1. Nr. 36. Darunter steht:

„Das bürgerliche Artillerie-Corps der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien bittet um die Ehre einen Marsch für türkische Musik von der Composition des Herrn Louis van Beethoven zu besitzen. Diese Kanone stellet das Artillerie-Corps und eigentlich den Bittsteller vor, der der Bitte den gehörigen Nachdruck geben soll.“ (Unterzeichnet) Franz Xaver Embel
Magistratsrath und
Stadtoberkämmerer, dann
Oberst lieutenant der
bürgl. Artillerie.“

Rechts unten von Schindlers Hand:

„Diese Urkunde datirt von 1815 oder 1816. Der componirte Marsch ist der im thematischen Verzeichniß von Breitkopf u. Härtel Seite 140 angeführte in D dur. „Aus dem Nachlasse.“

A. Schindler.“

Schindler meinte natürlich die erste Auflage des thematischen Verzeichnisses; die zweite hat er nicht mehr erlebt.

Nachdem ich das Dokument selbst eingesehen, erhielt ich vorstehende Notizen durch freundliche Mitteilung des Herrn Dr. Kopfermann in Berlin.

[2]) Nottebohm, II. Beeth. S. 347.

1823; vielleicht wurden sie erst Mitte 1824 fertig. Die eingehende Belehrung Nottebohms über das Verhältnis der schließlichen Gestaltung und der vorhandenen Entwürfe[1]) erfüllt uns nicht nur mit neuer Bewunderung vor der Sorgsamkeit, mit welcher Beethoven auch bei seinen kleineren Arbeiten im einzelnen zu Werke ging, sondern zeigt auch, daß er gerade auf dieses Werk selbst besonderen Wert legte. Als er diese „Kleinigkeiten für Klavier allein" dem Verleger (Schott) anbot (Nov. 1824), sagte er, daß es wohl die besten in der Art seien, welche er geschrieben habe. In der Tat stehen sie weit über den früheren Bagatellen Op. 119, die weil mehr den Eindruck flüchtig hingeworfener und zufällig zusammengestellter Stücke machen; es sind reife Erzeugnisse aus Beethovens letzter Lebensepoche und zeigen uns auch in ihrer kurzen Form das uns vertraute Antlitz des großen Meisters; es sind kleine Stimmungsbilder, die er wie zum Ausruhen mit voller Liebe ausarbeitete. Eine Fülle anmutiger und ernster Gedanken bergen sie in gedrängten Umrissen; die Bildung der Melodie, der Reichtum des Figurenwerks, die freie Behandlung der Form enthält alle Züge des späteren Stiles. Anmutig wiegend, in der Mitte etwas bewegter, sehnsüchtig aufblickend und wieder beruhigt sinkend, umfängt uns gleich das erste Stück (G dur); stürmischer bewegt, nicht ohne sanfte klagende Gegenmotive das zweite (G moll), mit seinen unruhigen Sechzehnteln. In edler beruhigender Kantilene folgt das dritte (Es dur, Andante) in ganz fühlbarem Gegensatze zu Nr. 2; die bewegten Figuren der rechten Hand, welche im weiteren Verlaufe auftreten und das Thema variieren, zeigen ganz deutlich die Wendungen des späteren Beethovenschen Stiles. Die Perle der kleinen Sammlung ist wohl Nr. 4 in H moll, eins der schönsten Stücke, die Beethoven in dieser späteren Zeit geschrieben hat, in seinem schnellen Tempo straff und gebietend; vor dem strengen Einherschreiten des Hauptmotivs finden Klagen und Bitten kaum Gehör. Ganz einzig in seiner Art ist das Trio (Alternativ) in H dur, welches sich in kurzen gebrochenen Gängen zu dem fast durchweg fest ruhenden Baß traumhaft ergeht und Beruhigung sucht; derselbe Gegensatz, in welchem Beethoven sich auch in den größeren Arbeiten der Zeit bewegt, der des finster entschlossenen Gemütes und des unsicher verlangenden, in Hoffnung ruhenden. Im Gegensatze dazu bietet er in Nr. 5 (G dur) ein zart und leise bewegtes Stück, in

---

[1]) Vgl. die Darlegungen Nottebohms II. Beeth. S. 193 ff., deren Inhalt — der hier im einzelnen nicht wiederholt werden kann — dem Studium aller empfohlen sei, welche diesen grundlegenden Erörterungen Interesse zuwenden.

welchem besonders die weiche ruhige Melodie des zweiten Teils uns gefangen nimmt. Aus der ganz hingegebenen Stimmung werden wir wieder aufgerüttelt durch ein kräftiges, die Erwartung spannendes Vorspiel zu Nr. 6 (Es dur); das Stück selbst entwickelt sich dann charakteristisch in dreitaktigen Rhythmen, mit dem Ausdruck ruhig sicheren Friedens, nicht ohne frohere Belebung, um dann zu dem stillen Anfang zurückzukehren und mit Wiederholung des Vorspiels energisch und freudig zu schließen.

Beethoven hat, worauf Nottebohm hinwies, hier wie auch sonst auf die Folge der Tonarten gesehen. Abgesehen von den beiden ersten, bei welchen sich der Gegensatz von Dur und Moll von selbst ergibt, stehen die Tonarten jedesmal eine große Terz voneinander ab. Man kann noch weiter sagen, daß immer zwei Stücke hinsichtlich der Stimmung paarweise zusammengehören. Beethoven schrieb zu dem Entwurf der ersten Bagatelle die Bemerkung „Ciclus von Kleinigkeiten" und deutet hierdurch darauf hin, daß es von vornherein auf Komposition einer Reihe gleichzeitig zu komponierender Stücke abgesehen war. „Die Bagatellen Op. 126" sagt Nottebohm (S. 206) „sind nicht, wie die Bagatellen Op. 33 oder Op. 119, eine Zusammenstellung innerlich und äußerlich nicht zusammenhängender, zu verschiedenen Zeiten entstandener Stücke, sondern bilden eine in sich geschlossene Sammlung. Zur Einheit dieser cyklischen Composition trägt die Einheit des Styles bei." Gerade die Abweichungen des Drucks von den Entwürfen zeigen die Eigentümlichkeiten des späteren Beethovenschen Stiles.

Das Autograph der Bagatellen, im Besitze des Ritters von Pfusterschmid in Wien, trug die Überschrift: Kleinigkeiten von L. v. Btv. Das waren aber nicht die Bagatellen, die im Februar 1823 an Peters geschickt wurden, und die dieser zurückgab, auch nicht die Lißner im Mai 1823 angebotenen; sie waren damals nicht fertig. In beiden Fällen handelte es sich um Op. 119.[1]) Beethoven überließ auch sie nebst anderen Arbeiten seinem Bruder Johann[2]) und bot sie in dessen Interesse im November 1824 Schott in Mainz an, der sie auch nahm und druckte; dort erschienen sie mutmaßlich zu Anfang 1825.[3])

---

[1]) Auch Schindler (II S. 44) begeht diese Verwechslung. Ob die in dem Briefe an Diabelli (A. M. Z. 1870 S. 59) genannten 6 Bagatellen die Op. 126 waren, was Nottebohm für möglich hält, lasse ich dahingestellt; dann würde sich ein dahin zielendes Geschäft zerschlagen haben. Auch Leidesdorf in Wien hat sie nicht nehmen wollen, wie wir den Konversationen aus dem Anf. 1824 entnehmen.

[2]) Vgl. o. S. 270.

[3]) Gesamtausgabe Serie 18 Nr. 190.

Diesen Klavierstücken fügen wir noch ein interessantes kleines Werk bei, über dessen Entstehungszeit freilich gar nichts Näheres bekannt ist. Aus dem Nachlasse gab Diabelli im Januar 1828 das „Rondo a Capriccio" heraus, welches im Manuskript die Aufschrift trug: „Die Wuth über den verlorenen Groschen, ausgetobt in einer Caprice". Später gab man ihm die offen gebliebene Opus-Zahl 129.[1]) Von diesem Stücke finden sich keine Skizzen, und keine briefliche Äußerung, soweit uns bekannt, nimmt auf dasselbe Bezug. Über die Zeit sind wir also ohne jeden näheren Aufschluß. Czerny hat im Musikalienverzeichnis (Gesellschaft der Musikfreunde) bemerkt: „aus seiner Jugendzeit"; es ist aber fraglich, ob er darüber so genau unterrichtet war. Das schlichte lebhafte Hauptthema könnte recht wohl aus früher Zeit stammen; die freie Gestaltung aber, die Variierung des Themas mit ihren harmonischen Kühnheiten, manche Einzelzüge weisen, wie uns scheint, auf spätere Zeit. Das Stück ist ein Ausfluß genialen Humors; diese ruhelose Eile und Ungeduld, diese Unbefriedigung in dem immer erneuerten Versuche kommt in den kurzen Rhythmen und der fortgesetzt raschen Bewegung sprechend zum Ausdruck und kennzeichnet lebendig den nicht rastenden Sucher, und wir fühlen mit, wenn er zuweilen und besonders am Schluß ermattet und abläßt, ohne gefunden zu haben. Ein anmutiges charakteristisches Stimmungsbild ohne aufdringliche Malerei — mehr darf man darin nicht suchen, aber ein höchst erfreuliches, in sich abgerundetes, auch dem Spieler zur Darlegung seiner Auffassung und seines Geschicks viele Gelegenheit gebendes Stück. Daß Beethoven ein so vollendetes, mit Liebe ausgearbeitetes, völlig fertiges Stück jahre- oder jahrzehntelang unediert liegen gelassen haben sollte, ist kaum anzunehmen; in diesem Jahre, welches die Variationen über den Diabellischen Walzer, über „den Schneider Kakadu" entstehen sah, kann es ganz wohl entstanden sein, wenn auch die Frage, ob es zu dem oben erwähnten Sammelwerk von Ries gehören sollte, unentschieden bleiben muß.[2])

Zwischen den Entwürfen zu den Bagatellen skizzierte Beethoven noch einen kleinen neckischen Satz, offenbar für Streichinstrumente, den er aber nicht ausgeführt hat (s. Nottebohm, II. Beethoveniana S. 208); außerdem schrieb er noch einen zweistimmigen Kanon Te solo adoro (aus Metastasios

---

[1]) S. Ges.-Ausg. Serie 18 Nr. 191. Thayer, chronol. Verz. Nr. 289.

[2]) Vgl. noch die humoristische Besprechung von R. Schumann Ges. Schriften Ausg. v. Jansen, I S. 100.

Betulia liberata) nieder, welcher nach Nottebohms Abschrift in der Gesamtausgabe (Serie 25 Nr. 285) Aufnahme gefunden hat. — [1])

---

[1]) Gegen den Schluß des Jahres (5. November) brachte das „Morgenblatt" aus Sporschils Feder einen Bericht über Beethovens Persönlichkeit und Lebensweise, welcher auch von der Wiener Theaterzeitung (15. November) aufgenommen wurde. Da er das Bild des Meisters gerade in dieser Zeit in sehr erwünschter Weise ergänzt, teilen wir ihn im Anhange (VIII) mit.

Anhang.

I.

Briefe an Frau von Streicher.

(Vgl. S. 9 und S. 94.)

Nachstehender Abdruck erfolgt nach den in Thayers Materialien befindlichen Abschriften, die Thayer nach seiner Beischrift von O. Jahns Abschriften der Briefe genommen hat (mit Ausnahme von Nr. 1, 2, 3 und 32, bei denen diese Notiz fehlt). — Gedruckt sind sie größtenteils bei Nohl die dort fehlenden jetzt bei Kalischer, Neue Beethovenbriefe S. 21 ff. — Über Nanette Streicher s. Kalischers Abhandlungen über Beethovens Frauenkreis, Rhein. Musikzeit. 1901 Nr. 18 ff.

1. (Nohl N. Br. Nr. 155.)

(Adr.) Für die gnädige Frau v. Streicher.

„27. Jänner 1817.

Meine werthe Streicher!

Sie überraschen mich, und versetzen mich mit meiner schnellen Einbildungskraft sogleich nach Bremen.[1]) Es ist unterdessen etwas zu weit in diesem Augenblick mich dahin zu verfügen mir mangelt Oberons Horn — Ich bin ohnehin heute auf der Landstraße und kann meinen mir schon lange vorgenommenen Besuch bei ihnen abstatten,[2]) da ich mich mit ihnen über etwas zu besprechen habe — gegen 8 Uhr Nachmittags sage ich ihnen selbst wie sehr ich bin

(in Eil) Ihr Freund und Diener

L. v. Beethoven."

---

[1]) W. C. Müller wirkte in Bremen für das Verständnis Beethovenscher Musik; seine Tochter Elise war Klavierspielerin. — Fanny Giannatasio spricht in ihrem Tagebuch am 31. Januar von einem Geschenk, welches Beethoven von einer Bremer Bürgerin erhalten habe; gewiß Elise Müller.

[2]) Beethoven hatte die Absicht, in der Nähe von Giannatasios Institut auf der Landstraße eine Wohnung zu suchen.

2. (Nohl N. Br. Nr. 160.)

(Adr.) An die Frau Nanette v. Streicher.

7. Feb. 1817.

„Meine werthe Streicher!

Ich bitte sie tausendmal um Verzeihung wegen gestern; es war eine Zusammenkunft wegen der Angelegenheit meines Neffen, die schon Tags vorher bestimmt war, und bei dergleichen bin ich vielleicht immer in Gefahr den Kopf zu verlieren; so ging es auch gestern.

Mögen sie sich nur nicht dadurch beleidigt finden, und mir das Vergnügen des Besuchs ein andermal gewähren. Gestern Nachmittag hatte ich in derselben Angelegenheit zu thun und heute um 10 wieder, ich werde daher zwölf oder halb Ein Uhr mich bei ihnen anfragen; sollten sie verhindert sein so komme ich ein andermal. Ich bitte nochmals die gestrige Begebenheit all den verwirrten Umständen zuzuschreiben worin mich die Sorgen für meinen lieben Neffen verwickelt haben.

In Eil Ihr Freund

Beethoven."

3. (Kalischer S. 22.)

(Adr.) Für die Fr. v. Streicher.

„Meine liebe werthe Streicher

Ich darf heute nicht ausgehen. allein morgen um 10 Uhr will ich mich bei Ihnen einfinden. Machen Sie da aus, daß uns der Hausmeister im ersten Stocke eine Idee von der oberen Wohnung gibt. Finde ich sie alsdann mir angemessen, so nehme ich sie alsogleich. — Gestern war es mir mehrerer Hindernisse wegen nicht möglich Sie zu sehen. — Sorgen Sie also daß wir den einen Tag Aufschub erhalten.

In Eile

31 Februar 1817.[1]

Ihr Freund

Beethoven."

4. (Nohl N. Br. Nr. 190.)

„Beste Fr. v. Streicher!

Sobald sie den ersten Brief gelesen, bitte ich sie ihn mir zuzusenden — ich schrieb neulich ihnen neulich (sic) in Eile u. mag ihnen vielleicht anstößig gewesen sein, allein einige Täge nach ihrem Besuch mit Winter hatte ich einen fürchterlichen rheumatischen Anfall, So daß ich erst morgen oder übermorgen wieder ausgehe.

Ihr Freund

Beethoven."

---

[1]) Statt des seltsamen Datums, das ich so zweimal in Thayers Abschriften finde, hat Kalischer, wohl richtig, 13t. Febr.

Nohl meint, der Brief falle in den Herbst 1817, da Winter 1816 aus München reiste und 1818 in Mailand war. Könnte es nicht früher gewesen sein? Die Krankheitsanfälle fielen in die ersten Monate des Jahres, dauerten freilich geraume Zeit.

5. (Nohl N. Br. Nr. 212.)

„Ich war die ganze Zeit nicht sehr wohl auf u. konnte sie daher wenig sehen, mit so vielen Dingen u. manches Durcheinander hingehalten, bedarf ich der Landluft, Karl hätte heute zu ihnen kommen sollen u. wäre schon gekommen, nun ist aber mein Bruder von Linz auch angelangt und geht der ganze heutige Tag drauf, ohne daß wir sie sehen u. [ihnen][1]) danken können, unterdessen muß ich in einigen Tägen schon wieder hier seyn, wo ich sie sehen werde u. von ihrer Besserung gewiß zu vernehmen hoffe, daß sie uns besuchen werden, versteht sich von selbst

in Eil

ihr Beethoven."

Der Brief muß dem Inhalt nach vor der Abreise nach Heiligenstadt geschrieben sein. Es ist zwar von einer erwarteten Besserung der Frau Streicher die Rede, aber wie können wir deren Krankheiten alle kennen? Die inneren Gründe zwingen ihn ins Frühjahr, wie auch Nohl meint. Er ist wohl im April geschrieben.

6. (Nohl N. Br. Nr. 189.)

„Ich bitte sie gefälligst zu ihrem cultivirten Schneider zu schicken, er hat schon 14 Täge 2 Beinkleider von mir, u. sie sind eben zur Kälte dienend, ich kann sie aber gnädigst nicht von ihm erhalten."

Vorstehende Zeilen teilt Thayer (nach Jahn) auf demselben Blatt mit, wie Nr. 5. Er zweifelt selbst, ob sie für Frau Streicher bestimmt waren. Vielleicht für Zmeskall? Sie sind doch aus derselben Sammlung!

7. (Kalischer S. 29. Der Brief stammt, mit dem folgenden verglichen, aus Heiligenstadt, also wohl aus dem Mai 1817. — Vgl. o. S. 27.)

Für die Fr. v. Streicher.

„Für heute kann ich ihnen, meine liebe Frau v. Streicher, nichts sagen, als daß ich hier bin; wie ich hier bin, wo ich hier bin, das werde ich ihnen bald nachholen. — Beygeschlossenes bitte ich der mir empfohlenen Wäschfrau zukommen zu machen, noch zur Flickwäsche gehörig. Alles schöne an die ihrigen.

in Eil

ihr Freund u. Diener

L. v. Beethoven."

---

[1]) [ihnen] fügt Nohl bei.

8. (Kalischer S. 30.)

„Werthe Freundin!

Ich mache Gebrauch von ihrer Erlaubniß ihnen die Wäsche zur gütigen Besorgung zu übermachen, bald sehe ich sie und bin wie immer

ihr Freund u. Diener
Beethoven.

Alles schöne den Ihrigen.
Heiligenstadt am 16ten May."

9. (Nohl N. Br. Nr. 168.)

(Adr.) „An die Fr. v. Streicher."

„Nußdorf am 7ten Juli.

Meine werthe Freundin!

Ihr Schreiben erhielt ich hier u. zwar darin ihren schlimmen Fall bestätigt, ich hoffe, daß es sich bald bessern, warme laue Bäder heilen alle Wunden — Das schlechte Wetter vorgestern hielt mich, da ich in der Stadt war, ab, zu ihnen zu kommen. ich eilte gestern Morgens wieder hieher, fand aber meinen Bedienten nicht zu Hause, er hatte den Schlüssel zur Wohnung sogar mitgenomen. Es war sehr kühl, ich hatte nichts aus der Stadt als ein sehr dünnes Beinkleid am Leibe u. so mußte ich mich 3 stunden lang herumkeilen,[1]) dies schadete mir u. machte mich den ganzen Tag übel auf. — Da sehen sie die Bedienten-Haushaltungen! — so lange ich krank bin, wäre mir ein anderes Verhältniß zu anderen Menschen nöthig, so sehr ich sonst die Einsamkeit liebe, so schmerzt sie mich jetzt um so mehr, da das kaum möglich ist mich bei all dem Mediciniren u. den Bädern so selbst zu beschäftigen wie sonst, hiezu kommt noch die ängstliche Aussicht, daß es sich vielleicht nie mit mir bessert, daß ich selbst zweifle an meinem jetzigen Arzt, er erklärt nun doch endlich meinen Zustand für Lungenkrankheit. Wegen einer Haußhälterin will ich nochs überlegen, wäre man [bei] dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staats nur einigermaßen überzeugt eine rechtschaffene Person erwarten zu können, so wäre es leicht gemacht, aber — aber —!!! Nun eine große Bitte an Streicher, bitte sie ihn in meinem Namen, daß er die Gefälligkeit hat, mir eines ihrer Piano mehr nach meinem geschwächten Gehör zu richten, so stark es nur immer möglich ist, brauch ichs, ich hatte schon lange den Vorsatz mir eins[2]) zu kaufen, allein in dem Augenblick fällt es mir sehr schwer, vielleicht ist es mir jedoch etwas später eher möglich, nur bis dahin wünschte ich eines von ihnen geliehen zu haben, ich will es durchaus nicht umsonst, ich bin bereit, ihnen das, was man ihnen für eins gibt, auf 6 Monathe in Konvenz. Münze voraus zu bezahlen, vielleicht wissen sie nicht, daß ich, obschon ich nicht immer Piano von ihnen gehabt, ich die ihrigen doch immer besonders vorgezogen seit 1809 — Streicher allein wäre im Stande mir ein solches Piano für mich zu schicken, wie ichs bedarf. — Es fällt mir überhaupt schwer, jemanden beschwerlich zu fallen, da ich gewohnt bin eher für andere etwas zu

[1]) „herumtreiben" bei Nohl.

[2]) „eins von Ihnen" Nohl.

thun als für mich thun zu lassen — was sie mir für Vorschläge hierüber machen werden, ich werde sie annehmen u. ihre Bedingnisse gern erfüllen. — Viel Dank für ihre mir geliehenen 20 fl., auch der Löffel folgt, welche ich hier zurücksende — ich werde sie bald auf einen Augenblick sehen — ich empfehle mich allen den Ihrigen.

ihr Freund u. Diener
L. v. Beethoven."

Beethoven war um Anfang Juli (vielleicht aber vorher) von Heiligenstadt nach Nußdorf umgezogen, wo er bis Anfang September blieb, hatte aber gleichzeitig seine Stadtwohnung.

10. (Kalischer S. 80.)

„Ich werde bald heute zu ihnen kommen, schreiben sie mir doch, wohin sie ihre Briefe nach Nußdorf hier aufgeben u. wohin man sie dahin in der Stadt aufgeben muß?

in Eil

ihr Freund

An die Fr. v. Streicher. Beethoven."

Der Brief, auf den Beethoven in Nr. 11 Bezug nimmt, wird dieser sein; also wohl beide aus dem Juli.

11. (Nohl N. Br. Nr. 173.)

„Es war nicht möglich, meine Werthe, sie gestern zu sehen — allzuviel beschäftigt — heute habe ich ein neues Pflaster auf den Nacken gelegt erhalten — O Noth, Noten sind besser als Nöthen u. Noth. Die Frage, wo sie ihre Briefe nach Nußdorf hier aufgeben, muß ich wiederholen u. sie bitten mir selbe zu beantworten, wegen meines armen Neffen, der sich manchmal bei Hottentotten befindet, die seine Briefe an mich nicht zu besorgen wissen — hoffentlich sehe ich sie heute

in Eil ihr Freund
Beethoven."

Der Brief ist, wie man sieht, in Wien geschrieben, aber nur bei einem vorübergehenden Aufenthalt, Beethoven war schon in Nußdorf.

12. (Nohl N. Br. Nr. 172.)

(Adr.) „An die Frau von Streicher
in Baden.
abzugeben im Johannes-Bau
1ter Stock No. 7."

„Wien am 20ten Juli 1817.

Me werthe Freundin!

Ich konnte wegen dem schlechten Wetter nicht eher als Donnerstags herein kommen u. sie waren schon fort von hier — welcher Streich von der Frau v. Streicher!!! nach Baden???!!!

Also in Baden — — — —

Mit ihrem Manne habe ich gesprochen, seine Theilnahme an mir hat mir wohl und wehe gethan, denn beynahe hätte mir Streicher meine Resignation erschüttert, Gott weiß was es geben wird, da ich aber immer andern Menschen beigestanden, wo ich nur konnte, so vertraue ich auch auf seine Barmherzigkeit mit mir — wegen der Haußhälterin, die sie keuren u. wenigstens als brav geprüft haben, könnte man ja das Kochen versuchen, ehe sie zu mir käme. Dieses läßt sich nun nicht eher bewerkstelligen, bis sie wieder in die Stadt kommen, wann? Uebrigens lassen sie sich nicht durch ihren Mann zu gewissen Ehestreichen verführen —

Wegen der Wohnung wäre es auch Zeit, in der Gärtnergasse gibt es auch auf der gegenüberstehenden Seite Wohnungen, wo man wirklich eine außerordentlich schöne Aussicht genießen würde das alles beruht auf ihrem Wiederkommen. Wie haben sie denn ihre Briefe an mich nach Nußdorf besorgt? —

Halten Sie ihre Tochter fleißig an, daß sie eine Frau werde. — Heute ist eben Sonntag, soll ich ihnen noch etwas aus dem Evangelium vorlesen „Liebet euch untereinander" etc. etc. etc. — ich schließe u. empfehle mich ihnen u. ihrer besten Tochter bestens, wünsche ihnen Heilung aller ihrer Wunden,

Kommen Sie an die alten Ruinen, so denken sie, daß dort Beethoven oft verweilt, durchirren sie die heimlichen Tannenwälder, so denken sie, daß da Beethoven oft gedichtet, oder wie man sagt componirt

in Eil

Ihr Freund u. Diener

L. v. Beethoven."

(Oben auf dem Briefe:)

„NB. Heute gehe ich wieder nach Nußdorf, haben Sie dahin etwas zu bestellen?"

Zu dem Briefe gehört noch als Einlage ein Zettel ohne Datum.

„Beste Frau v. Streicher! Beiliegender Brief hat ihnen[1]) vorigen Sonntag wie sie aus dem Datum[2]) sehen, sollen geschickt werden — was die Frau von Stein anbelangt, so bitte ich selbe, daß sie den Hr. v. Steiner nicht versteinern soll lassen, damit er mir noch dienen könnte, oder die Frau v. Stein möchte nicht zu sehr von Stein sein, in Ansehung des Herrn von Steiner etc. etc.

Was meine Gesundheit anbelangt, so ist es wohl sicher, daß sich Simptome der Besserung zeigen, allein das Hauptübel ist noch da, u. ich fürchte ohne je gehoben werden zu können. — Beste Fr. v. Streicher spielen sie ihrem Männchen keine Streiche — sondern heißen sie lieber gegen jedermann Frau v. Stein!!! Künftigen Mittwoch u. Donnerstag bringe ich in der Stadt zu, wo ich mit Streicher wieder reden werde; — wegen

---

[1]) „schon (?)" statt „ihnen" in Dreyschocks Abschrift. (s. u.)

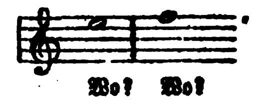
[2]) „selben" statt „Datum". Ders.

der Haußhälterin wünschte ich sie hier, d. h. als Nebenursache, so sehr ich mich mit ihnen freue, daß sie die Badener Luft genießen, wann werden sie unterdessen mich hier wieder mit ihrer Gegenwart erfreuen? —

Alles Schöne ihrer lieben Tochter u. Hr. v. St.

ihr Freund u. Diener

Wo sind meine Bettdecken? Beethoven."



Dieser Brief befand sich im Besitz von Alexander Dreyschock in Prag Thayer hatte auch von ihm Abschrift (außer der Jahnschen). — Nohl hat das Datum 30ten Juli, Thayer zweimal 20. Juli.

Beethoven war noch in Nußdorf, hatte aber daneben seine Stadtwohnung.

13. (Nohl N. Br. Nr. 177. — Noch in Nußdorf.)

An Frau v. Streicher, Ungargasse.

„Werthe Frau v. Streicher!

Ich bitte sie die Bettdecken dem Ueberbringer dieses mitzugeben u. sein Geschwätz gar nicht anzuhören, er ist nicht rein, dieser Mensch — auch bitte ich sie gefälligst zu sorgen, daß die Wäscherin die Wäsche längstens Sonntag liefert, meine Westen, wovon jetzt 2 zum Teufel sind, u. andere nicht zahlvolle Artikel, machen mich dieses wünschen — übrigens bitte ich sie, nicht zu denken, daß ich glaube, daß durch irgend eine Nachlässigkeit von ihnen irgend etwas verloren gegangen sei, dies würde mir wehe thun, schließen sie nicht von den Reden schlechter Bedienten auf meine gewöhnliche Denkungsart — wegen einem anderen Bedienten oder wie ich es sonst einrichte, werde ich ihnen sagen sobald wir uns sehen — ich muß mir kochen lassen, denn durch diese schlechten Zeiten sind so wenig Menschen hier aufm Lande, daß es schwer fällt, zu essen zu haben in den Wirthshäusern, viel weniger das zu finden, was mir ersprießlich u. gut wäre.

in Eil

ihr Freund und Diener

L. v. Beethoven."

14. (Nohl N. Br. Nr. 180. — Nußdorf.)

„Montags den 25ten Aug. Die Einlage ist Sonnabends geschrieben, allein ich hatte Freytags nothwendig in der Stadt zu thun erhitzte mich u. darauf [befand][1]) ich mich Sonntags gestern und heute noch gar nicht wohl — was es für ein Gefühl ist ohne Pflege, ohne Freunde, ohne alles sich selbst überlassen leidend zubringen zu müssen, dies kann man nur selbst erfahren,

---

[1]) Von Nohl beigefügt.

wahrscheinlich komme ich morgen selbst in die Stadt u. sehe sie dann, wo wir manches besprechen müssen.

in Eil
der ihrige
Beethoven."

„NB. Es wird gut seyn, dem überbringer dieses den Wäschzettel nebst ein Paar freundlichen Worten von ihnen an mich zugemacht mitzugeben — den Mann, welchen sie wissen nehmen sie nur gleich an bis wir das mit der Haushälterin überlegt haben." —

15. (Nohl N. Br. Nr. 181.)

„Werthe Frau v. Streicher!

Mit Vergnügen habe ich ihre Einladung empfangen u. werde ihr Folge leisten, heute u. morgen kann ich ihnen nicht beschwerlich fallen, da ich troz schlechtem Wetter nach Wien muß. — Mein Gutachten braucht wohl keineswegs ihr Patent Piano, aber um meinetwillen habe ich schon längst gewünscht, mich damit bekannt zu machen; — in einigen Tagen werde ich fragen lassen, wenn sie zu hause sind u. mir das Vergnügen machen sie zu besuchen.
am 26. Aug. wie immer
Den Brief an ihr Freund
Elise Müller Beethoven.
habe ich empfangen."

Adresse: „Für die Frau v. Streicher gebohrene
Stein bei H. Kaufmann Perger
die Stiege im Hof."

16. (Gedruckt bei Frimmel, Neue Beeth. S. 106.)

„Liebe Fr.[1]) ich bin bereit mit ihnen morgen dieses Instrument zu sehen, wann morgen werde ich mit ihnen heute Nachmittags, wo ich sie besuchen werde, besprechen, übrigens haben sie Geduld mit mir, in meiner jetzigen Lage, kann ich nicht mehr, wie ich sonst handelte handeln, obschon ich noch Beethoven heiße."

(Adr.) „An die Fr. v. Streicher."

Aus Vergleichung mit 15 meint Frimmel diesen Brief auf den 28. August setzen zu dürfen, das ist aber unsicher und kein Anhalt gegeben, Beethoven spricht dort von einigen Tagen. — Frau v. Streicher scheint nach Wien zurückgekehrt, in Nr. 15 noch nicht. Beethoven ist der Einrichtung des Haushalts näher. Obiger Zettel also wohl später.
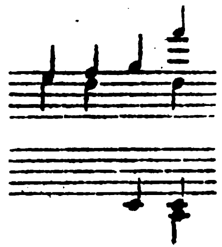
[1]) Freundin bei Frimmel.

17. (Nohl N. Br. Nr. 186.)

„Am 25 September 1817.

Troz Wind u. Regen bin ich schon heute früh um 7 Uhr hier angekommen, obschon ich in dem Regen gestern Abends mich versucht aufzumachen, allein — dem Wasser kann das Feuer nicht widerstehen — den Bedienten sammt Medizin fand ich — ihren Brief aber nicht — ich hätte aber sehr gewünscht ihre Erläuterungen über das Wildpret in der Haushaltung zu lesen — die Wohnung in der Gärtnergasse könnte ich noch aufsagen wenn mathematisch berechnet wäre, wie lang beide Wege von der Stadt aus — was meinen Sie? etc. etc. Ihr Schuster u. der möchte mir eine gute Stiefelwichs schicken die nicht anschmuzt, denn mein Fidelis hat mich mit einer solchen angeschmiert, seine Rechnung von 27 fl. werde ich in einigen Tägen in der Stadt bezahlen — wenn sie mir wollten gütigst nur 25 fl. auf ein paar Täge schicken, das wäre recht schön, ich habe gestern die Schlüssel vergessen zu meinem Kasten, da ich wieder Geld umsetzen wollte. — Wegen dem Wildpret sammt Haushälterin wünschte ich was erkleckliches zu lesen — dero sich gut aufführende Tochter sei uns gegrüßt. Tantus quantus lumpus L. v. Beethoven.

NB. Eine Portion Abwischfetzen brauch-



ten wir als praeliminaria zur künftigen Haushaltung.“

Beethoven ist noch in Nußdorf, hatte aber in Wien die Wohnung in der Gärtnergasse.

18. (Kalischer S. 32. — Aus Nußdorf.)

„Liebe Freundin!

Damit sie mich nicht schlecht beurtheilen, sende ich ihnen hier 3 holländer Dukaten, welche sie wieder dem Herrn Vetter in Krakau zum wechseln geben können, wollten sie sogleich ihre Auslagen u. d. Rechnung der Wäscherin tilgen könnten u. mir das übrige, sobald ich darum schicke, nach Nußdorf senden können.

in Eil
ihr dankbarer
Beethoven.“

Adr. „An die gnädige Fr. v. Streicher“.

Wer der „Herr Vetter in Krakau“ ist, wissen wir nicht, vgl. o. S. 87 f.

19. (Kalischer S. 33.)

„Ich bitte Sie, werthe Fr. v. Streicher, diese 6 Flaschen ächten Köllnerwasser, welches sie hier so leicht nicht für Geld bekommen, von mir anzunehmen. Hoffentlich sehe ich sie bald, wenn nur die 2te Sündfluth nicht herannathe, wenigstens müssen wir wässericht werden, nachdem der Himmel sich immer über uns ergießt.

in Eil
ihr Freund u. Diener
Beethoven."

„An die Frau v. Streicher".

Frau v. Streicher scheint in die Stadt zurückgekehrt zu sein. Das Brieschen ist wohl bald nach Nr. 17 geschrieben (1817).

20. (Nohl N. Br. Nr. 175. — Nußdorf. Im Oktober?)

„Wie sehr verbindlich machen sie mich ihnen, werthe Freundin, u. ich bin so ein armer Mensch geworden, daß ich ihnen nichts vergelten kann. — Montags oder Dienstags werde ich in die Stadt kommen, wo wir über die Wohnung sprechen werden, die auf der andern Seite der Gärtnergasse dürfte doch besser seyn u. im Zins gleich seyn mit der gegenüberstehenden? — Streicher danke ich recht sehr für seine Bemühungen u. bitte ihn nur fortzufahren, Gott wird mich einmal wieder in den Fall kommen lassen, daß ich gutes mit gutem vergelten kann, da das Gegentheil davon mich am meisten betrübt. Ich überschicke ihnen die Wäsche wie auch 11 fl. welche ich ihrer Wäscherin noch schuldig bin — lassen sie den Bedienten nicht zur Wäscherin. — Was einen neuen Bedienten anlangt, so denke ich für diesen Augenblick, da ich diesem einmal aufgesagt, dabey zu bleiben, schreiben wir alle verlohrne Sachen wem immer zu, sein übriges schlechtes Wesen, wie er hier die Hausleute in Ansehung des Obers verläumdete u. manches noch andere sich ereignete haben mir einmal alles Zutrauen zu ihm benommen u. ich halte ihn eher für den Thäter als jeden anderen; ich bitte ihm nur zu sagen, daß sie geglaubt haben, es seien ein paar Fußsöckel verlohren gegangen, dies erhellt aus dem Brief, den sie mir deswegen geschrieben, er beruft sich nur immer auf Sie, daß sie die Strümpfe wiedergefunden hätten. Die Waschfrau erhielt 2 P. Strümpfe wie die 2 Wäschzettel, der ihrige u. der meinige ausgewiesen haben, hätte sie selbe nicht erhalten, so hätte sie entweder ein Paar ausgestrichen od. sagen lassen, daß sie nur 1 paar erhalten, beydes geschah nicht, ich bin also überzeugt, daß sie ihm 2 Paar Strümpfe übergeben, wie sie selbe auch sicher erhalten hat u. daß selbe bloß durch ihn verkommen sind, wo er nur hinkommt schreyt[1]) er über mein Mißtrauen u. dichtet Sachen, die gar nicht vorgefallen um sich rein zu machen u. wieder Fürsprach dort zu erhalten, um in meinem Dienst zu bleiben, nur bey Gelegenheit wollte ich ihnen einmal um

[1]) „scherzt" bei Nohl.

die Strümpfe fragen, allein ich hatte ganz drauf vergessen u. nur durch sein Geplauder haben sie wegen dem Bettel etwas hören müssen, übrigens worüber er sich am meisten entschuldigt, das thut er gewiß. So kenne ich ihn u. ich spreche nichts ohne gewisse Ueberzeugung — fort mit ihm — Sie haben mir von einem Menschen gesagt, welchen sie wissen, er könnte künftigen Monath den ersten Tag bey mir eintreten, da es beschwerlich ist für diese Menschen, einen ganzen Monat warten zu müssen auf ihre Besoldung, so will ich ihm täglich 2 fl. 20 Xr. ausbezahlen, so lange ich hier in Nußdorf hause, will er sich kochen, d. h. für sich allein, so kann er von meinem Holz Gebrauch machen, da er die Woche 2 auch 3 mal in die Stadt muß, so werde ich ihm hiefür noch besonders eine angemessene Belohnung z. B. das was ein paar Stiefel kostet anzuschuhen geben. Vielleicht nehmen ihn die Hausleute hier in die Kost, denn mit diesem wollen sie so wenig als ich zu thun haben, mit der Haußhälterin dürfte es wohl eher nichts, als bis ich in die Stadt komme, seyn — nun Gott sei Dank diese Perioden haben ich glücklich mit Schweiß zusammen gebracht, Gott gäbe es, daß ich nur nichts, gar nichts darüber reden, schreiben, noch denken müßte, denn Sumpf u. Schlamm sind im Kunstboden noch mehr werth, als all das Teufelszeug für einen Mann!!! leben sie wohl u. halten sie etwas auf

ihren Freund
Beethoven.

An Streicher u. Streicherin
alles Schöne."

21. (Nohl N. Br. Nr. 188.)

„An die Frau v. Streicher
gebohrene Stein"

„Nußdorf den 2. Oct.[1])

Morgen werde ich Nachmittags zu ihnen kommen, wenn sie gütigst die Haußhälterin bestellen wollten, so würden sie mich sehr verbinden — gestern rechnete ich mit Jemanden über die zukünftigen Ausgaben, der schilderte mir alles gräßlich — er rechnete auf Bedienten 2 fl. u. auf die Haußhälterin 2 bloß für die Kost, auf die Weise würde der Bediente mit 20 fl. monatlich u die Haushälterin mit 120 fl. jährlich die Summe für ein Jahr beide allein 1704 fl. kosten! — Sollte dieses so seyn? — Gott erbarme sich unser — leben sie wohl.

Morgen hoffe ich sie sicher zu finden, denn ich komme bloß deswegen vom Lande auf die Landstraße.

in Eil
dero
L. v. Beethoven."

Auf Beethovens Rechenkunst brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Das Briefchen ist ersichtlich in großer Aufregung und Unklarheit geschrieben. Alles kurz vor Einrichtung der Haushaltung.

---

[1]) Dies Datum hat Nohl, in Thayers Abschrift steht es nicht.

22. (Nohl N. Br. 167.)

„Ich bitte — bitte zur Wäscherin zu schicken, damit ich die Wäsche Sonntags erhalte.

An die Fr. v. Streicher.

Nicht Vergessenheit — denn ich vergesse lieber, was ich mir schuldig als was ich andern schuldig bin — nur dem Bedienten, da er schon das vorigemal soviele Aufträge hatte, nicht so viel habe aufbürden wollen — hier den fl., welchen sie die Güte hatten, der Wäscherin zu geben, der Löffel, den der Bediente mit Dank zurückstellt, war ebenfalls bei meinem Fortgehen auf der Landstraße in meiner Wohnung bereit gelegt, allein es war das vorige Mal zu viel für ihn, daher er ihn heute erst bringt.

in Eil
ihr Freund u. Diener
L. v. Beethoven.

Alles Schöne den Ihrigen
u. an Streicher besonders."

Der Brief ist nicht datiert und nicht genau zu bestimmen.

23. (Nohl N. Br. 187.)

„Beste Fr. v. Streicher

redlich ist dieser Bediente schwerlich, obschon ich ihn nicht ganz sogleich verdammen will — ich glaube ihn unterdessen ihn noch hier zu behalten mit der Haußhälterin, was glauben Sie? — leicht wird man jemanden andern wohl nicht gleich finden, u. doch fürchte ich der Kerl könnte auf eine brave Person bösen Einfluß haben? — Ich schicke ihnen hier die 2 Schlüssel wo sie alles besehen können, sie können mir sagen, ob es möglich wäre, daß die Haußhälterin spätestens Dienstag früh sich hierher verfügte? — oder gar Montags Nachmittags? — Abwischfetze fehlen — selbst hier, denn der Teufel hat meine 2, 3 malige Einrichtung schon immer geholt — leben sie wohl werthe Freundin

in Eil
ihr Freund
L. v. Beethoven.

NB. Verfluchen sie mich nicht wegen so vieler Beschwerlichkeiten."

24. (Nohl N. Br. 166.)

„Liebe Fr. v. Str.

Ich bin voller Verdrießlichkeiten heute, ihnen sie aufzuzählen ist unmöglich, doch morgen hoffe ich sie zu sehen — leben sie wohl, Gott waltet über uns alle!!

Mit Empfehlungen an die ihrigen

In Eil ihr Freund
Beethoven."

25. (Kalischer S. 31.)

„Ich werde ihnen die Antwort diesen Abend sagen, wenn es sich Dienstag machen ließ, wär es mir lieber, wo ich ohnehin ein von mir bearbeitetes 5[tet] aus einer Sonate probiren werde.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

Das ist das Quintett Op. 104, arrangiert nach dem Klaviertrio Op. 1, 3. Beethoven gebraucht das Wort Sonate hier der Form entsprechend im weiteren Sinn. (Vgl. dazu Nottebohm Beethoveniana (I) S. 8.) — Der Brief ist also noch im August 1817 geschrieben.

26. (Kalischer S. 32.)

„Sehr übel befand ich mich gestern u. heute auch noch, ich gehe nach Nußdorf, ob ich Dienstag kommen werde weiß ich nicht — Gott mit euch —
L. v. Beethoven."

27. (Nohl N. Br. Nr. 174.) Vielleicht vor Nr. 26.

„Werthe Freundin!
Aufs ungewisse, ob sie heute zu sprechen, alles schöne u. gute ihnen und den ihrigen. Meine Wohnung habe ich um einer anderen ziemlich besseren verlassen, möchten sie es über sich nehmen mir nur zu rathen, wie ich nun gewöhnlich gut essen u. trinken zu Hause kann?! — Der Bediente hat von der vorigen Wäsche ein P. Strümpfe verlohren, oder — ich bitte sie ihm die Nachtshemden mitzugeben, welches ganz sicher deswegen geht, weil ich ihm erklärt, daß jedes, was er verliert ersetzen muß — vielleicht sehe ich sie bald — ich bitte sie zuweilen an einen armen kränklichen österreichischen Musikanten zu denken.

in Eil
ihr Freund u. Diener
L. v. Beethoven."

28. (Nohl Nr. 166, Kalischer S. 32. — Bei Jahn-Thayer als besonderer Brief, ebenso Kalischer. Bei Nohl als Nachschrift zu dem Brief Nr. 24. Das Briefchen kann auch früher fallen, wo er noch mehr über seine Krankheit klagte.)

„Ein Brechpulver habe ich nur, muß ich hierauf öfter Thee nehmen? ich bitte sie um einen zinnernen Löffel.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

29. (Nohl N. Br Nr. 201.)

„Für die Fr. v. Streicher."

„Ich bin in Sichtung meiner Papiere begriffen, mitunter in Ueberlegung was für die künftige Veränderung nöthig ist, schreiben [sie es] allem dem zu, daß ihre Rechnungen noch nicht getilgt sind und daß ich nicht bei ihnen war. Zu d. g. wie meine Papiere in Ordnung bringen gehört schreckliche Geduld, die aber unser eins, wenn sie sich einfindet, festhalten muß, weil es sonst nie geschieht; dieses hängt denn auch mit dem, was wir an Geräthschaften brauchen, zusammen — vielen Dank für ihre Empfehlung der neuen H. u. für ihren noch fortdauernden Willen sich unserer anzunehmen, ohne welches ich immer in jede Mißtrauen setzen werde, obschon bei dreien man leichter alles aufdecken wird. ich hoffe sie morgen oder übermorgen zu sehen.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

Also kurz vor der Übersiedlung in die neue Wohnung.

30. (Nohl N. Br. Nr. 207.)

„An die Frau v. Streicher."

„Ich sage Ihnen nur, daß es mir besser geht, ich habe zwar diese Nacht öfters an meinen Tod gedacht; unterdessen sind mir diese Gedanken am Tage auch nicht fremd. —

Wegen der künftigen Haushälterin wünschte ich zu wissen, ob sie ein Bette und Komodekasten hat? Unter Bette verstehe ich zum Theile das Gestell, zum Theil das Bett, die Matratze etc. etc. selbst. Wegen der Wäsche sprechen Sie doch auch mit ihr, damit wir über alles gewiß sind. Sie wird auch Darangeld haben müssen, welches ich ihr schon noch geben werde —; wegen allem Uebrigen morgen oder übermorgen; meine musikalischen und unmusikalischen Papiere sind beinahe in Ordnung.

Das war eine von den 7 Mühen des Herkules —

In Eile
Ihr Freund
Beethoven."

31. (Nohl N. Br. Nr. 191.)

„An die Frau v. Streicher."

„Ich befinde mich nicht wohl u. kann daher nicht zu ihnen kommen, verzeihen sie, daß ich ihnen die 17 fl. so spät schicke, ich bin überhaupt noch immer nicht in meinem Gleise; mit meiner Haußhaltung glaube ich wirklich daß es besser gehen müßte, die Kocherei für sich schon ist mir selten genügend, ich glaube, daß wir einer vernünftigeren Person nöthig hätten, denn beide

sind stumpfsinnig, ich bin dabei sehr verdrießlich. Sprechen sie übrigens nicht viel mit ihnen, denn es wird dadurch doch nicht besser u. macht sie erboster auf mich, soviel ich einsehen kann, bedarf die N. jemanden, der über sie die Aufsicht hat, ohnedieses wird alles hinken — ich bitte sie die Gefälligkeit zu haben, mir so viel Ellen von beigefügtem Barchent (je dicker je besser) als man zu 2 Beinkleidern braucht, zu kaufen, u. noch ein Ehle darüber.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

32. (Kalischer S. 24.)

„An die Fr. v. Streicher."

„Verzeihung — Es fehlt Scheere, Messer etc. Ich glaube, daß die Lumpen zu schlecht und es besser sei Leinwand zu kaufen — Die Halstücher brauchen auch eine flickung — darüber mündlich, wie auch mündlich eben um Nachsicht wieder

In Eil
ihr Freund
Beethoven."

33. (Nohl N. Br. 192.)

„Ich befinde mich noch übel u. wenig Trost ist im Hauß; gestern u. heute habe ich wirklich schlecht gegessen, es fehlt dieser Person an Ueberlegung, — über ihr übrigens mündlich, ich weiß ihren guten Willen, auch sind beide wohl nicht die schlechtesten, doch erfüllt besonders die N. meine Bedürfnisse nicht, gewaltsam u. übereilt soll nichts geschehen, doch fürchte ich, daß sie doch gar zu viel zu thun hätten, um hier Ordnung oder Ordentliches zu erschaffen, wie, wenn sie krank oder abwesend sind — wir müssen eine Person haben, auf die wir uns ohne anderer Zuthun verlassen können — ohnehin ist es mir hart in den Zustand gerathen zu sein, so mancherlei Menschen brauchen zu müssen — meinen herzlichen Dank für ihren Einkauf, übermorgen werde ich sie wohl gewiß sehn, da ich morgen viel zu thun habe, wenn ich nur anders mich besser befinde

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

34. (Nohl N. Br. 195.)

„Fürs erste leuchtet aus allem hervor, daß wenn Sie nicht gütigst eine Art von Oberaufsicht führen, ich bei meinem Gebrechen beinahe mit allen Leuten dasselbe Schicksal haben werde — die Undankbarkeit gegen Sie ist es, was bei mir beide Menschen auf das tiefste heruntergesetzt hat.

Was sie sonst von Geschwätz sagen, begreife ich nicht, ein einziges mal erinnere ich mich in Ansehung eines dritten Gegenstandes einen Augenblick selbst mich vergessen zu haben, jedoch bei ganz anderen Menschen. — das ist alles was ich hierüber zu sagen weiß — ich meiner Seite achte u. höre nie das Geschwäz des Pöbels an, ich habe ihnen selbst hierüber Winke gegeben, ohne ein Wort zu sagen von dem was ich gehört habe — fort, fort, fort, fort mit d. g. Es ist schon mehrmal der Fall gewesen, daß ich die N. zu ihnen geschickt, daß sie ihr vergeben möchten u. seit ihrem letzten Besuch bei mir, habe ich sie zwar nicht ausgescholten, aber ich habe kein Wort, keine Sylbe mehr mit ihr gesprochen u. ihr so deutlich genug meinen Willen zu erkennen gegeben, denn ich muß sagen, von Menschen die sich so gegen Sie betragen, kann ich unmöglich einen guten Schluß für mich selbst ziehen u. es liegt mir an beiden nichts. —

Die Aufsagung wird heute mit der B. geschehen, vielleicht daß sie die N. um Vergebung bittet, da sie schon einen Schritt gethan, übrigens wiederhole ich, wenn nicht wie [mir?] Jemand diese Sache unter seine Obhut stellt, dürfte es uns auch mit andern nicht besser ergehn. — Uebrigens verlasse ich mich auf ihre Menschenfreundlichkeit, die ihnen innerlich sagt, Gutes zu thun, ich kann das nicht in diesen Fall mit ihnen gegenseitig kommen, leider habe ich dieses schon früher gefühlt u. hoffe nichts destoweniger, daß sie immer gern für mich handeln werden, für ihren Freund

und Diener
Beethoven.

Die N. braucht eine Person über sich, eine vernünftigere, die diese nicht nöthig hätte, würde wohl besser zu uns passen, obschon auch nicht ohne Aufsicht, auch wollen wir nicht die Vorwände zu sehr treiben, denn „jeder Mensch fehlt, nur immer auf eine andere Art.“ Nehmen sie nur sogleich die andere auf, u. verzeihen sie mir alle die Beschwerlichkeiten, welche ich ihnen verursache — Sobald sie von Klosterneuburg kommen, bitte ich sie, daß sie recht brav sind! Ich habe der Nany gesagt, daß ich einen Bedienten aufgenommen, lassen sie selbe in diesem Wahn.“

Dieser Brief ist kurz vor dem folgenden (35) geschrieben, wie aus der Bemerkung über die Aufsagung an die B. hervorgeht.

35. (Nohl Br. B. Nr. 157, der den Brief sicher unrichtig ins Ende 1816 setzt.)

„An die Fr. v. Streicher geb. Stein
(mit einer Visitenkarte Ludwig van Beethoven).

Schon gestern sollte ihnen die N. die Neujahrsbillete geben, sie that es unterdessen nicht — Vorgestern hatte ich mit Mälzel, der sehr pressirt ist, da er bald von hier abreißt, zu thun, daher sie wohl von selbst wissen werden, daß ich sonst unfehlbar gleich wieder hinauf geeilt wäre — gestern sah ich ihre liebe gute Tochter bei mir, war aber so krank als ich mich nicht bald erinnere, die saubern Bedienten hatten vorgestern von 7 Uhr bis 10 Abends gebraucht

bis ich Feuer im Ofen hatte, die grimmige Kälte, besonders bei mir, machte mich zu sehr erkühlen, und ich konnte gestern beinahe den ganzen Tag kein Glied bewegen. Husten und die fürchterlichsten Kopfschmerzen, welche ich gehabt, begleiteten mich den ganzen Tag, schon Abends gegen 6 Uhr mußte ich mich ins Bett begeben, ich liege noch, unterdessen ist mir besser, ihr Herr Bruder speiste gestern bei mir, er hat mir eine sehr große Gefälligkeit erzeigt — am selben Tag, wie sie wissen, nämlich: den 27. Decemb. habe ich der B. aufgesagt. Die Niedrigkeit von beiden Personen ist mir unausstehlich u. mich soll wundern, ob die N. sich besser bei der Abwesenheit der anderen betragen wird, ich zweifle, doch wir machen dann ohne weiteres den Kehraus mit ihr, für eine Haußhälterin ist sie zu ungebildet, zu viehisch, die andere aber steht bey ihrem Gesicht noch unter dem Vieh. — Da das Neujahr da ist, so glaube ich, daß 5 fl. für die Nany genug sein wird, die 4 fl. für den Macherlohn ihres Spenzers habe ich ihr nicht gegeben nach dem schlechten Betragen gegen Sie — die andere verdient wirklich kein Neujahr, ohnehin hat sie 9 fl. voraus, bei ihrem Weggehen werde ich ihr doch nicht mehr als höchstens 4 oder 5 fl. davon abhalten können, ich wünsche ihr Gutachten über alles das. — Nun nehmen sie meine Wünsche für ihr Wohl an, die wahrhaft gemeint sind, ich bin in so vielen Rücksichten ihr Schuldner, daß ich hiebei oft genug ein beschämendes Gefühl habe.

Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.

Wie immer
ihr Freund
L. v. Beethoven."

Das neue Jahr (1818) war herangekommen, Beethoven war in der neuen Haushaltung, die noch viel Schwierigkeiten verursacht. Vorstehender Brief ist um Neujahr geschrieben.

86. (Nohl N. Br. Nr. 193.)

„An die Frau von Streicher gebohrne Stein.

Ihre letzte Unterredung mußte ich theuer bezahlen, die N. hat sich danach so gegen mich betragen, daß ich Sonnabends wüthend geworden bin, darauf hat sie freilich wieder getaugt — allein ihr zuthun wird nichts helfen, das übel dieser Person, ihr Eigensinn ist nicht zu bessern u. mein Zutrauen hat sie schon verloren — hiezu kommt noch, daß nun nach und nach die Zeit heranrückt, wo Karl sicher bei mir sein wird,[1]) und ich glaube sie werden mit mir einstimmen beide Personen mit anderen und besseren zu vertauschen.

Vielleicht sehe ich sie morgen, übermorgen gewiß.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

---

[1]) Anfangs Januar 1818.

37. (Nohl Br. B. Nr. 158 unvollständig. — Kalischer S. 28.)

„Ich danke ihnen für ihren Antheil an mir — es geht schon besser — heute habe ich unterdessen viel ausgestanden von der N. — habe ihr aber ein halb duzend Bücher zum Neujahr an den Kopf geworfen — die Blätter rotten wir aus (indem wir die B. fortschaffen) oder die Aeste, aber wir werden wohl selbst bis an die Wurzel kommen müssen, so daß nichts mehr übrig bleibt als der Grund. — ich glaubte die Sophie gesehen zu haben und als ich das 2te mal nach Hauß kam, konnte ich vor schmerzen nichts anderes thun als mich niederlegen aufs Kanapee — ich hoffe sie bald bei mir oder mich bei ihnen zu sehn

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

38. (Nohl N. Br. Nr. 199.)

„An die Frau v. Streicher geborne Stein.

Es freut mich, daß Sie selbst fühlen, daß ich unmöglich mehr ihr Haus betreten kann —; der beiliegende Zettel ist von diesem Morgen geschrieben; ich wollte ihn Ihnen schicken, wenn der ihrige durch ihren Diener anlangt.

Ich erwarte sie mit Vergnügen Dienstags Morgens —; Sie finden mich sicher. — von Karls Arzt weiß ich, daß es seinem Leibe gut geht; was die Seele anbelangt, so ist dieses nur dem Himmel anheimzustellen.

In Eile
Ihr Freund
Beethoven."

39. (Nohl N. Br. Nr. 200.)

„An Frau Nanette v. Streicher
geborne Stein.

Es wird gut sein, daß sie meinen zwei Dienstleuten ebensowenig als ich merken lassen, daß ich leider nicht mehr das Vergnügen haben kann, zu ihnen zu kommen, dieß müsse im Nothfalle sehr üble Folgen für mich haben, ebenso als wenn sie sich gänzlich hierin entziehen wollten — ich bitte sie mir gütigst ihre Auslagen für mich anzuzeigen, die ich sogleich ihnen mit vielem Danke schicken werde, ebenfalls mir gefälligst anzuzeigen, wo ihr Silberarbeiter sein Gewölb habe? — Die Nany habe ich, wie auch die andere ob ihres Betragens gegen sie ausgescholten, nichts desto weniger hat sich die Jüngere gestern so frech und keck betragen, daß ich ihr gedroht, im Falle sie noch einmal sowohl Bosheiten an Anderen als an mir ausübe, ich sie auf der Stelle aus dem Hause jagen werde; sie sehen,

daß wir beinahe von beiden gleiche Behandlung erfahren; dieses liegt schon in den Naturen ja in der wahrhaft bösen Natur der Jüngeren —; hieran sind sie ebenso wenig als ich schuld — sobald sie können, machen sie mir das Vergnügen, mich zu besuchen, oder auch bei mir zu speisen. —

Jede kleine Gefälligkeit von ihnen werde ich im Gedächtniß behalten, und mich immer nennen ihren

dankbaren
L. v. Beethoven."

40. (Frimmel N. Beeth. S. 107.)

„An die Frau v. Streicher
gebohrne Stein.

Ja wohl ist diese ganze Haußhaltung noch ohne Haltung, und sieht einem **Allegro di Confusione** ganz ähnlich — wenn ich recht lese so wollten sie mir diesen Nachmittag um halb 5 Uhr das Vergnügen ihres Besuches schenken, oder solls heißen um halb 3 Uhr? — Dies bedarf noch einer Aufklärung, weswegen sie schon ihre kleine Brieftaube noch einmal schicken müssen, denn die Weiber waschen sich heute jede eine und die andere im Waschtrog.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

41. (Nohl Br. B. Nr. 161, doch lückenhaft.)

„An die Fr. v. Streicher gebohrne Stein.

Der bewußten Missethäterin ist heute ihr Urtheil angekündigt worden — sie benahm sich dabei beinahe wie **Caesar** bei **Brutus** Dolch, nur daß in ersterem Wahrheit zu Grunde lag und bey ihr eine heillose Tücke. — Das Küchenmädchen scheint brauchbarer als das vorige schlechte schönheits gesicht, sie läßt sich nicht mehr blicken, ein Zeichen, daß sie auf kein gutes Zeugniß hofft, welches ich ihr doch zugedacht hatte. — Nun fehlt mir eine neue Hauptperson, ich bitte jedoch hierin alles aufs beste zu erwägen, gut kochen damit man gut verdaue, sie dürfte ebenfalls für das flicken (nicht im Staate) der Hembden **etc.** brauchbar sein, soviel Gehirn haben als nöthig ist, für die Bedürfnisse mehrerer Personen hinlänglich u. zugleich auslangend des Beutels wegen zu sorgen. Das neue Küchenmädchen hat ein etwas schiefes Gesicht beim Holztragen gemacht, ich hoffe aber sie wird sich erinnern daß unser Erlöser sein Kreuz auch auf Golgatha geschleppt hat. — ich sehe sie wahrscheinlich morgen.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

42. (Nohl N. Br. Nr. 197.)

„Es freut mich, daß sie sich noch ferner um das Hauswesen annehmen wollen, ohne das alles andere vergebens wäre, beym hier folgenden Küchenbuch liegt ein Brief, welchen ich ihnen, noch ehe sie nach K. N. [Kloster Neuburg] gingen geschrieben, mit der N. geht es jetzt, was ihr Betragen angeht, besser, u. ich denke gar nicht, daß sie den Willen dazu hat, vielleicht ist es möglich mit dem andern Mädchen unsere Haushaltung vortheilhafter zu wirken, doch dürfen sie sich nicht entziehen, leicht können sie im Küchenbuch sehen, ob ich allein oder zu mehreren oder gar nicht zu Hause gegessen habe. — ganz ehrlich halte ich die N. nicht, außerdem, daß sie noch obendrein ein schreckliches Vieh ist, nicht durch Liebe, sondern durch Furcht müssen d. g. Leute gehandhabt werden, ich sehe das jetzt ganz klar ein. — Es versteht sich, daß das Dienstmädchen Sonnabend früh eintreten kann, nur bitte ich sie mir gütigst anzuzeigen, ob die Baberl sich Freytags früh oder nach Tisch zu entfernen hat? — Das Küchenbuch allein kann ihnen nicht alles klar anzeigen, sie müssen manchmal beim Essen als ein richtender Engel unverhofft erscheinen, um auch in Augenschein zu nehmen, was wir haben. — ich speise nun niemals zu Hause als wenn jemand bei mir zu Gaste ist, denn ich will nicht so viel für meine Person bezahlen daß 3 od. 4 davon essen könnten. — Meinen lieben Sohn Karl werde ich nun bald bei mir haben, um so mehr bedürfen wir der Oekonomie. — ich kann mich nicht wohl überwinden zu ihnen zu kommen, sie verzeihen mir schon, ich bin sehr empfindlich u. dgl. nicht gewohnt, noch weniger mag ich mich aussetzen — — — sobald sie können besuchen sie mich, nur lassen sie michs voraus wissen, ich habe viel mit ihnen zu reden, schicken sie mir das Büchel gegen Abend ebenso wieder zurück, bis die andere Person da ist gehen wir einen stärkeren Weg u. mit ihrer gütigen freundschaftlichen Gefälligkeit wäre es doch möglich hierin fortzukommen. — Die N. hat außer ihren 12 Kr. Brotgeld eine Semmel Morgens, ist das mit der Küchenmagd auch der Fall, eine Semmel macht für ein Jahr 18 fl. — leben sie und weben sie wohl, die Fräulein N. ist ganz umgewandelt seit ich ihr das halb dutzend Bücher an den Kopf geworfen. Es ist wahrscheinlich durch Zufall etwas davon in ihr Gehirn oder schlechtes Herz gerathen, wenigstens haben wir eine busige Betriegerin!!!

in Eil

ihr

L. v. Beethoven."

43. (Nohl N. Br. Nr. 198.)

„Was die B. betrifft, so geht sie Montag in der Früh, zu Mittag kann also die andere od. Nachmittags gegen 2 od. 3 Uhr, wie Sie am besten glauben, einstehen, die N. hat mich heute gefragt, ob die B. bleibe, ich

sagte nein, sie könne höchstens bis Montag in der Frühe bleiben, übrigens habe ich guten Grund zu glauben, daß die N. oder die andere ihre Spionereyen in ihrem Hause fortsetzt. — Vorgestern Abend fing die N. an mich auf ihre allem Mistvolk eigene Art des Läutens wegen aufzuziehen, sie wußte also schon daß ich ihnen davon geschrieben, gestern Morgen gingen die Teufeleyen wieder an, ich machte kurzen Spaß u. warf der B. meinen schweren Sessel am Bette auf den Leib, dafür hatte ich den ganzen Tag ruhe, immer nehmen sie Rache an mir, so oft sie eine Korrespondenz verrichten oder sonst etwas bemerken zwischen uns. — Was die Ehrlichkeit der N. anbelangt, so glaube ich sie [ist] nicht weit her, sie nascht gern, dies mag dazu beitragen — sobald das andere Mädchen da ist, werde ich in ihrer Gegenwart sobald sie mich besuchen, die N. hineinrufen, u. meine Zweifel des Küchenbüchels wegen äußern — Monathrechnungen gehen bei mir nicht eher an, bis alle Tage eine gewisse Anzahl Personen bei mir speist, auch machten die Anschaffungen dies nicht möglich, aber daß ich allein beinahe so viel brauche, als wenn auch noch 2 Personen bei mir essen, das hat seine Richtigkeit — wahrscheinlich werden wir zu Mittage immer zu Dreyen, außer den 2 Dienstbothen essen, da der Lehrer meines Karls zu Mittage bei mir essen wird, dem Himmel muß ich danken, daß ich überall Menschen finde, die sich besonders jetzt meiner annehmen, so hat sich einer der ausgezeichnetsten Professoren an der hiesigen Universität gefunden, der mir alles was Karls Unterricht betrifft aufs beste besorgt und anräth. — sollten sie bei Czerny mit diesen Gianatasischen zusammen kommen, so wissen sie von gar nichts was mit meinem Karl geschieht, sagen es sei meine Gewohnheit nicht meine Vorsätze auszuplaudern indem jeder ausgeplauderte Vorsatz einem schon nicht mehr zugehört, sie möchten ferner sich noch gerne einmischen u. ich will sie diese alltags Menschen ebenso wenig für mich wie für meinen Karl. — Daß sie der N. gern verzeihen, glaube ich auch, ich denke auch so, aber ich kann sie doch nun nicht mehr anders als eine unmoralische Person betrachten, wir werden schon sehen, wie es sonst geht, aber gemeiniglich thut das was nun schon vorgefallen, zwischen Herren und Dienstbothen nicht gut mehr — das nun eintretende Küchenmädchen bitte ich sie so zu unterrichten, daß sie ihnen u. mir als Parthey gegen die N. dient, dafür werde ich ihr manchmal etwas schenken, welches die andere nicht zu wissen braucht, ohnehin wird sie nicht so naschhaft sein als die N. u. B. kurzum, das Küchenmädchen muß als Gegenparthey der N. immer sich betragen, so wird die außerordentliche Frechheit, Bosheit u. Niedrigkeit der N., die zwar jetzt etwas gedämpft ist, auch nachlassen, ich versichere sie, daß das mit der N. erlebte noch über manche gehabte Bediente geht. — alle fremde Besuche und besonders vom 1ten Stock habe ich der N. gänzlich untersagt. — u. nun leben sie herzlich wohl, was die Dienstbothen angeht, so ist nur eine Sprache überall über ihre Immoralität, welchem alle übrigen Unglück allhier zuzuschreiben, u. so dürfen sie nie von meiner Seite hierüber eine Kränkung erleiden können oder erwarten, dankbar werde ich alles anerkennen, was mir ihre Freundschaft dargebracht, nur ist es mir leid, daß ich unschuldiger Weise an einer kleinen Ent-

zündung in ihrem Hause schuld bin — statt der Klosterneuburger Geistlichkeit segne ich sie.

in Eil
ihr Freund
Beethoven.

Die N. frug mich nebenbey, ob
ich denn Jemand andern an der Stelle
der B. habe, ich antwortete ja."

44. (Nohl N. Br. Nr. 179.)

„An die Fr. v. Streicher."

„Ich bitte sie, werthe Fr. v. Str., von meinem Entschlusse mit dem Hofmeister für Karl bei keinem Menschen etwas laut werden zu lassen, damit weder ihm noch Karl dadurch geschadet werde, bis die Sache ganz sicher ist — für mein übriges Daseyn bedarf ich einer besseren Pflege u. Aufwartung, dazu gehört eine Haushälterin, da wir einen guten Hofmeister gefunden, bedürfen wir wohl jetzt nicht der Französin, indem Karl doch eines wissenschaftlichen französischen Unterrichts genießen muß, u. dazu wohl unsere Französin nicht taugen dürfte, auf der anderen Seite dürfte, Hofmeister u. Hofmeisterin zu viel kosten, nun höre ich aber, daß man auch recht wohl für 100 fl. jährlich sammt Kost u. Wohnung wohl eine Haußhälterin haben kann — denken sie darüber und rathen u. helfen sie

ihrem
armen leidenden
Freunde
Beethoven."

An Streicher die liebevollsten
Mahnungen."

45. (Nohl N. Br. Nr. 205.)

(Adr.) „Für die Frau v. Streicher geb. Stein.
C'est justement que j'entends que la N.
demain s'en va sûrement."

„Es war nicht möglich Sie gestern zu besuchen — mit größtem Vergnügen erwarte ich sie heute Nachmittag. Die N. geht ohnehin aus, übrigens kann wohl kein Zusammentreffen mit ihr und ihnen jemals stattfinden. Wir könnten hernach auch das Silber kaufen gehen, da es doch nöthig ist, — Nach 3 Uhr ist die N. schon aus. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht morgen oder heute ihr Austritt sei.

In Eil
Ihr
Beethoven."

46. (Nohl N. Br. Nr. 203.)

„An die Frau v. Streicher.“

„In Eil.

Die N. hat mir gestern Abends erst ihren Brief übergeben; ich wünsche jeden Tag ihre geendigte Laufbahn bei mir, — ich habe mich wieder erkühlt und habe starken Schnupfen und Husten, Ich sehe sie bald, ich danke für die Baumwolle.

Sobald das Silber abgeliefert erhalten sie selbe.

Ihr Freund
Beethoven.“

47. (Nohl N. Br. Nr. 202.)

„An die Frau v. Streicher geborne Stein.“

„Ich schrieb ihnen zwar neulich von besser mich befinden, allein es ist noch nicht ganz, daher konnte ich sie nicht sehen und nun ist seit gestern der Tischler da — Morgen trifft Karl ein und ich habe mich in ihm geirrt, daß er vielleicht doch vorziehen würde, da zu bleiben. Er ist frohen Muthes und viel aufgeweckter als sonst, und zeigt mir jeden Augenblick seine Liebe und Anhänglichkeit; übrigens hoffe ich, daß sie sehen, daß ich in einem einmal etwas fest beschlossenen nicht wanke, und Es war so gut!

Wegen der N. der Einschreibung des Küchengeräthes haben sie recht, ich werde heute überlegen wie es zu machen; vielleicht sehe ich sie morgen oder heute.

Montags sind ihre 14 Tage schon zu Ende. Es frägt sich, ob sie am selben Tage schon fortgehen muß; ich wäre ganz zufrieden; sie hat manches Unheil angestiftet, da vor ihrer Bosheit und Konfusion nichts sicher ist — Den Hofmeister können wir eintreten lassen, wann wir wollen, ohnehin können wir eher nichts gemeinschaftlich überlegen und durchführen, bis die N. fort ist. Das Nöthigste nur, da es ganz gewiß ist, daß ich entweder halben Juni oder Ende September Wien verlassen muß — Leben Sie wohl; ich danke ihnen für die Sorgfalt.

Ihr Freund
Beethoven.“

Der Brief ist, wie Thayer in seiner Abschrift bemerkt, am 23. Januar 1818 geschrieben; denn am 24. erfolgte der Austritt aus Giannatasios Institut.

48. (Nohl N. Br. Nr. 208.)

„An die Frau v. Streicher gebohrne Stein.“

„Eben im Begriffe ihnen zu schreiben, erhalte ich ihren Brief nebst Silber; wir werden alles übrige besprechen. Karl darf noch nicht, und das

vor einigen Tagen[1]) noch nicht ausgehen, und mit der Einrichtung gibt es auch einige Tage zu thun; wegen allen diesem konnte ich sie nicht sehen, hoffe aber morgen oder übermorgen dazu zu kommen. Die P. kocht gut, und ich muß ihnen hiefür wieder unendlich Dank wissen, wenn sie nur fortfahren sich zuweilen um uns zu bekümmern, so möchte das Ganze immer noch leidlich, u. vielleicht noch etwas mehr ausfallen. Es gehen noch einige Tage dazu, bis ich ganz in Ordnung bin. Es war für mich eine Herkulesarbeit. Gott gebe nur, daß ich nur meiner Kunst mich wieder ganz widmen kann; alle meine übrigen Umstände müßte ich sonst dieser ganz unterzuordnen, nun bin ich freilich hierin etwas verrückt worden.

Mündlich mehr; — Karl empfiehlt sich ihnen —

In Eil
ihr Freund u. Diener
Beethoven."

49. (Nohl N. Br. Nr. 206.)

„Für die Fr. v. Streicher."

„Ich bitte sie, meine Werthe, das noch abzuthuende Geschäft des Silberzeugs abzumachen. Es dürfte gar zu lange währen, bis ich dazu komme. Fürs erste ist zu wissen ob wir noch Geld herausgeben müssen? und wie viel? Die Zuckerbüchse geben wir auf jeden Fall zurück. Hiezu gebe ich noch 8 Kaffeelöffel von mir, können wir nur hiefür ohne viel herauszugeben noch ein paar Eßlöffel, einen leichten Oberslöffel haben, so wäre für unsere Bedürfnisse gesorgt, denn an weiteres darf ich armer oesterreichischer, ärmster Musikant, nicht denken — in Eil — nebst Empfehlung wegen exemplarischer Aufführung ihrer und dero Tochter.

ihr Freund
Beethoven."

„Für die Fr. v. Streicher
nebst Silberrechnung, silberner Zuckerbüchse
u. 3 Kaffeelöffel."

50. (Kalischer S. 25.)

„Vielen Dank, werthe Frau v. Streicher für ihre neue Gefälligkeit —; ich werde morgen Nachmittag selber zu Sieber gehen und ihm den Rest einhändigen —

Bald werde ich das Vergnügen haben, sie und Karl zu sehen.

In Eil
ihr ~~Freund~~
Beethoven."

Jakob Matthias Sieber war Galanteriewarenhändler in Wien am Graben 1171 (Thayer). (Kalischer will hier an den Chirurgus Seibert denken.)

---

[1]) „und vor Tägen" bei Nohl, wohl richtig.

51. (Nohl N. Br. Nr. 209.)

„An die Fr. v. Streicher."

„Wir waren früh auf, Karl und ich, denn der Hofmeister war über Nacht nicht nach Hause gekommen — ich begreife daher nicht ganz unsere Unordnung, die sie verhinderte zu uns zu kommen, obwohl öfters d. g. bei uns überall zu Hause ist. — Mein Gast ist heute einer der ersten Professoren meines Karl wegen! — Hoffentlich sehe ich sie diesen Nachmittag gewiß, der Haushälterin gab ich auf, sie zu befragen um die Mehlspeise, die sie einmal uns gütigst auf Neujahr machten — leben sie wohl — Gott helfe mir, ich appelire an ihn als letzte Instanz.

ihr Freund
Beethoven."

52. (Kalischer S. 26.)

„Werthe Frau v. Streicher!

Czerny war eben hier — ich werde diesen Abend bey demselben seyn, ob bey ihnen morgen, weiß ich noch nicht. Es haben mir einige Teufel von Menschen wieder einen solchen Streich gespielt, daß ich nicht vermag unter Menschen zu seyn — Carl hat morgen um 11 Uhr Prüfung, weshalb er nicht mitkommen kann, doch vielleicht sehen wir sie morgen Nachmittag.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

Die Prüfung bezog sich wohl auf Karls Aufnahme in das akademische Gymnasium; dann würde der Brief in etwas spätere Zeit fallen. (August?)

53. (Nohl N. Br. Nr. 194.)

„Ich danke ihnen. Es scheint sich schon stark zu bessern. Ich sende auch das Sprachrohr mit, bitte es morgen wiederzuschicken, da meine Beobachtungen dadurch um vieles gewonnen.

ihr dankbarer
Beethoven."

Vielleicht aus Ende 1817, als Mälzl noch in Wien war.

54. (Kalischer S. 24.)

„Für die Frau v. Streicher."

„Ich danke ihnen recht sehr für ihre mir erwiesene Gefälligkeit — ich werde mich dieser Täge zur S. verfügen und hören, wie es mit der ganzen Sache steht, — alle Hände u. füße voll zu thun, es ist mir beinahe nicht

möglich gewesen sie zu sehen — Karl empfiehlt sich ihnen, nächstens besuchen wir sie

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

„Verlassen sie ihren Posten als
Oberhofmeisterin nicht ganz. Es wird
immer auch eine selten gute Wirkung
hervorbringen. für die Frau v. Streicher."

55. (Kalischer S. 25.)

„Eben erhalte ich die Medizin, und glaube daß es in einigen Tägen ganz sich bessern würde, ich danke ihnen, beste Frau v. Streicher recht sehr für ihre Theilnahme, wegen dem Leibchen wollen wir morgen sprechen, wenn ich das Vergnügen habe sie zu sehen.

in Eil ihr Freund
Beethoven."

56. (Kalischer S. 28.)

„An die Fr. v. Streicher."

„Ich bitte in Eile, mit Eile u. durch Eile, daß sie Streicher bitten, daß wir heute gegen 12 Uhr allein sind

in eiligster Eile
ihr Freund
Beethoven."

57. (Kalischer S. 28.)

„An die Frau von Streicher
gebohrene Stein."

„Werthe frau v. Str.

Ich bitte sie, ja nicht böse auf mich zu sein, daß ich noch nicht bei ihnen war, und daß ich — — — noch nicht gedankt habe — — — unterdessen hoffe ich sie morgen oder übermorgen zu sehen — Nachmittag nach 3 Uhr.

in Eil
ihr wahrer Freund
Beethvn."

58. (Kalischer S. 23.)

„An die Frau v. Streicher."

„Wertheste frau v. St.

Etwas wichtig Vorgefallenes läßt mich nicht heute zu ihnen kommen, aber morgen Nachmittag vor 3 Uhr bin ich bei ihnen.

in Eil
ihr freund
Bethoven."

59. (Nohl N. Br. Nr. 218, nach Nottebohm Deutsche Musikzeit. II 1861 Nr. 161. In Thayers Nachlaß finden sich zwei Abschriften: die eine hat das Datum des 10. Juni, die andere [nach Jahn] den 18. Juni. — Der Brief befand sich im Besitz des Superintendenten Pauer, Schwiegersohnes der Frau Streicher, und ging von ihm in den seines Sohnes, des Pianisten Pauer, über.)

„Beste Frau v. Streicher!

Es war nicht möglich, ihnen eher zu schreiben auf ihr letztes. Ich hätte ihnen schon einige Täge zuvor als die Dienstbothen weggejagt wurden geschrieben, zauderte aber noch mit meinem Entschluß, bis ich gewahr wurde, daß besonders Frau D . . . Karl abhielte alles zu gestehn; „Die Mutter sollte er doch schonen" sagte sie ihm; eben so wirkte die Peppi mit; natürlich wollten sie nicht entdeckt werden; beide haben schändlich mitgespielt, und sich brauchen lassen von der Frau v. Beethoven; beide empfingen Kaffee und Zucker von ihr, die Peppi Geld, die Alte vermuthlich auch dasselbe; denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie bei der Mutter Karls selbst gewesen; sie sagte auch zu Karl daß, wenn ich sie aus dem Dienst jagte, sie gleich zu seiner Mutter gehen würde. Dies geschah bei Gelegenheit, als ich ihr ihr Betragen verwiesen, womit ich öfter Ursache hatte unzufrieden zu sein; die Peppi, welche öfters lauschte, was ich mit Karl sprach, schien versucht zu werden, die Wahrheit gestehen zu wollen, allein die Alte hielt ihr ihre Dummheit vor und zankte sie tüchtig aus — und so verstockte sie wieder, und suchte mich auf falsche Spuren zu bringen. — Die Geschichte dieser abscheulichen Verrätherei kann beinahe 6 Wochen gedauert haben,[1]) beide würden nicht so bei einem weniger großmüthigen Menschen davon gekommen sein. Die Peppi erhielt von mir 9 oder 10 fl. für Hembdentuch, die sie aufnahm,[2]) und ich ihr hernach schenkte, und erhielt statt 60 fl.: 70 fl.; sie hätte schon können sich diese elenden Bestechungen versagen. Bei der Alten, die sich überhaupt am schlechtesten benommen, mag wohl Haß mitgewirkt haben, da sie sich immer zurückgesetzt glaubte, (ohnerachtet sie mehr er-

[1]) Also schon in Wien begonnen.

[2]) = borgte, s. Nohl.

halten als sie verdient) denn selbst durch ihr hohnlächelndes Gesicht an einem Tage, als mich Karl umarmte, ahndete ich Verrätherei, und wie schändlich eine solche alte Frau, wie heimtückisch sie sein konnte. Stellen sie sich vor, 2 Täge vorher als ich hieher mich begab, ging K. ohne mein Wissen nachmittags zu seiner Mutter, und sowohl die Alte als P. wußten es ebenfalls. Aber hören sie den Triumpf einer greisen Verrätherin; als ich mit K. und ihr hieher fuhr, sprach ich mit K. über die Sache im Wagen, obschon ich noch nicht alles wußte, und indem ich Furcht äußerte, daß wir in Mödling nicht sicher würden sein, rief sie aus, „ich sollte mich nur auf sie verlassen". O der Schändlichkeit! Nur 2mal mit diesemmal ist mir in dem sonst ehrwürdigen Alter beim Menschen nur so etwas vorgekommen. Mehrere Täge vorher, als ich beide wegjagte, hatte ich ihnen schriftlich aufgesetzt, daß sich keine unterstehen sollte, von der Mutter Karls irgend etwas an ihn anzunehmen. Die Peppi statt in sich zu gehen, suchte sich heimlich an K. zu rächen, indem er schon alles gestanden hatte, welches ihnen deutlich wurde, indem ich aufgeschrieben auf obiges Blatt alles sei entdeckt — ich erwartete, daß sie beide mich um Verzeihung nach diesem bitten würden; statt dessen spielten sie uns eine um die andere schlimme Streiche. Da nun keine Besserung bei solchen verstockten Sünderinnen zu erwarten war u. ich jeden Augenblick eine neue Verrätherei erwarten mußte, so beschloß ich meinen Körper, meine Gemächlichkeit dem bessern ich meines armen verführten Karls aufzuopfern, und Marsch zum Hause hinaus zum abschreckenden Beispiel aller Künftigen. — ich hätte das Attestat weniger vortheilhaft machen können, aber bewahre, ich habe jeder volle 6 Monate angesetzt, obschon es nicht so war. Rache übe ich nie aus; in Fällen, wo ich muß gegen andere Menschen handeln, thue ich nichts mehr gegen sie als was die Nothwendigkeit erfordert, mich vor ihnen zu bewahren, oder sie verhindert weiter Uebeles zu stiften. — Um der Peppi ihre sonstige Redlichkeit ist mir's leid, sie verlohren zu haben, daher ich ihr Attestat noch vortheilhafter als der Alten gemacht habe, u. sie auch scheint von der Alten mehr verführt worden zu sein: daß es aber mit der P. ihrem Gewissen schlecht gestanden, erhellt daraus, daß sie zu K. sagte, „sie getraue sich zu ihren Eltern zu gehen nicht mehr," und wirklich ist sie noch hier, wie ich glaube — Spuren von Verrätherei hegte ich schon lange, bis ich den Abend vor meiner Abreise einen anonymen Brief empfing, welcher mich mit Schrecken erfüllte durch seinen Inhalt; allein es waren mehr Vermuthungen. Karl, den ich gleich Abends faßte, entdeckte gleich aber doch nicht alles. Da ich ihn öfter erschütternd nicht ohne Ursache behandle, so fürchtete er sich zu sehr, als daß er ganz alles gestanden hätte, über diesem Kampf langten wir hier an. Da ich ihn öfter vornahm, so bemerkten die Dienstbothen dieses u. besonders die alte Verrätherin suchte ihn abzuhalten, die Wahrheit nicht zu gestehen. Allein da ich Karl heilig versicherte, daß ihm alles vergeben sei, wenn er nur die Wahrheit gestände, indem Lügen ihn in einen noch tieferen Abgrund als worin er schon gerathen, stürzen würde, so kam alles ans Tageslicht, knüpfen Sie nun die noch früher ihnen angegebenen Data über die Dienstbothen hier an, und Sie haben die ganze schändliche Geschichte beider Verrätherinnen klar vor sich. — K. hat gefehlt,

aber — Mutter — Mutter — selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter.[1]) — In so fern ist er zu entschuldigen, besonders von mir, da ich seine ränkevolle leidenschaftliche Mutter zu gut kenne. — Der Pfaffe hier weiß schon, daß ich von ihm weiß, denn K. hatte mir es schon gesagt. Es ist zu vermuthen, daß er nicht ganz unterrichtet war, und daß er sich hüthen werde, allein um damit K. nicht übel von ihm behandelt werde, da er überhaupt etwas roh scheint, so ist es für jetzt genug. Da aber K.'s Tugend auf die Probe gesetzt, denn ohne Versuchungen gibt es keine Tugend, so lasse ich es mit Fleiß hingehen, bis es noch einmal (was ich zwar nicht vermuthe) geschehe wo ich dann seiner Hochwürd. ihre Geistlichkeit mit solchen geistigen Prügeln u. Amuletten u. mit meiner ausschließlichen Vormundschaft u. daher rührenden Privilegien so erbärmlich zurichten werde, daß die ganze Pfarrei davon erbeben soll. — Mein Herz wird schrecklich bei dieser Geschichte angegriffen, und noch kann ich mich kaum erholen. — Nun von unsrer Haushaltung; sie bedarf ihrer Hülfe, wie wir es brauchen, wissen Sie schon, lassen Sie sich nicht abschrecken, ein solcher Fall kann sich überall zutragen, ist es aber einmal geschehen und man kann den nachkommenden Dienstbothen dieses vorhalten, so wird es sich schwerlich mehr ereignen — Was wir brauchen wissen Sie, vielleicht die Französin, und was sich dann zum Stubenmädchen findet, die gute Kocherey bleibt eine Hauptsache. — selbst in Ansehung der Oekonomie, für jetzt haben wir hier eine Person, die uns zwar kocht aber schlecht. Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben, Sie werden wenigstens sehen, daß ich hier nicht anders handeln konnte; es war zu weit gekommen. — ich lade sie noch nicht ein hieher, denn alles ist in Verwirrung; jedoch wird man nicht nöthig habe mich in den Narrenthurm zu führen. — ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten u. daher nur still für mich war. — Leben Sie recht wohl; machen sie nichts hiervon bekannt, da man [auf] K. nachtheilig schließen könnte; nur ich da ich alle Triebräder hier kenne, kann für ihn zeugen, daß er auf das schrecklichste verführt ward. — ich bitte uns bald etwas Tröstliches wegen der Koch- Wäsch- Näh-Kunst zu schreiben.

Ich befinde mich sehr übel und bedarf bald einer Magen-Restauration.

In Eil ihr Freund

Beethoven."

„Mödling am 18. [10?] Juni 1818."

Beethoven war für den Sommer 1818 nach Mödling gezogen und hatte Karl mitgenommen. Der briefliche Verkehr mit Frau Streicher wurde von dort aus fortgesetzt, und über seine Erlebnisse schrieb er ihr im Juni diesen langen, unerfreulichen Brief, der ihn uns in seiner ganzen Reizbarkeit, Leidenschaftlichkeit, Unbehülflichkeit und seinem Mißtrauen zeigt; in derselben Zeit arbeitete er an der großen B dur-Sonate. Vgl. o. S. 96 f.

---

[1]) Hätte Beethoven doch dieser Gesinnung etwas mehr Raum gegeben.

60. (Nohl N. Br. Nr. 214. — Wie der Inhalt ergibt, ebenfalls aus Mödling, und kurz nach dem vorigen geschrieben.)

„An die Fr. v. Streicher
nebst einem Paquet."

„Sie können nicht urtheilen wie das zugeht. — Datum [?] u. später etc. — Stubenmädchen haben wir u. zwar nicht so Elephantenartig wie die Peppi, aber weit geschickter u. ich hoffe auch redlich. Mit der Haußhälterin ist es nicht so, u. wir wünschen eine bessere, jedoch läßt es sich noch besser abwarten bis wir eine bessere haben — u. daher Zeit genug, die bessere zu finden. Der beygeschlossene Brief ist abzugeben im Institut von H. Giannatasio auf dem Zimmerplatz 379 so glaube ich wenigstens ist die Numero — Es ist ober dem Portal mit goldenen Buchstaben geschrieben „Erziehungsanstalt" soll aber heißen Verziehungsanstalt — ich bitte sie innigst ihre Kleine gegen 11 Uhr dahin Morgens zu schicken u. ihr zu bedeuten, daß sie diesen H. Langer herausrufen lasse u. ihm den Brief selbst übergebe. Er soll gar nicht wissen, daß weder sie noch ich ihn schicken — unendlich werden sie sich verwundern, was ich in dieser Zeit erfahren habe, mein armer Karl war mir augenblicklich berückt worden, aber es gibt Vieh Menschen — unter diese gehört der Pfaff[1]) hier auch, der verdient geprügelt zu werden.

in Eil
ihr Freund
Beethoven."

Darüber steht:

„Zu Langer können sie erst Freitags Vormittags um eilf Uhr schicken, denn Donnerstags ist er nicht da — ihr No. weiß ich nicht daher ich nur durch einen ehemaligen Unteroffizier diesen Brief schicke; — ich hoffe bald auf Bestätigung des empfangenen, ohne was empfangen zu haben.

in Eil
ihr
B."

---

[1]) Pfarrer in Mödling, Nohl N. Br. S. 173.

II.

Aus den Mitteilungen von Fräulein Fanny Giannatasio del Rio.

(S. o. S. 9 ff.)

(Vorzugsweise nach den Aufzeichnungen A. W. Thayers.)

Die hier zu gebenden Mitteilungen reichen ihrem Inhalte nach zum Teil noch in das vorige Jahr zurück; da es sich aber nicht empfiehlt, innerlich Zusammengehöriges zu trennen, so folgt hier alles Wesentliche, was über den Gegenstand zu sagen ist, soweit es nicht der chronologische Zusammenhang notwendig erscheinen ließ, Stellen aus dem Tagebuche im Texte selbst einzuschalten.

Zur Einleitung folgendes.

Die Grenzboten brachten 1857 (Nr. 14 und 15, vom 3. und 10. April) jene Aufsätze über Beethovens Verkehr mit der Familie Giannatasio, welche im 3. Bande unserer Biographie (S. 374 und später) angeführt worden sind. Sie waren beigesteuert von Edward Duboc (Robert Waldmüller) und hauptsächlich aus einem Tagebuche von Giannatasios ältester Tochter und Originalbriefen von Beethoven geschöpft, welche er im Besitze der Familie zu Steinerhof in Steiermark gefunden hatte, lange ehe unser dritter Band für den Druck vorbereitet wurde. Dr. Gerhard v. Breuning hatte Thayer eine vollständige Abschrift aller der Stellen des Tagebuchs, welche sich auf Beethoven beziehen, übersandt; es erschien damals am richtigsten, alle Mitteilungen für die gegenwärtige Stelle aufzuheben. Der Verfasser hielt das später für einen Irrtum und nahm sich vor, nur die Notizen an dieser Stelle zu geben, welche in der Tat in jenen Band gehörten, mit Ausnahme von einigen wenigen Stellen, welche sich persönlich auf Fräulein Giannatasio bezogen; die übrigen, soweit sie angeführt werden, sollten ihre richtige chronologische Stelle im Texte finden.[1])

---

[1]) Der Herausgeber folgt im ganzen dieser Absicht Thayers.

Besitzerin des Tagebuchs war später Frau Anna Pessiak,[1]) eine hervorragende und ausgezeichnete Gesanglehrerin in Wien, die Enkelin Giannatasios, welche seither hingeschieden ist. Ihrer Freundlichkeit verdankte Dr. v. Breuning den Erfolg seiner Bitte, die gewünschten Abschriften zu erhalten. Als Thayer zum erstenmal in Wien war und dieselben empfangen hatte, besuchte er natürlich Frau Pessiak, um ihr seinen Dank für diese Gunst auszusprechen, und daraus entwickelte sich eine intime und warme Freundschaft, und sofort wurde ihm gestattet, die Originalhandschrift zu durchforschen; bei seiner Abreise übergab ihm Frau Pessiak zu seiner freudigen Überraschung dieselbe mit der Erlaubnis, sie mit nach Triest zu nehmen behufs eingehender Prüfung, eine Gunst, welche natürliches Zartgefühl in Anspruch zu nehmen ihm verboten hatte.[2]) Die Gründe für dieses unerwartete Vertrauen beruhten auf folgenden Tatsachen. Die Briefe und andere interessante Erinnerungen an Beethoven, welche nach Giannatasios Tode in den Besitz seiner Töchter kamen, wurden mit wenigen Ausnahmen ohne ihre Erlaubnis und sogar ohne ihr Wissen verkauft![3]) Die natürliche Folge hiervon war der Entschluß, nie und unter keinen Umständen ferner zu gestatten, daß irgend etwas von den wenigen Schätzen, welche zurückgeblieben waren, auch nur auf einen Augenblick aus ihren Händen komme. In einer Reihe mit den persönlichen Erinnerungszeichen an den Komponisten stand in ihrer Schätzung das Tagebuch der Fanny Giannatasio, gefüllt mit den Ergüssen eines scharfen und hochgebildeten Verstandes und eines warmen und äußerst liebevollen Gemütes, ein interessantes und rührendes Erinnerungszeichen für die Kinder ihrer Schwester, aber sicherlich nicht von der Art, um den Augen der Welt ausgesetzt zu werden. Im Verlauf der Zeit kam die Handschrift in den Besitz von Frau Pessiak. Sie willfahrte endlich den beharrlichen und dringlichen Bitten eines Schriftstellers (Nohl), welcher das Tagebuch vorübergehend zur Benutzung bei einer Biographie Beethovens zu benutzen wünschte. Als die Handschrift zurückkam, erschien gleichzeitig oder bald nachher eine kleine Schrift mit dem Titel: „Eine stille Liebe zu Beethoven"![4]) Das Erstaunen und der Unwillen, mit welchem das Buch gelesen wurde, dürfte sich daraus ergeben, daß das Tagebuch in die Hände des Verfassers gelegt wurde, unaufgefordert und mit der einfachen Bitte, dasselbe sorgfältig zu untersuchen und sich über die „stille Liebe" eine vorurteilsfreie Meinung zu bilden auf Grund der inneren

---

[1]) Vgl. o. S. 155.

[2]) Thayer ließ eine vollständige Abschrift des Tagebuchs anfertigen, welche jetzt dem Herausgeber vorliegt.

[3]) Thayer fand sie 1861 im Besitze von Ewar u. Co. in London.

[4]) Eine stille Liebe zu Beethoven. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame. Von Ludwig Nohl. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1902.

Augenscheinlichkeit, welche sein Inhalt liefert. Daß das Ergebnis der Untersuchung den Erwartungen und Hoffnungen von Frau Pessiak vollständig entsprach, wird sich unten ergeben.

In der Tat ist das Buch von Nohl recht unerfreulich. Fanny Giannatasio, sehr musikalisch und schon darum eine große Verehrerin Beethovens, hatte auch menschlich großes Interesse an ihm gewonnen und der Gedanke an ein freundschaftliches Verhältnis desselben zu ihrem Hause erfüllte sie ganz. Sie war schon verlobt gewesen und ihre Gefühle für Beethoven nahmen stellenweise eine verwandte Färbung an, ihr gefühlvolles Herz wallt zuweilen über, aber sie steht doch reflektierend dem gegenüber; immer freilich waltet in ihr, nach vielen inneren Erfahrungen, das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Das tiefe Mitgefühl mit seinen häuslichen Leiden und die Überzeugung, daß es sein Glück sei, wenn ein weibliches Wesen neben ihm walte und ihm die Sorgen wegnehme, führte sie gelegentlich auf den Gedanken, ob ihr das wohl beschieden sein könne, sie wünscht sich seine besondere Zuneigung — alles in der verschwiegenen Form des Tagebuchs. Dann sagte ihr wieder der Verstand, daß das niemals eintreten könne; war ja doch auch von Gegenseitigkeit keine Rede. Es kamen auch Momente, in denen sie über sein Verhalten ungehalten war, und das schreibt sie ebenso offen nieder; auch ist ihr nicht verborgen, daß sein Gehör eine Annäherung erschwere; und Beethoven, zumal nachdem seine Beziehungen zu dem Hause gelöst waren, blieb nicht der einzige, für den sie Zuneigung im Tagebuche ausspricht. Solch ganz persönliche Empfindungen ans Tageslicht zu ziehen, entsprach doch nicht — mehr wollen wir nicht sagen — dem Vertrauen, welches mit der Übergabe des Tagebuchs verbunden war. Jedenfalls gibt dasselbe, wie auch der Herausgeber nach Einsicht desselben sagen darf, kein Recht, das Fräulein gewissermaßen zu einer Romanfigur zu machen und von einer „stillen Liebe“ zu Beethoven zu sprechen, zumal bei dem ganz vorübergehenden Verhältnisse der Familie zu Beethoven. Aus den Stellen, welche Nohl aus dem Tagebuche anführt, die man aber nicht herausreißen, sondern nur im Zusammenhange mit den übrigen Gefühlsäußerungen der Dame würdigen soll, wird der Unbefangene das, was man sonst unter einer stillen Liebe versteht, nicht herauslesen. Wenn wir unten die bezüglichen Stellen des Tagebuchs mitteilen, so geschieht es, damit jeder sich ein Urteil bilden könne. In dem weiteren Verlauf des Tagebuchs, welches bis ins Jahr 1824 geht, seit der Lösung des Verhältnisses, kommt Beethoven gar nicht mehr vor.

Die Bekanntschaft Thayers mit Frau Pessiak, welche so begonnen hatte, reifte zu völliger Vertraulichkeit besonders in Steinerhof und Triest und verschaffte ihm die Freude, mehrere Briefe von ihr zu erhalten, welche den wesentlichen Inhalt mancher Unterhaltungen über ihren Großvater, die

Familie Giannatasio und Beethovens Verkehr mit derselben enthielten. Aus diesen Mitteilungen entnehmen wir folgende Stellen.

„Wien, 20. März 1881.

Verehrter Freund!

Mit Vergnügen bin ich bereit Ihnen auf Ihr Ersuchen noch weitere Mitteilungen über meine Großeltern Gianatasio del Rio und deren Verbindungen mit Beethoven zu machen und will das (leider sehr wenige) was ich weiß erzählen. — — —

Ich glaube daß Sie der Mann sind, der diese innige wahre Verehrung welche dieselbe [Fanny Giannatasio] für den Genius Beethoven aber zugleich auch den Freund ihrer Eltern hegte, recht verstehen wird, und daß dieses Gefühl wohl die größte Achtung, Verehrung und innige Freundschaft vereinigte, aber Tante liebte Beethoven nicht in der Art wie es der Welt irrthümlicher Weise dargestellt wurde. Die betreffenden Stellen im Tagebuch allein herausgenommen, wurden mißverstanden. Es hat mich gedrängt Ihnen dieß noch einmal schriftlich zu sagen, umsomehr als ich nach unserer längeren Bekanntschaft klar wurde, daß Ihre Ansichten über Tante vollständig mit den Meinigen und denjenigen meiner Verwandten übereinstimmen. Sie haben den Charakter meiner guten Tante ganz richtig erfaßt und beurtheilt.

Nun zu der gewünschten Sache meine Großeltern betreffend; jedoch muß ich vorausschicken, daß ich nicht weiß, ob meine Mittheilungen authentisch sind, denn meine Erinnerungen in die Kindheit zurück, wo ich zufällig etwas unser Thema betreffendes hörte sind nur traumhaft.

Mein Großvater, Kajetan Gianatasio del Rio, war aus einem spanischen Adel stammend, die nach einer Dr. Schuster gemachten Aeußerung der Tante nach dem spanischen Erbfolgekrieg unter Carl VI in Österreich eingewandelt sein sollen. Machte seine Studien wie ich glaube in Wien. — Wurde bei Baron Polza Hofmeister. Erst war er mit der benannten Familie in Wien und späterhin mit ihnen auf ihrem Gut in Ungarn. Dort war ein Fräulein Gouvernante, welches höchst gebildet war. Mein Großvater und sie liebten sich und bekamen die Erlaubniß von Baron Polza, bei ihnen zu heirathen. Dort sind auch ihre beiden Töchter geboren worden. zuerst Fanny meine Tante und Anna, gewöhnlich „Nanni“ genannt, welche meine Mutter war. Nachdem Großvater's Amt als Erzieher bei Baron Polza vollendet war, zog er nach Wien, eröffnete ein Knabeninstitut in welchem er die gewiegtesten Professoren Wien's anstellte, und wurde bald besonders beim Adel sehr populär. Seine beiden Töchter ließ er, da er keinen Sohn besaß, die Bildung gleich der eines Knaben angedeihen. In welchem Grad er diese Idee verfolgt hat, beweißt der Umstand, daß die beiden sogar etwas von Anatomie studiren mußten. Sie wurden einmal in den Secirsaal geführt und mußten einer Section beiwohnen. Tante welche schwächere Nerven als Mutter hatte, wurde ohnmächtig herausgetragen. Mutter ertrug es mit großer Ueberwindung.

Zur Vervollständigung des Tagebuches meiner Tante ist es nothwendig zu erwähnen, daß Tante mit einem gewissen Enobloch ein ernstes Verhältniß hatte und dieselben Brautleute waren. Leider starb Enobloch,[1]) was natürlich alle Hoffnungen des damals ganz jungen Mädchens zu Grabe trug, und einen tief traurigen Einfluß auf ihr späteres Leben ausübte. Das erklärt auch die im Tagebuch oft ausgesprochene Sehnsucht nach Liebe, was Sie ganz richtig auslegen und erwähnen. Der so oft genannte Leopold Schmerling war damals Bräutigam meiner Mutter, nachheriger Gemahl derselben, mein Vater. Die oft erwähnte Lotte war die Schwester meines Vaters und intimste Freundin meiner Mutter und Tante; nachherige Fr. v. Menninger. Zur Erläuterung über die Stellen in Tantens Tagebuch über die Vermögensverhältnisse Großvaters mag folgendes dienen: Da Großvater wie oben erwähnt größtentheils Zöglinge aus dem hohen Adel hatte, mußte er in der Stadt wohnen und im Sommer eine Wohnung auf dem Lande haben. Im Sommer 1811 oder 12 war er in Baden wo ihm alles abbraunte.[2]) Nachher war Großvater mit den Zöglingen in Dornbach. Großvater war ein sehr guter Patriot und glaubte in Folge dessen den Worten einiger Freunde nicht, welche ihm sagten, die Staatspapiere seien unsicher. Als der Staatsbankerot ausbrach[3]) verlor Großvater den größten Theil seines erworbenen Geldes. Außer den Notizen im Tagebuche und dem vor Jahren erschienenen Aufsatz im „Grenzboten" bin ich nach der Erzählung Mutters und Tantens noch im Stande ein paar Anecdoten beizufügen, welche meines Wissens nach unbekannt sind.

Einst hatte mein Großvater mit Beethoven wieder einen sehr ernsten Auftritt wegen Carl dem Neffen Beethovens, der wie bekannt im Institut meines Großvaters war, und denselben durchaus nicht befriedigte. Der Großvater schickte den Knaben zu Beethoven und wollte ihn nicht wieder nehmen. Da schrieb Beethoven an meine Mutter, zu welcher er trotzdem sie ein ganz junges Mädchen war großes Vertrauen hatte, und bat sie die Sache wieder in das Gleichgewicht zu bringen, doch dürfe sie nichts erwähnen, daß er sie darum ersucht habe, sondern er bitte sie dringend gleich nach dem Lesen den Brief zu verbrennen. Mutter kannte Beethoven's Stolz und wußte er würde es als eine Demüthigung angesehen haben, wenn er den Großvater gebeten hätte seinen Neffen wieder zu nehmen. So brachte meine Mutter mit ihren Bitten den Großvater dazu Carl wieder zu nehmen und verbrannte auch gewissenhaft, wenngleich mit sehr schwerem Herzen den Brief Beethovens. Die Verehrung für Beethoven von Seite meiner Mutter war dieselbe wie die der Tante so, daß sein Wunsch ihr Befehl war. —

Einst wurde eine Parthie auf den „Himmel" (einen hübschen Aussichtspunkt in der Umgebung Wiens) gemacht, wo auch Beethoven dabei war. Mutter stand neben ihm an der schönsten Aussichtsstelle. Da zog Beethoven seine große Brieftasche heraus, riß ein Blatt aus derselben, zog mit seiner

---

[1]) Dies ist irrtümlich und Verwechslung, eine spätere Hoffnung Fannys wurde durch Krankheit und Tod zerstört. S. u. S. 522 f.

[2]) Den 26. Juli 1812 (Thayer).

[3]) Patent vom Februar 1811.

Hand fünf Linien und schrieb darauf die Melodie des nachher erschienenen Liedchens:[1]) „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt" u. s. w., gab es meiner Mutter mit den Worten hin: „Na Fräulein Nanni, schreiben Sie den Baß dazu." Meine Mutter verwahrte stets das Blatt als theures Angedenken, und gab es dann mir mit dem Bedeuten, daß ich von den Schwestern am meisten musikalisch bin und das Kleinod daher am meisten zu schätzen weiß. Ich habe es unter Glas und Rahmen.

Einst kam Beethoven mit dem Manuscript von dem Lied aus Faust: „Es war einmal ein König der hatt' einen großen Floh". Tante und Mutter mußten es versuchen. Als sie zum Schluß kamen, zeigte ihnen Beethoven lachend wie das gespielt werden müsse, und nahm immer zwei Töne mit dem Daumen wie man einen Floh knackt.

Beethoven schrieb meiner Mutter zu ihrer Hochzeit ein Hochzeitlied, wozu der Text von Prof. Stein (damaligen Lehrer der kaiserlichen Prinzen) geschrieben war. Als Mutter von der Trauung aus der Kirche nach Hause kam, hörte sie ein schönes Männerquartett erklingen, und als es verklungen war, trat Beethoven aus einem Versteck hervor und überreichte Mutter mit herzlichen Worten und Glückwünschen das Manuscript des eben gesungenen Männerquartettes. Dieses Manuscript wurde nachher meiner Mutter, als sie längere Zeit vom Hause abwesend war entwendet, und troß aller Nachforschungen gelang es ihr nicht wieder in den Besitz desselben zu kommen.[2])

Zum Schluß schreibe ich Ihnen noch einen Canon Beethovens auf, welchen mich meine Mutter schon als Kind singen gelehrt hat. Er kam nähmlich wieder ein Mal in recht heiterer Stimmung auf Besuch zu meinen Großeltern, trat zu meiner Mutter und begann zu singen, wie folgt: „Glück fehl dir vor allem, Gesundheit auch" — — bis hieher sang er, dann blieb er still und lachte. Als nun Mutter sagte, das sei gerade kein schöner Wunsch, daß ihr Glück und Gesundheit fehlen sollten, sang er in lang ausgedehntem Ton den Schluß mit dem Wort „niemalen". Der Canon liegt in Noten aufgeschrieben hier bei.

Und nun sage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl und bleibe wie stets in treuer Freundschaft, Ihre Sie hochachtende

Anna Pessiak-Schmerling.

Wien den 20. März 1881."

Wir lassen den Kanon unten folgen. — Einige Jahre später schrieb Frau Pessiak nochmals an Thayer; wir geben auch den Hauptinhalt dieses Briefes, soweit er nicht bloße Wiederholungen enthält.

---

[1]) „Ruf vom Berge", Text von Treitschke. Thayer chron. Verz. 219.

[2]) Thayer sah es später in London und schrieb es dort ab. In seinen mir übergebenen Materialien finde ich es nicht. Vgl. übrigens o. S. 155 f.

„Lieber werther Freund,

Mit tausend Freuden komme ich Ihrem Wunsche nach und theile Ihnen mit, was mir aus dem Leben meiner Mutter und Tante nach Erzählungen noch erinnerlich ist.

Sie waren die einzigen Kinder meines Großvaters Gianatasio del Rio. Er hatte sich so sehr nach einem Sohn gesehnt. Da ihm aber dieses Glück nicht beschieden war, so ließ er den beiden Mädchen von den ausgezeichneten Professoren, die er in seinem Institut angestellt hatte, Unterricht ertheilen, so wie er es einem Sohne hätte zu Theil werden lassen. [Hier folgt noch einmal die Erzählung von der Theilnahme an einer Section, vgl. den ersten Brief.] Erstere [Nanni] war geistig besonders günstig veranlagt und erhielt sich ihren frischen Geist bis in ihr hohes Alter. Wenn sie in der Gesellschaft erschien, so drängten sich die Leute um sie und sogar die jüngsten Männer suchten Gelegenheit sich mit ihr in ein Gespräch zu vertiefen. Tante [Fanny] hatte, wie erwähnt, die gleiche sorgfältige Erziehung genossen, ging aber, ihrer angebornen Schüchternheit wegen, sehr selten aus sich heraus. Wer sie jedoch näher kannte, war auch für sie begeistert. Geistige Anregung wurde ihnen in hohem Grade geboten durch die in Großvaters Hause verkehrenden Männer: Grillparzer,[1]) Bauernfeld, Castelli, Professor Stein, Professor Fick, Beethoven, Schubert, Lablache, Aßmayer, später Staudigl und Erl. Die Genannten giengen dann auch im Hause meiner Eltern aus und ein.

Liszt wurde als Knabe zu Großvater gebracht, woselbst er auch spielte. Beethoven, der zugegen war, soll gesagt haben: „Dieser Knabe wird der Welt eine Nuß aufzuknacken geben.“[2])

Mutter und Tante waren in ihrer Jugend ausgezeichnete, sehr beliebte Dilettantinnen; wurden auch häufig zur Mitwirkung in Conzerten gebeten. Grillparzer und Fräulein Fröhlich erzählten mir viel von dem schönen Gesange der Beiden. Ich konnte mich ja nur traumhaft daran erinnern, da ich die jüngste von meinen Geschwistern war und Mutter und Tante daher nur im vorgerückten Alter kannte. Sie hatten sehr umfangreiche Stimmen so, daß sie abwechselnd Alt- und Sopran-Partien sangen. Meine Mutter gab den Gesang früher auf, als Tante. Letztere sang noch in ihrem 66. Lebensjahre. Besonders viel Musik machten sie mit Schubert und Lablache.

Bei Großvater kamen immer zu festlichen Anlässen, Aufführungen kleiner Opern zu Stande wie: „Der Schauspieldirektor“; „Der Häusliche Krieg“. u. s. w. — Bei den Ensembles wirkte auch Fräulein Fröhlich mit. Später wurden diese Aufführungen in dem Hause meiner Mutter fortgesetzt. Da saß Tante am Clavier, eingezwängt zwischen uns allen; denn meine Schwester und sogar ich, obzwar ich noch Kind war, durften daran Theil nehmen.

Die gute Tante hatte mir schon in meiner frühesten Kindheit die herrliche musikalische Anleitung gegeben, der Quell, aus dem mir dann so

[1]) Über Grillparzer schreibt Fanny am 8. Juni 1821 nach einem Ausflug: „Ich sah da . . . auch Dichter Grillparzer, den ich schon lange kennen zu lernen gewünscht. Nun das kann man nicht sagen; denn er war nur für Kathi Fröhlich da.“

[2]) Das erklärt Thayer in einer Note für sehr zweifelhaft.

viel Freude floß und mir den Weg zur Künstlerbahn öffnete. Tante war bey solchen Aufführungen unser Begleiter und Dirigent zugleich. Mutter und Tante spielten auch sehr viel vierhändig. Wenn auch Erstere durch ihre Verheiratung das Clavierspiel etwas vernachlässigt hatte, so spielte sie doch die meisten der Beethoven'schen Compositionen. Sie hatte sich in den Geist seiner Meisterwerke so hineingelebt, daß sie sich mit merkwürdiger Geschicklichkeit über die technischen Schwierigkeiten hinweghalf. Sehr oft spielten sie die neunte Symphonie und sangen dann gleich die Chorstellen dazu. Meine Schwestern und ich trugen meistens auch das Unsere bei und wir geriethen alle miteinander in solchen Enthusiasmus, daß uns zum Schlusse immer die Thränen über die Wangen hinabliefen.

Das Temperament meiner Mutter war ein außerordentlich lebhaftes, heiteres. Tantchens Charakter hatte einen melancholischen Grundzug, doch konnte sie auch sehr heiter sein. Beide waren durch und durch ideal angelegte Naturen, äußerst gutmüthig und hingen mit unvergleichlicher Liebe aneinander. Aehnlich sahen sie sich gar nicht, Mutter war von mittlerer Größe, hatte ein sehr lebhaftes braunes Auge, schwarzes Haar, welches in ihrem Alter ganz weiß wurde. Sie war in ihrer Jugend eine bekannte Schönheit. Tante war sehr klein, hatte graugrüne Augen mit schwermütigem Ausdruck und braunes Haar. Sie gab in ihren jungen Jahren viel Clavier- und Gesangs-unterricht, doch mußte sie es später aufgeben, da sie sehr nervenleidend wurde. Vor ihrer Erkrankung hatte sie die eigenthümliche sehr ergötzliche Gewohnheit, alle Erlebnisse, die das Niveau des Alltäglichen überschritten, in Knittelversen niederzuschreiben und die Zeichnungen dazu zu liefern. Als sie von ihrem langjährigen Nervenleiden wieder genas, war sie überglücklich und sandte mir halb humoristisch halb wehmuthsvoll klingende Verse ein, die ihre Freude darüber schilderten.

Ich domicilirte zu der Zeit in Laibach. Daselbst lebte ein sehr geschickter Arzt der Homöopathie Namens Dr. Kos, der sie im brieflichen Verkehr behandelte und ihr die Heilung gebracht hatte.

Als meine unvergeßliche Mutter starb, verlor Tante wohl die Hälfte ihres Lebens, denn sie waren unausgesetzt Hausgenossen gewesen. Sie überlebte selbe um 10 Jahre und wurde von meiner älteren Schwester Rosalie, bei der sie nach Mutters Tode wohnte, eines Morgens — nachdem sie am Abende vorher sich ganz gesund niedergelegt hatte — todt im Bette gefunden. Sie hatte ihr 86. Lebensjahr erreicht.

Aus ihrem Verkehr mit Beethoven erzählte sie mir so manche liebe Episode. Tante hatte oft mit ihm vierhändig gespielt. Jedes seiner damals componirten Werke hatte er im Manuscript gebracht, mit ihr durchgespielt, oder ließ sich das für Gesang Geschriebene von den beiden Schwestern singen. Auch studirte er mit ihnen so manche seiner Compositionen wie: die Fidelio Arie, die Conzertarie „ah perfido spergiuro", von Liedern: den Liederkreis „an die entfernte Geliebte", die vier Lieder auf den Text „Nur wer die Sehnsucht kennt", „Andenken", „Kennst du das Land", „Neue Liebe, neues Leben"; — das Lied aus Faust: „Es war ein König, der hatt' einen großen Floh", brachte er unter Anderen auch im Manuscript, setzte sich lachend zum Clavier
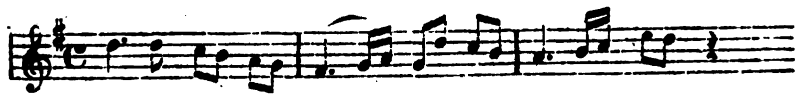
und spielte ihnen den Schluß vor, wobei er mit dem Daumen zwei nebeneinander liegende Tasten zugleich eindrückte und sagte: „Sehen Sie, so knackt man ihn.“ Dies mußte Mutter und Tante auch versuchen, was ihn sehr ergötzte.

Da meine Tante die Wirthschaft führte, hatte sie einen Schlüsselbund umhängen, was Beethoven veranlaßte, sie in neckender Weise „die Aebtissin“ zu nennen.

Als Mutter Braut war, that Beethoven wiederholt die Aeußerung: „Ach das Fräulein Nanni hat ja ihren Schmerling“. Mutter war 18 Jahre alt als sie Braut wurde, mußte aber 8 Jahre lang warten, bis sie ihr Ziel erreichte. Die Großmutter väterlicherseits wollte eine Verbindung nicht zugeben, da Vater lungenleidend war. Doch Vater und Mutter harrten aus und vermählten sich endlich nach achtjähriger Brautschaft. Trotz seinem Leiden erreichte Vater doch das 63. Lebensjahr. Als Wittwe zog Mutter sammt Tante zu meiner ältesten Schwester, die an den Magnetiseur Czippick verheirathet war und in Steiermark lebte. Czippick hatte dort das nächst der Südbahnstation „Kapfenberg“ liegende Fichtennadelbad „Steinerhof“ gegründet.

An Mutters Vermählungstag knüpft sich eine sehr liebe auf Beethoven bezugnehmende Erinnerung, die sie sich dann oft noch in ihr Gedächtniß zurückrief. Als sie nämlich nach ihrer Trauung heimkehrte, hörte sie eine schöne Männerstimme, darauf ein Männerquartett mit Clavierbegleitung. Es war ein Hochzeitslied, welches Beethoven zu dieser Gelegenheit componirt hatte. Die Mitwirkenden, wie auch Beethoven selbst waren in einer Ecke des Zimmers versteckt.[1]) Als sie geendet hatten, traten sie alle aus dem Versteck hervor und Beethoven überreichte ihr das Manuscript des Hochzeitsliedes. Der Text dazu war von einem Freunde meines Großvaters, Professor Stein, ein in damaliger Zeit berühmter Gelehrter. Ich besitze eine Abschrift davon. Das Original sollte ich nach dem Tode meiner Mutter erhalten, da sie sich nicht früher davon trennen wollte. Als sie jedoch nach einer halbjährigen Abwesenheit heimkehrte, wurde sie mit dem größten Entsetzen gewahr, daß dieses ihr so werthvolle Andenken aus dem geheimen Fache ihres Sekretärs entwendet war. Ihr und mein Schmerz war unsagbar groß. Trotz allen Forschens konnten wir nicht mehr in den Besitz dieses Schatzes gelangen, alle Mühe blieb erfolglos.

An einem Geburtstage meiner Mutter beglückwünschte Beethoven sie mit folgendem Canon, indem er sich ihr feierlich näherte und sang



Da machte er eine große Pause. Als Mutter sagte: „Dies ist ein freundlicher Wunsch! Glück und Gesundheit sollen mir fehlen?“ lachte er laut auf

[1]) Hinter einer spanischen Wand. Th. Die Erzählung stand auch in dem ersten Briefe, wir wollten sie hier nicht unterdrücken.

und sang weiter den Schluß 

Diesen Canon sangen wir oft mit Mutter und Tante.

Zur Zeit des Congresses hatte mein Großvater den Geheimen Rath Friedrich Duncker bei sich beherbergt, welcher sich später in wahrhaft freundschaftlicher Weise an die Familie anschloß. Friedrich Duncker war der Verfasser des Trauerspieles „Leonore Prohaska" zu welchem Beethoven die Musik schrieb. Das Trauerspiel ist nicht im Druck erschienen, so auch nicht Beethoven's dazu componirte Musik. Eine theilweise Abschrift derselben befindet sich in meinem Besitze. Ein Lied daraus wurde von Mutter sowohl wie später auch von mir oft gesungen.

Dies ist so ziemlich alles was ich von Mutter, Tante, und ihren Beziehungen zu Beethoven weiß und was speciell von Interesse für Sie sein könnte. Indem ich hoffe damit wenn auch halbwegs, Ihrem Wunsche entgegengekommen zu sein, bleibe ich wie immer

Ihre aufrichtige Freundin

Wien 30. 3. 1887. Anna Pessiak."

Beim Lesen des Tagebuchs spürt man durchweg den unbewußten Einfluß der Gefühlsschwelgerei einer gewissen Literatur jener Tage. Uns kann der größte Teil des Inhalts desselben, soweit er nur die Schreiberin selbst betrifft, hier nicht interessieren; wir bemerken nur im allgemeinen folgendes: Fanny Giannatasio del Rio war am 25. Mai 1790 geboren (ihre Schwester Anna am 26. April 1792), stand also in ihrem 22. Jahre, als sie am 1. Januar 1812 ihr Tagebuch begann; es sollte, wie sie selbst sagt, kein eigentliches Tagebuch werden, da sie nur mit Unterbrechungen daran schrieb. Auf die trübe und melancholische Stimmung der ersten Seite, welche mit körperlichem Befinden zusammenhing, werfen spätere Ereignisse ein Licht. Sie war damals halb verlobt mit einem gewissen Cnobloch, den sie einem andern vorgezogen hatte; doch kam ihr der Verdacht, daß er ihrer Liebe nicht würdig sei, und das war auch die Meinung ihres Vaters, der mit ihr offen sprach. Das Verhältnis wurde abgebrochen. Aus späteren Aufzeichnungen scheint es, daß Cnobloch das Verhältnis aufgab. Das verwundete sie nicht allzu tief, eine Reise tat ihr wohl und der Ton des Tagebuchs ändert sich. Dann näherte sich ihr ein Dr. Ziersky (wahrscheinlich Advokat in Wien), zu dem sie eine tiefe Zuneigung faßte, die man in dem Tagebuche verfolgen kann. Aber auch über diesem Verhältnisse türmten sich Wolken auf; Ziersky war kränklich, sah eine völlige Heilung nicht vor sich und nahm als ehrlicher Mann Anstand, ein anderes Leben an das seine zu binden. Fanny wußte das und litt mit ihm darunter; er hielt sich mehr zurück, schrieb ihr aber von einer Erholungs-

reise, ein Brief, der ihr sehr teuer war und den sie auch beantwortete, worauf noch weiter kurze Korrespondenz folgte. Ziersky kehrte zurück, sein Leiden kehrte wieder, die Liebe ging in sachteren Bahnen, die Zurückhaltung des Geliebten machte ihr viel Schmerzen, obwohl sie den Grund wohl ahnen konnte und auch ahnte. Am 5. Mai 1815 starb Ziersky; ihren Schmerz gibt das Tagebuch wieder. Einen anderen Schmerz bereitete ihr bald nachher die Abreise des so hoch verehrten Duncker. Auch die pekuniären Verhältnisse des Hauses quälten sie.

So hatte Fanny, lange ehe sie Beethoven kennen lernte, reiche innere Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt, und dieselben hatten in ihrem empfindsamen Gemüte ihre Spuren zurückgelassen; ein Bedürfnis, Zuneigung zu empfangen und zu geben, war ihr geblieben. Einen Schlüssel zu ihrer Stimmung geben die Worte, die sie nicht lange vor Zierskys Tode niederschrieb, es sei ihr zum Bedürfnis geworden, „ein Wesen, welches für sie leben wollte, mit treuer, warmer Liebe zu umfassen", und nach dessen Tode: „Daß nur die Liebe ihr ihre Tagebuchblätter werth machte". Dieser poetische Anstrich sei aus ihrem Leben geschwunden; so scheine ihr alles so wichtig darüber zu schreiben. — „Es kömmt mir oft so vor, als wenn die Meisten ihren Körper für die Hauptsache hielten und gar nicht dächten, daß sie auch ein besseres ich in sich haben." Im Anschauen des Glückes ihrer Schwester fühlt auch sie den Wunsch nach Mitgefühl, nach einer gleichgestimmten Seele, „welche mich beseligen würde, und deren Glück auch ich ausmachen dürfte". Sie zweifelt an der Erfüllung dieses Wunsches.

Begeistert für Musik, wie sie war, hatte sie die Bewunderung für Beethoven längst in sich aufgenommen, ehe sie ihn persönlich kannte; davon geben mehrere Äußerungen im Tagebuche Kunde. Duncker schenkte ihr den Fidelio und einen großen Teil der Sonaten. Die Freude der persönlichen Bekanntschaft sollte ihr denn nun jetzt zuteil werden, da Beethoven im Januar 1816 den Neffen in das Institut brachte. Am 25. Januar 1816 schreibt sie in ihr Tagebuch:

„Was ich so oft vergebens gewünscht habe, Beethoven möchte zu uns kommen, ist geschehen. Gestern Nachmittags kam er mit seinem kleinen Neffen, das Institut zu sehen, und heute ist schon alles in Richtigkeit. Nichts von meiner kindischen Verlegenheit, dennoch bin ich zu entschuldigen, da so viele Gedanken mir im Kopf herumfuhren, und die Auspizien so übel waren, daß ich sehr zerstreut war. Wie angenehm es ist, eben auf solche Art in Verbindung zu kommen [mit dem], den ich als Künstler so innig verehre und als Menschen achte, kann ich nicht beschreiben. Es ist mir wie ein Traum, daß was wir Jahre lang wünschten, nun so überraschend geschehen ist. Wie sehr würde es mich freuen, wenn wir in wahre freundschaftliche Verhältnisse mit B. . . träten und ich vielleicht hoffen dürfte, einige Stunden seines Lebens ihm angenehm zu machen, ihm aber, der schon so manche trübe Wolke aus

meinem Leben verscheucht hatte. Das innige Mitleid, welches ich mit seinem traurigen Zustand habe, ist ein Hauptgrund es zu wünschen. Der junge Mann, welcher mit ihm war [Bernard] sagte Nanni: B. wird sie nun recht oft besuchen, als wenn er gewußt hätte, wie sehr wir es früher gewünscht hatten. In dieser Hoffnung ist es mir so angenehm zu leben, und ich fühle nun ein besonderes Interesse für ihn [für] den Lauf der künftigen Tage. Die Stimmung vorgestern machte mich viel geneigter in Gesellschaft mehrerer fremderer Menschen zu sein." —

Am 30. Januar: „Die Tage beschäftigte mich Beethoven so sehr, das heißt die Erwartung seines Neffen, daß ich mich fast schämte, destomehr da ich Leopolds und Nannis Gedanken nicht so ganz unmöglich finde, als es manche finden würden. Wünschen kann ich es nicht, aber verreden will ich es auch nicht, denn ich glaube kaum, daß meine Verehrung seines Genies durch näheren Umgang vermindert werden würde, an Achtung könnte ich aber wohl gewinnen, wenn ich ihn so herzlich und gut fände, wie er uns geschildert wird, und was ihn mir jetzt schon ungemein interessanter macht. Es ist mir unmöglich mich jetzt mit etwas anderem zu beschäftigen als mit meinen angenehmen Gefühlen über unsere neue so interessante Bekanntschaft mit Beethoven. Er brachte den ganzen Abend bei der Mutter und mir zu, und hat in der Zeit sich als einen Mann von seltenen moralischen Gefühlen, mit einem Wort, sich als einen so achtungswürdigen braven Mann gezeigt, daß mein Enthusiasmus für ihn durch das gediegenste Gefühl der Achtung erhöht wird."

Am 22. Februar: „Nun einige Worte von der gestrigen Abendunterhaltung. Gewöhnlich finde ich im gemeinen Leben die Erwartung weit angenehmer als den Genuß, so auch hier, wir hatten uns recht viel vorgestellt, und in der Hauptsache war es nicht so, als es hätte sein können und sollen. Es lag wohl an der Gesellschaft, denn Nanni bot alles auf um sie allgemein zu beleben. Beethovens Anblick erfreute mich, ich kann nicht mehr sagen, denn gesprochen habe ich fast gar nichts mit ihm. Vorgestern Abends war er bei uns und nahm vollends unser Herz ein. Dieser feste gediegene Charakter gefällt uns so sehr an ihm, diese Bescheidenheit und Herzlichkeit. Der Kummer, welchen ihm die unglücklichen Verhältnisse mit der Mutter machen, greift ihn sehr an, das betrübt mich wahrlich, denn er sollte recht glücklich sein. Wenn er sich nur recht sehr an uns anschlösse und durch unsere herzliche Theilnahme Beruhigung und Heiterkeit fände. Der Vater fragte ihn, warum er uns bei der Kinderunterhaltung so bald verlassen habe, und er antwortete: sein Gesicht gehöre nicht unter frohe Gesichter und es drückte ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Ich fürchte sehr, daß ich im längeren näheren Umgange mit diesem braven vortrefflichen Menschen, mein Gefühl für ihn mehr als Freundschaft werden dürfte und daß dann sehr viele unruhige Stunden mir bereitet wären ..... Dennoch will ich manches Unangenehme gern ertragen, wenn es nur in meiner Macht stände, ihn heiter zu machen."

Den 23. Febr.: „Auch gestern war Beethoven den ganzen Abend bei uns. Nanni war bei der Probe und ich und Mama ganz allein. Was ich,

als Mama zum vorlegen gegangen, mit ihm über seine Compositionen und Musik überhaupt sprach, war mir eben so interessant, als die erneuten Bemerkungen, welche ich als Mensch über ihn machte. Mir wird es nicht leicht zu viel mit ihm zu sprechen, obwohl die Unterhaltung sehr erschwert ist seines Unglücks wegen; doch besorge ich immer daß er die andern geniert."

Den 26. Febr.: — — „Vorgestern war Beethoven wieder mehrere Stunden in unserer Mitte. Dieser Abend hinterließ mir einen ungemein angenehmen Eindruck, welcher den Wunsch mit sich führt, mehrere ihm ähnliche zu erleben. Er zeigt sich uns, oder vielmehr wir sehen ihn, immer mehr in jenem schönen Lichte, welches die wahrhaft guten umgiebt. Was er von seinem Freunde erzählte, von seiner vortrefflichen Mutter, sein Urtheil über Männer, die sich mit ihm in eine Linie stellen, alles zeugt von einem ebenso gebildeten Herzen als Verstand. Ueberhaupt finde ich das Meiste was er spricht, werth aufgeschrieben zu werden, so richtig und gediegen ist es. Wenn ihm unsere Gesellschaft recht unentbehrlich werden könnte, so würde es mich recht glücklich machen!"

Den 27. Febr. (nach andern Gleichgültigen): „Die Bekanntschaft mit Beethoven bringt ein angenehmes Interesse in mein Leben. Der Gedanke, daß er den Abend bei uns zubringen könnte, erfreut mich des Tages über, obwohl es nicht angenehm ist, wenn irgend jemand bei uns ist, da man im reden geniert ist. Ich hoffe, daß es so angenehm bleiben wird." —

Den 2. März: — „Was war das? so rufe ich nach einem Gespräche aus, welches ich so eben mit Nanni über Beethoven führte; soll er mir denn wirklich schon so interessant, ja so theuer geworden sein? daß mich dieser scherzhafte Rath meiner Schwester, mich nicht in ihn zu verlieben, recht sehr verdroß und schmerzte. Es ist ein Elend mit mir! ich lasse mich von dem Gedanken hinreißen! ein Leben mit Liebe verwebt, wenn es auch manche unruhigen Stunden mit sich bringt, sei besser als dieses leere todte fortvegetiren eines warmen Herzens. Und es ist doch nicht wahr! Ja wenn ich näher mit ihm bekannt werde, so muß er mir theuer, ja sehr theuer werden. Das soll er ja und darf es werden. Warum gleich an eine nähere Verbindung denken? die ich bei genauer Betrachtung fast für unmöglich ansehe. — Wie kann ich aber auch so eitel sein, zu glauben, daß es mir vorbehalten sei, diesen Geist zu fesseln. Diesen Geist? oder dieses Herz. Ja dieses vortreffliche Herz wäre ganz nach meinem Sinn. Genug auf lange über diesen Punkt, es würde mir ganz die Unbefangenheit im Betragen mit ihm rauben. Auch habe ich kleine Neckereien ausgenommen noch nie mit Nanni ernsthaft darüber gedacht und geredet. Gestern wollte ich schon schreiben, weil mich meine dumme Stimmung stürzen machte. Ich sage es, wenn ich über manchen Punkt vernünftig bin, hier ist es, als wenn ich eine fixe Idee hätte, und werde nur in meinem Alter gescheidter werden."

Den 4. März: „Beethovens Geschenk, die Schlacht bei Vittoria, freute mich ungemein, eben so sehr, daß er an uns dachte. — Was kann ich dafür, daß heute Morgens, bei einer nicht sonderlich guten Laune, welche vermuthlich Mamas Husten die Nacht hindurch hervorbrachte, die ersten Worte

jener Schrift, welche Karl mir beim Frühstückmachen zu lesen gab und welche ihm sein edler, vortrefflicher Onkel geschrieben hatte, Thränen entlockte. — — Und dieser Mensch ist nicht so glücklich, als er es als Mensch sein könnte!"

Den 7. März. [Sie war abends vorher von der Musik fortgerissen]: „Beethoven hörte eine Weile zu; das ängstete mich noch seinetwegen, so sehr ich gewünscht hätte, daß er den Abend vorher zu uns gekommen wäre. Wenn nur die fatalen Geschichten mit der Mutter ein Ende hätten, der arme redliche Mann nimmt es sich so sehr zu Herzen, daß er noch krank werden könnte! Meinem theuren Duncker schrieb ich recht viel von B. . . . wenn er nur recht bald antwortete."

Den 11. März: „Gestern im Gesellschaftskonzert war ich mit der Ausführung nicht zufrieden, demungeachtet freute es mich Musik zu hören. Musik von unserm theuren Beethoven.[1]) Neulich Abends war er mir wieder so lieb. Alles was er erzählt und sagt, hat so sehr das Gepräge des Aechten und Wahren! Wenn er nur recht oft käme und uns recht lieb gewänne!"

Den 12. März: „Gestern Abends hoffte ich lange vergebens, daß Beethoven kommen würde, ich war allein mit der Mutter. Nur unsere gewöhnliche fatale Abendgesellschaft Herr A . . . erschien. Endlich als ich mich schon in das Geleise der gewöhnlichen Abende begeben hatte und etwas draußen zu thun hatte, läutete Jemand, und siehe da! es war mein theurer B . . . Er hat wohl keine Idee wie lieb er uns ist, und mir manchmal ganz besonders. Häßlich kam er mir nie vor, aber jetzt fängt er mir sogar an zu gefallen, besonders sein liebes Wesen, er ist in allem originell und was er sagt hat Gewicht."

Den 14. März: „Gestern Abends war B . . . wieder bei uns. Die Mama, Leopold und Nanni sprachen durch mich mit ihm. Leider daß es so ist. Aber wie gerne würde ich auch in die Länge dieses Ämtchen übernehmen. Er war sehr gut gestimmt, vermuthlich weil seine Vormundsgeschäfte so glücklich sich enden. Wir sprachen viel über den Musikverein; lachten und ärgerten uns über die Einrichtungen in unserem Staate etc. Es freut mich sehr, daß er die Gedichte von Leopold gelesen hat; denn daraus kann er recht erkennen, wie sehr wir ihn schon lange ehren. Als L . . . fortging, da wollte er auch gehen, Nanni ließ ihn merken daß es uns angenehm wäre, wenn er noch bliebe, und er sagte, es schicke sich ja nicht für ihn, da er der jüngste Bekannte sei, doch wir ermunterten ihn mit dem Bedeuten, daß wir nicht so sehr auf Etiquette sehen. Auch blieb er noch. Wie sehr es mich freut, wenn wir ihm recht lieb werden geworden sein. Ach wenn wir ihm nur recht lieb würden! So wie Duncker! Wird das wohl geschehen? Er könnte uns den Abgang dieses Freundes ersetzen, was die Gesinnungen betrifft, wenn auch nicht den gesellschaftlichen Umgang, denn der ist doch im ganzen ungemein erschwert."

Den 17. März: — „Vorgestern war B . . . den ganzen Abend bei uns. Nachmittags auf einen Sprung, um uns mit Erstlingen des Frühlings,

[1]) In dem Gesellschaftskonzert vom 10. März wurde u. a. das Violinkonzert von Beethoven und die Egmont-Ouvertüre gespielt; „der Spieler verunglückte" heißt es beim Violinkonzert.

wie er sagte: uns den Frühling zu bringen. Dieses Erinnern an uns freute mich ungemein. Abends sprach ich viel mit ihm, über Spaziergänge, Baaden, und der Geschichte mit Karls Mutter. Dieses reine sonderbare Gefühl für Natur ist so schön an ihm! Die Festigkeit, mit welcher er seinem Werthe nichts vergibt in Rücksicht seines Lebens mit den Großen, gefällt mir ungemein. Sein Geständniß der Art von Mißtrauen, weil er seinem Gefühle nicht freien Lauf lassen konnte, welches uns vor kurzem so ängstete, belustigte mich und Nanni, die von der Probe zurückgekommen war, wegen der zusammentreffenden Umstände und dem Namen Schönauer, der wie wir wissen, in einer ganz andern Hinsicht, freilich gar nicht mit ihm harmonirt. Ich war oft mit ihm allein und besorgte ihm langweilig zu werden, aber er hätte ja weggehen können. Der Vater kam und wir zwangen ihn auf eine so herzliche Weise, mit uns Abendmahl einzunehmen, daß er da blieb und uns mit seinen so originellen als richtigen Bemerkungen, seinen lustigen Wortspielen und manchen Beweisen der Zutraulichkeit recht sehr erfreute. Es war 12 Uhr als er uns verließ. Was mich betrifft, wie wollte ich so gern mir von dem Schlafe abbrechen, wenn es nur öfters geschehe."

Donnerstag den 21. März: „Es drängt mich, mich mit meinen Blättern zu beschäftigen, da ich, was seit heute Vormittags in meiner Seele vorgeht, selbst meiner Schwester verschwiegen habe, welche sonst meine innersten Gedanken weiß. Kann ich mir es noch verhehlen, was mich in eine Stimmung brachte, daß ich immer weinen wollte. Ja es interessirt mich B . . . auf jene eigennützige Weise, daß ich will, ich soll ihm auch ausschließend gefallen? und der Gedanke, welchen der Vater, durch das Erzählen von einer einst zu unternehmenden Reise, von seinen Worten, daß er nie ein heiligeres Band knüpfen würde, als das ist, welches ihn jetzt an seinen Neffen bindet, der Gedanke also durch Verhältnisse getrennt von ihm zu werden, das bestimmte Aufgeben meiner Phantasie, denn anders kann ich es nicht nennen, welche mich ohne mein Wissen recht sehr beschäftigte, hat jene Stimmung hervorgebracht. Ich schäme mich arg, daß ich mir es gestehen muß, aber derjenige möge mich richten, welcher mit einem Herzen, welches die Kraft in sich fühlt, unendlich zu lieben, schon manchem Schmerz unterlegen, weil es seinem schönen Gefühle nicht freien Lauf lassen konnte, wenn es einen Gegenstand findet, der es mit all seiner Liebe umfassen könnte und hoffen dürfte, ihn dadurch zu beglücken, sich kalt verschließen soll. Ich fragte mich neulich und öfters schon in früherer Zeit, warum mir denn die kindliche und schwesterliche Liebe, welche denn doch die reinste ist, mir nicht genügen kann! Darüber ist aber schwer zu grübeln, und hier kommt es nur darauf an, Herr seiner selbst zu werden, was mir bisher so schlecht gelungen ist. Bis ich denn diese Kraft und Ruhe werde erlangt haben, nehme ich mir vor, über diesen Punkt meiner Zukunft weniger nachzudenken, oder vielmehr die Gedanken darüber zu verjagen, in kindlicher Erwartung fortzuleben, als treue Tochter, Schwester und Freundin, dann werde ich allmählich zu reiferen Jahren gelangt sein, wo es mir dann nicht mehr so schwer fallen wird, den lebhaften unvernünftigen Wünschen meines Herzens Stille zu gebieten."

Diese Gedanken setzt sie noch ein wenig fort. Sie kämpft mit sich, aber Verstand und Wille behalten die Oberhand; eine stille Liebe ist das nicht.

Den 23. März. — „Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß Beethoven den ganzen Abend da gewesen wäre, er hatte mit der Mutter und den Kindern mit Kugeln gespielt und uns Shakespeare gebracht. Er hatte manches von seinen Ältern und Großvater erzählt, welcher ein wahrer Ehrenmann gewesen sein soll." —

Den 30. März: — „Gestern und alle die verflossenen Abende erwarteten wir Beethoven vergebens. Der Vater wollte mich mit dem Kleinen zu ihm mitnehmen und ich versagte mir wirklich eine wahre Freude, daß ich nicht ging. Es war ein inneres Gefühl in mir, was mir sagte, ich solle es nicht thun und der Vater fand es auch für gut, als er nach Hause gekommen war. Der gute B. ist schon einige Tage nicht ganz wohl. Alles verstimmte mich so sehr, dennoch ist mir alles unendlich interessant, was ich von diesem Mann höre!"

Den 8. April. — — „Unser theuerer Beethoven, den wir neulich in Gegenwart der Schönauerischen nur einige Augenblicke sahen, schrieb gestern seinem Kleinen einen sehr lieben Brief, worin er ihm wieder so viel schönes und gutes sagt, daß es mir wahre Freude gemacht hat, ihn zu lesen; indeß finde ich es doch nicht ganz recht, daß er ihn nicht in seiner Unbefangenheit fortleben läßt, sondern ein Vertrauen in Anspruch nimmt, dessen Vortheile und Werth der Kleine gar noch nicht zu schätzen weiß und ihn auf diese Weise nur grübeln machen könnte, was ihm etwa fehle, oder nach seiner nicht zu großen Liebe zur Wahrheit noch gar verleiten könnte, ihm Unwahrheiten vorzusagen. Doch das kömmt wohl von dem Wunsche ihm die Liebe zur Mutter zu ersetzen und ihm alles zu sein."

Den 11. April: — „Dienstag Nachmittag [9. April] sah ich Beethoven wieder nach ziemlich langer Zeit, da er krank war; was uns wirklich, oft für die Folge, für ihn besorgt machte. Ich war ganz allein mit ihm und da er wenig Theil an dem zu nehmen schien, was ich ihm sagte, so war mir nicht angenehm zu Muthe. Es kam Leopold Nanni und die Mutter und da wurde es etwas lebhafter. Er sprach einmal von seinem Uebelbefinden und sagte, daß würde auch einmal sein Ende sein, diese Anfälle von Koliken; da sagte ich ihm ins Ohr, das solle noch lange hinaus gesetzt sein. Doch er antwortete: ein schlechter Mann der nicht zu sterben weiß! ich wußte es schon als ein Knabe von 15 Jahren. Ja freilich, meinte er, für die Kunst habe er noch wenig gethan; da rief ich ihm mit Freimüthigkeit zu: Deswegen könne er keck sterben. Diese wenigen Worte verstimmten mich sehr, der Gedanke nämlich daß er bald sterben könnte. Seine neue Composition, „Die Hoffnung" aus Tiedges Urania mit dem Recitativ ist göttlich. Ich war so entzückt als Nanni, als wir es spielten und sangen, es hob uns himmelan!"

Den 16. April (Sie spricht ihren Schmerz aus, daß Duncker nicht schrieb): „Beethovens Erscheinen, seine obwohl nur augenblickliche frohe Laune, machte

mir einen angenehmen Eindruck und verlöschte zum Theil den ersten unangenehmen."

Den 20. April: — „Abends fanden wir unsern lieben Beethoven. Er schien uns recht fröhlich und guter Dinge. Doch viel wurde nicht gesprochen. Sein neckisches Wesen, die kleinen witzigen Ausfälle, sind so originell als Mensch wie als Musikdichter. Ich wünschte nur daß er recht oft käme, damit auch jene kleinen Unbequemlichkeiten, welche sich öfters in seinem Umgange finden, verlören, ich meine daß man sich weniger genierte, und ihm alles so sagen könnte wie man es denkt."

Den 4. Mai. In düsterer Stimmung, aus verschiedenen Anlässen, schreibt sie: „Die ernste Erscheinung Beethovens, dessen kaltes Benehmen gegen uns mir eine höchst unangenehme Empfindung erregte, die mich nun in meiner liebsten Beschäftigung begleiten wird. Die ängstliche Besorgniß, er möchte sein theueres anvertrautes Gut nicht lange in unserer Obhut lassen, verläßt mich nicht seitdem ich den Knaben gefragt, warum er geweint habe und er mir geantwortet hat, der Onkel habe es ihm zu sagen verboten und die Hauptsache seiner üblen Stimmung wäre es nicht gewesen, was Nanni und ich geglaubt hätten, daß er ihm so lange nicht geschrieben habe. Gott weiß es, was da geschehen wird, aber ich weiß, daß es mir so schmerzlich fallen wird, das Band so bald gelöst zu sehen, das uns mit diesem vortrefflichen Menschen in Verbindung brachte, als es mich erfreut hatte."

Den 8. Mai: — „Unsere Lage mit Beethoven beunruhigt mich und raubt mir das angenehme Gefühl, mit welchem ich mich in Beziehung auf ihn als Mensch mich mit seinen Meisterwerken beschäftigte. Doch wenn er uns ernstlich etwas zur Last legt, könnte vielleicht meine hohe Stimmung von seiner Bildung herabgestimmt werden."

Den 9. Mai. (Verschiedene trübe Eindrücke): „alles dieß, die Geschichte mit der Brieftasche, daß uns Beethoven nicht mehr besucht, — — stürmt mächtig den Tag über auf mich ein."

Den 27. Mai (Sie hatte zu ihrer Freude einen Brief von Duncker erhalten): — „Nanni meinte, als sie Dunckers Brief nicht ganz gelesen, man müsse ihn Beethoven zeigen, um ihm eine richtige Idee von dem Mann beizubringen, aber als ich sie später fragte, so ließ sie ein ähnliches Gefühl mit mir es nicht für gut finden. Nur eine Bemerkung über ihn, so zart sie angebracht ist, verbietet es uns. Es werden es manche nicht verstanden haben; ich glaube aber verstanden zu haben, was Duncker mit dem Wesen meint was B. finden könnte. Er war vorgestern Abends heraußen, sein Wesen hat jetzt so manchmal so etwas trübes, unfreundschaftliches, daß es mich scheuer mit ihm macht und die vertrauensvolle Annäherung, welche an einigen Winterabenden schon recht im Gang war, zum Stocken bringt. Die Umstände haben da sehr viele Schuld, aber ich darf kaum hoffen, daß der liebe Wunsch, B. möchte uns ein vertrauter Freund werden, in Erfüllung gehen werde, da sich die Ersteren schwerlich ändern werden. Bei hundert andern Gelegenheiten, so wie bei dieser möchte ich ausrufen: wäre Duncker hier, wäre es anders und besser!"

Den 7. Juni: „Einen dieser Abende war Beethoven hier. Es geschieht wie bei manchen seiner Aeußerungen so oft, daß ich ausrufen möchte: ja so ist es, denn so fühle ich . . Doch mit einer konnte ich wohl gar nicht beistimmen, daß ihm sein Leben nichts werth sei und er es blos des Knaben wegen erhalten wünsche! Diese zweimalige Aeußerung verstimmte mich in einem unerlaubten Grade, denn sie brachte mich zu Thränen. Den theueren Wunsch meines Herzens, B. mehr zu werden, als gewöhnliche Freunde, ihn in unserem Kreise öfters erheitert zu sehen, werde ich mit Nanni'n nach und nach aufgeben müssen. Duncker schreibe ich davon. Vorzügliche Schuld an diesem wenigen Naherücken mit ihm ist doch sein Gehör."

Den 29. Juni: (Sie war krank gewesen.) „Während der Zeit in welcher ich mich im leidenden Zustand befand, erfreuten mich 2mal Beethovens Besuche. Es mag sein, daß mein Unvermögen ihm im Lauf des Gespräches nichts sagen zu können, oder wenigstens einen Gedanken durch den Andern zu ihm bringen zu können, mich in eine Unruhe versetzte, welche mein Fieber vermehrte, indeß litt ich es gern noch öfters, wenn ich dafür das Vergnügen haben könnte, diesen äußerst interessanten, von seltenem Verstande, von alter deutscher Redlichkeit und Biedersinn beseelten Mann sprechen zu hören. Er paßt wohl nicht in die gewöhnliche Welt und sein Eifer für das Wahre und Gute, welcher durch viele traurige Erfahrungen nichts von seiner Heftigkeit verloren hat, hat in unsern jetzigen Zeiten nur zu viel Gelegenheit auf das schmerzlichste gekränkt zu werden; aber ist es nicht eben diese Heftigkeit, welche ihn uns desto achtbarer macht. Die Geschichte seiner Trennung von Lichnowsky, die Geschichte seines Decrets, sind zwar keines erfreulichen Inhaltes, doch interessirten sie mich besonders von ihm ungemein; bei ersterer gefällt mir die Festigkeit seines Charakters besonders. Er war nicht so heiter als die letzten Male und schien durch den Eifer, mit welchem er einige interessante Begebenheiten seines Lebens, aber vorzüglich eine kleine Zergliederung des jetzigen, ich darf es schon sagen: Menschenverfalles, denn wahr bleibt es doch, daß wir in solcher Epoche leben! vortrug, nicht besser gestimmt zu werden, das that mir recht leid und ich hätte vieles gegeben, wenn er in unserem Umgange einige Erheiterung fände, doch ich hoffe kaum, daß dieß je geschehen wird. Ach! so gern hörte ich ihn spielen! Ich zeige ihm oft, ohne ihn gerade darum zu bitten, meine Lust, aber er hat noch nie meinen Wunsch erfüllt. Ich getraue mich nicht hierüber zu urtheilen, ob es nur Laune ist, ob es zu große Bescheidenheit ist, welche ihn nicht einsehen läßt, was für eine Freude er uns damit machen würde, oder gar das Gefühl seines Werthes, welches ihn glauben macht, wir würden sein Spiel nicht nach Würde zu schätzen verstehn. Letzteres wäre denn freilich ein wenig stolz; ich denke mich in seine Lage und dürfte vielleicht auch so [sein], aber gefälliger wäre ich denn doch. Ich weiß wahrlich nicht was ich glauben soll und meine er hätte keine Lust und nicht viel Glauben an unsere Freude darüber, was ihn unseren Wunsch seit seiner Bekanntschaft noch nicht befriedigen läßt." Sie habe an Duncker geschrieben, könne aber doch nicht so ungeprüft alles schreiben, was sie denke: „denn dann müßte ich [schreiben], daß ich mir oft Mühe geben muß B. nicht so interessant zu finden, da ich

bei meinem in dieser Art interesselosen Leben, es leicht geschehen könnte und ich dann in die Lage kommen dürfte, ein wenn nicht unruhiges, doch ein minder ruhiges Leben zu führen, als ich es seit meinen letzten Stürmen gewohnt war. Ich wünsche dennoch sehnlichst näheren freundschaftlichen Umgang mit diesem Manne, weil wie ich glaube, die Phantasie ihren allzu geschäftigen Spielraum dann verlieren und durch den theilnehmenden Umgang eines so braven theuern Freundes für andere Freude entschädigt sein würde. Aber er müßte in seiner Weise so mit uns reden wie Duncker, vielleicht ist hier einiges mit weniger Einsicht gedacht, aber der letzte Wunsch ist doch reell, denn was ist dauernder und schöner als der Genuß wahrer Freundschaft in dieser Welt."

Den 12. Juli: — — „Was aber vorzüglich meinem Wesen das Gesellschaftliche versagte, war das Bewußtsein, Beethoven sei hier und ich hatte nur einen Augenblick mit ihm gesprochen, mußte [ihn] kleiner Geschäfte halber verlassen, was mich so unruhig machte, daß ich selbst auf mich böse war." —

Den 14. Juli: Spaziergang. „Ich ging mir zum Troz, weil ich bemerkte, daß ich Beethoven erwarte!"

Den 28. Juli — — „wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf uns als wir zu Hause angekommen waren der Brief von Beethoven mit ihrem Einschluß. So schmerzlich es mir fiel, als ich seinen Brief gelesen hatte, so war es mir dennoch tröstend, denn bei Mama's Worte, er hat aufgekündet, nebst ihrem elenden Brief, fürchtete ich daß irgend ein Mißverständniß etc. zum Grunde liege. Die ersteren Stunden that mir der Gedanke unendlich wehe, so bald aus aller Verbindung mit einem Mann zu kommen, den ich so sehr schätze und der meinem Herzen seit unserer Bekanntschaft immer lieber geworden ist, doch heute ist es mir weniger schmerzlich, wenn ich denke wie äußerst herzlich sein Brief ist und daß er mir nicht abhold ist. Dem Anschein nach ist seine Handlungsweise inconsequent: ich getraue mir aber kein Urtheil darüber zu fällen. Denn er sagt ja, daß ihn wichtige Beweggründe zu diesem Schritte bewegen. Sollte vielleicht doch seine gar zu große Aengstlichkeit, daß ihm niemand selbst die Mutter nicht vorwerfen könne, wäre dieser Vorwurf auch ohne Grund, er sorge nicht für das Wohl seines Kindes? Ich weiß es nicht, aber ich glaube oft ähnliche Schwäche, so fest er übrigens sein mag, von ihm bemerkt zu haben. Aber das weiß ich wie wehe es mir thut um seinetwillen; denn es ist mir nicht wahrscheinlich, daß dieser Schritt das Wohl des Knaben befördern wird; dann thut es mir auch sehr leid, daß die meisten Menschen wieder über ihn aburtheilen werden, und die es nicht thun beschuldigen unser Haus. Was nur Schaden bringen kann. Es könnte noch eine kleine Hoffnung sein, daß ihn Papas Brief von seinem Plan abbringen wird; aber ich weiß ja selbst nicht, ob es sogar zu wünschen ist, denn wenn es dann auf was immer für eine Art fehl schlüge mit dem Kinde so hätten wir vielleicht die Schuld. Und dennoch halte ich ihn für so gerecht und er sagt in seinem Brief, ewigen Dank für das Geleistete und wie wahr und dankbar er von der mütterlichen Pflege spricht. Ich wüßte nicht bald einen Vorfall, der mich so herzinnig gekränkt hätte als dieser! Doch wer weiß zu was es gut ist, wäre das beste Sprichwort, was man sich angewöhnen könnte."

Den 1. August: — — „Auch Herr Bernhard, Beethovens Freund, kam den Abend, er versicherte uns, daß jener Brief der Mutter gewiß in keiner Verbindung mit dem Wegnehmen des Knaben habe, und er immer mit Dankbarkeit von unserm Hause spräche. Ich glaube es, und halte die Ursache davon für den Wunsch, Karln um sich zu haben, denn er liebt ihn gewiß leidenschaftlich, da er das einzige Wesen ist, das ihm ganz angehört. Indeß wünsche ich zu des Kindes Wohl, daß er in unserem Hause bleiben möchte, da es gewiß für dasselbe besser ist, als bei dem Onkel, der es vielleicht zu spät wünschen wird."

Wunsch nach Liebesglück, vergebliche Hoffnungen spielen auch weiterhin noch eine Rolle, ohne daß bestimmte Personen genannt werden.

Den 16. August: (Ausflug nach Baden). — „Der Tag wurde einer jener ganz dem Anblicke der geputzten großen Welt geweihten und ward mir bald genug; oder ich hatte den Tag desto weniger Sinn dafür, da mich des Vaters Aeußerungen über unseren theueren Beethoven sehr düster stimmten. Er meinte er würde nicht lange in dieser Welt ausdauern, mit seinem gar zu regen Gefühle gegen die traurigen Zeitumstände nebst seiner Kränklichkeit. Tröstend ist es mir sehr, wieder so bestimmt zu erfahren, daß er nichts gegen unser Haus habe, unendlich leid, fast mit Gewißheit voraussehen zu müssen, daß es für das Kind besser wäre, wenn es bei uns bliebe, dann denke ich zwar wieder, wie weit angenehmer es ihm sein wird, ein Wesen um sich zu haben, das ihm anhängt, doch ich bin ängstlich, daß eben dieses lebhafte Gefühl für den sehr leichtsinnigen Knaben, ihn nicht mit der Strenge gegen ihn wird wiederfahren lassen, welche nöthig ist, um die Freude an ihm zu erleben, die nöthig ist, um ihm sein Leben angenehmer zu machen. Ich glaube kaum daß jemand auf der Welt es inniger wünschen kann, daß dieser edle Mensch des Lebens froher würde, als ich. Ich befürchte daß dieser Wunsch immer unbefriedigt bleiben wird, doch mehr und minder vielleicht und selbst dann will ich mich zufrieden stellen. Der Gedanke fällt mir dann doch auf, daß die Menschen gewöhnlich selbst Schuld sind, wenn sie kein Glück finden in der Welt; in ihm liegt auch viele Schuld, doch wenn dieß auch ist, ist der Verlust seines Gehöres nicht schon Unglück genug! was gewiß unendlich viel zu der Stimmung seines Gemüthes beiträgt und ihn leider so allein stehen macht." —

Den 29. August: — (Oekonomische Unruhen). „So eben klagte Beethoven, welcher auf einige Tage von Baden gekommen, wieder hierüber, aber das ist eigentlich sein Steckenpferd. Auch hierüber war ich einige Zeit so ruhig, doch wenn ich ihn wieder höre und seine Herzlichkeit gegen uns mir wohl thut, dann wünsche ich wieder, daß er wissen sollte, wie sehr lieb er mir ist und wie wir wünschen, daß wir es auch ihm wären. Er ist recht wol und sagte uns er würde gewiß ganz gesund werden, weil er eine sehr gute Constitution habe, aber nur sehr reizbar wäre."

— — — „Ich las neulich einen Gedanken, welcher mir recht treffend schien und ich so passend fand für mein Gefühl, welches mich oft in Gegenwart Beethovens ergreift. Es ist wie bei dem Anblick eines Kunstwerk

wenn man es zum erstenmal sieht, so beunruhigt uns der lebhafte Wunsch, es ganz zu verstehen, zu erkennen, in jedem Lichte, es von jeder Seite zu sehen."

Den 8. September: — — „Später kam Herr Bernhard, welcher mir in Rücksicht Beethovens immer eine angenehme Erscheinung ist. Schon neulich, als er mit Beethoven Abends gekommen war und Nanni letzterem alles sagte, was sie auf dem Herzen hatte, war er mir weit lieber geworden, da er mir anfangs etwas steif und streng vorkam und nur vorgestern kam es mir in den Sinn, daß dieser Mensch mir recht interessant werden könnte, da [er] mich doch [an] Beethoven so sehr erinnert. Es war nur augenblickliche Stimmung, dieser Bernhard ist der einzige junge Mann den ich kenne, dessen Aeußeres etwas Anziehendes für mich hat. Ich kann mir in ihm einen so geliebten Menschen vorstellen und sein ernstes Wesen gefällt mir, obwohl er weit jünger ist, als alle jene, bei welchen mir das ernste Wesen gefiel."

Den 13. September: „Gestern verlebte ich einen äußerst interessanten Tag in Baden bei Beethoven. Ich bin auch davon so erfüllt, daß ich einige Tage nöthig haben werde, um in meine vorige ruhige Stimmung zu kommen. Es hat alles was ich sah und hörte so viel Interesse für mich, daß ich es gern umständlicher zu Papier bringe, obwohl die Erinnerung meinem Gedächtniß schwerlich je entschwinden wird. Die Vorstellung zu wem wir gingen, nebst der Erwartung eines Tages, welcher uns so ganz nach unserem Sinne im Genuß der freien hier so göttlichen Natur verfließen würde schon brachte mich in eine frohe Stimmung. Als wir angekommen, war es nicht so angenehm, als wir es vermuthet hatten, denn unser lieber B. hatte vermuthlich uns nicht mehr erwartet; wir fanden ihn arbeitend und daher zerstreut, so daß wir uns des drückenden Gefühles ihm lästig zu sein nicht erwehren konnten. — Im Park dann die komische Scene wegen Ph., der Ausruf Beethovens: dort schleichen zwei Geister, wird mir immer komisch vorkommen. Als wir aus dem Gasthause nach Hause gekommen waren, so brachten uns die (in) schlechten Anstalten unsere ruhebedürftigen Glieder zu erquicken, wegen Beethovens Mißvergnügen über die Dummheit seines Bedienten, wieder in eine ziemlich unangenehme Lage. Mir that es so leid um ihn, daß wir Ursache seiner unangenehmen Empfindungen waren. Doch das gab sich bald wieder und als uns unser lieber Beeth. beim Scheiden zurief, wir sollten ihm nicht fluchen, wenn uns etwas fehlte, war alles wieder gut."

Den 16. September: — — — „Doch nun weiter von unserem Badener Aufenthalt. Das hohe Interesse für Beethoven und alles was ihn betrifft, verleitete uns einer vielleicht sträflichen Neugierde kein Ziel zu stecken und wie war es möglich, in einem Zimmer, welches von den Heiligthümern seiner Kunst aufgefüllt war, nicht von dem Wunsch ergriffen zu werden, alles etwas genauer zu besehen. Nanni fand ein Notizbuch, welches dem Anschein nach ganz unbedeutende Dinge enthielt, doch wie sehr wurden wir bald für unsere Neugierde bestraft, als ich die schmerzliche Entdeckung machte, er müsse oft sehr sehr unglücklich sein. Dieser kindliche Glaube, der hohe Sinn, welcher so fest am göttlichen hängt, entzückte uns und steigerte unsere Theilnahme, unsere Achtung für diesen seltenen Menschen, wenigstens bei mir aufs

bedürfte. Es war unrecht, daß wir es angesehen haben, aber durch unseren Blick wurde es nicht entweiht, wir kamen hingegen in die Gelegenheit, den Werth dieses wahrhaft Edeln vollkommener als je zu würdigen. Ich war sehr erschöpft und konnte lange nicht einschlafen, doch endlich behauptete die Natur ihre Rechte. Des andern Morgens erschreckte uns die Scene mit dem Bedienten im höchsten Grade. Unser Unwille gegen den elenden Menschen und Mitleiden daß „Jener" mit solchen Thieren leben müsse, kannte keine Grenzen, äußerst unangenehm verstimmte mich dieser Vorfall, doch ging es bald vorüber, als er uns zum Frühstücken an der Antonsbrücke nachgekommen war, und den Hergang erzählte, seine Heftigkeit entschuldigte und den Kleinen warnte, es nicht so zu machen wie sein Onkel. Es knüpfte sich bald ein äußerst interessantes Gespräch mit dem Vater an, welches sich aus den Bemerkungen fortspann, daß B. unter diesen Menschen ein so trauriges Leben führe und dem durch nichts abzuhelfen wäre, als wenn er eine brave liebende Frau nähme, weil nur die die tausenderlei traurigen Umstände seines Gehöres wegen mit Geduld ertragen würde. Mein Vater fragte ihn, ob er denn niemanden kenne etc Ich hörte mir der gespanntesten Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, was mich in's innerste der Seele erschütterte, eine lang gehabte Ahnung bestätigt, er liebe unglücklich! Seit 5 Jahren hatte er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden, er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. Dennoch ist es jetzt wie den ersten Tag. Ich hab's noch nicht aus dem Gemüth bringen können, waren die Worte welche mich schmerzlich ergriffen. Also auch von dieser Seite leidet er; nun waren mir jene Worte auf einem Fleckchen Papier erklärt! Diese Harmonie sagte er noch, hat er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner Erklärung gekommen. Fremd stand er nun vor mir und ich drückte meinen Schmerz tief in mein Innerstes zurück; doch nicht lange, so war mein Wunsch wieder so lebhaft, der Vater und überhaupt unsere Familie möchte viel zu seinem frohen Leben beitragen können. Auch bot sich letztere so herzlich an. B. war so überzeugt von unseren Gefühlen der Freundschaft für ihn, daß es mir wohl that. So zerstreut ich war, so konnte ich dieser göttlich schönen Natur meinen Zoll nicht versagen, Er sprach noch viel von dem unglücklichen Verlust seines Gehörs, von dem elenden Leben, welches er viele Zeit in physischer Hinsicht geführt etc. bis wir bei der Krämerhütte ankamen."

Den 7. Oktober: „Wie angenehm war es mir beim Rückwege, mich mit ihm über manches zu verständigen, was ihm vielleicht unangenehme Augenblicke verursacht hätte, wegen der [zu] erwartenden Operation Karls. Ich beruhigte ihn über seine Pflege etc. Er war so froh beim Mittagsmahl in Helena und seine Muse umschwebte ihn! Er schrieb mehrere Takte (wie interessant war mir das) und sagte: Mein Spaziergang mit Ihnen hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen! Der heftige Gewitterregen vereitelte meinen Plan für Nachmittag: Als er aufgehört hatte, gingen Leopold Nanni und ich auf die Langischen Anlagen, der Vater zu Schönfeld und B. nach Hause mit Karlen. — Was ich Beethoven mit Nanniens Willen

zum Dank für diesen vergnügten Tag schrieb, tröstete mich für mein Unvermögen es mit Worten thun zu können."

Den 28. September[1]): „Erst jetzt komme ich dazu von Karl B.'s Operation, unserem Mitgefühl und den Tagen, welche wir an des Kleinen Schmerzenslager zubrachten etwas zu schreiben. Er wird uns immer lieber und man muß erstaunen, wie vorgerückt dieses Kind schon ist. Ein unendlich angenehmes Gefühl verursacht es mir, daß wir im Stande sind dem guten ehrlichen Onkel keine ganz gewöhnlichen Dienste zu leisten, daß er es so tief fühlt und wir uns auf diese Weise ein bleibendes Denkmal in seinem Herzen bauten. Er war die Tage hier, ich sprach viel mit ihm von der Mutter, der Ausführung seines Plans mit Karl, er sinnt nur darauf alles gut einzurichten und wünschte bei uns wohnen zu können. Freilich wäre dies das Beste, doch der Plan wegen dem Gartenhaus ist nicht ausführbar. Was mich betrifft, so hatte ich noch nie so sehr den Gedanken als jetzt, daß ich diesem Geiste nicht genügen würde, wenn der Zufall oder was immer mich ihm so nahe brächte, doch das Herz — er ist so herzlich, so natürlich, ja das müßte ihm genügen. Der lebhafte Wunsch diesen herrlichen Menschen in einem sorgenfreien angenehmen Leben zu sehen, bringt mich oft auf so närrische Gedanken, aber wie ich sage, ich habe es nie so sehr eingesehen, als jetzt, wie undenkbar dieß wäre."

Den 29. September: „Gestern Abends war wider alles Vermuthen der theure Onkel Beethoven bei uns und brachte einen jungen Menschen seinen Landsmann. Als ich ersterem sagte, ich hätte geglaubt er wäre schon in Baaden, so lachte er und meinte, er höre immer mehr auf zu glauben und ich glaube immer; überhaupt war er in so lustiger Laune und da gefällt er uns immer vorzüglich. Wegen seinem Lied, das ich ihm leihen mußte, sagte er auch er müsse es mir wohl bald wieder bringen (da ich ihn darum bat) schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen; es war: das Geheimniß, Liebe und Wahrheit, von Winterberg, und so war er voll Späße und Wortspiele. Von dem jungen Menschen ist nicht viel zu sagen; er liebt die Musik wir spielten und sangen, was ihm sehr zu gefallen schien und ist stolz dem Städtchen anzugehören, welches der Welt einen Mann wie Beethoven schenkte. Wie hart mir ums Herz war und wie Wehmuth mein Inneres füllte als wir mit ihm gingen das Morgenbrot einzunehmen, kann ich nicht sagen. Aber unendlich angenehm der Gedanke ihm einen Dienst leisten zu können durch die Pflege des Kleinen, der, wie er oft sagte, unbezahlbar ist. Viel, sehr viel tröstet mich dies für mein Ich, und der Gedanke, daß er uns kennt!"

Den 1. November: — — „Die traurige Lage unseres theueren Beethoven betrübte mich die Zeit her ungemein; krank, umgeben von unwürdigen elenden Menschen, ohne Lebensfreuden. Er! es ist schrecklich! Dennoch hatte ich gestern ein angenehmes Gefühl, als der Vater erzählte, er wünsche immer bei uns wohnen zu können, und das Bewußtsein, daß er uns als wahre Freunde kennen lernte, versüßte mir die Bitterkeit des Gedankens, daß er keinen wahren Freund hat, wie er sich ausdrückt, und er allein auf der Welt

[1]) Die Daten sind hier in Verwirrung gekommen.

ist. Ich wollte viel darum geben, wenn diesem seltenen Menschen ein heiteres vergnügteres Leben verschafft werden könnte. Ich hoffe noch immer, obwohl von der Besserung unserer Zeit wenig zu hoffen ist, welche doch sehr damit in Verbindung steht."

Den 6. November: — — „Auf dem Spaziergang nach Hause mit ihnen allen begegnete uns Beethoven. Er sieht sehr übel aus; und zweifelt fast an seiner Herstellung. Mir machte es einen tiefen Eindruck." — —

Den 10. November. (Sie will an Duncker schreiben, kann aber nicht alles so schreiben, wie sie es denkt, da vergeht ihr die Lust): „und ich schreibe nur ein paar Worte über mein heutiges Gefühl, als ich Beethoven wieder sah. Er war mir so lieb, und die Hoffnung, daß er noch lange unter uns leben wird, belebt mich wieder, obwohl er selbst wenig auf seine Gesundheit traut. Ich bin oft so kindisch, daß mich ein kleiner Vorzug, den er Nanni'n gibt, schmerzt, und ich werde nur dann wieder billig, wenn ich mir oft genug vorgesagt habe, daß ich gar auf keinen Vorzug von ihm Anspruch machen kann und darf. Der Name Äbtissin, den er mir meiner Sorgfalt um das häusliche Leben wegen aufgebracht hat, ist mir nicht ganz recht und der Gedanke, den ich von seiner Meinung damit habe, stellt mich ebenso wenig zufrieden, als Leopolden im Gegensatz mit Nanni. Mir ist es nämlich nicht recht, wenn er in mir nur eine Haushälterin, und Leopolden wenn er in meiner Schwester nur eine Dame des Vergnügens sieht. Wäre es mir nur vergönnt für ihn zu wachen und zu sorgen, ich würde es mit größter Freude thun! Denn er verdient es, daß ein liebevolles Wesen für ihn sorgte! Einigemal habe ich mir die Freiheit genommen, mir solche Scenen, ohne nähere Verbindung auszumalen und mir die Wirklichkeit als äußerst angenehm vorgestellt! Es müßte ihn doch freuen, wenn er es wüßte, daß es mir ein wahres Vergnügen wäre, ihm sein Leben durch so manche häusliche Dienste zu erleichtern!"

Dienstag den 17. November halb 11 Uhr N. — — „Beethoven war heute hier, er hat sich sehr erholt und ich befürchte nicht mehr so viel, daß seine Krankheit so tief liegt. Ich unterhielt mich, während die andern noch bei der Tafel waren, ziemlich lange mit ihm. Schon lange war er mir nicht so interessant als heute. Es ist alles was Werth, was er spricht. So närrisch es ist das zu schreiben, so muß ich zufolge meiner Empfindung es thun. Es that mir wehe daß ihm Nanni lieber ist, als ich, als er eine halbe Stunde mit mir ernst gesprochen, sie kam herein — so war er mit ihr gleich so froh und bemerkte mich nicht mehr. Was will ich aber? ich närrisches Mädchen, muß ja zufrieden sein, daß er mich noch so lieb hat, als es in der That ist. Auf mehr kann ich ja keine Ansprüche machen. Leider, daß ich sie so gern machte! Ich sollte mich schämen, daß ich so bald nach einem Gefühl, was mir so viel Schmerz verursacht hat, in ein ähnliches zu verfallen drohe, welches mir wenigstens unruhige Stunden verursacht; indeß meine Empfindungen sind mir klar und es ist unendlich schwer ihnen zu widerstehen, desto mehr, da ich ein Leben ohne Liebe sehr wenig achte. Es ist das Bedürfnis zu lieben; der lebhafte Wunsch einen Gegenstand zu finden, der meine Gefühle theilt der beseeligend beseeligt; daß dieser Wunsch bei Erkenntniß eines Menschen

wie B. . . rege werden muß, liegt in der Natur; also halte ich mich nicht so tadelnswerth. Der Verstand ist dann freilich etwas zurückgesetzt, aber nicht immer. Das Gefühl ist zu mächtig, um ihn nicht manchmal zu unterdrücken . . ."

Den 18. November: — — „ich fühlte mich bald glücklich in der wahrhaften Liebe eines anderen" — —

Den 23. November: — — „wenn ich mich putzen könnte um einem zu gefallen, das wäre dann freilich ganz anders. Allein dieser eine ist für mich nicht in der Welt. — Ich weiß wohl einen dem ich recht sehr gern gefallen möchte, doch für den bin ich nicht in der Welt, wenigstens nicht in dieser Beziehung." — — „Die Musik (Stadler) finde ich gut, doch fehlt ihr für mein und Nannis Geschmack das Gebieterische um uns zu fesseln. Warum hat uns der Einzige verwöhnt?"

Den 5. Dezember: „Vor ein paar Tagen war Beethoven Vormittags bei uns und da sprachen wir so viel interessantes, ich möchte sagen, er erzählte vieles von ihm, was mich so sehr interessirte und dennoch wirklich recht sehr verstimmte. Wir werden ihn wahrscheinlich verlieren. Er wird einen Ort verlassen, an welchem sein hoher Werth nur von Wenigen erkannt ist. Wie elend geht es doch in unserem Staate zu! Mit Recht rief er aus: man müsse jetzt nur für den Metzger, Schuster und Schneider arbeiten. Wenn es zu seinem Wohl ist so ertrage ich gern das schmerzliche Gefühl, ihn nicht mehr in unserer Nähe zu wissen und jede Hoffnung durch einen näheren vertraulichen Umgang ihm manche unangenehme Beschwerde des häuslichen Lebens weniger fühlbar zu machen. Wenn mir nur die Hoffnung bliebe, ihn wiederzusehen, oder wenigstens immer zu wissen, ob es ihm wohl geht! Doch mag es sein wie Gott will; im innersten bleibt er mir immer was er ist und so hoffe ich es, auch von ihm; der Gedanke sei mein Trost! Obwohl er es doch nicht ganz weiß, wie sehr mein ganzes Wesen von hohem Interesse für sein Wohl erfüllt ist."

Den 16. Dezember. „Gestern verlebte ich einen äußerst angenehmen Abend in Beethovens Gesellschaft. Er war guter Laune, oder wenn ich nicht irre, besonders wohlwollend für uns eingenommen. Mit der freundlichsten Güte beantwortete er unsere kleinen Fragen und Berichtigungen und was er überhaupt sprach, hatte alles so viel Gehalt und war uns allen so voll Interesse, daß ich noch mehr von ihm eingenommen sein würde, wenn es möglich wäre. Obwohl ich ihn mir ohnedieß nicht anders denken kann, als daß er gründliche Kenntnisse, nicht nur allein über das was seine Kunst betrifft besitzt, so war es mir doch unendlich angenehm es in seinen Aeußerungen so sehr bestätigt zu finden. Mit einem Worte, je näher man diesen seltenen Menschen kennen lernt, desto mehr Werth findet man an ihm. Doch warum schreibe ich diese ewigen Wiederholungen, ich fühle mich so oft leider zu sehr davon durchdrungen. Bei Rohmanns erster Musik am 12. entlockte mir das neue Lied „an die entfernte Geliebte" von Marien gesungen Thränen. Das Herz hat es geschrieben! Wie interessant muß dieß Wesen sein! Doch seine Phantasie leiht ihr vielleicht so viel Interesse? Nein, nein, er sagte ja, nie habe er mehr Harmonie gefunden! und wer so ganz im ganzen Umfange seines Wesens mit ihm har-

monirt, ihn versteht, der muß ihm sehr ähnlich sein und daher von recht sehr hohem Werth sein!"

Am 20. Dezember: „Einen noch angenehmeren Abend in B. . .'s Gesellschaft. Er schrieb zu Nannis Entzücken ihr das kleine neue Lied, dessen Manuscript sie als Reliquie verwahrt." [Ruf vom Berge?]

Am 25. Dezember: „Am Stefanstage waren wir Abends ganz einsam und die gewöhnliche Hoffnung, welche mich die Sonntags Abende belebte Beethoven zu sehen, war dem Verlöschen nahe, als er dennoch kam. Doch nicht wie gewöhnlich mit ihm das Vergnügen; denn er war sehr einsilbig, und las immer in einem Hauskalender. Wir überzeugten uns aber nachher, daß es mehr physisch war, obwohl wir auch einen gewissen Theil seiner übleren Stimmung dem Verdrusse zuschrieben, welchen er mit den Bürgern gehabt! Der Vater war ganz entrüstet über das Publikum vom Mittwoch,[1]) welches so wenig den Werth seines Meisterwerks zu würdigen verstanden und keinen Sinn dafür hatte, ihn an der Spitze zu sehen. Der Abend endete auf die komischeste Art. Beethoven neckte uns, wie wir ihn wahrhaft kindisch und kindlich; denn ich bewundere oft das wahrhaft kindliche Gemüth dieses Mannes.[2]) Wir schäkerten mit einander; und als er mit Leopolden fortgegangen war, so verdanke ich es nur der Stimmung, welche er mir hinterließ, daß ich nicht wehmüthig wurde, als ich sein himmlisches Lied an die ferne Geliebte sang. Ich kann nicht helfen, wenn mein ganzes Leben mit ihm erfüllt ist; wo ich bin, in meiner liebsten Beschäftigung, ist er auf meinem Wege, und erhöht sie mir zum höchsten Genuß. — Auch im Zirkel bei Rohmann, wo nichts mich an ihn erinnern sollte, umschwebte mich sein lieblicher Geist und bewegte meine Seele in sanfter Wehmuth. Manchmal war diese Wehmuth freilich wohl nicht so sanft, denn das Gedicht, was man unwillkürlich auf ihn anwendet, macht sie schmerzlich."

Den 29. „Kaum hatte ich gestern zu schreiben aufgehört, als uns der herrliche Mensch wieder besuchte. Es freute mich desto mehr, weil es so ganz aus freiem Antrieb zu geschehen schien und er sich wohl befindet in unserem häuslichen Zirkel. Ueberhaupt sind wir auf einem wenigstens dem Aeußern nach recht vertraulichen Fuße mit ihm. Es muß ihn unsere bewährte Freundschaft näher bringen; denn das ist sie!"

---

[1]) Bezieht sich auf das Konzert am 25. Dez. für das Bürgerspital, worin Beethovens 7. Symphonie gespielt wurde.

[2]) Zu den Scherzen dieser Tage gehört vielleicht ein mit Bleistift beschriebener Zettel mit dem Datum des 22. Dezember 1816, der sich bei dem Tagebuche befindet. Jemand fragt: „Was nützt mehr, die Malerei oder Tonkunst?" Beethoven antwortet: „Man braucht sowohl bei der Malerei als der Tonkunst Lichtputzen. Beide haben ihren guten Einfluß. Jedoch die letztere kann auch den Armen sehr nützen, ja sie nützt ihnen wirklich so, daß durch die Einnahme bei Akademieen sich selbe eine [?] Lichtputze anschaffen können."

1817.

Rückblick ins vergangene Jahr. Hoffnungen!

Um im Zusammenhange zu bleiben, folgen hier die weiteren Aufzeichnungen Fannys über Beethoven, soweit nicht der biographische Fortgang nötigte, sie dem Texte einzuverleiben.

Am 6. Januar: „Gestern Gesellschaftskonzert. Abends mit Beethoven recht vergnügt, obwohl Mamas Kränklichkeit mich sehr drückt. Er war wieder krank."

Am 11. Januar: „— — Abends verlebten wir mit Beethoven, so wie seit einer Woche fast alle Abend. Ungemein beglückend ist mir der Gedanke, daß wir ihm etwas sind. Aehnliche Geschichtchen, wie mit dem Ring an seinem Finger, der bedeutenden Antwort auf Nannis kindische Frage, ob er noch außer der fernen Geliebten jemand liebe, — erregen in mir ein bitter wehmüthiges Gefühl, was an Eifersucht gränzt. Doch es ist nur der Gedanke, daß mir kein Glück der Liebe beschert ist und daß ich mir so klein gegen ein Wesen vorkomme, welches große Vorzüge besitzen muß, weil sie ein so hohes Interesse bei solch einem Mann erregte.

Am 19. Januar: „Ein äußerst interessanter Abend durch Beethoven. Er begleitete seine Entfernte zu Nanni's Gesang. Ich lebte nur für diesen Augenblick, meine Seele war gefesselt, ein heiliger Schauer durchlief mich, als ich ihn da sitzen sah — endlich, nachdem unsere Erwartung aufs höchste gestiegen war! Er war so wohlwollend gegen uns und wir für unsere Besorgniß, daß der Abend langweilig vergehen würde, wegen Schönauers, belohnt. Ich sollte mein zu hohes Interesse für diesen Menschen zurückdrängen, aber es geht nun einmal nicht, ich kann nichts dafür, daß mich ein freudiges Leben meine Seele bei dem Gedanken faßte, daß er den Sommer wahrscheinlich auf Tage unser Hausgenosse werde, in diesem Wort liegt sehr viel, unendlich viel. Wenn er das so recht geworden wäre — nun und was dann? Ja dann hätte ich manches gehofft, und nun darf ich nichts, nicht einmal hoffen."

Am 27. Januar. (Vom Tage vorher): — „Verstimmt durch des kleinen Beethovens Zurückkunft vom Onkel, welcher krank ist, und dem wir frische Eier schickten, da er mir sagte, er sei sehr traurig" —

Am 31. Januar: „Gestern Vormittags unterhielt sich Nanni so gut mit unserem lieben Beethoven und erzählte mir so viel von einem höchst interessanten Gespräch über Kunst und von den Briefen und Geschenk, welches er von einer Bremer Bürgerin erhalten."

Diese Bremer Bürgerin war ohne Zweifel Elise, Tochter von Dr. W. C. Müller, in dessen Hause Beethovens Musik schon viele Jahre gepflegt worden war. Auch in die Briefe an Frau von Streicher spielt sie hinein. (S. den Brief an sie vom 27. Januar o. S. 483, vgl. S. 206 f.)

Die Aufzeichnungen vom 1., 6. und 15. März und vom 2. und 13. Mai wolle man im Texte (o. S. 10 und S. 26) nachlesen.

Am 18. Mai schreibt sie auf, daß sie dem neuen Hausfreunde Pacher, der in schwerer Familientrauer war, die „entfernte Geliebte“ gesungen habe, der wieder gern Musik höre. „Ich könnte es nicht! ich müßte in Schmerz vergehen: in der Lage wäre mir diese Musik, die in sich schon wehmüthige Empfindungen erregt, kein Trost.“ Auch für Pacher interessiert sie sich, seine Ähnlichkeit mit Ziersky versetzt sie in eine „sonderbare Stimmung“ und beschäftigt ihre „ungehorsame Phantasie“ (1. Juni). „Beethoven (heißt es da später) sehe ich sehr selten. Es thut mir sehr leid, daß er so wenig unserer Gesellschaft bedarf. Wir sind ihm doch lieb und etwas werth, das tröstet mich.“ Auch weiterhin (15. Juni) interessiert sie Pacher, sie will sich zurückhalten,

„warten, ob er mich vielleicht nicht ganz ohne Interesse findet; denn jenem zu gefallen, dem ich eigentlich am liebsten gefallen möchte [Beethoven] [1]) das geschieht doch nicht. Heute eben war ich wieder entzückt über die Werke seines kräftigen schaffenden Geistes, Seine Musik durchdringt mein Innerstes und macht ein enthusiastisches Gefühl für den Mann in mir rege, welches nur dessen höheren Werth als Mensch zur Basis hat und dadurch noch gediegener ist. Er und Nanni hatte neulich einmal ein zwar kurzes aber sehr interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein besonderer Mensch ist, so ist er es auch in seinen Meinungen und Ideen hierüber.

Jede Art Verhältnis beim Menschen ist ihm unangenehm, ich glaube ihn zu verstehen, wenn ich sage, er will die Freiheit des Menschen nicht beschränkt wissen; so ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne an ihn, wie er meint gebunden zu sein, ihm ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältnis des Mannes zum Weibe glaubt er vielleicht schon die Freiheit des Weibes beschränkt. Von einem Freunde erzählte er, welcher ihm gesagt: man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder. Wir waren noch weniger der Meinung dieses Freundes, als er, der immer meinte, er wüßte es nicht. Von sich sagte er, er habe keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das eine oder andere den Schritt bereut hätte, und von wenigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen gewünscht, als das höchste Glück erachtet hätte, hat er in der Folge die Bemerkung gemacht, daß er sehr glücklich sei, daß keine von ihnen seine Frau geworden wäre und wie gut es sei, daß die Wünsche der Sterblichen oft nicht erfüllt würden.

Meine Bemerkung spar ich, aber ich glaube ein Mädchen zu kennen, die ihn, von ihm geliebt, gewiß nicht unglücklich gemacht haben würde, ob aber auch glücklich? Nanni bemerkte, daß er seine Kunst immer mehr lieben würde als seine Frau: das meinte er wäre auch in der Ordnung und daß er eine Frau nicht lieben könnte, welche seine Kunst nicht zu würdigen verstände. Basta!“

[1]) Daß Beethoven gemeint war, geht aus der Veröffentlichung in den Grenzboten hervor.

Am 25. Juni spricht sie wieder ihr Interesse für Pacher aus, dann ihr Mitgefühl mit Beethoven wegen der Ereignisse mit Carls Mutter. (S. o. S. 34.) Die Freundschaft mit Pacher schwebt ihr als sehr wünschenswert vor, ihr Gefühl für ihn wird stärker; sie faßt zwar den Vorsatz, ihn zu vermeiden, hält ihn aber nicht, „weil mir ein Leben ohne Liebe öde und freudenlos vorkömmt, ich mag darüber denken was ich will". Es schmerzt sie, daß er die Schwester Nanni vorzuziehen scheint; sie kämpft mit ihrer Empfindung, sie erschrickt an dem Gedanken, daß er sich verheiraten könne. (10. Juli.) Doch glaubt sie seiner Freundschaft sicher zu werden; „es ist mir sehr angenehm, ja beruhigend einen Mann wie Pacher sein Geschick an das unsere binden zu sehen, einen wahren innigen Freund an ihm zu erhalten und es bleibt mir nur der innige Wunsch, ihn dann auch zu erhalten." (21. Juli.) Sie findet ihn immer von neuem interessant; lebhaft sehnt sie sich nach einer Seele, die ihr angehört: Pacher erinnert sie immer wieder an Ziersky. Sie ist unruhig im Innern; ihre Wünsche gehen über die bloße Freundschaft hinaus und doch verhehlt sie sich nicht, wie unmöglich das sei. — — —

Diese dem Tagebuche anvertrauten Empfindungen eines liebebedürftigen Herzens spielen also gleichzeitig während der noch fortdauernden Bekanntschaft mit Beethoven und sind den damals ausgesprochenen Empfindungen ganz verwandt. Freilich war eine Trübung des Verhältnisses zu Beethoven eingetreten. Aber kann man, wenn man von dieser Gemütsverfassung Kenntnis nimmt, noch von einer „stillen Liebe" zu Beethoven sprechen?

Ihre weiteren Aufzeichnungen in betreff Beethovens vom 25. Juni, 8. und 21. Juli, 10. und 29. August, ferner vom 30. November und 23. Dezember findet man im Text. (S. 34, 36 f., 40, 71, 73.)

Noch am 30. November 1818 schreibt sie beim Anschauen des leichtsinnigen Neffen: „Ach, wenn ich doch ein Mann wäre, ich wollte sein innigster Freund sein!" Und weiter: „ich gäbe mein halbes Leben für den Mann." „Zuletzt denkt er immer an sich." Es blieben ihr auch später innere Kämpfe nicht erspart; „in der Liebe war ich bisher nur unglücklich!"

„Kann ich denn gar nicht vernünftig werden!" (Ende 1820.)

Beethoven verschwindet, nachdem seine näheren Beziehungen zu dem Hause gelöst waren (1820) vollständig aus dem Tagebuche.

III.

Auf die Vormundschaft über den Neffen Karl bezügliche Verhandlungen und Aktenstücke.[1])

1. (Zu S. 26.

Contract.

1. Der unterzeichnete Ludwig van Beethoven als Vormund des M. Karl van Beethoven willigt, salva ratificatione, in die Einantwortung der Carl van Beethovenschen Verlassenschaft an die rückgelassene Frau Wittwe Johanna van Beethoven gegen dem, daß sich selbe:

2. gerichtlich erkläre und verbinde, zur Erziehung und zum Unterhalt ihres obgedachten M. Sohnes Karl, einen jährlichen Beitrag an den jeweiligen Herrn Vormund desselben, in vierteljährigen Raten, jedesmal vorhinein, abzuführen, und daß dieser jährliche Beitrag, wenigstens die eine Hälfte der von der Frau Wittwe Johanna v. Beethoven ab aerario zu erhaltenden Pension sammt Zuschüssen oder andern zu selben jemals gegeben werdenden, wie immer Namen habenden, Beiträgen, betragen muß. —

3. Daß die Frau Wittwe Joh. v. B. als eine Entschädigung für die ihr mit Last und Vortheil überlassen werdende Karl van Beethovensche Verlassenschaft, so wie für die bisher eingenommenen Zinsungen von dem Verlassenschaftshause p. p. also gleich einen Betrag von fl. 2000 W. W. für ihren M. Sohn, Karl, zu Gerichtshänden erlege und den hievon abfallenden Fruchtgenuß eben diesem Sohn zu seiner besseren Erziehung und Unterhalt überlasse. —

4. Endlich solle der von der oftgedachten Frau Wittwe zu leisten versprochene Erziehungs und Unterhaltsbeitrag a dato dieses Vergleichs zur Zahlung anfangen. —

Wien, den 10. Mai 1817.

Ludwig van Beethoven mp.
Johanna van Beethoven mp.

---

[1]) Die diese Angelegenheit betreffenden Dokumente, die hier und früher mitgeteilt bezw. benutzt sind, befinden sich, nach einer Notiz in Thayers Papieren, größtenteils im „Gerichts-Archiv" zu Wien und folgen hier nach den Abschriften in Thayers Materialien.

2. (zu S. 113.)

a) Vorstellung des Jacob Hotschevar vom 11. Dezember 1818.

„Hochlöbliches k. k. N. Oest. Landrecht.

Die Frau Johanna v. **Beethofen**, k. k. Cassierswittwe, hat unter Einem bei diesem hohen Gerichte ein Gesuch überreicht, in welchem dieselbe wiederhohlt um die obervormundschaftliche Genehmigung, ihren einzigen Sohn **Carl v. Beethofen** dermalen in der Erziehung seines Onkels und Vormundes, Herrn **Ludwig v. Beethofen**, Tonsetzers, in das k. k. Universitäts-Convict in Kost und Erziehung geben zu dürfen bittet.

Triftige Gründe veranlassen mich, mittelst der gegenwärtigen Darstellung einige Umstände zur Kenntniß des hochlöblichen k. k. nied. oestr. Landrechtes zu bringen, welche das Ansuchen der Frau v. **Beethofen** zu unterstützen geeignet befunden werden dürften.

Vor allem anderen sei es mir erlaubt, die Gründe anzugeben, welche mich zur gegenwärtigen schriftlichen Vorstellung bewogen haben. Der erste Grund hiezu sind die Verwandschaftsverhältnisse, in welchen ich mit der Frau v. **Beethofen** stehe. Mein Weib, und die verstorbene Mutter der Frau v. **Beethoven** waren Stiefschwestern; genug an dem, daß man, besonders auf Ansuchen, und wenn man die Leidenschaftlichkeit zu weit getrieben sieht, einer bedrängten, für begangene, längst verjährte Fehltritte bestraften Person sich auch öffentlich anzunehmen nicht schenet, ja sich vielmehr auch deßwegen dazu verpflichtet sieht, weil 2tens Jedermann, dem das Recht der Menschheit am Herzen liegt, erlaubt sein muß, und nach unserem allg. bürgl. Gesetzbuch §: 217. ausdrücklich erlaubt ist, sich in den daselbst angedeuteten Fällen an die gerichtliche Behörde, und da der Gegenstand der Frage dieses hohen Orts anhängig ist, sich an diese hohe Obervormundschafts-Behörde zu verwenden.

Drittens kann es mir unmöglich verargt werden, wenn ich als ein mehrjähriger gewesener Pädagoge und Erzieher der Kinder vornehmer Häuser die gesammelten pädagogischen und psychologischen Kenntnisse und Erfahrungen in Absicht auf einen mir anverwandten oder verschwägerten Knaben, dessen Fähigkeiten beim ersten Anblicke auffallen, dazu benütze, seiner hohen Obervormundschaftsbehörde, welche in die häuslichen Verhältnisse ihrer Pupillen unmöglich anders, als nur dann, wenn dagegen Beschwerden angebracht werden, eingehen kann, einige beachtungswürdige Umstände zur erlauchten Würdigung vorzutragen. Ich behaupte demnach

1. Daß der Frau Wittwe **Johanna v. Bethofen** der gänzliche Einfluß auf ihr Kind widerrechtlich, und theils mit Wissen, theils ohne Wissen dieses hohen adelichen [Gerichtes] benommen worden sei,

2. unterliegt es keinem Zweifel, daß der talentvolle 12 jährige Knabe **Carl v. Beethofen**, ohne größten Nachtheil für sein künftiges Wohl, ohne Gefahr, physisch und moralisch verzogen zu werden, unter dem alleinigen Einflusse seines Oheims und Vormundes, Herrn **Ludwig v. Beethofen**, auf keine Weise mehr belassen werden könne.

Ich erkläre mich hierüber näher, und zwar auf 1tens. Jeder Mutter, welcher keine testamentarische Vormundschaft entgegensteht, gebührt nach dem väterlichen Großvater die Vormundschaft über ihr Kind, wenn sie hievon nicht durch gesetzliche Hindernisse ausgeschlossen ist. Der Herren v. Beethofen gab es meines Wissens 3 Brüder. Ihren vortrefflichen Eigenschaften unbeschadet sind es alle 3 excentrische Köpfe, der verstorbene Carl v. Beethofen nicht ausgenommen. Diese wahre freimüthige Aeußerung kann der Ehre der Herren von Beethofen nichts benehmen, beweiset aber unumstößlich, daß sie, überwältiget vom Temperamente, nicht in allen ihren Handlungen und Unternehmungen mit der erforderlichen Umsicht, und ruhigen Kälte zu Werke gehen, und manchmal in Extremen verfallen, die bei einer gewissen Art Geschäfte dem Zweck äußerst nachtheilig sind. Daß die Herren Ludwig und Carl v. Beethofen exzentrische Köpfe waren, kann ich als unparteiischer und ruhiger Beobachter bezeugen, und kann es durch schriftliche Belege darthun; denn Herr Ludwig und Carl v. Beethofen waren Brüder, waren aber mehr Feinde als Freunde zusammen, und es wird nicht zu viel behauptet sein, wenn ich anführe, daß Herr Carl v. Beethofen nur dann recht gut mit seinem Bruder, Herrn Ludwig v. Beethofen war, wenn er Geld brauchte; man ist wirklich in der Versuchung zu behaupten, daß der Knabe Carl v. Beethofen und das künftige Eigenthumsrecht auf ihn ein Handlungsartikel unter den zwei Herren Brüdern geworden ist. Dieß beweiset zum Theil schon das von der Frau v. Beethofen in ihrem Gesuche unter A angeführte Testament, und der Testamentsnachtrag B, noch mehr aber die eigenhändigen hier ·/. Briefconcepte Nr. 1. und 2., worin ausdrücklich berühret wird, daß Herr Carl v. Beethofen einen gewissen Vergleich wegen Zahlung von 1500 fr. nur unter der Bedingung eingehe, daß sein Bruder Herr Ludwig v. Beethofen das schriftliche Instrument wegen der Vormundschaft des Knaben Carl wieder herausgebe. „Ich würde," sagt der Vater, „nie ein Instrument dieser Art ausgestellt haben, wenn mich meine lange Krankheit nicht in sehr große Ausgaben gebracht hätte; nur in Rücksicht dieses konnte ich, nothgedrungen, dieses Instrument unterfertigen; damals aber war mein Entschluß, selbes bei einer solchen Gelegenheit zurückzuverlangen, oder durch ein anderes Instrument ungültig zu machen, denn mein Bruder ist zu sehr Compositeur, und kann daher nach meiner Idee, und mit meinem Willen, niemahls meines Sohnes Vormund werden."

Man wende mir nicht ein, daß diese Aufsätze ohne Datum und ohne Unterschrift, daher nichts erweisend sind. Genug an dem die eigenhändige Schrift des Herrn Carl v. Beethofen kann nicht wiedersprochen werden, und man sieht daraus, daß Herr Carl v. Beethofen einsah, daß die Vormundschaft über sein Kind dem Herrn Ludwig v. Beethofen nicht gut anvertrauet werden könne, und daß selbst Herr Carl v. Beethofen ein exzentrischer Mensch genannt zu werden verdiene.

Zwar erhielt Herr Ludwig v. Beethofen durch das Testament die Vormundschaft, doch hatte Herr Carl v. Beethofen noch Verstand genug durch das Nachtrags Testament B. ddto 14. November 1815 sterbend zu verfügen, daß da er bemerkt hat, daß Herr Ludwig v. Beethofen den Knaben Carl

nach dem Hinscheiden ganz zu sich nehmen und denselben der Aufsicht und Erziehung seiner Mutter gänzlich entziehen will, und da ferner zwischen dem Herrn **Ludwig v. Beethofen** und der Frau v. **Beethofen** nicht die beste Einigkeit besteht, er für nöthig befunden habe, zu verfügen, daß er durchaus nicht wolle, daß sein Sohn **Carl** von seiner Mutter entfernt werde, sondern daß derselbe immerhin, und so lange es seine künftige Bestimmung zuläßt, bei seiner Mutter zu verbleiben habe, daher also sie so gut wie Herr **Ludwig v. Beethofen** die Vormundschaft zu führen hat |: Herr **Ludwig v. Beethofen** also nur Mitvormund sein soll :|

„Nur durch Einigkeit sagt das am Sterbebette noch rege Vatergefühl, kann der Zweck, den ich bei Aufstellung meines Bruders zum Vormunde über meinen Sohn gehabt habe, erreicht werden; daher empfehle ich zum Wohl meines Kindes, meiner Gattin Nachgiebigkeit, meinem Bruder aber mehr Mäßigung. Gott lasse beide zum Wohl meines Kindes einig sein. Dieß ist die letzte Bitte des sterbenden Gatten und Bruders!"

Es sind wenige psychologische Kenntnisse erforderlich, um zu beurtheilen, wie wenig, da es die ausdrückliche Stimme des sterbenden Bruders und Gatten, die letzten Worte und Naturtriebe zum Wohl eines hoffnungsvollen Sohnes in die Feder diktirend bestätigte, Herr **Ludwig v. Beethofen** trotz seinem unverkennbaren guten, ja besten Willen, und seiner Großmuth, die er sonst an dem Knaben ausübt, zur Erziehung, und zur Vormundschaftsführung fähig sei.

Es liegt also keineswegs in dem Sinne des Testamentes, und lag nicht in dem Willen des Herrn **Carl v. Beethofen**, seinem Bruder, dem er sterbend Mäßigung in seinem leidenschaftlichen exzentrischen Benehmen empfahl, ausschließend die Vormundschaft anzuvertrauen.

Vielmehr war es und muß es der Wille des Vaters gewesen sein, auch der Mutter gemeinschaftlichen Einfluß auf die Erziehung und Vormundschaft des Knaben **Carl v. Beethofen** zuzugestehen.

Laut Beilage C und D des Gesuches der Frau v. **Beethofen** wußte Herr **Ludwig v. Beethofen** die ausschließliche Vormundschaft an sich zu reißen. Zum Stichblatte nahm er eine Untersuchung, die mehr ihrem Gatten, als der Frau v. **Beethofen** zuzuschreiben war, und welche auf den Sohn **Carl** in keinem Falle einen Bezug haben konnte, und ihn noch weniger jetzt als eine verjährte Sache haben kann. Theils durch eigenes vorwaltendes Benehmen, theils durch unberufene Ohrenbläser brachte es Herr **Ludwig v. Beethofen** dahin, daß selbst eine hohe Obervormundschaftsbehörde in die Abnahme des mütterlichen Einflusses auf die Vormundschaftsgeschäfte willigte. Hart, viel zu hart dürfte diese Abnahme erscheinen, wenn man die Umstände, wie sie bisher angeführt wurden, näher beachtet. Doch gestattete das hohe Landrecht der Mutter, je zuweilen ihr Kind zu sehen. Allein der Herr Vormund hat es durch den Rathgeber und Ohrenbläser, Herrn **Giannattasio del Rio**,[1]) dahin gebracht, daß [sie] ihren Sohn laut der Briefe E und F ihres Gesuches gar nie mehr besuchen durfte. Dieses lag sicherlich nicht in dem Willen dieses hohen Gerichtes, und eine solche Behandlung widerspricht offen-

[1]) Dieser Vorwurf war sicher ungerecht.

bar dem hohen landrechtlichen Rathschlage vom 20. Februar 1816.[1]) Es klingt sonderbar in dem Briefe E eines Erziehungs-Instituts-Unternehmers Giannatasio del Rio, zu lesen, daß er einer Mutter, die ihr Kind besuchen will, schreibt: „Ich ersuche Sie demnach sich ja nicht mehr in mein Haus zu bemühen, weil Sie sich dann den unangenehmsten Auftritten aussetzen würden."[2])

Kein Wunder also, daß, wie es der Herr Pfarrer Fröhlich bestätiget, der exzentrische Herr Vormund darüber Freude äußert, wenn der Knabe seine Mutter wider Willen, und bloß um dem Vormunde zu schmeicheln, eine Rabenmutter nennt. Es ist demnach keinem Widerspruche ausgesetzt, daß Herr Ludwig v. Beethofen der Frau v. Beethofen wider den ausdrücklichen Willen ihres Gatten, wider die gesetzlichen Verfügungen, und wider dem hohen Willen der Obervormundschaftsbehörde den gänzlichen Einfluß auf ihr Kind widerrechtlich zu entziehen gewußt habe.

Auf 2tens hat es gleichfalls schon die Frau v. Beethofen durch ihr Gesuch und dessen Beilagen, und besonders jenes Zeugniß H des Mödlinger Herrn Pfarrers Fröhlich dargethan, daß der Knabe Carl v. Beethofen physisch und moralisch verzogen werde, und es zu seinem größten Nachtheile gereichen würde, dem Herrn Ludwig v. Beethofen noch länger die alleinige Vormundschaft, und allen Einfluß auf die Erziehung dieses Knaben zu belassen. Genug an dem, daß der sterbende Vater im Testamentsnachtrage und in seinen Briefen hinreichend zu erkennen gegeben hat, daß Herr Ludwig v. Beethofen wegen seiner überspannten exzentrischen Ideen zum alleinigen Vormund nicht tauge.

Im Allgemeinen kann ich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß Carl v. Beethofen, nach meinen psychologischen und pädagogischen Kenntnissen und Erfahrungen in seiner physischen und moralischen Erziehung in einem hohen Grade vernachlässiget, oder um deutlicher zu reden, verzogen werde.

Als Begründung dessen, hat bereits die Frau v. Beethofen in ihrer Verstellung einige nähere Data, und namentlich das glaubwürdige Zeugniß H des Herrn Pfarrers Fröhlich angeführet. Ich kann aber dieses hohe Gericht auch aus eigener Erfahrung versichern, daß ich mich persönlich von dem Benehmen des Knaben Carl v. Beethofen überzeugt, und mir nur auf das einmalige Sehen desselben, als er unlängst seinem Vormunde entlief, folgende traurige Umstände abstrahirt habe. Der Knabe Carl v. Beethofen ist nemlich physisch nicht wohl erzogen; hat gefrörte Hände und Füße, hat keinen winterlichen Anzug; scheinet in der Wäsche durch ganze Wochen nicht zu wechseln; zum Schnupftuche muß oft ein Bogen Fließpapier dienen, und da der Herr Ludwig v. Beethofen ledig ist, scheint überhaupt an Reinigung der Wäsche und des Körpers wenig gedacht zu sein. Daß die moralische Erziehung übel bestellt sei, beweist das Zeugniß des Herrn Pfarrers Fröhlich. Aus allen erhellet, daß der Knabe angeleitet wurde, die Feindschaft, welche

---

[1]) In diesem war erlaubt und verordnet, daß die Mutter ihren Sohn nur unter Aufsicht sehen und sprechen dürfe.

[2]) Dies hatte Giannatasio der Witwe am 18. März 1816 schriftlich mitgeteilt. Vgl. zu obigem Bd. III S. 374.

zwischen dem Herrn Ludwig und der Frau Johanna v. Beethofen seit Jahren, ja von jeher herrschet, noch mehr zu unterhalten, die kindliche Liebe gänzlich zu ersticken, und die Pflichten des Kindes gegen die Mutter ganz zu verläugnen. Von der Religion erhält, wie er es in seinem Verhalten in der Kirche, in der Schule, und auf der Gasse werkthätig bestätiget, der Knabe schiefe Begriffe, oder achtet die Religionslehren wenig. Er ist in seinem übrigen Betragen ein Heuchler, er äußert sich, lügen und heucheln müsse er, weil ihm sein Vormund, wenn er Wahrheit reden wollte, dieselbe nicht glaubt, er müsse immer anders reden, als er denkt, als sich die Sache verhält. Er äußert dreiste Gesinnungen hinsichtlich der Freiheit und Unbändigkeit, ist geneigt zu Entwendungen, deren er sich schon an seinem Vormunde schuldig gemacht hat; kurz der Knabe Carl v. Beethofen läuft unter der alleinigen Leitung und Aufsicht des hiezu schon körperlich unfähigen Herrn Vormundes Gefahr, ganz auszuarten und ein gefährliches Mitglied des Staates zu werden, da er, voll Lebhaftigkeit und verkehrter Neigungen, nicht in den nöthigen Schranken gehalten wird, von Seite seines hiezu unfähigen Herrn Vormundes nicht gehalten werden kann, ja leider vielmehr für seine verkehrten Neigungen zu viel Gelegenheit und Nahrung zu entarten findet, kindliche Pflichten und Religion zu verkennen lernet, und überhaupt genommen physisch und moralisch verzogen wird, da man sich theils vom Anbeginn hauptsächlich bemüht hat, die kindlichen Gefühle gegen die Mutter in ihm zu ersticken, theils körperlich und moralisch unfähig ist, den zwar guten Willen, aber durch verkehrte Mittel ins Werk zu setzen.

Es ist nicht zu verkennen, daß Herr Ludwig v. Beethofen, die Feindschaft zwischen ihm und der Mutter abgerechnet, die er theils aus eigener Leidenschaftlichkeit, theils durch unberufene Ohrenbläser angetrieben, unterhält, viel guten Willens hat, für den Knaben zu sorgen. Allein die Ergreifung zweckdienlicher Mittel fällt ihm immer nur zur Last, da er allen anderen Einfluß auf die Vormundschaft, besonders jenen der Mutter zu entfernen gewußt hat. Man gesteht ihm gerne jenes Lob zu, welches ihm unlängst in der Zeitschrift „Janus" No 1 ddto 3. October 1818 zugemessen wurde. Allein man muß auch mit Recht mit Janus ausrufen: Es ist zu wünschen, daß der Erfolg seine Erwartungen nicht widerlege.

Wie wenig Mäßigung Herr Ludwig v. Beethofen besitzt, und wie er mit Recht cynisch |: pagina 6. des Janus :| genannt wird, beweiset der anruhende Brief No 3; und ich sage noch einmal, daß man ihm gerne seine Großmuth gegen den Knaben gelten lassen will, nur muß ich ihn, vereint mit der gekränkten, viel zu hart und zu leidenschaftlich behandelten Mutter recht inständig bitten, daß er, da der Knabe, trotz der Großmuth, und dem besten Willen seines Herrn Oheimes, Gefahr läuft, gänzlich zu entarten, entweder, selbst nach den eigenen Hindeutungen seines verstorbenen Bruders, von der Vormundschaftsführung gänzlich abtrete, oder wenigstens, wozu aber leider bei seinen überspannten Ideen wenig Hoffnung vorhanden ist, entweder der Mutter, oder jemand Fähigeren in der Sache jenen gemeinschaftlichen, leidenschaftslosen Einfluß zugestehe, welcher unumgänglich nothwendig ist, um den Knaben vor dem drohenden Untergange zu retten.

Nach dieser freimüthigen, aber leider wahren Auseinandersetzung, welche dem Ruhme und guten Herzen des Herrn Ludwig v. Beethofen nichts benehmen kann, da man den besten Willen nicht verkennt, sondern nur die überspannten Ideen, und die Ergreifung verkehrter Mittel rügt, und mit Recht tadelt, weil es sich um die Rettung eines talentvollen Knaben handelt, überlasse ich es, vereint mit der gekränkten Mutter, mit ruhigem Herzen dem erlauchten Ermessen dieses hohen adelichen Gerichtes, was in Absicht auf die künftige Erziehung des Knaben und die Führung der Vormundschaft über ihn gnädigst verfügt werden wolle, da aus dem angeführten erhellet, daß Herr Ludwig v. Beethofen zur Führung derselben körperlich und moralisch unfähig gehalten werden dürfte.

Wien, am 11. December 1818.

Jacob Hotschevar,
k. k. Hofconcipist (bei der k. k. allgemeinen Hofkammer), wohnhaft am alten Fleischmarkte im Reisingerschen Hause Nr. 739, 2. Stiege, 3. Stock."

Unter dem Schreiben ist amtlich vermerkt:

„N. B. Das k. k. N. Oest. Landrecht übergab dieses Gesuch mittelst Schreiben ad Nrum 25 530 (ex 1818) dem Magistrate."

Die Beurteilung dieses Schreibens bleibe dem Leser überlassen; es ist klar, daß darin der Standpunkt der Mutter zum Ausdruck kommt, besonders ihr Haß gegen Beethoven, namentlich in der Äußerung, daß er auch moralisch zur Führung der Vormundschaft unfähig sei. Damit konnte nur seine leidenschaftliche Abneigung gegen die Mutter bezeichnet sein, die er auch bei seinem Neffen, ihrem Sohne, zu erwecken und zu unterhalten schien. —

b) **Äußerung des Pfarrers Fröhlich.** (Dem Schreiben als Beilage beigefügt; vgl. auch S. 97.)

„Der Pfarrer Johann Baptist Fröhlich zu Mödling äußerte sich am 1. Dezbr. 1818, „daß Karl v. Beethoven während seines bei ihm gepflogenen monatlichen Unterrichtes bewiesen habe, daß es ihm an erforderlichem Talente zum Studiren keineswegs fehle, wohl aber leider in seiner moralischen Bildung ganz verdorben wird, und zwar aus folgenden Ursachen:

1. ist es allgemein bekannt, daß Ludwig v. Beethoven beinahe ganz gehörlos sey, folglich nicht möglich ist, daß er als ein tauber Mann einem Jünglinge die gehörige Leitung geben kann, denn wenn einer den andern nicht hört und versteht, so entsteht daraus eine babylonische Verwirrung.

2. herrscht zwischen Ludwig van Beethoven u. der Frau Mutter des jungen Karl van Beethoven eine große Abneigung, so zwar, daß der junge v. Beethov., um sich seinem Onkel recht beliebt zu machen, seine F. Mutter mit den niedrigsten Ausdrücken in seiner Gegenwart, theils schriftlich, theils in

Ohr schreiend benahmet, worüber Ludw. v. Beeth. die größte Freude äußert, und dem jungen Übertreter des 4ten göttl. Gebotes noch darüber ein Bravo zuruft.

Dieß ist die Aussage des jungen Karl v. B. selbst, welcher mir mehrmal das Bekenntniß ablegte, daß er über seine liebe Mutter schimpfen müsse, so sehr er es auch einsehe, daß es gefehlt sey, so wie er auch seinem Onkel nie die Wahrheit sagen dürfe, weil er ihm nur die Lügen glaube. Welches Letzteres er auch bei Gelegenheit in meiner Gegenwart seiner F. Mutter erzählte, und gewiß am gehörigen Orte mehr von seinem Onkel sagen würde, wenn er nichts zu fürchten hätte, bei seinem Onkel verrathen und dann von ihm mißhandelt zu werden.

Auch kam einmal Ludw. v. Beethoven mit froher Laune zu mir, und erzählte mit einer Schadenfreude, daß sein Neffe seine Mutter nicht leiden könne und er sie heute eine Rabenmutter genannt habe.

Diese mir wieder alle moralische Grundsätze verachtungswürdige Art, einen jungen Menschen von 13 Jahren so zu leiten, als auch die Gleichgiltigkeit, welche Karl v. B. bei meinen Religionsvorträgen und Aufsätzen derselben bewies, wie eben die Ausgelassenheit in der Kirche u. auf der Gasse, worüber viele hiesige Bewohner bei mir Klage führten, zwang mich nach fruchtlosen Ermahnungen und Vorstellungen an dessen Onkel, um meine übrigen 12 Schüler, die sich ohnehin öffentlich äußerten, „„sie wollen mit dem ausgelassenen Karl v. B. nicht mehr studiren"" — nicht zu ärgern, ihn von mir ganz zu entlassen." —

c) **„Das zweite Gesuch der Witwe betreffend."[1] (Beischrift Thayers; anscheinend gleichfalls dem Schreiben Hotschevars als Anlage beigefügt.)**

„Johanna durfte ihren Sohn nur zuweilen sehen. Allein selbst in dieser Rücksicht wurden ihr solche Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie auch dieses Verlangen aufgeben mußte, wie aus dem Schreiben des Giannattasio d. d. 8. März 1816 und ihres Sohnes erhellt. Sie mußte ihre Sehnsucht, ihren Sohn doch in Monaten einmal zu sehen, nur gleich einer Diebin befriedigen.

„„In der Folge nahm Beethoven meinen Sohn wieder aus der Erziehungsanstalt des Hr. Giannattasio weg und gänzlich zu sich; ich konnte und durfte ihn also gar nicht mehr sehen, u. dieß um so weniger, als Hr. L. v. Beethoven den ganzen Sommer hindurch auf dem Lande zu Mödling zubrachte.

„Ich erfuhr, daß mein Sohn in seiner physischen und moralischen Bildung gänzlich vernachlässigt werde.

Dieses, u. der Umstand, daß mir mündlich bereits die gegründetsten Hoffnungen gegeben wurden, meinen Sohn unentgeldlich in das k. k. Konvikt zu bringen, veranlaßten mich, das kk. Landrecht als Obervormundschaftsbehörde um die Begnehmigung zu bitten, daß mein Sohn Carl in das k. k. Convict in Kost

[1]) Das erste Gesuch war am 3. Oktober abschlägig beschieden worden, s. S. 109

und Unterricht gegeben, unter Einem aber Ludwig v. Beethoven verhalten werde, die Studienzeugnisse meines Sohnes zur Tagsatzung mitzubringen, damit mit selben das Gesuch um Verleihung einer Konviktsstiftung in der gehörigen Zeit bei der Landesstelle überreicht werden könne, worüber ich die Erledigung dahin erhielt, „daß über die von dem Vormunde L. v. Beethoven abgegebene Äußerung in dieses Gesuch auf keinen Fall gewilligt werden könne.““

Johanna v. Beethoven (wohnhaft im tiefen Graben N. 238 im 2ten Stock) bat unterm 10. Dezember 1818[1]) wiederholt das k. k. N. Ö. Landrecht um obervormundschaftliche Genehmigung ihren Sohn in das k. k. Konvikt in Kost, Wohnung u. Erziehung geben zu dürfen, Auflage an den Hrn. Vormund wegen Herausgabe der Zeugnisse zu insbemeldtem Ende, nöthigenfalls Tagsatzungsanordnung, mit Zuziehung des Hrn. Vormundes des M. Karl v. Beethoven, des Herrn Pfarrers Fröhlich in Mödling u. des gewesenen Curators, Doktor Schönauer.

„Die Kosten anbelangend, so betragen diese jährlich 750 fl. für Kost, Wohnung, Kleidungen, Bücher u. Medicin etc.

Zur Berichtigung dieser 750 fl. hat mein Sohn vor der Hand 2000 fl. in Hochdero Depositenamt liegen, welche ein jährliches Interesse von 100 fl. abwerfen. Ferner habe ich mich erklärt, die Hälfte meiner Pension alljährlich zur Bestreitung der Erziehungskosten herzugeben.

Meine Pension beträgt jährlich 333 fl. 20 kr., hievon die Hälfte mit 116 fl. 40 kr., welche vom 1. Nov. d. J. (1818) angefangen, in klingender Münze bezahlt wird, somit beträgt diese Hälfte mit 116 fl. 40 kr. K. Münze, und nach dem Course zu 240 in

W. W. circa 280 fl.
zusammen also 380 fl.

Den zur Ergänzung der 750 fl. noch darauf zu zahlen kommenden Ueberrest will ich gerne in so lange bestreiten, bis ich, wozu ich die bestimmteste Hoffnung habe, so glücklich bin, für ihn eine mir bereits mündlich zugesicherte Conviktsstiftung zu erlangen.“

3. (zu S. 113.)

„Commissions-Protokoll
des K. K. n. ö. Landrechtes
vom 11. December 818.[2])

25 530. Johanna v. Bethofen bittet für den Fall, als der Vormund ihres m Sohnes Carl ein Gesuch in Betreff auf dessen künftige Erziehung zur Begnehmigung vorlegen sollte, diese ihm, ohne sie gehört zu haben nicht zu ertheilen.

Der Bittsteller Ludwig v. Bethofen,
Vormund und Oheim des m Carl v.
Bethoven Carl v Bethowen.

[1]) Wohl der 7. Dez., wenn es sich nicht um eine Wiederholung des Gesuches handelt. Das Gericht verfügte am 9. Dez.

[2]) Nach einer amtlichen Ausfertigung in Thayers Materialien.

Erschien der m Carl v Bethoven, 12 Jahre alt, Student der 3. lateinischen Classe und wurd befragt: Ob er gute Zeugnisse habe?

Im Latein habe er die Eminenz, in den übrigen Gegenständen die 1. Classe.

Warum er seinen Oncel verlas. habe?

Weil seine Mutter ihm gesagt habe, sie werde ihn zum öffentlichen Studieren bestimmen und er beym Privatstudieren nicht fortzukommen glaube.

Wie die Behandlung seines Oncles gegen ihn war?

Gut.

Wo er die letzte Zeit sich befand?

Im Hause seiner Mutter sey er versteckt gewesen.

Wo er sich lieber aufhalte, bey seiner Mutter oder bei seinem Oncle?

Er würde bei seinem Oncle gerne bleiben, wenn er Jemanden zur Seite hätte, indem sein Oncel schwer hört und er sich ihm nicht mittheilen kann.

Ob er von seiner Mutter beredet worden sey, seinen Oheim zu verlassen?

Nein.

Wann er denselben verlassen?

Vor 8 Tagen.

Wie er sagen könne, er komme durch das Privatstudium nicht fort, da er doch gute Fortschritte gemacht habe?

Seitdem er öffentlich studire wäre dieß der Fall; früher habe er eine 2te Classe in der Mathematik erhalten, die er auch nicht reparirte.

Ob ihn seine Mutter zu seinem Oheim zurückzugehen geheißen habe?

Sie habe ihn zu demselben zurückführen wollen; er habe sich jedoch dagegen gesträubt, weil er sich vor Mißhandlung fürchtet.

Ob sein Oheim ihn schon mißhandelt habe?

Er habe ihn öfter, jedoch nur, wenn er es verdient habe, bestraft; mißhandelt sey er nur einmal und zwar erst seit seiner Rückkehr zu ihm, geworden; indem ihn sein Onkel zu erdrosseln drohte.

Wie lange er bey seiner Mutter war?

Zwey Tage.

Wer ihm den Religionsunterricht ertheilte?

Der nähmliche Lehrer, der die übrigen Gegenstände vortrug, früher der Pfarrer von Mödling, der ihm jedoch nicht wohl wollte, weil er sich auf der Gasse nicht ordentlich betrug und in der Schule schwätzte.

Ob er sich erlaubt habe, über seine Mutter unehrerbiethieg zu sprechen?

Ja und zwar in Gegenwart seines Oheims, dem er dadurch sich gefällig zu zeigen glaubte und der ihm auch eingestimmt habe.

Ob er sich oft allein befande?

Wenn sein Oncle nicht zu Hause ist, sei er sich ganz allein überlassen.

Ob ihn sein Oncle zum Bethen anhalte?

Ja er bethe Morgends und Abends mit ihm.

Erschien Ludwig v. Bethoven und Joseph Carl Bernhard. Ludwig v. Bethoven ward befragt:

Auf welche Art sein Neffe Carl aus seinem Hause entwichen sey?

Er wisse daß nicht genau zu bestimmen; sein Neffe habe etwas Strafbares begangen, dieß habe er demselben vorgehalten, desselben Tages Abends habe er ein Billet von demselben erhalten, worin er sich empfiehlt. Die Ursache der Entfernung seines Neffen wisse er nicht gewiß anzugeben; vielleicht habe ihn seine Mutter Tags vorher bestellt; es könne jedoch die Furcht vor der Bestrafung seines Fehlers die Veranlassung gewesen sein.

Was sein Neffe begangen habe?

Er habe eine Haushälterin, die ihm von Gianastasio anempfohlen wurde; von dieser seyen ihm 2 Briefe an die Frl. Gianastasio geschrieben und ein Schreiben der letztern in die Hände gekommen worin gesagt wird, daß sein Neffe die Dienstbothen mit Schimpfnahmen belegt, ferner daß er von ihm Geld zurückbehalten und auf Näschereyen verwendet habe.

Unter welcher Aufsicht sein Neffe stehe?

Er halte seinem Neffen einen Correpetitor zur Erlernung des Spielens auf dem fortepiano, der französischen Sprache und des Zeichnens; dieser nun komme zu ihm; und dadurch seyen die freyen Stunden seines Mündels so besetzt, daß er keiner eignen Aufsicht bedürfe; übrigens müsse er bemerken, daß er den Dienstbothen keine Obsorge über seinen Neffen anvertrauen könne, da sie von der Mutter desselben bestochen worden; daß er ihn zur Ausbildung seiner Anlage in der Musik zu einem Pfarrer gegeben jedoch die Mutter auch mit diesem sich ins Einverständniß gesetzt habe; daß er den Mündel ins Convict geben wollte, daß aber die Aufsicht über denselben unter den vielen Zöglingen dort nicht scharf genug sei.

Ob er Zeugnisse von seinem Neffen in Händen habe?

Diese habe er schon seiner letzten Äußerung beigelegt.

Ob sein Neffe in seiner Gegenwart nicht achtungswidrig über seine Mutter gesprochen habe?

Nein, auch habe er denselben ermahnt, nichts zu sagen, was nicht war sey; er habe ihn gefragt, ob er zu seiner Mutter eine Neugung habe, was er verneinte.

Wie der Zögling ihm zurück verschafft wurde?

Durch die Polizey, er sey Vormittag bey der Mutter desselben gewesen um ihn zu verlangen, diese habe ihm die Auslieferung erst Abends versprochen; er habe befürchtet, daß sie ihn entweder nach Linz, wo ein seiniger Bruder sich befinoet, oder nach Ungarn bringen wolle; daher er sich an die Polizey gewendet; nachdem er ihn übernommen, habe er ihn zu Gianastasi gleichsam in Verwahrung gegeben.

Welche Hindernisse gegen die Aufnahme seines Neffen ins Convict obwalten?

Für derzeit wäre es nicht räthlich, seinen Neffen ins Convict zu gebe weil dort zu viele Zöglinge sind und, wie der Professor sagte, die dorti Aufsicht über einen Knaben, wie sein Mündel ist, nicht hinreichend wär

Was er für Mittel zur Erziehung seines Neffen anzuwenden gedenke?

Sein Mündel habe am meisten Talent zum Studiren; dazu soll verwendet und angehalten werden; die Mittel der Subsistenz seyen d

Hälfte der Pension die die Mutter bezieht und die Interessen von 2000 fl. Das Abgängige habe er bestritten er würde noch ferner diese Auslagen auf sich nehmen, wenn nur diese Angelegenheit in Ordnung gebracht würde.

Da derzeit die Unterbringung des Neffen im Convict nicht thunlich sey; so wisse er nur zwey Wege; demselben einen eignen Hofmeister zu halten, der immer um ihn wäre oder ihn für die Winterszeit zum Gionastasai zu geben; nach Verlauf des halben Jahres wünschte er den Knaben entweder ins Mölker Convict, welches er sehr anrühmen höre, aufnehmen zu lassen oder ins Theresianum zu geben, wenn er nur adelich wäre.

Ob er und sein Bruder adelich sind und hierüber Urkunden aufzuweisen im Stande sey?

„Van" sey ein holländisches Prädicat, was eben nicht gerade Adelichen beygelegt wird; er besitze weder ein Adelsdiplom noch sonstige Beweismittel für seinen Adel.

Erschien Johanna v. Bethoven.

Wie ihr Sohn aus dem Hause seines Vormundes zu ihr gekommen sey?

Er sey Abends zu ihr gekommen aus Furcht vor einer Strafe und weil er überhaupt nicht gerne bei seinem Oncle bleibe.

Ob sie ihm zur Zurückkehr zum Vormund zugeredet habe?

Ja, jedoch ihr Sohn wollte nicht, weil er eine Mißhandlung fürchtete.

Es komme vor, daß sie ihren Sohn versteckt gehalten habe?

Sie habe dem Schwager geschrieben, daß sie ihren Sohn ihm zurückstelle, übrigens hatte sie denselben schon lange nicht gesehen und war daher froh, ihn einige Zeit bey sich zu haben, dieß sey die Ursache, warum sie ihn nicht sogleich zurück gab.

Ob ihr verweigert ward, ihren Sohn zu sehen?

Man habe ihr diesen ihren Wunsch zu vereiteln gewußt, indem man ihr verschiedene Orte anzeigte, wo sie ihn sehen konnte und denselben wenn sie dahin kam, nicht traf.

Ob ihr Sohn ihr von der Polizey abgenommen worden sey?

Sie selbst habe ihn um 4 Uhr Nachmittag zur Polizey gebracht.

Woher sie wisse, daß man das Projekt gehabt habe, ihren Sohn ins Ausland zu schicken?

Gionastasio habe das Projekt bey der Polizey eröffnet.

Ob sie die Behandlung ihres Sohnes bey dessen Oheim für gut halte?

Sie erachte dieselbe für unzweckmäßig und berufe sich auf die in ihrem letzten Gesuche angeführten Gründe; sie bemerke insbesonders, daß v Bethoven nur einen Dienstbothen habe, daß man sich auf Dienstbothen nicht verlassen könne; er selbst aber taub sey und daher mit dem Mündel nicht conversiren könne. Niemand sey vorhanden der die Bedürfnisse ihres Sohnes gehörig zu befriedigen im Stande sey; seine Reinlichkeit werde vernachlässigt; die Obsorge auf Kleidung und Wäsche vermißt; Personen, die ihm Wäsche brachten, seyen vom Vormunde zurückgewiesen worden.

Welche Aussicht auf eine Versorgung sie für ihren Sohn habe?

Sie habe früher vom H. Grafen v. Dietrichstein die Versicherung erhalten, daß ihr Sohn würde ins Convict aufgenommen werden; doch sey sie seither nicht mehr bey demselben gewesen, weil man ihr hierwegen gestelltes Gesuch verworfen habe.

In welcher Personen Gegenwart ihr Sohn über sie achtungswidrig gesprochen habe?

Sie selbst habe ihn nicht so sprechen gehört, auch wisse sie keine solche Personen nahmhaft zu machen, die solche Reden selbst gehört haben.

Woher sie das, was zur Erhaltung ihres Sohnes am Einkommen abgeht, bestreiten werde?

Sie selbst besitze zwar kein Vermögen, aber der Hofconcipist Hutschowar werde diese Auslagen decken.

Ob ihr Mann adelich war?

So viel die Brüder sagten, ja, die Urkunden über den Adel soll der älteste Bruder, der Compositeur besitzen; bey Gelegenheit der Aufnahme der Sperrsrelation über ihres Mannes Tod sey die Ausweisung über den Adel gefordert worden; sie besitze keine Documente hierüber.

Hierauf wurde Ludwig v. Bethoven nochmahl vorgerufen um ihm aufzutragen, jene Briefe der Diensthälterin und des Frln. Gianastasio, wovon im Protokoll erwähnt wird, und alle Schul-Zeugnisse seines Mündels zu überreichen.

Z. 25 530. Mosbruker mp.

4. (zu S. 114.)

Schreiben des Landrechts an den Magistrat vom 18. Dezember 1818.

„Löblicher Magistrat

Da der verstorbene Karl Beethoven, Kassier bei der k. k. Banko-Hauptkasse nach dem Verzeichnisse der Verstorbenen vom 17. Nov. 1815 als adelich eingekommen ist, so wurde von Seite dieses N. Oe. Landrechts die Sperre angelegt und dessen Abhandlung gepflogen.

Allein bei einer über das anschlüssige Gesuch N. 25 530 veranlaßten Vernehmung, hat es sich aus der Aussage des Ludwig van Beethoven, wie es das in Abschrift mitfolgende Protokoll vom 11. Dezbr. d. J. darstellt, gezeigt, daß er keinen Adel aufzuweisen im Stande sey, und somit auch sein verstorbener Bruder Karl Beethoven nicht adelich gewesen sey; es wird daher diese Pupillarangelegenheit einem löblichen Magistrate abgetreten, und demselben die weiteres eingereichten Gesuche N 25 765 25 809 u. 26 354, dann der dießfällige Orig. Ehevertrag ddt 25. Mai 1806 et pub. 22. Nov. 1815, das Orig. Testament des Karl Beeth. ddt 14. Nov. 1815 et pub. 17. Nov. 1815 sammt den diesfälligen Abhandlungs- und Pupillar-Akten gegen gefällige Empfangsbestätigung übermacht u. gewärtigt man die Namhaftmachung desjenigen magistratischen Individuums, welchem das in hierortiger Verwahrung befindliche Pupillar-Vermögen zu übergeben seyn wird.

Vom k. k. N. Oe. Landrechte
Wien 18. Dezember 1818
Fürstenbusch mp
Pahler mp.“

5. (zu S. 187.)[1]

Denkschrift Beethovens an den Magistrat vom 1. Febr. 1819.[2])

(Von Außen:)

„An den Wohllöblichen Magistrat der k. k. Residenzstadt
Wien

Ludwig van Beethoven
in vormundschaftlicher Angelegenheit.
|: nebst einer Beilage :|"

„Wohllöblicher Magistrat!

Da ich von der künftigen Erziehung reden soll, so scheint mir am zweckmäßigsten von der schon jetzt bestehenden anzufangen, woraus erhellt, daß jede andere Veränderung nur zum Nachtheile meines Neffen dienen kann, daß er einen Hofmeister habe, ist schon angezeigt worden, welchen er auch fortwährend behält, damit aber sein Eifer noch mehr erweckt werde, so lasse ich ihn in Begleitung des Hofmeisters seine Studien beim Herrn v. Kudlich dem Vorsteher eines Institutes in meiner Nähe auf der Landstraße fortsezen, er ist hier nur in Gesellschaft eines einzigen Knaben dem Sohne eines Baron Lang, und unter beständiger Aufsicht, während der Zeit er sich dort befindet, hiebey kommt ihm noch besonders zu gute, daß Herr v. Kudlich ganz nach der gründlichen Methode bei der Universität lehrt oder selbe ausübt, welche alle Kenner wie auch ich für die Beste halten, u. welche öfter nicht jeder Hofmeister besitzt, und daher für den Zögling einige Störungen bey den Prüfungen entstehen, hiezu komt nun noch der besondere Unterricht im Französischen u. im Zeichnen, in der Musik und so ist er den ganzen Tag nicht allein nüzlich u. angenehm beschäftigt, sondern auch unter beständiger so nöthiger Aufsicht, überdieß habe ich einen Vater von geistlichen gefunden, der ihn über seine Pflichten als christ, als Mensch noch besonders unterrichtet, denn nur auf diesem Grunde können ächte Menschen gezogen werden, später gegen den Sommer zu wird er sich auch schon im Grichischen umsehen, man sieht wohl, daß keine kosten von mir gescheut werden, um den schönen Zweck, einen nützlichen und gesitteten Staatsbürger dem Staate zu geben, zu erreichen, die jetzige Einrichtung läßt nichts zu wünschen übrig. Es braucht daher keiner Veränderung, sollte ich aber die Nothwendigkeit davon einsehen, so werde ich das noch bessere auf das gewissenhafteste vorschlagen und besorgen; — jeder Mensch der kein Handwerker wird, er mag werden was er will, muß wenigstens 5—6 Schulen studirt haben, in dieser Zeit läßt sich dann bemerken, wozu Neigungen und Anlagen führen, wird er ein Staats-Beamter, wird er ein Gelehrter, so kann der Grund nie anders als auf diese Art gelegt werden, die außerordentliche Anlage und zum Theil wieder seine Eigenheiten

[1]) S. 187 Anm. 2 ist irrtümlich auf Anhang 5 (statt 3) verwiesen, was ich zu berichtigen bitte.

[2]) Abschrift in Thayers Materialien „Nach dem von Beethoven durchaus eigenhändig geschriebenen Originale bei dem Wiener Landesgerichte."

erfordern auch außerordentliche Mittel, und nie handelte ich wohlthätiger und größer, als eben wo ich meinen Neffen zu mir genommen und selbst seine Erziehung besorgte, hat |: nach **Plutarch** :| ein Philippus seiner nicht unwerth geachtet, die Erziehung seines Sohnes **Alexander** selbst zu leiten, u. ihm den großen **Aristoteles** zum Lehrer zu geben, weil er die gewöhnlichen Lehrer hiezu nicht geeignet fand, hat ein **Laudon** selbst die Erziehung seines Sohnes geleitet, warum sollten d. g. schöne erhabene Erscheinungen nicht auch aus andern wieder hervorgehen, Mein Neffe war schon bei seines Vaters Lebzeiten an mich von ihm angewiesen, u. ich gestehe, ich fühle mich mehr als irgend jemand dazu berufen meinen Neffen schon durch mein eigenes Beispiel zur Tugend und Thätigkeit anzufeuern, Konvickte und Institute haben für ihn nicht genug Aufsicht, u. alle Gelehrte, worunter sich ein Professor **Stein** ein Professor |: der Pädagogik :| **Simerdinger** befindet, stimmen mit mir überein, daß es für ihn dort durchaus nicht geeignet sey, ja sie behaupten sogar, daß der meiste Theil der Jugend verdorben von dort herauskomme, ja sogar manche als gesittet ein u. als ungesittet wieder heraustreten, leider muß ich diesen Erfahrungen und Ansichten dieser Männer und mancher Eltern beytreten; — hätte die Mutter ihre Bösartigkeit unterdrücken können u. meinen Anstalten ruhige Entwickelung zugelassen, so würde jetzt schon ein ganz günstiges Resultat aus meinen bisherigen Verfügungen hervorgegangen sein, wenn aber eine Mutter von dieser Art ihr Kind sucht in die Heimlichkeiten ihrer gemeinen und selbst schlechten Umgebungen zu verwickeln ihn zur Verstellung in diesen zarten Jahren |: eine Pest für Kinder!!! :| zur Bestechung meiner Dienstbothen, zur Unwahrheit verführt, indem sie ihn verlacht, wenn er die Wahrheit sagt, ja ihm selbst Geld gibt, ihm Lüste und Begierden zu erwecken, welche ihm schädlich sind, ihm sagt, daß das lauter Kleinigkeiten sind, was ihm bei mir und andern als große Fehler angerechnet werden, so ist dies ohnehin schwere Geschäft noch schwerer und gefährlicher, man glaube aber nicht, daß, als mein Neffe im Institut war, sie sich anders betragen habe, doch auch hiefür ist ein neuer Damm angelegt worden, außer dem Hofmeister wird eine Frau vom Stande in mein Haus eintreten, welche die Haushaltung besorgt, u. welche sich keineswegs bestechen von ihr lassen wird, u. so die Aufsicht für meinen Neffen noch vermehrt wird, heimliche Zusammenkünfte des Sohnes mit der Mutter bringen immer nachtheilige Folgen hervor, allein dies nur will sie weil sie unter wirklichen gutgesitteten und gutgearteten Menschen sich gerade am Schlechtesten zu befinden scheint. — Es sind so viele mich entehrende Beschuldigungen vorgekommen und von solchen Menschen, daß ich darüber gar nicht einmal sprechen sollte, indem mein Moralischer Carakter nicht allein allgemein und öffentlich anerkannt, sondern selbst vorzügliche Schriftsteller wie **Weissenbach** u. a. es der Mühe werth hielten, darüber zu schreiben und daß nur Partheylichkeit mir etwas mich erniedrigendes zumuthen kann, ohnerachtet dessen halte ich für nöthig, manches dahin zielende zu erläutern — was meines Neffen Vermögen betrifft, so hat er 7000 fl. W. W. auf dem verkauften Hause seiner Mutter liegen, wovon die Mutter die Nutznießung hat, außerdem hat er 2200 fl. W. W. in Münzobligationen, und die Hälfte der Pension der Mutter, was

die 2200 fl. betrift so waren es nur 2000 fl. W. W., welche ich aber mit Kosten |: wie bei dem L. M. angezeigt :| in Münz zu 2200 fl. umgesetzt habe; sowohl die Hälfte der Pension als die 2000 f. sind nichts als eine Entschädigung für den 4ten Theil vom Hauszins, wovon er nie etwas erhalten, so lange die Mutter das Haus hatte, welches sie von 1815 im November bis 1818 u. wohl 7—8 Monate darüber ganz für sich besessen, ohnerachtet dem Sohne immer der 4te Theil des Hauszinses gebührte; — man sieht hieraus, daß der Vergleich eben nicht der vortheilhafteste für ihn war, denn stirbt oder heirathet die Mutter, so verliehrt er den ganzen Theil der Pension, es war aber mit Menschen, deren Unredlichkeit die L. M. schon bei der Inventur einsahen, nichts zu machen, und man mußte sich noch freuen, dieses dem Kinde gerettet zu haben, ohnehin habe ich nur immer auf sein Seelenheil gedacht, d. i. ihn dem Einflusse der Mutter zu entziehen, Glücksgüter lassen sich erwerben, Moralität muß aber früh |: besonders wenn ein Kind schon das Unglück hatte diese Muttermilch einzusaugen ja mehrere Jahre unter ihrer Obhut und unter selber gänzlich gemißbraucht wurde, selbst den Vater mitbetriegen helfen mußte :| eingeimpft werden, und ohnehin erbt er mich, selbst jetzt schon würde ich ihm so viel hinterlassen, daß er davon allein ohne zu darben seine Studien bis zur Zeit einer Anstellung fortsetzen könnte, nur Ruhe u. keine weitere Einmischung der Mutter ist alles, was wir brauchen, und gewiß bald wird das schöne von mir vorgesteckte Ziel erreicht werden. — Da man auch über das was ich schon erhalten gesprochen, so ist dieses leicht zu berechnen, im Mai 1817 ward der Vergleich geschlossen im Monate 8ber 1817 wurden die Rückstände der Pension der Mutter ausbezahlt, allein sie wollte nicht bezahlen, u. ich mußte sie gerichtlich dazu zwingen, die Rechnung davon befindet sich ebenfalls unter den Papieren von den L. R. u. nur ein unbeträchtlicher Theil blieb noch übrig, 1818 am 19. May bezog ich das erste von der Pension, u. ebenfalls 1818 im Februar das erste von den Interessen der Münzobligationen u. nun habe ich seit 6 vollen Monaten keinen Heller von der Pension erhalten, indem sie selbe nicht genommen wie schon früher auch, und ich selbe nur nach ihr erheben kann, man sieht hieraus, daß ohnerachtet dieses mein Neffe in meinen Anstalten für die Erziehung nicht im mindesten leidet. Es ist auch zu ersehen, daß mancher Graf und Baron sich dieser Erziehungs-Anstalten nicht schämen dürfte und es gibt Edelleute, welche diesen Aufwand weder machen noch auch machen können, ich rechne gar nicht auf diesen armseligen Beytrag, mein früherer Vorsaz war, ihr die ganze Pension aus meinem Sacke zu bezahlen, allein ihre Unmoralität ihr schlechtes Benehmen gegen ihr eigenes Kind und mich hat mich belehrt, daß dies nur die Mittel zu ihren Ausartungen noch befördern würde. — Aus dem Testamente meines armen unglücklichen Bruders |: durch Sie :| geht hervor, wie sehr darin meine Wohlthaten anerkannt, da [die] ich ihm erwiesen, und wie sehr er mir dafür gedankt, nun — ich habe sie auch auf seinen Sohn übergehen lassen, gleich nach seinem Tode, welcher 1815 am 15. November erfolgte, sorgte ich schon für ihn noch während seines Aufenthaltes bey seiner Mutter schon nicht ohne beträchtliche Ausgaben, u. sobald er aus dem Hause in das Institut kam u. alsdann zu mir ward

seine Erziehung ganz auf meine Kosten bis beinahe 1818 bestritten, was für einen Zweck könnte ich bei diesem elenden Beytrage, der hier beygelegt ist, haben, welcher Eigennutz ist mir zuzuschreiben, gewiß kein anderer, als den ich bei meinem Bruder hatte, wohlzuthun u. das doppelte Bewußtsein, gut gehandelt u. dem Staate einen würdigen Bürger erzogen zu haben! — Nach Anfechtung auch sogar der Vormundschaft ist ebenfalls aus dem Testamente zu ersehen, daß mein Bruder mich als alleinigen Vormund darin eingesetzt, das Codizill — es wurde ihm in Todesschwäche schon begriffen entrissen, u. mein Eid u. der Eid einer Frau können es bestätigen, daß er mich mehrmal in die Stadt geschickt, um selbes zurückzunehmen bey Dr. Schönauer, Dr. Adlersburg, welchen die L. R. zum Mit-Curator, weil sie kein Vertrauen zu ersterm hatten, vorschlugen, nahm gar kein Bedenken, diesen Umständen, obschon nicht die erforderliche Zahl Zeugen war, gänzlichen gerichtlichen Glauben u. Gültigkeit beyzumessen u. sie als Gegengründe in seiner Schrift wider das Codizill anzuführen, obschon ohnehin die Gesetze überhaupt die Mutter von der Vormundschaft ausschließen, und dem zu Folge Sie auch von der L. R. von allem Einflusse auf Erziehung und Umgang ausgeschlossen wurde, wollte man hieran ändern, so entstände wieder große Gefahr für den Knaben, u. an der Mutter ist durchaus nichts mehr zu bessern, sie ist zu verdorben, wohl aber kann die zarte Pflanze mein Neffe in ihrem Aufblühen durch giftiges Anhauchen zerknickt werden, u. keine kleine Verantwortlichkeit wäre es, ihn in diesen Zustand zu versetzen, ich könnte leichtsinnig u. endlich ermüdend mich finden lassen, bei so vielen Schikanen Verläumdungen, jedoch nein, ich will beweisen, daß welcher gut und edel handelt, auch dafür Mißhandlungen ertragen kann; u. nie sein edles, vorgestecktes Ziel aus den Augen verlieren muß, geschworen habe ich, sein Bestes zu vertreten bis an das Ende meines Lebens, u. wenn auch nicht, so läßt sich von meinem Carakter und meinen Gesinnungen nur dasjenige erwarten, was für meinen Neffen in allen Beziehungen das Vortheilhafteste ist. — Sollte ich nun noch von den Intriguen eines Herrn Hoffonzipisten Honschowa [Hotschevar] gegen mich sprechen, oder von einem Pfarrer von Mödling, welcher verachtet von seiner Gemeinde, im Rufe steht verbothenen Umgang zu haben, seine Schüler soldatenmäßig auf die Bank legen läßt, um abgeprügelt zu werden, und mir nicht verzeihen konnte, daß ich ihn übersah und durchaus meinen Neffen nicht mit Prügel viehisch behandelt haben wollte, sollte ich? nein schon die Verbindung beider Männer mit der Frau van Beethoven ist Zeugniß genug wider sie beyde, und gerade nur solche konnten sich auch mit ihr wider mich verbinden. — Ich wiederhole hier, daß ich unerschütterlich das mir schöne vorgesteckte Ziel, die Wohlfahrt meines Neffen betreffend, in intellektueller Moralischer u. phisischer Hinsicht, verfolgen werde, jedoch bedarf nichts so sehr eines ruhigen Ganges als Erziehung, hiezu gehört mit, daß die Frau v. Beethoven einmal für allemal abgewiesen werde, welches der Zweck der letzten Komission bei der L. R. war, um welche ich selbst gebeten und selbe selbst mit veranstaltet habe, damit aber auch von meiner Seite geschehe, was diese erwünschte

Ruhe befördert, so werde ich selbst einen Mit-Vormund vorschlagen welchen ich heute schon genannt hätte, wäre ich nicht noch unschlüssig über die Wahl desselben — was das Appeliren betrift, so steht dieses natürlich jedem frey, ich fürchte dieses gar nicht, werde aber sobald das mit mir aufs engste zusammenhängende Wohl meines Neffen gefährdet werden sollte ebenfalls sogleich die Appelation ergreifen, zwischen einem Gesetze überhaupt und seinen Folgen wird an keinem Orte ein Unterschied gemacht werden — eine gänzliche Abweisung der Fr. v. Beethoven wird immer noch ein günstiges anderes Resultat herbeiführen, denn einsehend, daß ihre Kabalen das gute nicht unterdrücken können, wird sie Großmuth und Schonung schon so oft an ihr von mir versucht, nicht ferner mehr verschmähen, u. dieses unangenehme Dunkel würde so viel als es die Umstände zulassen in einen heitern Tag verwandelt werden können. möge doch aus allem hervorgehen daß, wie ich schon Wohlthäter des Vaters meines Neffen war, ich noch ein viel größerer Wohlthäter seines Sohnes verdiene genannt zu werden, ja mit Recht sein Vater, kein heimliches noch öffentliches Interesse kann mir dabei, als für das gute Selbst zugeschrieben werden, ja die L. R. haben dieses selbst eingesehen, u. mir Dank abgestattet für meine Vatersorge.

Ludwig van Beethoven
Vormund
meines Neffen
Karl van Beethoven.

Wien am 1. Februar [1819].[1])

6. (zu S. 145 ff.)

Eingabe Beethovens an den Magistrat vom 31. Oktober 1819.[2])

Löblicher Magistrat.

Im November 815 ist mein Bruder Karl van Beethoven mit Tode abgegangen, und hat den 12jährigen Knaben Karl zurück gelassen.

In seinem Testamente A. § 5 übertrug er mir die Vormundschaft über diesen Knaben, und in seinem Kodizille B. äußerte er den Willen, daß seine rückgelassene Gattin Johanna auch daran Theil nehmen sollte mit dem Beisatze, daß er ihr zum Wohl seines Kindes Nachgiebigkeit empfehle. — Dieser ausdrückliche Wille des Vaters räumt mir daher so wie das Gesetz als nächsten Verwandten §. 198 die Vormundschaft über meinen Neffen Karl van Beethoven unbestreitbar ein, und die hohen Landrechte haben mir auch mittelst Dekretes C. über die erhobenen Verhältnisse diese Vormundschaft und zwar mit Ausschluß der Wittwe Johanna van Beethoven übertragen.

---

[1]) Auf dem Aktenstück steht das irrtümliche und unmögliche Datum 1818. Vgl. S. 137, 2.

[2]) In Schindlers Nachlaß auf der Berliner Bibliothek. Abschrift Nowotnys in Thayers Materialien. — Vgl. o. S. 146 Anm. 1.

Da ich einer Geschäftsreise wegen einige Zeit abwesend war, so war ich nicht entgegen, daß einstweilen ein gerichtlicher Vormund mich supplirte, wie dieß mittelst Ernennung des Herrn Stadtsequesters Nußböck geschehen ist.

Nachdem ich aber für beständig hier wieder anwesend bleibe und mir das Wohl dieses Knaben inniglich am Herzen liegt, so erheischt es meine Pflicht und meine Liebe zu ihm, die mir zustehende Vormundschaft, wieder selbst zu übernehmen, und zwar um so mehr, als dieser talentvolle Knabe in die Jahre tritt, wo größere Sorgfalt und größere Kosten gleichmäßig für seine Bildung verwendet werden müssen, von welcher Bildung sein ganzes künftiges Leben abhängt, die einem Weibe, seiner Mutter allein um so minder überlassen werden kann, als sie weder den Willen noch die Kräfte hat jene zweckmäßigen Maaßregeln vorzukehren die die männliche und entsprechende Erziehung erfordert.

Ich muß um so mehr diese Vormundschaft wieder reclamiren, als ich vernehme, daß man den Knaben aus Mangel der Bestreitungskosten aus seinem dermahligen von mir bestimmten Erziehungs-Institute nehmen, und die Mutter bei sich im Hause behalten wolle, um die wenigen ihm zukommenden Zinsen selbst zu verzehren und die Hälfte ihrer Pension, die sie für ihn laut Erledigung D. zu verwenden schuldig ist, für sich einzustreichen.

So wie ich bisher väterlich für meinen Neffen gesorget habe, so werde ich auch in Hinkunft das Abgängige aus eigenem tragen; aber die Hoffnungen seines seeligen Vaters und meinen Erwartungen von diesem talentvollen Knaben sollen in Erfüllung gehen, und er zum tauglichen Mann und Staatsbürger werden.

Mit dieser Voraussetzung bitte ich demnach Ein löbl. Magistrat geruhe dem Stadt-Sequester Nußböck die Interimistische Vormundschaft abzunehmen und mir die Vormundschaft über meinen Neffen Karl van Beethoven ohne Verzug zu übertragen.

Ludwig van Beethoven.

Darauf ist als Aktennotiz bemerkt:

„Ludwig van Beethoven Kapellmeister und Compositeur wohnhaft im Blumenstöckl neben dem Winter Zeitungs Comptoir.

Dr. Bach.

Um unverzügliche Übertragung der Vormundschaft über den m Karl van Beethoven.

53 239 d. 30. Oct. 819."

Dazu am Rande:

„Herr Bittsteller wird auf den über ein ähnliches Gesuch ad No 32469 unterm 17. Sept. d. J. ertheilten Bescheid[1]) gewiesen.

Vom Wr. Magistrat
den 4. November 1819.
v. Rauthenstrauch."

[1]) S. S. 145.

7. (zu S. 186; vgl. S. 149.)

Beethovens Rekurs an das Appellationsgericht.[1])

„Hochlöbl. k. k. n. öst. Appellationsgericht!

Ich suchte in A um die Uebertragung der Vormundschaft über meinen Neffen Karl van Beethoven, an, wurde aber von dem löblichen Magistrate auf einen früheren Bescheid gewiesen Ueber meine geziemende Vorstellung B erfolgte dieselbe Erledigung.

Ich finde mich hierdurch um so mehr gekränkt, als nicht blos meine Rechte hintangesetzet, sondern selbst das Wohl meines Neffen keiner Aufmerksamkeit gewürdiget wird. Nothwendig sehe ich mich daher bestimmt, im Wege des Rekurses mein gegründetes Begehren diesem hohen Appellationsgerichte vorzulegen, und gerechtest zu bitten, mir die Vormundschaft über meinen genannten Neffen wieder zu übertragen.

Meine Gründe sind einfach diese:

1tens bin ich sowohl aus dem Testamente des Vaters meines Neffens als aus dem Gesetze zu dieser Vormundschaft berufen, sowie mir auch die hohen Landrechte solche und zwar mit Ausschließung der Mutter übertragen hatten Nachdem späterhin meine Verhältnisse mich von hier abriefen, so ließ ich es geschehen, daß inzwischen der Hr. Stadtsequester Nußböck ad interim aufgestellet wurde. Nachdem ich aber dermalen beständig hier verbleibe, so fordert mich das Wohl meines Neffen auf diese Vormundschaft wieder zu übernehmen

2tens tritt mein Neffe in die Jahre, in denen er einer höheren Bildung zugeführet werden muß. Weder die Mutter noch der dermahlige Vormund sind hiezu geeignet, den Knaben auf diese wissenschaftliche Bahn zu leiten. Erstere nicht weil sie ein Weib ist und was aktenmäßig vorlieget, von Seite ihrer Conduite, ohne mehr zu sagen, keine empfehlende Zeugnisse aufzuweisen hat. Daher sie auch die hohen Landrechte ganz von der Vormundschaft ausgeschlossen haben. Wie der löbl. Magistrat sie dennoch wieder bestellen konnte, ist nicht zu begreifen Letzterer nicht, weil ihn einerseits als Stadtsequester die Administrationen von Häusern und Gründen zu viel beschäftigen, als daß er der Pflicht als Vormund eines Knaben gehörig nachkommen könnte, anderseits weil ich ihm als gewesenen Papierfabrikanten selbst nicht die nöthigen Einsichten und die erforderliche Beurtheilung zu einer wissenschaftlichen Erziehung zutrauen kann.

3tens lieget mir nur allein das Wohl dieses meines Neffen innigst am Herzen. Ich selbst bin kinderlos, habe keinen näheren Verwandten, als diesen Knaben, der voll Talente ist und die besten Hoffnungen gibt wenn er gehörig geleitet wird. Nun mußte ich vernehmen, daß er schon ein ganzes Jahr versäumte und in seiner eigenen Klasse zurückbleiben mußte, ich mußte vernehmen, daß man ihn sogar aus seinem jetzigen Erziehungs-Institut wegen Mangel der Kosten nehmen, und die Mutter zu sich nehmen wolle. Welches Unglück für diesen Knaben, der ein Opfer der Unwirthschaft seiner Mutter werden mußte,

[1]) Abschrift Nowotnys bei Thayer. — S. o. S. 180 Anm. 1.

für den Antheil ihrer Pension, den sie für die Erziehung des Knaben verwenden sollte, für sich verbrauchen möchte!

Ich habe daher bei dem löbl. Magistrate commissionaliter erklärt, daß ich den Abgang der Kosten für sein dermaliges Erziehungs-Institut aus Eigenem tragen und selbst zu Haltung mehrerer Meister das Nöthige herbeischaffen wolle. Ich habe, da ich etwas schwerhörig bin, das die Mittheilung hindert, mir einen Mitvormund erbeten, den ich in der Person des Hrn. Peters fürstl. Lobkowitzischen Raths vorgeschlagen habe, so daß sogleich ein Mann an die Spitze der Erziehung und Leitung meines Neffen gestellet würde, der seiner Kenntnisse eben so als seiner Moralität wegen die allgemeine Achtung besitzet und dessen Einschreiten mir und Jedem, dem das Wohl dieses Knaben am Herzen lieget, die Beruhigung gewähret, daß der Knabe eine seiner Fähigkeiten entsprechende Erziehung und Bildung erhalten könne und werde.

Mein Wille und mein Streben geht nur dahin, daß der Knabe die bestmöglichste Erziehung erhalte, da seine Anlagen zu den frohesten Hoffnungen berechtigen, und daß die Erwartung in Erfüllung gehen möge, die sein seel. Vater auf meine Bruderliebe baute. Noch ist der Stamm biegsam, aber wird noch eine Zeit versäumt, so entwächst er in krummer Richtung der Hand des bildenden Gärtners, und die gerade Haltung und Wissenschaft und Charakter sind für ewig verloren. Ich kenne keine heiligere Pflicht als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines Kindes. Nur darin kann die Pflicht der Obervormundschaft bestehen, das Gute zu würdigen und das Zweckmäßige zu verfügen: nur dann hat sie das Wohl des Pupillen ihrer eifrigen Aufmerksamkeit gewidmet, das Gute aber zu hindern, hat sie ihre Pflicht sogar übersehen.

Ja nur das Beste des Knaben im Auge bin ich nicht entgegen, daß der Mutter fernerhin eine Art Mitvormundschaft zukommen möge, die darin bestehen mag, daß sie den Knaben besuchen, sehen und von allen Erziehungs-Vorkehrungen Wissenschaft nehmen möge, allein ihr fernerhin allein die Vormundschaft zu überlassen, ohne daß ein tüchtiger Vormund an ihre Seite gestellet wird, das hieße das Verderben des Kindes unausbleiblich herbeiführen.

Bei diesen lautsprechenden Gründen wiederhole ich demnach meine gegründete Bitte und sehe der gerechten Willfahrung um so mehr entgegen, als hier nur allein das Wohl meines Neffen meine Schritte leitet.

Ludwig van Beethoven."

Dazu wird als Aktennotiz bemerkt:

„Rekurs

„Ludwig van Beethoven Kapellmeister und Compositeur allhier im Blumenstöckel neben dem Zeitungscomptoir.

Um Aufhebung unberührter Magist. Erledigung und Wiederübertragung der Vormundschaft über den m Karl van Beethoven.

No $\frac{178}{8}$ A den 7. Januar $\overline{820}$

und dazu folgendes am Rande verfügt:

„Hierüber hat der hiesige Stadtmagistrat unter Anschluß des in den beiliegenden rekurrirten Bescheiden erwähnten instruirten Gesuches No 32 469 worüber der bezogene Bescheid d. d. 17 Oct. 1819 erfolgte, wie auch des Gesuches sammt Behelfen in Folge welcher die Enthebung des Rekurrenten von der diesfälligen Vormundschaft veranlaßt wurde dann die betreffenden Protokolle und sonstigen nöthigen Behelfe binnen vierzehn Tagen erschöpfenden Bericht zu erstatten und sich hierüber auch zu äußern, auf welche Art, mit welchen Kosten und in welchem Institute der Mündl gegenwärtig erzogen wird.

Von dem K. K. n. ö.
Appellationsgericht.
Wien 10 Jänner 820.
Kraluppe.“

Dies gelangte an den Magistrat, wo darauf notiert wird:

„2258 f. 15 Jan. 1820

Der abgeforderte Bericht ist nach beigehendem Entwurf unter Anschluß der betreffenden Actenstücke und Protokolle sogleich zu erstatten.

Vom Wiener Magistrat
den 4. Febr. 820
Malder.“

8. (zu S. 181 f.)

„Bericht des Magistrats an das K. K. Appellationsgericht

5 Febr. 1820 Z. $\frac{2258}{32}$

.... Man will nur bei der hierortigen Verfügung vom 17. September 1819 stehen bleiben und hier zu deren Rechtfertigung noch weiters bemerken

a) daß man den Rekurrenten seines körperlichen Gebrechens und der Feindschaft wegen, in der er, wie der Testaments-Nachtrag selbst vermag [?], mit der Mutter des Mündels lebt, nach den §§ 197 und 198 des G. B. für unfähig die Vormundschaft zu führen halte.

b) daß die Vormundschaft der leiblichen Mutter aus dem Gesetze gebühre

c) daß ihr das Vergehen einer Veruntreuung, dessen sie sich gegen ihren Mann im Jahre 1811 schuldig gemacht und deßwegen mit einem einmonatlichen Polizei-Hausarrest bestraft worden ist, nun nicht mehr im Wege stehe;

d) daß von allen den schädlichen Störungen und Einmischungen in die Erziehung des Mündels, die der Mutter zur Last gelegt werden wollen, nichts bestimmtes angegeben, viel weniger erwiesen wird. —

Versteht man aber unter den schädlichen Störungen, daß die leibliche Mutter ihr Kind alle 14 Tage oder 4 Wochen Einmal sehen und sprechen will, oder sich von der Abnützung und Reinlichkeit seiner Wäsche überzeugen, oder über seine Aufführung bei seinen Lehrern Auskunft einholen will, so kann dieß nur in Augen des Rekurrenten als schädliche Einwirkung erscheinen; alle

übrige Welt aber würde es einer leiblichen Mutter verargen, wenn sie sich um ihr Kind nur alle 14 Tage oder 4 Wochen einmal erkundigte.

ad 2dum scheint Rekurrent von der Mutter und dem Vormund fordern zu wollen, daß sie den Knaben auch in den Wissenschaften unterrichten sollen, da er sie beide nicht geeignet findet den Knaben einer höheren Bildung zuzuführen; dazu findet der Magistrat auch den Rekurrenten nicht geeignet, wenigstens hat derselbe bisher diese Fähigkeit nicht gezeigt; er hat die Vorbereitung seines Neffen zu einer höheren Bildung Anderen überlassen; warum soll dieß nicht eben so gut die Mutter und der dermalige Vormund thun können, da sie einen besseren Plan vorhaben, nemlich den Knaben in das K. K. Convict zu geben und ihn öffentlichen Unterricht nehmen zu lassen, wo derselbe sicher mit geringerem Kostenaufwande besseren Fortgang machen wird. —

ad 3tium Was der Rekurrent hier niedergeschrieben hat ist mit dem, daß ihm das Wohl seines Neffen innigst am Herzen liegt nicht wohl vereinbarlich. Er mußte vernehmen, heißt es, daß der Knabe ein ganzes Jahr versäumt und in seiner Klasse zurückbleiben muß; er wird doch dieses nicht der Mutter oder dem dermaligen Vormunde zur Last legen wollen, sondern seiner Leitung zuschreiben; er hat den Knaben, wie das Protokoll sub D ausweiset nach Verlauf der ersten 2 Monate aus dem öffentlichen Unterrichte auf der Universität weggenommen, 3 Monate zu Hause behalten und erst gegen Ende Juni in ein anderes Lehrinstitut gegeben; so mußte natürlich das Schuljahr für den Knaben ganz oder zum Theil verloren gehen. — Was endlich die Art der gegenwärtigen Erziehung des Mündels betrifft, so wurde schon oben bemerkt, daß sich derselbe in dem Erziehungs Institute eines sichern Johann **Blöchlinger** in der Josephstadt befinde und auf Kosten des Rekurrenten und der Mutter, welche die Hälfte ihrer Pension beiträgt, wie es Suballegat d in der Recursbeilage A ausweiset, erzogen werde.

Hiemit glaubt der Magistrat den hohen Auftrag pflichtschuldigst befolgt, seine Verfügung vom 17. September[1]) 1819 gerechtfertigt zu haben und unmaßgeblich auf deren Bestätigung antragen zu dürfen.

5. Februar 1820.

Exp. v. Haber.

Pink mp.
Kral mp.
Minlberger mp.
Beranek mp.

9. (zu S. 182.)

Bericht des Magistrats an das Appellations-Gericht vom 28. Febr. 1820.[2]

„Dem hohen Auftrage vom 21. Empfang 23. dieß sub No. 1592 zufolge legt der Magistrat das in a über das letzte vom Concurrenten hieror

---

[1]) Ursprünglich hatte es unrichtig geheißen April; der Fehler war schon b. früherer Gelegenheit gemacht und stillschweigend berichtigt worden.

[2]) Thayer mitgetheilt von Dr. August Schmidt.

am 20. Novbr. sig 819 sub N. 57035 überreichte Gesuch bei der Tagsatzung am 7 Xber 1819 und sub B des an 14. ejusdem über das nehmliche Gesuch mit der Mutter des Mündels weil sie an 7. nicht erschienen war aufgenommene Protokoll in Gehorsam vor.

In der weiteren Anlage sub C folgt die Erledigung der Sperr-Relation vom 22. Nov. 1815 woraus ersichtlich ist, daß das kk. Landrecht unmittelbar nach dem Tode des Vaters des Pupillen der letztwilligen Anordnung und dem Gesetze gemäß die Mutter zur Vormünderin und den Rekurrenten zum Mitvormunde bestellt. Aus welcher Veranlassung und aus welchen Gründen vor dem kk. Landrecht in der Folge diese Vormundschaft nun allein an den Rekurrenten mit gänzlicher Ausschließung der Mutter übertragen wurde wird ein hohes Obergericht aus den Aktenstücken D. E. u. F zu entnehmen geruhen. Das Erste enthält nichts als die Erklärung des Rekurrenten, daß er die Vormundschaft zu übernehmen bereit sey, weil er aber inzwischen vernommen haben muß, daß das k. k. Landrecht die Mutter zur Vormünderin und ihn zum Mitvormund bestellt habe, so scheint er die Sache dahin eingeleitet zu haben, daß über seine Erklärung sub D. eine Tagsatzung u. zugleich am 2t Xber 819 als ob höchste Gefahr am Verzuge wäre anberaumt und ihm dann aufgetragen wurde seine Gründe für die Ausschließung der Mutter von der Vormundschaft binnen 3 Tagen vorzulegen. Weil ihm auf sein Anlangen sub E. keine Abschrift des gegen die Mutter i. J. 1811 ergangenen Urtheils vom Criminalsenate des Magistrats ertheilt wurde, so zeigt er dieses dem k. k. Landrecht in F an und bath um ämtliche Einschreitung, was auch geschah und worüber endlich unterm 9. Jänner 1816 das Vormundschaftsdekret an ihn mit gänzlicher Ausschließung der Mutter erfolgte. Dieser Ausschließung kann natürlich nichts Anderes zum Grunde liegen, als das Vergehen, dessen sich die Mutter i. J. 1811 zu Schulden kommen ließ, denn alles Übrige, was in der Äußerung des Rekurrenten sub F vorkömmt ist beweisloses Gewäsch, worauf das k. k. Landrecht keine Rücksicht nehmen konnte, was jedoch ein redender Beweis ist, wie leidenschaftlich und feindselig Rekurrent gegen die Mutter von jeher gehandelt habe und noch immer handle, wie leicht es ihm ankomme vernarbte Wunden ihr wieder frisch aufzureißen, da sie doch nach ausgestandener Strafe in ihre vorigen Rechte eingesetzt dasteht, ihr ein Vergehen vorwerfen, was sie schon vor mehreren Jahren abgebüßt hat, ein Vergehen, welches ihr der beleidigte Ehegatte selbst verziehen hatte, indem er nicht nur um Nachsicht der ihr diktirten Strafe bittlich einschritt, sondern auch sie zur Führung der Vormundschaft über seinen Sohn in seiner letztwilligen Anordnung fähig u. würdig erkannte, und daher verordnete denselben von ihr nicht zu entfernen; dem ungeachtet versuchte Rekurrent voriges Jahr den Knaben, offenbar nicht zu dessen Wohl, da hierorts unstreitig die vortrefflichsten Erziehungsinstitute bestehen, sondern bloß um die Mutter zu kränken und ihr das Herz aus dem Leibe zu reißen in das Ausland nach Landshut in die Erziehung zu geben. Zum Glück vereitelte aber die Landesregierung über eine von hieraus abgeforderte Äußerung den Plan des Rekurrenten durch Verweigerung des Passes.

Das nach Austritt des Rekurrenten an Hrn. Magistratsrath Tuscher

ausgefertigte Dekret, sammt dessen Gesuch um Enthebung von dieser Vormundschaft folgt hier sub G und jenes an Stadtsequester Nussbock sub H. mit der gehorsamsten Bemerkung, daß an die Mutter noch keines ausgefertigt wurde, sondern dann eines ausgefertigt werden wird, wenn Ein hohes Obergericht die hierortige Verfügung vom 17. September 1819 zu bestättigen geruhen wird.“

10. (zu S. 187.)

Protokoll vom 29. März 1820.

„Gegenwärtige:

Herr Rath von Pink
„ Rath von Beranek
„ Rath von Bayer
Staudinger — Protokollführer.

13 807. Appellationsdekret in Ansehung der van Beethovenschen Vormundschaftsangelegenheit.

Erscheinen Ludwig van Beethoven und Joseph Karl Bernard, Redacteur der Wiener Zeitung.

Nachdem dem Ersteren in Gemäßheit des hohen Auftrags die dringendsten Vorstellungen gemacht wurden, äußerte derselbe:

1. daß er die Vormundschaft nach dem Testamente seines Bruders und nach dem Gesetze über seinen Neffen verlange und davon nicht abgehe.

2. erbitte er sich zum Mitvormunde den Fürst. Lobkowitzschen Hofrath von Peters,

3. verlange er, daß die Frau van Beethoven so wie früher bei dem Landrechte es war, von der Vormundschaft ausgeschlossen werde,

4. berufe er sich auf die schon früher beim Civil Senate des W. Magistrats abgegebenen Erklärungen, daß er vollkommen für seinen Neffen sorge und er nehme wohl einen Mitvormund an aber schlechterdings keinen Vormund, indem er auf seinem Rechte, die Vormundschaft zu begleiten, beharre, und überzeugt sey, daß die Erfahrung, daß ein anderer Vormund nicht so wie Herr Recurrent für den Mündel sorgen würde.

Ludwig van Beethoven
mp.“ [1]

11. (zu S. 187.)

Dekret des Appellationsgerichts vom 8. April.

„Die Entscheidung des Appellationsgerichts wurde dem L. v. Beethoven durch folgende Zuschrift des Magistrats bekannt gemacht.“

„Das K. K. N. Ö. Appellations-Gericht hat über den Recurs des Herrn Ludwig van Beethoven gegen die über seine Gesuche wegen Uebertragung der Vormundschaft über seinen M Neffen Karl van Beethoven er-

[1] Diese Erklärungen waren Beethoven von Bach an die Hand gegeben. (K. B.)

lassenen Verfügungen diesem Magistrate bedeutet, daß es die [über die] oberwähnten Gesuche des Herrn Recurrenten erlassenen hierortigen Bescheide ddto 17ten September 4ten November und 20ten Dezember 1819 aufzugeben[1]) und zu verordnen befunden habe, daß mit gänzlicher Ausschließung der Frau Mutter Johanna van Beethoven von der dießfälligen Vormundschaft über den minderjährigen Carl v. Beethoven, wodurch es von der ohnehin nur nach dem Gesetze in Ansehung ihrer veranlaßten Bestellung eines Mitvormundes in der Person des Leopold Nußböck unter einem von selbst abgekommen habe, der Herr Recurrent Ludwig van Beethoven und der von ihm vorgeschlagene Fürstl. Lobkowitzsche Rath Karl Peters als gemeinschaftliche Vormünder des erwähnten M Karl van Beethoven zu bestellen sei.

Welches demselben in Folge hohen Appellations-Decretes ddto 8ten et int 15ten April d. J. zur Wissenschaft hiermit erinnert wird.

Unterschrift des Magistrats
Stadt Wien den 20te April 1820. —"

12. (zu S. 187.)

„An den Magistrat der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien."

„Mittelst höchsten Hofdecrets vom 8. empf. 17. dieß. wurde auf den dießortigen Bericht vom 9t Juni 1820, betreffend den Hofrecurs der Johanna v. Beethoven gegen die Appellationsentscheidung vom 8. April 1820, wodurch die magistratischen Bescheide vom 17. Sept., 4. November und 20. December 1819 aufgehoben, die Vormundschaft über den minderjährigen Karl van Beethoven der Hofrekurrentin abgenommen, und an deren Stelle der Ludwig van Beethoven und der von ihm vorgeschlagene Fürstlich Lobkowitzsche Rath Karl Peters als gemeinschaftliche Vormünder bestellt wurden, bekannt gemacht: daß Seine K. K. Majestät die appellatorische Verfügung vom 8ten April d. J. zu bestätigen, und die Hofrekurrentin mit ihrer dagegen gerichteten Beschwerde abzuweisen befunden haben.

Welches dem hiesigen Stadtmagistrat unter Anschluß der Akten zu weiterer Verfügung bedeutet wird.

Vom K. K. N. Oest. Appellations-Gerichte.
Wien den 18. Juli 1820."

Infolgedessen wurde Frau van Beethoven durch Dekret des Magistrats vom 24. Juli in folgender Weise benachrichtigt:

„Seine Majestät haben mittelst höchsten Hofdecrets vom 8. dieses Monats über den Hofrecurs der Frau Johanna van Beethoven, gegen die hohe Appellationsgerichts-Entscheidung vom 8t. April d. J. wodurch die hier vorliegenden Bescheide vom 17. September, 4. Novbr. und 20t December

[1]) Doch wohl „aufzuheben".

1819 aufgehoben, die Vormundschaft über den M. Karl van Beethoven der Frau Hofrecurrentin abgenommen und an deren Stelle der Herr Ludwig v. Beethoven und der von ihm vorgeschlagene Fürstl. Lobkowitzsche Rath Herr Karl Peters als gemeinschaftliche Vormünder bestellt wurden, anher bedeutet: daß die appellatorische Verfügung vom 8. April d. J. bestätiget und die Hofrecurrentin mit ihrer dagegen gerichteten Beschwerde abgewiesen werde: Welches derselben in Folge hohen Appellationsdecretes dato 18n et intim. 21t Juli d. J. zur Wissenschaft hiermit erinnert, wird.

v. Huber. Vizeburgm.
von dem Magistrate der
K. K. Haupt- u. Residenzstadt
Wien

den 24. July 1820
Riedl
Sekretär."

IV.

Verzeichnis der Beethovenschen Kompositionen, welche in den Jahren 1818—19 in Wien aufgeführt wurden.

(Vgl. S. 116 und S. 177.)[1])

1818.

4. Januar in Linkes Konzert: Die 7. Symphonie, für 2 Klaviere arrangiert.

8. Februar in Sellners Konzert: Der erste Satz des Quintetts Op. 29.

17. Februar in Kellers Konzert: Die Arie Ah perfido, von Miller gesungen.[2])

19. Februar in Frieds Konzert: Der erste Satz des Septetts im kl. Redoutensaal.

22. Februar in Jekels Konzert: Das C moll-Konzert für Klavier, gespielt von Pfaller (Dilettant).

1. März, im Konzert der Gesellschaft der Musikfreunde: Die Ouvertüre zu Coriolan.

10. März, in Rudendorfs Konzert: Rondo für Klavier und Orchester (Br. u. H. Verz. S. 141), gespielt von Karl Stein.

15. März, in Müllers Konzert: Adelaide, gesungen von Jäger.

25. März, im Konzert für den Armenfonds: Die A dur-Symphonie. (Geteilt.)

5. April, in einem Konzert der juridischen Fakultät: Die Ouvertüre zu Coriolan.

12. April, in Hradezkys Konzert: Das Es dur-Konzert, gespielt von Czerny.

13. April, in Sedlaczeks Konzert: Die Chorphantasie.

16. u. 23. April, in zwei Konzerten von Moscheles, Mayseder und Giuliani: Die Ouvertüre Op. 115.[3])

3. Mai, im Gesellschaftskonzert der Musikfreunde: Der erste Satz der Eroica.

10. Mai, in einem Kirchenkonzert, wieder Op. 115.

---

[1]) An beiden Stellen ist versehentlich auf Anhang V (anstatt IV) verwiesen, was ich zu berichtigen bitte.

[2]) Wiener Moden-Zeitung 1818, 24. Febr. Statt eines Duetts von Rossini sang Herr Miller die große von Beethoven für Sopran geschriebene Arie „Ah perfido spergiuro" (eine der schönsten die je geschrieben wurden)."

[3]) „Neue Ouvertüre", Wiener Modenzeitung 21. April. „Neu oder nicht neu, ist hier nicht die Frage, der göttliche Funke, der den Tonsetzer beseelt, sprüht sich aus diesem Werke, und riß die Versammlung unwiderstehlich hin."

26. Mai, von einer Regimentskapelle: Die Schlachtsymphonie, von Weis arrangiert.

16. Juni, im Konzert der Catalani: Die Egmont-Ouvertüre.

2. Juli, im Konzert der Catalani: Das Finale des Tripelkonzerts Op. 56.

8. September, im Konzert für den Armenfonds im Theater an der Wien: Adelaide, gesungen von Jäger.

15. November, in Böhms Konzert: Die Ouvertüren zu Prometheus und Egmont.

6. Dezember, in Wranitzkys Konzert: Ouvertüre Op. 115.

23. Dezember, im Konzert des Fräulein Krug: Egmont-Ouvertüre für 8 Hände arrangiert.

25. Dezember, im Konzert für das Bürgerspital: Egmont-Ouvertüre und Schlacht-Symphonie.[1]) —

1819.

Am 17. Januar: im Konzerte für die Juridische Waisen-Societät: Die Ouvertüre zu Prometheus und die 7. Symphonie, letztere von ihm selbst geleitet.

Am 24. Januar: — Die Ouvertüre zu Egmont.

Am 21. März in Linkes Konzert: Die Ouvertüre zu König Stephan.

Am 1. April in Wolframs Konzert: Die Ouvertüre zu Prometheus.

Am 4. April in Clements Konzert: Introduction und Variation über ein neues Thema von Beethoven.[2])

Am 6. April im Konzert der Mad. Ferrari: Adelaide, gesungen von Jäger.

Am 18. April: Die D dur-Symphonie, in dem Gesellschaftskonzert. (Mai.)

Am 19. April: in Böhms Konzert: Der Wachtelschlag, gesungen von Barth.

Am 25. April in dem Konzert der Anna Wranitzky: erster Satz der B dur-Symphonie.

Am 9. Mai im Gesellschaftskonzert: Die Ouvertüre zu Prometheus.

Am 14. November in Wiebes Konzert: Die Egmont-Ouvertüre.

Am 5. Dezember in Waidingers Konzert: eine italienische Arie, gesungen von Fräul. Pfeiffer.

---

[1]) Die Aufführung war mangelhaft, nach Fräulein Giannatasios Aufzeichnung.

[2]) So nach Thayers Notizen, welcher dabei Kannes Zeitung S. 285 zitiert.

V.

Drei Briefe Beethovens an Thomson.

(Zu S. 131 und 175.)

---

1. (Eigenhändig.)

Vienne le 21me Fevrier
1818.

Monsieur Thomson
Mon très cher ami!

Mon copiste est malade, et voila la raison pourquoi je vous envoie mes manuscripts, il me falloit prendre quelque Ducats de plus qu'ordinaire, parce qu'il étojt necessaire de copier moi même, et je perdùs quelque Tems et sans cela la some ordinaire n'est pas d'un si grande importance en consideration qu'il y a des chansons, qui ne réussent pas sans quelque peine, quoiqu'on ce n'entend pas en jouant et aussi en voyant par exemple comme No 2, on trouve très vite des harmonies pour harmoniser des telles chansons, mais la simplicité, le caractère la nature du chant, pour y reussir, ce n'est pas toujours si facile comme vous peut être croyes de moi, on trouve un Nombre infinie des Harmonies, mais seulement une est conforme au genre et au caractère de la Melodie, et vous pouves toujours encore donner une douzaine ducats de plus, et pourtant cela ne sera pas vraiment payé, et si vous m'honores avec des autres chansons, il me serait plus agreable, si vous m'envoyes un grande Nombre, puisqu'il s'en vaut plus de peine, d'y se donner. — il me falloit payer pour votre lettre du 23 juin 1817 dix florins à la poste, j'ai à present si regló, que les Fries m'envoient toujours les lettres de vous, car il y en eut eu quelque fois des confusions, parceque les Fries donnèrent les lettres à un tel et à un autre ainsi s'arrivât, que je reçùs vos lettres quelque fois deux trois mois plus tard, que vous l'avez ecrites, mais comme la chose est à present organisé, je tiens tous vos lettres sur le champ de Messieurs le Fries, que je trouve toujours bien complaisant — il n'éstoit pas possible de vous donner une reponse a votre lettre de 25 juin, j'étois trop occupé et encore malade, et il est difficile de vous servir dans cet affaire, croyes moi, que je traite toujours en ami avec vous, mais contre les circonstances je ne sais agir, je vous fais un autre proposition je suis prét de vous composer 12 over-

tures pour un honoraire de 140 Ducats en espece je suis prêt de vous composer 12 Thêmes avec variations pour 100 Ducats en espece, mais si vous voules faire composer 12 overtures et 12 Thêmes avec variations ensemble ou à même temps je suis en état de ne prendre plus pour les 12 overtures et les 12 Thêmes varies, que 224 ducats, dans de telles petites choses on n'est pas en état de gagner quelque chose autrement, qu'il soit un assez grande nombre, que alors procure un somme considerable, voila comme je parle franchement comme un ami à un autre, je vous assure, que je opprime bien souvent mon honneur seulement pour vous servir aussi a bon prix, qu'il m'est possible . . Vous m'aves parlé d'un Ode des paroles Angloises sur la pouvoir de la Musique sur les passions avec une traduction litterale en Allemand je l'acceptrai avec le plus grand plaisir, et aussi je tacherai de la mettre en musique le plutôt, je vous prie bien de m'envoyer cette poéme, mais pas par la poste qu'il soit a Messieurs le Fries et Comp., car autre cela il me coutoit trop, nous devons ici payer bien moins cher toutce, qu'en Angleterre, il y a encore chez moi des poemes Angleterre dont quelques sont fort belles, et j'aimerais de les mettre en musique. — Encore j'y joint a mes propositions a l'Egard des Variations et overtures, que je vous enverrai d'en mon Manuscript; et la copiature vous ne coute rien — Dernièrement j'ai publié un noveau Sinfonie en partition grave et aussi pour grande orchester — Un fois quand me temps me ne presse pas comme aujourd'hui, je vous ecrirai plus de ma Musique gravée — je crois que vous m'aves un fois ecrit d'un autre volume, que vous aves publiée de mes Chansons, je vous en prie de me l'envoyer par occasion, aussi je voue remarque, que vous faites attention d'y eviter la monotonie c'est à dire que vous mêles les serieux les tristes entre les gais etc. en changeant les modes les Mesures ausitôt deux dur un moll un dur un moll un dur etc — aussitôt la Mesure C $\frac{2}{4}$ $\frac{6}{8}$ aussitôt $\frac{6}{8}$ $\frac{2}{4}$ C, aussitot $\frac{2}{4}$ $\frac{3}{4}$ $\frac{6}{8}$ C etc. —

Portes vous bien et me donnes le plaisir d'une Reponse, parceque je sens toujours quelque plaisir d'entendre de vous des Nouvelles. —

Avec Estime et vraie amitié votre
Beethoven.

2.

„A Monsieur George Thomson a Edingbourg (en Ecosse)"

„Vienne le 11-ième
du mois de Mars
1818.

Monsieur Thompson
mon cher ami!

C'est déjà du 12 Novembre 1814, que vous aves accordé de votre propre Main pour chaque Air Ecossais quatre ducats en espèce,

mais helas bien occupé, lorsque j'ai vous envoyés dernier fois les trois airs, et parcequ'un peu en confusion, j'ai vous mis seulement pour chaque air trois Ducats en Espèce, eh bien, j'ai encore quatre ducats en espèce de vous recevoir et que je vous prie de les m'assigner chez Fries —

Dans la même lettre du 12 Novembre 1814 vous m'avez offert pour une ouverture Dix huit Ducats, quant à moi je ne me souviens tout à fait, de vous aver ecrit de cette object, mais j'espere que vous trouves mes derniers offrandes justes et amicales, soyes persuades que je fais toujours mon possible pour vous prouver mon Attachement à votre personne — je passai, il y a quelques jours, quelques tems, pour liser votre lettres à moi et je trouvai encore les poêmes anglaise, que vous m'avez envoyés un fois, j'ai presentai les poêmes à un ami de moi qui connoit parfaitement l'angue [sic] anglaise, et qui est un de nos Traducteurs le plus grandes, il a traduit les meilleurs poesies des Auteurs anglais en Allemande, il trouvât quelques des poesies, qui sont fort belles, et m'encourageat de les mettre en Musique, j'espère, que vous trouverez mes offerts si juste ainsi qu'il est possible, quand je vous demande pour dix chansons anglaises 54 ducats en espèce, à present comme j'ouis [je suis] d'une santé rejouissante, je vous montrerai avec grand plaisir mon zèle de vous servir et de vous livrer toujours le plus belle de mon Art —

Quant à moi, je vous pris [sic], de prendre de l'Egard, que vous faites l'occasion avec votre commissions ainsi qu'elles me produisent quelque fois des rondes sommes, parce qu'on gagne seulement avec des Bagatelles, quand il y a un assés quantité. — j'espère d'avoir bientôt de vous Nouvelles et que vous aimés, de vous souvenir quelque fois de votre ami bien vous attaché.

Louis van Beethoven."[1])

---

[1]) Der Brief ist (nach Thayer) ganz von Beethovens Hand und enthält mehrere Korrekturen. — Dazu bemerkt Thomson auf einem besonderen Blatte: „2 März 1818. Beethoven. Vienna. Stating that by mistake he had got but 9 instead of 12 Ducats for the Symphonies and Accompag[ts] to the last 3 Scots airs — reiterating — his zeal to employ his best efforts in composition for me — and proposing to compose six Canzonets to English verses long ago sent him, for 54 Ducats.") Wer von dem Genusse der Schottischen Lieder in der so tief und wahr empfundenen und so meisterhaft ausgeführten Beethovenschen Bearbeitung kommt, wird peinlich berührt sein von der Art, wie die Gesänge dieser Art hier zu einem Handelsartikel gemacht werden. Der Meister, dessen traurige Lebensverhältnisse diese Sorge für sein Einkommen nötig machte, hat uns entschädigt durch die großen Werke, welche dieser Zeit entstammen.

3.

„To Mr George Thomson in Edinburgh

Vienne le 25me Maj
1819

Mon cher Ami!

Vous ecrivés toujours facile très facile — je m'accommode tout mon possible, mais — mais — mais — l'honorare pourroit pourtant être plus difficile, on plustôt pesante !!!!! Votre Ami Monsieur Smith m'a fait grand plaisir a cause de sa visite chez moi — en Hâte, je vous assure, que je serais toujours avec plaisir a votres services — comme j'ai à present votre Adresse par Mr. Smith, je serai bientôt en Etat de vous écrire plus ample — l'honorare pour un Thême avec variations j'ai fixé, dans ma derniere lettre à vous par Messieurs le Friess, a moien dix ducats en or, C'est, je vous jure malgre cela seulement par complaisance pour vous, puisque je n'ais pas besoin, de me mêler avec de telles petites choses, mais il faut toujours pourtant perdre du temps avec de telles bagatelles, et l'honneur ne permit pas, de dire à quelqu'un, ce qu'on en gagne, — je vous souhaite toujours le bon gout pour la vrai Musique et si vous cries facile — je crierai difficile pour facile !!!!

Votre ami
Beethoven."

Thomson hatte auf die Rückseite geschrieben:

„25 May 1819. Beethoven. Some pleasantry on my repented requests to make his Symphs e accompgnts to our national Airs Easy — sent by Mr. John Smith of Glasq —"

Der Brief ist, nach Thayers Beischrift, mit Ausnahme der Adresse, gleichfalls von Beethovens Hand.

VI.

(zu S. 288).

Der erste Ton.

Eine Phantasie. [Von Rochlitz.] [1])

Des finstern Chaos unendliche Kräfte
Rangen kämpfend und feindlich verbunden,
Ehe begannen die Zeiten und Stunden:
Endlich erstarren die wilden, geschieden
Durch des Schöpfers gebietendes Wort! —
Doch nun von der Weisheit höchstem Gedanken
Neu vereinigt, zu Lieb' und Frieden,
Umfangen sie sich in der Ordnung Schranken,
Und wirken fort
In mächtigem, befruchtendem Streben,
Bis sie alles, was Gott gedacht,
Zum Daseyn gebracht,
Und allem, was leben konnte, sein Leben
Und ewig gebahrendes Wirken gegeben.

Und es ward Licht.
Wolken bauen den Himmel;
Die Erde grünet und blüht;
Der Vogel schwingt sich durch die Luft;
Das Thier betritt die junge Trift —;
Und es ward der Mensch
Dem Bilde Gottes gleich —
Der König in dem weiten Erdenreich! —

Doch das weite Reich war öde;
Lebensvoll, erscheint es todt —
Es war stumm!
Erschrocken, furchtsam staunend, blöde,
Sieht der Mensch die Wundergestalten
Um ihn wogen, um ihn walten,
Siehet sich, und blickt bedrängt zu Gott. —

---

[1]) Allg. Mus. Zeit. 1805. Nr. 1. (2. Oktober).

Da vernahm des Schöpfers Wort die Welt:
Jedem Leben
Sey die Kraft gegeben,
Sein Geheimniß zu verkünden,
Wie es ihm selbst gefällt!

Nun schwingen die Stürme die Flügel
Mit lautem Rauschen und Wogen;
Und die raschen Ströme
Kommen brausend dahergezogen;
Bäche flüstern gesprächig an Bäumen,
Die sich befreundet zu ihnen neigen,
Und die belebten Blätter lispeln
Freundliche Antwort. Es bricht sein Schweigen
Der düstre Stier,
Von mächt'gem Gefühl seiner Kraft bewegt;
Der Löwe brüllt,
Von heft'ger Gluth seines Stolzes erregt;
Die Lerche ruft aus goldner Wolke,
Die Nachtigall aus dunklem Hain:
Ich bin, und glücklich soll ich seyn!

Da geht auch dem Erdenfürsten
Die sehnsuchtbedrängte Seele auf:
Leise verlangend
Das schöne Weib umfangend,
Ruft auch er:
Ich bin, bin glücklich, und bin es nicht allein!
Und die schmeichelnde Echo wird wach;
Sie hallt des Glücklichen Melodieen —
Und sanfte Harmonie, sie nach.

Drum Preis dir, Ton, der du zuerst, was lebt
Empfinden halfst des Lebens volle Kraft!
Drum Preis dir, Ton, der du zuerst, was lebt,
Empfinden halfst des Lebens volles Glück!
Von Gaben, die du selbst verliehen,
Soll stets dein Opferaltar glühen;
Und wer mit reiner Brust dir Weihgeschenke gab,
Der geh' auch selbst dereinst nicht klanglos in sein Grab! —

VII.

(zu S. 446, 1).

In demselben Briefe vom 3. Juli 1823, mit welchem Schindler den Brief Schlössers aus Paris an Beethoven schickte (vgl. o. S. 422), schrieb er ihm über die Verhältnisse im Hause des Bruders folgendes:

„Ueber ihren Bruder u. seine theuern Angehörigen will ich mich denn selbst bezwingen, Ihnen so viel es die Umstände itzt erlauben mitzutheilen.

Er ist ein schwacher, leider gar zu schwacher Mensch, aber doch höchst zu bedauern. Er ist Ihr Bruder folglich auch aller Ihrer Aufmerksamkeit werth. — Diese Krankheit war u. ist der Probirstein, was er für 2 Schlangen an seiner Seite hat. Da ich denn täglich so lange er liegt, 3—4 mahl ihn besuche, u. stundenlang ihn unterhalten, so hatte ich Gelegenheit, diese 2 Personen genau zu beobachten; so kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß diese Personen, trotz ihres allverehrten Namens würdig wären, die alte ins Zuchthaus, die junge ins Correctionshaus gesperrt zu werden. Wie man einen Gatten u. Vater in seiner Krankheit so behandeln kann, könnte man von Barbaren nicht erleben; nur solche Menschen können das thun. Diese Krankheit kam ihnen beyden gerade recht, um frey u. unschenirt ihr Wesen treiben zu können. Verfaulen hätten sie ihn lassen, diese Bestien, wenn sich nicht oft fremde Menschen seiner angenommen hätten. Hundertmal hätte er sterben können, u. die eine wäre im Prater oder in Nußdorf, die andere beym Bäcker gewesen, ohne daß sie sich nur um ihn umgeschaut hätten. So blieb er denn in den Händen der Dienstboten, die ihn nicht selten allein ließen, da er doch durch mehrere Wochen kein Glied bewegen konnte. Es blieb also nichts übrig, als daß er sich eine eigene Krankenwärterin nahm, obwohl 3 weibliche Personen im Hause sind. Diese hört aber unglücklicherweise sehr schwer, folglich ist ihm mit ihr auch nicht ganz gedient. Er hat oft geweint über das Betragen seiner Angehörigen, und bat mich einstens, ganz in Schmerz versunken, ich soll Ihnen doch berichten, wie man mit ihm umgeht, damit Sie hinein kommen, u. diese beyden nach Verdienst hauen sollten. Allein sein eigenes Wohl befahl mir es nicht zu thun, u. Ihnen nichts von allem zu sagen, was vorgeht. Letzten Freitag kam ich wieder wie gewöhnlich zu ihm u. traf den Doctor bey ihm, dem er schon klagte, wie er die letzte Nacht ganz ohne Hülfe

liegen mußte, indem die Wärterin so hart schlief, daß er sie nicht erwecken konnte, was auch kein Wunder ist, da Sie schon 14 Tage nicht geschlafen hatte. Die andern liegen aber im letzten Zimmer, u. lassen ihn rufen. — Ich konnte dann meinen Unwillen nicht länger mehr zurückhalten, u. brach dann sammt dem Doctor in ein lautes Fluchen aus. Ganz natürlich war die gnädige Frau darüber ganz entrüstet, [wo] ich mir aber den Teufel daraus mache.

Es ist doch höchst unnatürlich, u. mehr als barbarisch, wenn die Frau, während der Mann krank liegt, ihren Liebhaber zu ihm ins Zimmer führt, sich in seiner Gegenwart aufputzt wie ein Schlittenroß, dann mit ihm spazieren fährt, u. den kranken Mann zu Hause schmachten läßt: — Dies hat sie sehr oft gethan. Ihr Bruder hat mich selbst darauf aufmerksam gemacht, u. ist der Narr, es so lange geduldig ansehen zu können. Entweder müßten ihm seine Hände gebunden seyn, daß er diesen Freund dulden muß, oder wie immer; kurz sein Benehmen in diesem Punkte ist mir durchaus ein Räthsel. — Ich war seit dem letzten Vorfall am Freytag erst gestern wieder bey ihm, denn nur seine Person u. seine Umstände zwingen mich ihn nicht zu verlassen, u. ihn einige Augenblicke des Tags zu unterhalten, weil sonst von seinen vielen Freunden auch nicht einer ihn besucht." [Es folgen einige meist unleserliche Worte]. — „Eben höre ich, daß es ihm heute wieder schlechter geht. — Sobald es nun möglich ist, daß er sich ohne Gefahr hinaus wagen darf, so bitte ich Sie um seinetwillen, ihn zu Ihnen zu nehmen. Er sagte mir selbst letzthin, daß er gerne auf kurze Zeit zu Ihnen gehen würde, wenn es sein Zustand gestattet. — Dr. Saxinger ist sein Artzt. Er ist ein sehr strenger Mann, u. behandelt ihn gut.

Nun über dieses Thema einstweilen genug, obwohl noch viel darüber zu sagen wäre. Ich muß Sie aber Ihres Bruders u. meinetwegen inständigst bitten, nur jetzt nichts zu thun, weil man die Sache nur noch verschlimmern würde. Das Factum ist da, u. Sie können zu gehöriger Zeit Gebrauch davon machen. Für jetzt ignoriren Sie alles, denn sonst könnte ich unter keiner Bedingung, das Haus Ihres Bruders mehr betreten, was doch itzt nicht rathsam ist. Auch würde jeder Zorn dem Bruder nur schaden, denn den Beweis habe ich von ihm, daß er nach jedem derben Auftritte immer schlechter geworden ist. Auch hat ihm der Artzt streng verboten, sich zu ärgern. Eben so kann es nicht mehr schlechter werden, als es schon war. — Schreiben Sie doch einige Zeilen an den russischen Geschäftsträger Obreskow.[1]) Es reisen stets viele Russen nach Petersburg. Vielleicht könnte man das Packet so sicher u. geschwind fortbringen.[2]) Durch die Handelshäuser geht es auch sehr langsam. Ich selbst habe im Jahre 1819 ein Paquet Bücher durch Geymüller nach Riga geschickt, das erst nach 15 Monathen in Riga ankam, denn es ging über Warschau nach Danzig, von dort zurück nach Lübeck und von dort erst nach Riga. Ueberall blieb es mehrere Wochen liegen. Am schnellsten geht es noch über Hamburg nach Petersburg — Was die 30 Kr. Postgeld

[1]) Vgl. o. S. 371.

[2]) Schindler: „das Packet für Fürst Galitzin, dessen Inhalt die Partitur der Missa sol. betrifft." S. o. S. 372, 1.

für den Briefträger betrifft, so sind Sie selbst Schuld daran, wenn Sie die Briefträger verwöhnen; denn ich hörte letzthin auf der kleinen Post, daß die Briefträger sich laut rühmen, die Ihnen die Briefe übergeben, daß wenn sie lauter solche splendide Herren zu bedienen hätten, sie bald reich werden müßten. Also sie scherzen am Ende noch darüber. Sie könnten ihnen wohl für jeden Brief 6 Kr. geben, aber nicht 30 Kr. Soviel gibt kein Fürst. —" [Das weitere bezieht sich auf die Wohnung in Wien, s. o. S. 444.]

Übrigens bin ich in tiefster sousmission

Ihr
unveränderlicher treuer
A. Schindler."

Dieser Brief setzt uns nicht nur über diesen überaus traurigen Stand der Dinge ins klare, sondern zeigt auch, wie aufopfernd Schindler zu einer Zeit, da Beethoven durch seine verschiedenen Leiden, besonders das Augenübel, sehr behindert war, sich seiner Interessen annahm, und wie ungerecht die Vorwürfe waren, welche Beethoven gegen ihn in seinen Briefen an andere aussprach (vgl. o. S. 432). Die Konversationshefte geben noch manche Andeutung über diese unerquicklichen Verhältnisse. Im April 1824 schreibt Johann: „Meine Frau hat ihren Heirathscontract zurückgegeben und leistet Caution, daß ich das Recht habe sie bei der ersten Bekanntschaft die sie wieder macht, ohne weiteres sogleich davon zu jagen." Beethoven scheint zu fragen: warum tust du das nicht gleich? Johann antwortet: „Das kann ich nicht, indem ich nicht wissen kann, ob mich kein Unglück trifft." Um die Zeit sagt ihm Schindler einmal: „Er sei nicht so schuld, als seine Frau, sagt der Bruder. — Der Bruder wird ihnen später melden, durch welche seltene List sie ihn zur Heirath genöthiget hat." —

VIII.

(Aus dem „Morgenblatt“ vom 5. November 1823 abgedruckt in der „Wiener Theater-Zeitung“ vom 15. November.[1]) Der Verfasser ist Johann Sporschil, vgl. oben S. 397/8 Anm. 4.)

„Ludwig van Beethoven gehört zu jenen Männern, welche nicht nur Wien und Deutschland, sondern Europa und unser ganzes Zeitalter verherrlichen. Mit Mozart und Haydn bildet er das unerreichte Triumvirat neuerer Tonkunst. Die geniale Tiefe, die beständige Originalität, das einem großen Gemüthe entquollene Ideale in seinen Compositionen sichert ihnen trotz Italienischem Klingklang und moderner Charlatanerie die Anerkennung jedes wahren Verehrers der göttlichen Polyhymnia. Hier nicht von seinen Werken, nur von seiner Persönlichkeit! Beethovens Leben ist, wie er sich auch selbst ausdrückt, mehr ein Intensions-Leben. Die Ereignisse der Außenwelt berühren ihn nur wenig, er ist ganz der Kunst eigen. Die späte Nacht findet ihn an seinem Pulte und der früheste Morgen ruft ihn wieder zu demselben. Unausgesetzt thätig afficiren ihn daher Mahnbriefe auf eine höchst unangenehme Weise; denn nur freie Erzeugnisse des Geistes, keine abgezwungenen, will er liefern. Ihm gilt die Kunst als Göttliches, nicht als Mittel, sich Ruhm oder Geld zu erwerben. Ein Verächter alles Scheines, dringt er auf Wahrheit und Charakter so im Leben wie in der Kunst. Als man das erste Mal seinen Fidelio gab [1814], konnte die dazu gehörige Ouvertüre nicht aufgeführt werden, man mußte eine andere, von ihm verfaßte, vorausschicken. „Die Leute klatschten,“ erzählte er, „ich aber stand beschämt; es gehörte nicht zum ganzen.“ Er ist unfähig sich zu verstellen. Wer ihn über Compositionen um seine Meinung fragt, ist, wenn er sich sie zu geben würdigt, sicher, die wahre zu erfahren. Verhältnisse, die seiner geraden Männlichkeit, seinen hohen Begriffen von Ehre zuwider laufen, bricht er. Was er will, will er gewaltig, denn er will nur das Rechte. Er ist ganz der Mann, der nicht nur nichts Unbilliges thut, sondern, was selten ist in unserer Zeit, auch nichts Unbilliges leidet. Gegen Frauen hegt

---

[1]) Danach bei Nohl Beeth. n. d. Schild. s. Zeitgen. S. 182 ff. — Der nachstehende Abdruck erfolgt nach Thayers Abschrift aus der „Theaterzeitung“.

er eine zarte Achtung und seine Gefühle für dieselben sind jungfräulich rein. Gegen Freunde ist er mild, jeder derselben hat gewiß auf irgend eine Art seine gütige Gemüthsart erfahren. Eine reiche Quelle des Witzes steht ihm zu Gebote, gegen das, was er verachtet, schleudert er beißende Sarkasmen. Leider ist die Conversation mit ihm nur von seiner Seite mündlich. Ihn entschädigt Kunst, Wissenschaft und Natur. Er ist ein großer Verehrer der Werke Goethe's; gern erinnert er sich an die Zeit, welche er mit diesem berühmten Dichter in Karlsbad verlebte. „Damals hörte ich noch besser!" setzte er, von Goethe erzählend, mit jenem leisen Tone hinzu, der ihm in gemüthlichen Augenblicken auf eine ergreifende Weise eigen ist. Vorzüglich aber liebt er die freie Natur. Nicht leicht bringt er, selbst bei dem übelsten Wetter des Winters, einen ganzen Tag im Zimmer zu, und wenn er sich im Sommer auf dem Lande befindet, ist er gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang in dem blühenden Garten Gottes — kein Wunder, daß seine Werke herrlich sind, wie die heilige Natur, die Zeit in ihrer Beschauung verlebt, ist ja diejenige, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst." Fast täglich erhält er aus allen Theilen Europas, ja selbst aus dem fernen Amerika Beweise der Anerkennung seines Talents. Sehr schmerzlich fiel es ihm, daß im verflossenen Jahre bei Gelegenheit seiner Uebersiedelung vom Lande in die Stadt, vielleicht durch Nachlässigkeit, vielleicht durch Treulosigkeit des mit dem Fortschaffen der Effekten Beauftragten — denn häufig wird der nur mit seiner Kunst Beschäftigte hintergangen — seine ganze Correspondenz in Verlust gerieth. Einst nahm er in einem Gastzimmer das Vesperbrod ein. Der Aufwärter nennt seinen Namen. Dadurch aufmerksam gemacht, naht sich ein englischer Schiffscapitain, bezeugt die außerordentliche Freude, den Mann zu sehen, dessen herrliche Symphonieen er selbst in Ostindien bewundernd hörte. Des Britten seine ungekünstelten Ausbrüche der Verehrung freuten ihn innig. Besucher aber, ihn zu sehen, liebt er nicht, seine Zeit ist ihm zu kostbar. Außer an seiner Kunst hängt er mit ganzer Seele an seinem Neffen Carl. Er vertritt dem Waisen Vaterstelle im vollen Sinne des Wortes. Außer dem Neffen lebt ihm zu Wien noch ein Bruder, Johann van Beethoven, seines Standes ein Apotheker.[1])

Beethovens Aeußeres verkündet markige Kraft. Sein Kopf erinnert an Ossian's gray haired Bards of Ullin. Das Bildnis, welches die Kunsthandlungen von diesem Fürsten der Gesänge verkaufen, hat Aehnlichkeit. Seine Bewegungen sind schnell, Langsamkeit ist ihm vor allem verhaßt. Sein Tisch ist einfach, aber gut bestellt, Wildbrät liebt er besonders, er hält es für die gesundeste Nahrung. Wein trinkt er mäßig, gewöhnlich nur rothen österreichischen, der ungarische wirkt nachtheilig auf seine Gesundheit. Er liebt es, wenn er im Winter zu Wien wohnt, nach Tische, bevor er

---

[1]) Der Satz „Außer — Apotheker" fehlt bei Nohl.

seinen Spaziergang antritt, im Kaffeehause bei einem Schälchen Kaffee die Zeitungen zu durchschauen, ein Pfeifchen zu schmauchen, wohl auch mit Freunden zu conversiren. Da er bis tief in die Nacht zu arbeiten und doch wieder sehr früh aufzustehen pflegt, geschieht es häufig, daß er nach vollbrachtem Spaziergange eine Stunde schläft. Wohnungen gegen Norden, oder die dem Luftzuge ausgesetzt sind, äußern einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit, welche gegen rheumatische Zufälle, denen Beethoven den Verlust seines Gehörs zuschreibt, höchst empfindlich ist. Darum war ihm auch der heurige nasse Sommer, den er in Hetzendorf zubrachte, außerordentlich zuwider, durch zwei Monate litt er an heftigen Augenschmerzen. Bewunderngswerth ist, daß, obschon des Sinnes beraubt, durch den er so meisterhaft auf die Geister wirkt, er dennoch, wenn er sich zum Clavier setzt, und sich seinen Phantasien überläßt, auch das leiseste Piano ausdrückt."

„Er genießt vom kaiserlichen österreichischen Hofe eine Pension, und wiewohl diese seine Bedürfnisse lange nicht deckt, verschmähte er, zur Zeit, als die Franzosen ihren Beherrscher Kaiser nannten, eine reizende Einladung.

Gegenwärtig hat er eine Messe vollendet, welche er auf Subscription herausgibt. Außer Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz, dem Erzherzog Rudolph unterzeichnete auch Ludwig XVIII. — Eine Symphonie, Quartetten, ein biblisches Oratorium, ihm durch den amerikanischen Consul in englischer Sprache aus den Vereinigten Staaten überschickt, und vielleicht auch eine Oper (Dichtung von Grillparzer) stehen zu erwarten." [1])
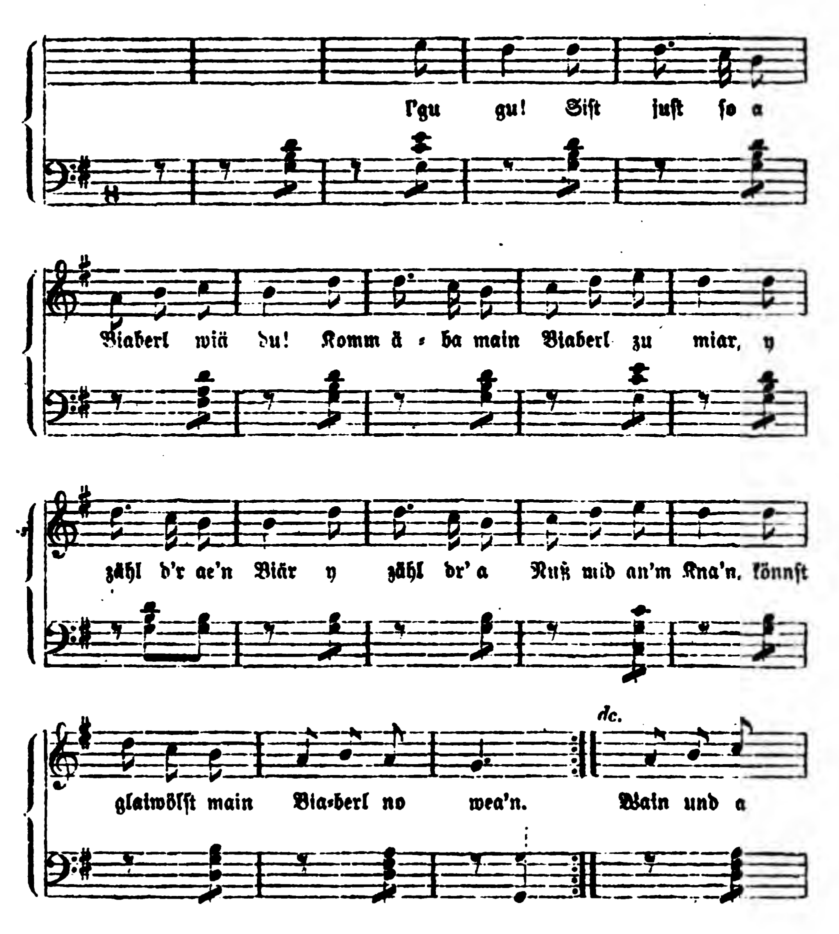
---

[1]) Bei Erwähnung der angeblichen Pension vom österreichischen Hofe unterläßt es Thayer nicht, auf das Mißverständnis hinzuweisen. Die angeführten Tatsachen stimmen alle zu der Zeit, um welche Sporschil durch den geplanten Operntext Beziehung zu Beethoven hatte.

Nachtrag.

Von dem oben S. 193 f. mitgeteilten Briefe an Simrock erhielt ich durch die Güte des jetzigen Besitzers, des Herrn E. Speyer in Shenley bei London, eine genauere Abschrift, die ich leider beim Druck des betreffenden Bogens nicht mehr verwenden konnte. Hiernach ist die Abschrift des Briefes, die ich in Thayers Materialien vorfand und nach der der Abdruck im Text erfolgte, in Einzelheiten nicht ganz zuverlässig, namentlich ist in dem zweiten der beiden beigefügten Volkslieder manches zu berichtigen. Ich lasse dasselbe umstehend nach der getreueren Abschrift folgen. Was sonst in dem Abdruck des Briefes zu verbessern wäre, beschränkt sich auf unbedeutende Kleinigkeiten.

Der Knabe auf dem Berge.



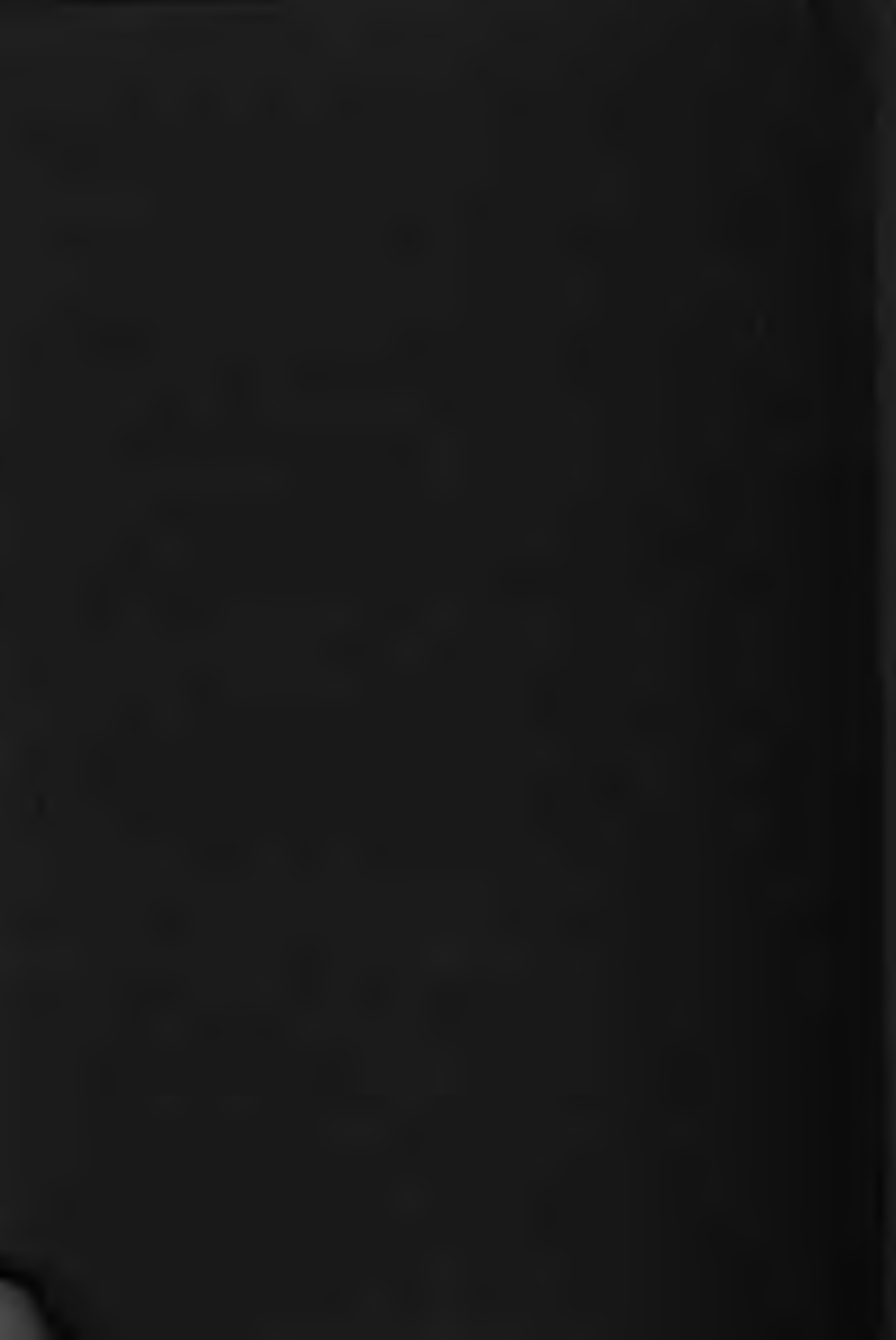
Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.

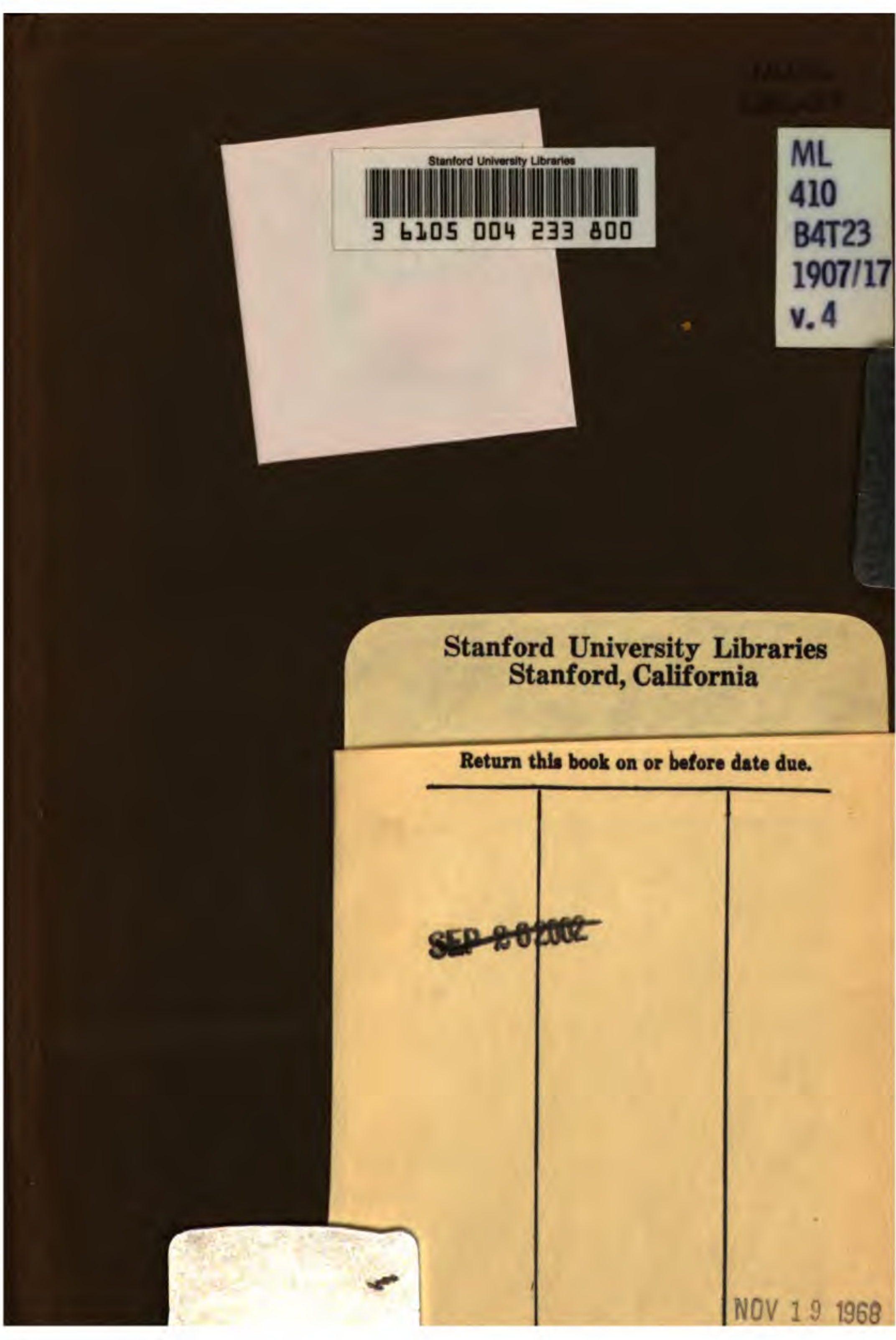
Alphabetisches Register

zum vierten Bande.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)







Stanford University Libraries
3 6105 004 233 800
ML
410
B4T23
1907/17
v. 4
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
SEP 26 2002
NOV 19 1968